Das Prinzeßchen.

Roman
von
Ewald August König.

1872. Hermann Costenoble, Jena.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

»Vivat hoch unser Schützenkönig! – Meister Bauerband soll leben hoch! Noch einmal – hoch! Und zum dritten Male – hoch!«

Also schrie der dürre Schneidermeister Worgatzki, während er seinem glücklichen Schützenbruder den zersplitterten Vogel überreichte, und alle Mitglieder der Schützengilde, welche auf der Wiese versammelt waren, stimmten in den Ruf ein.

Der Tischlermeister Mathias Bauerband hatte den grünen Hut abgenommen, um mit dem Aermel seiner Schützenjoppe die nasse Stirn zu trocknen, sein rundes freundliches Gesicht trug einen triumphirenden Ausdruck, und aus seinen kleinen glänzenden Aeuglein leuchtete eine kindliche Freude den Ruhm und die Ehre, die in diesem Augenblick ihm zu Theil wurden.

»Na, laßt es gut sein, Gevatter,« sagte er abwehrend, als der hagere Schneider seinen Ruf wiederholen wollte, »eine blinde Henne findet auch wohl einmal ein Körnchen, im Grunde genommen war's ja doch nur ein Glücksfall, daß meine Kugel den Vogel hinunterwarf. Ja, in meinen jungen Jahren hätte ich viel d'rum gegeben, dieser Ehre theilhaftig zu werden, jetzt hab' ich graues Haar, und zum Tanzen sind die Beine zu steif geworden! Laßt es gut sein – wir wollen's in aller Stille abmachen – auf Wiedersehen im weißen Hirsch, meine Herren!«

Er warf die Büchse über die Achsel und wandte dem Schneider den Rücken, aber schon im nächsten Augenblick stand der hagere Ritter von der Nadel wieder vor ihm.

»Holla, Gevatter, damit kommt Ihr nicht durch!« rief der Schneider. »Die alte gute Sitte muß gewahrt werden! In aller Stille soll's abgemacht werden? Nichts da, mit Pauken und Trompeten wollen wir's verkünden, daß Ihr den Preis davon getragen habt. Binnen einer Stunde sind wir in Eurem Hause, um Euch mit den Insignien zu schmücken und Euch sammt Eurer Königin zum Krönungsball im weißen Hirsch in festlichem Aufzuge abzuholen. So ist es bisher immer gehalten worden, so muß es auch in diesem Jahre gehalten werden.«

»Ja, so soll es sein!« riefen mehrere Stimmen. »Vivat hoch, Meister Bauerband!«

Mathias Bauerband strich nachdenklich mit der fleischigen Hand über sein glatt rasirtes Kinn, und ein Lächeln geschmeichelter Eigenliebe umspielte dabei seine Lippen.

»Wenn Ihr es nicht anders wollt, so werde ich mich fügen müssen,« sagte er, »auf Wiedersehen denn in meinem Hause!«

»Sorgt inzwischen für eine schöne Königin!« krähte der Schneider dem Davonschreitenden nach.

Meister Bauerband nickte und setzte seinen Weg fort, und wie die runde, behäbige Gesten mit dem stattlichen

Doppelkinn und dem heiter lächelnden Antlitz so würdevoll einherschritt, mußte man beim ersten Blick erkennen, daß der alte Herr sich aeines Werthes bewußt war.

Geachtet und angesehen in allen Kreisen, Besitzer eines einträglichen Geschäfts, körperlich kerngesund und mit einem allezeit heitern Temperament begabt, durfte Mathias Bauerband mit stolzer Genugthuung auf seine Vergangenheit zurückblicken und sich sagen, daß er selbst durch sein rastloses Streben, durch Fleiß, weise Sparsamkeit und einen musterhaften Lebenswandel sich sein Glück geschaffen habe.

Es mochten nun fünfundzwanzig Jahre verstrichen sein, seitdem sein Vater gestorben war.

Der alte Konrad Bauerband war ein geiziger Wucherer gewesen, seine drei Söhne hatten mit Zuversicht erwartet, er werde ihnen ein namhaftes Vermögen hinterlassen.

Aber in dieser Erwartung sahen sie sich getäuscht, sie fanden nach dem Tode des Vaters nur eine kleine Summe in der großen, mit Eisenblech beschlagenen Kiste.

Mathias benutzte seinen Antheil dazu, Holz und Werkzeuge anzukaufen und sich als Tischlermeister zu etabliren, er heirathete bald darauf seine Käthe, mit der er schon seit einem Jahre verlobt gewesen war, und erwarb sich im Laufe der Zeit ein ansehnliches Vermögen.

Theodor Bauerband übernahm das Haus, welches der Vater bewohnt hatte, und gründete ein Wechselgeschäft,

er heirathete eine junge Dame eine adliger Familie, wurde vernehm, stolz und geizig und sah nun mit Geringschätzung auf den Handwerker hinab.

Mathias wußte das, er blieb dem reichen Bankier fern, die beiden Familien verkehrten in keiner Weise mit einander.

Der jüngste Sohn des alten Wucherers, Hugo Bauerband, war schon in seinen jungen Jahren ein leichtfertiger Bursche gewesen.

Sein Talent im Zeichnen hatte ihn in das Atelier eines Malers geführt, die Ueberschätzung seines mittelmäßigen Talents war die Klippe, an welcher sein Leben scheiterte. Er hielt sich für einen vollendeten Künstler, und es war sein Unglück, daß er in den Schenken Leute genug fand die ihn in dieser Ansicht bestärkten. Er verlangte, daß seinem Genie Jeder sich unterordne, er war so kühn, das Urtheil gebildeter Kreise über seine Sudeleien herauszufordern, und nannte alle die, welche so freimüthig waren, ein richtiges Urtheil zu fällen, Ignoranten, die nicht werth seien, ihm die Schuhriemen aufzulösen.

Seine liederliche Lebensweise verleidete ihm die Arbeit, der Vater und die Brüder kümmerten sich nicht mehr um ihn, die guten Freunde, die sich an seinen Narrheiten ergötzten und hinter seinem Rücken ihn verspotteten, ließen keine besseren Vorsätze, keine Reue in ihm aufkommen; so taumelte er aus einem Rausch in den andern, ohne sich mit Sorgen um die Zukunft zu quälen.

Auch er rechnete auf die Hinterlassenschaft des Vaters, die stolzen Luftschlösser, die er darauf gebaut hatte, waren bereits fertig, als der plötzliche Tod des alten Mannes sie in Trümmer stürzte.

Der Wucherer war unerwartet in den Armen seines Sohnes Theodor gestorben, ein Schlagfluß hatte seinem Leben rasch ein Ende gemacht.

Hugo beschuldigte Theodor, er wisse, wo der Alte seine Schätze aufbewahrt habe, der sterbende Vater werde ohne Zweifel ihm das Geheimniß verrathen haben, aber Theodor wies diese Beschuldigung mit Entrüstung zurück, und nach einem sehr heftigen Austritt über diesen Punkt war das Band zwischen den beiden Brüdern für immer zerrissen.

Es hatte fast den Anschein, als ob Hugo nun entschlossen sei, die liederliche Bahn zu verlassen, er wurde Decorationsmaler, suchte und fand Arbeit und ließ sich jetzt nur noch selten in den Schenken sehen.

Er heirathete ein armes, aber sehr gutherziges und liebenswürdiges Mädchen, sie war sein guter Engel, und vielleicht wäre er von all' seinen Thorheiten und fixen Ideen geheilt worden, wenn das Schicksal ihm diesen Engel zur Seite gelassen hätte.

Es sollte nicht sein, der Tod entriß ihm das geliebte Weib, nachdem es kurz vorher einem Kinde das Leben geschenkt hatte, mit ihr wurde ihm der letzte Anker genommen.

Wenn früher sein Künstlerstolz sich gegen die erniedrigende Arbeit des Handwerkers sträubte, so unterdrückte

er diese Regungen eines falschen Ehrgefühls, indem er sich sagte, er demüthige und erniedrige sich für ein geliebtes Wesen, welches durch treue und innige Liebe ihm dafür lohne. Diese Liebe war der leuchtende Stern qcIn der Nacht, die ihn umgab, nun dieser Stern erlosch, erhoben die Stürme sich wieder, um des schiffbrüchige Wrack an den Klippen zu zerschellen.

Das alte Leben begann wieder, die alten Freunde fanden sich wieder ein, die alten Narrheiten und Thorheiten, durchflochten von fixen Ideen, durchkreuzten wieder das krankhaft überreizte Hirn des verkannten Genies.

Groll und Haß gegen die Gesellschaft, die hohnlachend ihm den Lorbeer entriß, den er selbst sich auf das Haupt gedrückt hatte, der Hader mit dem Schicksal, welches ihm den letzten Stern geraubt hatte, Zerfallenheit mit dem eigenen Ich, und das Bewußtsein, daß jeder Versuch, seinem Genie Anerkennung zu verschaffen, an der Bosheit seiner Neider und Feinde scheitern würde – das Alles trieb ihn auf die frühere Bahn zurück, auf der er im betäubenden Rausch wenigstens Vergessenheit fand.

Sein Bruder Mathias hatte sich des hülflosen Kindes, der kleinen Rosa, angenommen und dadurch Hugo von einer Sorgenlast befreit, deren Druck ihm nicht einmal fühlbar geworden war.

Hugo wurde von seinen Gläubigern gedrängt, sie drohten ihm mit dem Schuldgefängniß, schon wollten sie ihn verhaften lassen, in der Hoffnung, daß seine wohlhabenden Brüder für ihn eintreten und seine Schulden tilgen

würden, als man eines Morgens Hut und Stock am Ufer des hochangeschwollenen Flusses fand.

War er verunglückt oder hatte er selbst sich das Leben genommen – wer konnte es wissen! Seine Leiche wurde nicht gefunden, das Hochwasser hatte sie wohl zum nahen Strome mitgenommen.

Mathias und Theodor bezahlten die Schulden des Verunglückten und Rosa blieb die Tochter des Tischlermeisters, sie fand im Kreise dieser Familie nur Wohlwollen und herzliche Liebe.

An das Alles dachte der biedere Tischlermeister, während er durch die belebten Straßen langsam seinem Hause zuschritt.

Er gedachte seiner Vergangenheit, seiner freudlosen Jugend und jener Tage, in denen er mit schweren Sorgen und Stürmen gekämpft hatte, um sich eine gesicherte Existenz zu erringen.

Damals hatte er sich oft danach gesehnt, aus der Menge heraustreten und eine hervorragende Rolle übernehmen zu können, damals würde er stolz gewesen sein auf die Ehre eines Schützenkönigs, heute bereitete sie ihm kaum noch eine Freude. Er war in das Alter gekommen in welchem die rauschenden Vergnügungen ihren Reiz verloren haben, weil sie nur Ermattung, Ueberdruß und körperliche Leiden zurücklassen.

Mathias Bauerband hatte sein Haus erreicht, es war ein hohes, stattliches Haus mit einem großen Hintergebäude, welch' letzteres zur Tischlerwerkstätte diente. Neben diesem Hintergebäude lagen offene Schuppen, in denen die Holzvorräthe aufbewahrt wurden.

Die innere Ausstattung des Wohnhauses bekundete in allen Räumen den einfachen, soliden Geschmack und die Wohlhabenheit des Hausherrn. Aber Auch die Ordnungsliebe aller Einiühnm

Man erkannte überall das sinnige Walten weiblicher Hände, man fand überall Gediegenheit und Traulichkeit mit einer fast peinlichen Sauberkeit gepaart.

Der Tischlermeister schritt durch das Haus in den Hof und trat gleich darauf in die Werkstätte, aus der lustiger Gesang, verbunden mit dem Lärm, den die Hobel, Sägen und Hämmer verursachten, ihm entgegenschallte.

Mathias Bauerband stand auf der Schwelle, die Büchse auf der Achsel und den grünen Hut mit der Reiherfeder keck auf das Ohr gerückt.

»Kinder, wir machen Feierabend!« rief er mit seiner sonoren Stimme in den Lärm hinein. »Vorwärts, legt die Werkzeuge hin, morgen kommt ein neuer Tag! Konrad, Du wirst jedem Gesellen einen Thaler und jedem Lehrling fünfzehn Groschen zahlen, damit auch meine braven Arbeiter sich auf dem Schützenfeste einen vergnügten Tag machen können. Daß Ihrs wißt, Leute, ich bin bis zum nächsten Jahre Schützenkönig!«

Ein schallendes »Hurrah!« war die Antwort auf diese Anrede, dann beeilten die Gesellen sich, von der erhaltenen Erlaubniß Gebrauch zu machen.

Mathias Bauerband nickte Jedem, der an ihm vorbeischritt, freundlich zu, wechselte mit Diesem oder Jenem einige heitere Worte und legte darauf seine Büchse auf eine Hobelbank.

Er befand sich allein mit seinem Sohne, der in seiner ganzen äußeren Erscheinung das getreue Ebenbild seines Vaters war.

In einer Stunde werden sie hier sein, um mich zum Krönungsball abzuholen,« sagte er, »es wäre mir lieber, wenn Du den Vogel abgeschossen hättest, Konrad!«

Der junge Mann schüttelte das Haupt, über sein treues, ehrliches Gesicht glitt ein trüber Schatten.

»Ich finde an solchen Geschichten keine Freude mehr,« erwiderte er.

»Früher warst Du stets der Erste auf dem Schützenplatze,« fiel der Meister ihm in's Wort, »damals konntest Du den Anfang des Festes kaum erwarten. Woher kommt es, daß Du so plötzlich die Freude daran verloren hast?«

Ein verlegenes Lächeln umspielte die Lippen Konrad's, während eine verrätherische Röthe seine Wangen übergoß.

»Ich weiß es nicht,« sagte er leise, indem er einen Hobel ausklopfte, offenbar in der Absicht, seine Verlegenheit dem Vater zu verbergen.

»Konrad, sei offenherzig! Seit einigen Wochen bist Du still und einsilbig geworden, ich habe dazu geschwiegen,

eher heimlich Dich beobachtet, – Dich und unser Prinzeßchen.«

»Vater!«

»Na, glaubst Du, dessen Dich schämen zu müssen? Röschen ist ein hübsches munteres Mädchen, sie kann einen Haushalt führen, ja, Konrad, sie wäre eine Frau für Dich, wie Du vielleicht keine bessere finden könntest. Aber ich fürchte, Du wirst es Dir aus dem Sinn schlagen müssen.«

Konrad blickte betroffen den Vater an, in seinen großen blauen Augen spiegelte sich ernste Besorgniß.

»Ich glaube auch, daß Röschen höher hinaus will,« sagte er, und in dem Tone, den er anschlug, machte sich eine leise Bitterkeit bemerkbar, »sie heißt nicht umsonst das Prinzeßchen.«

»Nein, Konrad, so darfst Du nicht reden,« erwiderte der Meister mißbilligend, »Du würdest ihr großes Unrecht thun. Das Prinzeßchen ist sie, weil sie keinem jungen Manne erlaubt, ihr nahe zu treten, sie ist es wegen ihrer Schönheit, ihres Anstandes und ihrer feinen Manieren, die eigentlich so gar nicht in unsern bürgerlichen Kreis passen. Aber stolz und vornehm ist sie nicht, und höher als über unsern Stand hinaus will sie auch nicht. Du liebst sie, Konrad, aber ich glaube, sie hegt für Dich nur ein freundschaftliches Gefühl, eine schwesterliche Liebe. Na, wenn dem also ist, dann mußt Du auf Deine Wünsche und Hoffnungen verzichten, und es ist besser, Du thust es jetzt, als später, wenn die Liebe zu fest und tief wurzelt. Komm, wir wollen in's Haus gehen, das

Prinzeßchen ist meine Königin, ich habe sie absichtlich dazu gewählt. Du wirst heute Abend auf dem Balle Gelegenheit finden, sie zu beobachten, vielleicht erhältst Du Gewißheit, ob es wahr ist, was – – hm, ich will Dir die Freude nicht verderben.«

Konrad warf hastig den Hammer hin, den er kurz vorher ergriffen hatte, seine Wangen glühten, und hoch blitzte es in seinen Augen auf.

»Was sagt man?« fragte er mit bebender Stimme. »Ich bitte Dich, Vater, verschweige mir nichts, was es auch sein mag, ich kann entsagen, wenn es sein muß.«

»Der Mann muß das können,« fuhr der Meister im Tone herzlicher Theilnahme fort. »Ja, vielleicht ist es besser, wenn ich Dich vorbereite, obschon Du es eigentlich bereite wissen könntest. Von unserer ganzen Familie besucht nur das Prinzeßchen dann und wann den Onkel Theodor; der vornehme Bankier sieht sie gern kommen, und es läßt sich nicht leugnen, daß sie manches schöne Geschenk von ihm erhalten hat.«

»Sie besucht nicht den Bankier, sondern seine Tochter Eleonore,« warf Konrad erregt ein.

»Hm, Deine Mutter meint, im Grunde gelte der Besuch Röschen's dem Sohne des reichen Bankiers.«

»Hermann? – Ah – wenn die Mutter Recht hätte, dann –«

»Dann würdest Du Dich bescheiden und eine Andere zur Hausfrau wählen!«

»Aber Röschen würde unglücklich werden!«

Der alte Mann zuckte die Achseln.

»Das kann man mit solcher Sicherheit nicht behaupten,« erwiderte er. »Wenn eine innige Liebe die Beiden aneinander kettet, so wüßte ich nicht, was ihrem Glücke fehlen könnte! Wie gesagt, beobachte und fasse Deinen Entschluß. Und nun komm; die Zeit verstreicht, Röschen weiß noch nicht, welche Ehre ihr zugedacht ist.«

Gleich einem Träumenden folgte Konrad dem Vater in das Wohnhaus. Es war das erste Mal, daß ein anderes Auge in die Geheimnisse seines Herzens hineinschaute, die er bisher so ängstlich und sorgsam gehütet hatte.

War es denn möglich, daß Rosa, dieses sinnige, feinfühlende Mädchen, einen Mann lieben konnte, dessen Zügen niedrige Leidenschaften ihren entstellenden Stempel aufgedrückt hatten?

Es war ja stadtbekannt, daß Hermann Bauerband ein leichtsinniger Mensch, ein Sklave seiner Leidenschaften war! Sollte ihr das unbekannt geblieben sein? Wenn sie es nicht wußte, konnte sie es mit ihrem scharfen Blicken seinem Antlitz lesen, Konrad begriff nicht und er wollte es auch jetzt noch nicht glauben, daß sie diesen Mann ihm vorziehen konnte, ihm, der freudig sein Leben für sie hingegeben hätte!

Ja, er wollte Beide beobachten, und wenn es wahr war, was sein Vater ihm mitgetheilt hatte, dann wollte er mit der Liebe und Treue seines Bruders über Röschen wachen und seinen eigenen Hoffnungen entsagen.

Er liebte sie schon seit Jahren, so lange er zurückdenken konnte, hatte er sie von Herzen lieb gehabt, aber erst seit Kurzem war ihm dieses Gefühl klar geworden, und

in dem Augenblicke, in welchem er sich seiner Liebe bewußt wurde, fühlte er, daß nur an der Seite Röschen's sein Lebensglück ihm erblühen konnte.

Von dliesem Augenblick an galt sein ganzes Denken nur ihr, aber er war zu schüchtern, ihr seine Liebe zu gestehen, sie zu fragen, ob sie auf der Wanderung durch das Leben ihn als sein guter Engel begleiten wolle. –

Mathias Bauerbaud trat mit einem heitern Lächeln auf den Lippen in das Wohnzimmer, er näherte sich rasch seiner Nichte und begrüßte sie als die Königin des Schützenfestes.

Eine flammende Röthe übergoß das schöne, feine Gesicht des schlanken Mädchens, die corpulente Hausfrau, deren gutherzige freundliche Züge ihr jedes Herz im Fluge erobern mußten, blickte erstaunt zu ihrem Gatten auf, während Helene, die blonde Tochter des Tischlermeisters, die Stirne unmuthig in Falten zog.

»Ich die Schützenkönigin?« fragte Röschen überrascht. »Wer hat mir diese Ehre zugedacht?«

»Ah – nun folgt die Enttäuschung!« lachte Mathias Bauerband, der inzwischen Hut und Büchse abgelegt hatte. »Ja, mein Kind, etwas weniger Werth wird diese Ehre doch für Dich haben, wenn Du erfährst, daß ich den Thron mit Dir theilen werde!«

»Du, Mathias?« nahm die Hausfrau mit wachsendem Erstaunen das Wort.

»Ja, Käthe, ich werde dieses Jahr die Königskette tragen,« sagte der Meister vergnügt, und aus den kleinen klugen Augen der Hausfrau traf ihn jetzt ein Blick des

Stolzes und der Bewunderung. »Die Ehre kommt etwas spät, ich bin inzwischen ein alter Mann geworden, aber ich bin doch noch nicht zu alt, um mich ihrer freuen zu können. Ich sollte eine Königin wählen, da habe ich denn unser Prinzeßchen gewählt, ich wüßte in unserer ganzen Gesellschaft keine andere Dame, die so würdig wäre, das Diadem zu tragen. – Sei nicht böse, Helene, mein eigenes Kind durfte ich nicht wählen, und Deine gute Mutter –«

»Nein, Mathias, Du hättest keine bessere Wahl treffen können,« fiel die Hausfrau in einiger Verwirrung ihm in die Rede, »und Du hättest auch keine andere treffen dürfen. Wird die Gilde Euch hier abholen?« fuhr sie in geschäftiger Hast fort, während ihr Blick rasch das Prinzeßchen musterte, als wolle er erforschen, ob Rose im Nothfalle sich im Hauskleide der Gilde vorstellen dürfe. »Wann erwartest Du sie?«

»In einer halben Stunde werden sie hier sein,« erwiderte der Meister. »Wir Alle fahren mit.«

»In einer halben Stunde?« riefen Alle wie aus einem Munde, während Konrad gedankenvoll durch das Fenster in den Hof hinausblickte.

»Dann müssen wir uns beeilen,« fügte Rose hinzu, »ich werde bald fertig sein. Herzlichen Dank, lieber, guter Onkel, Du hast mir eine große Freude bereitet.«

»Kinder, wir haben keinen Augenblick zu verlieren,« drängte die Mutter, während sie hastig ihre Handarbeit einräumte, »Du hättest es uns früher mittheilen sollen, Mathias! Helene, Du wirst Dein blauseidenes Kleid anziehen, Rosa, Du das rosafarbene. Sputet Euch, Mädchen.«

»Gleich, gleich,« sagte Helene, nicht minder geschäftig, »ich freue mich schon auf das Aufsehen, welches unser Prinzeßchen machen wird! Nimm mir nur nicht alle Tänzer fort, Röschen!«

Die Damen eilten hinaus, der Blick Konrad's folgte ihnen, er blieb auf die Thüre geheftet, bis der letzte Schall ihrer Schritte draußen verklungen war.

»Nun?« fragte Mathias Bauerband erwartungsvoll. »Wirst Du noch nicht Toilette machen?«

»Ich werde nachkommen,« erwiderte Konrad aus seinem Sinnen erwachend.

Der alte Mann schüttelte unmuthig das Haupt und zündete eine Pfeife an, dann begann er langsam auf und nieder zu wandern, und es hatte den Anschein, als ob er über eine Sache nachdenke, die seine ganze Aufmerksamkeit erfordere.

Er brach nach einer geraumen Weile das Schweigen und brachte die Rede wieder auf Röschen, aber Konrad schnitt ihm rasch des Wert ab mit der Bemerkung, er habe über diesen Punkt seinen Entschluß bereits gefaßt.

»Ich werde Deinen Rath befolgen und mir Gewißheit zu verschaffen suchen,« sagte er mit einer Ruhe und Festigkeit, die den alten Mann in Erstaunen setzten, »wenn es im Rathe des Schicksals beschlossen ist, daß ich entsagen muß, so werde ich diesem Beschluß mich unterwerfen und dem Mädchen fortan ein treuer Bruder sein.«

Meister Bauerband nickte, sein freundliches Gesicht trug den Ausdruck innerer Befriedigung.

»So ist es Recht,« erwiderte er, »so verlange ich den Mann, fest, stark und muthig, in allen Lebensstürmen mit kräftiger Hand das Steuer führend. Wollte der Himmel, Dein Bruder Rudolf hätte Deinen Charakter!«

Er seufzte tief auf, blickte lange, in Nachdenken versunken, vor sich hin und setzte dann seinen Spaziergang wieder fort.

»Rudolf macht auch mir große Sorgen,« sagte Konrad, »ich fürchte, er ist in schlechter Gesellschaft.«

»Ja, ja, er ist leichtlebig, wie sein Onkel Hugo, der Vater Röschen's, es war. Er hätte besser gethan, meinen Vorschlag anzunehmen und ein tüchtiger Handwerker zu werden, hinter der Hobelbank wären ihm die bösen Gedanken vergangen. Und Handwerk hat einen goldenen Boden!«

»Hm, haben die Goldschmiede nicht auch ein Handwerk?« fragte Konrad.

Der alte Mann blieb stehen und hüllte sein Haupt in eine dichte Rauchwolke ein.

»Im Grunde genommen – ja!« erwiderte er, und durch den Ton, den er jetzt anschlug, klangen Groll und Aerger leise durch. »Aber sie dünken sich höher, wie wir stehen, sie halten auch den Künstlerstolz im Leibe und große Rosinen im Sack. Rudolf wollte ja auch Künstler werden, zuerst Maler, dann Bildhauer, endlich, als er einsah, daß er zur Kunst kein Talent besaß, setzte er es sich in den Kopf, Goldschmied zu werden. Hm, sein Meister rühmt ihn als einen geschickten Arbeiter, es könnte wohl etwas

aus dem Jungen werden, wenn er nur den ernsten Willen hätte, vorwärts zu kommen! Aber ich fürchte, es geht ihm, wie dem Vater unseres Prinzeßchens, er hält sich auch schon für einen vollendeten Künstler, läßt sich, wie jener, von Saufbrüdern in's Schlepptau nehmen, die seiner Eigenliebe zu schmeicheln wissen, und nachher trägt das Ende die Last. – Nein, seine Lebensweise gefällt mir durchaus nicht!«

Wieder seufzte der alte Mann, wieder beschäftigte er sich eine Weite mit den Bildern, die vor seinem geistigen Auge aufstiegen und ihn ist ängstigten.

»Wir könnten ihn in unserer Werkstätte sehr gut gebrauchen,« fuhr er nach einer Pause fort, »wir haben ja nicht Hände genug, um die Arbeit zu bewältigen, die mit jedem Tage eher zu- als abnimmt. Ihr Beide könntet über Jahr und Tag mein Geschäft übernehmen, wir sparten den Lohn für einen Altgesellen und – – na, des Menschen Wille ist sein Himmelreich!«

Mit wachsender Erbitterung wanderte der Meister immer auf und nieder, und die Rauchwolken, die er vor sich hin blies, wurden immer dichter.

»Na, Gott sei Dank, daß wir in unserm Altgesellen Strom einen Mann haben, dem wir in jeder Beziehung volles Vertrauen schenken können,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, während Konrad gedankenvoll auf der Fensterscheibe trommelte. »Strom ist ein tüchtiger, strebsamer Mann, er wird es bald zu Etwas bringen.«

»Vielleicht zu Deinem Schwiegersohne!« ließ Konrad, noch immer in Sinnen versunken, einfließen.

Der alte Mann zog die Augenbrauen hoch hinauf und ließ die Unterlippe niederhängen, aber sein Erstaunen über diese Bemerkung währte nur einen kurzen Augenblick.

»Und wenn er es werden wollte, und Helene wollte es auch, welchen Grund könnte ich vorschieben, um meine Zustimmung zu verweigern?« fragte er, indem er mit dem Daumen die Asche seiner Pfeife energisch niederstieß.

»Keinen!«

»Keinen! Sehr recht, denn diesem Mannes darf ich mit Ruhe das Lebensglück meines Kindes anvertrauen. Aber nicht hinter meinem Rücken darf er diesen Wunsch zu ermöglichen suchen, wenn er ihn hegt, dann soll er frei und offen mit mir reden. Na, wir wollen den Dingen Ihren Lauf lassen, Konrad! Haben die beiden fehlenden Gesellen Peter und Klas heute wieder gearbeitet?«

»Nein.«

»Daß der Kuckuck sie hole!« fuhr Mathias Bauerband zornig auf. »Faule Burschen sind's! Seit drei Tagen nicht gearbeitet, auf der faulen Haut gelegen, – ich werde sie fortjagen.«

»Wir können sie jetzt nicht gut entbehren!«

»Ja, das ist's eben! Sie wissen es und tanzen uns deshalb auf der Nase! Sie haben ihren Spaß an unserm Aerger, sie wissen, wie schwer es hält, Gesellen zu finden, die etwas leisten können. Aber ich thu's doch, ich jage sie fort, wenn sie's zu bunt treiben!«

So schwer auch die eigenen Sorgen auf ihm lasteten, die eine herzliche Heiterkeit nicht aufkommen ließen,

konnte Konrad sich doch eines Lächelns nicht erwehren, der alte Herr war gar zu komisch in seinem Zorne.

Mathias Bauerband rannte auf und ab, wie ein gefangenes Raubthier, und schon wollte er fortfahren, seinem Grolle Luft zu machen, als die Thüre geöffnet wurde und ein kleiner, elegant gekleideter Herr eintrat, der sich mit raschen Schritten dem alten Manne näherte und ihm zu der ihm widerfahrenen Ehre in außerordentlich lebhafter Weise Glück wünschte.

Dieser Herr machte, vielleicht ohne es zu wissen und zu wollen, einen durchaus komischen Eindruck, weniger durch seine äußere Erscheinung, als durch sein Auftreten, seine Geberden und seine Redeweise.

Er war klein und hager, dabei außerordentlich lebhaft und gelenkig. Sein völlig kahler, glänzender Schädel legte den Vergleich rnit einer Billardkugel nahe, nur die Brille, hinter der zwei neugierige Aeuglein funkelten, beeinträchtigte diesen Vergleich. Sein markirtes Gesicht trug einen sehr gutmüthigen Ausdruck, und das pfiffige Lächeln, welches die schmalen Lippen umspielte, deutete auf ein heiteres Temperament. Die gewählte Kleidung verrieth, daß der kleine Herr sich in guten Verhältnissen befand, und die Angewohnheit, mit der rechten Hand zu schlenkern, just so, als ob er eine Seifenschüssel ausschütten wolle, ließ vermuthen, daß er in früheren Jahren Mitglied der Barbierzunft gewesen war.

Diese Vermuthung täuschte nicht, Hans Beier war noch vor wenigen Jahren ein schaumschagender Jünger Aeskulaps gewesen, aber nachdem er einen Theil des großen

Looses gewonnen und die Bartschüssel vor seiner Hausthüre fortgenommen hatte, ließ er sich nur »Herr Doctor und »Herr Rentner nennen.

Der Rentner Beier war bekannt bei Alt und Jung, bei Groß und Klein, denn was auch in der Stadt sich ereignen mochte, der »Herr Doctor« war stets unter den Ersten auf dem Schauplatze des Ereignisses, und Keiner forschte so gründlich wie er nach allen Einzelnheiten des Vorgefallenen.

Er hatte Zutritt zu allen Kreisen, er war stets auf der Jagd nach Neuigkeiten, und kein Fest konnte gefeiert werden, bei dem er sich nicht in der einen oder andern Weise bemerkbar machte.

Man sagte ihm nach, daß er ein gutes Herz habe, und daß er für Alles Rath wisse, man sah in jedem Hause ihn gerne kommen, wenn er auch nur durch seine Neugier lästig fiel. –

Die umwölkte Stirne des Meisters heiterte sich auf, als er mit einigen Worten des Dankes dem kleinen Herrn die Hand reichte.

»Na, es war ein Glücksschuß,« sagte er, »wir haben bessere Schützen in der Gilde. Weshalb betheiligten Sie sich nicht an dem Königsschießen?«

Der kleine Herr stieß die Brille dicht vor die Augen und schüttete sehr energisch die Seifenschüssel aus.

»Glauben Sie denn, daß ich so dumm sein werde, mich zu blamiren?« erwiderte er fast ärgerlich. »Was Deines Amtes nicht ist, da laß Deinen Vorwitz, ich habe nur beim

Militär eine Schußwaffe in der Hand gehabt, mit dem alten Schießprügel schoß ich schon auf fünfzig Schritt über die Scheibe hinweg. Nein, altes Haus, ich stecke meine Nase nicht in Dinge, die ich nicht kenne. Welche Dame werden Sie zur Königin wählen?«

»Rathen Sie, Doctor!« lachte Mathias Bauerband.

Der kleine Herr blickte mit seinen klugen Augen den alten Mann eine Weile pfiffig an, dann heftete er den Blick auf Konrad, der bedeutsam die Achseln zuckte, als ob er andeuten wolle, er wisse es, aber werde es nicht verrathen.

»Na, ich will Ihnen etwas sagen,« brach er endlich das Schweigen, »wenn Sie mit Ihrer Königin besondere Ehre einlegen wollen dann wählen Sie Fräulein Rosa.«

»Also hat meine Wahl Ihren Beifall?«

»Natürlich!« rief der Rentner erfreut. »Ha, schöner wär's doch, wenn Konrad zum Beispiel Schützenkönig wäre, meinen Sie nicht auch, alter Freund? Ein famoses Paar – wie! Ja, ja, man kann nicht wissen, was die Zukunft bringen wird, wir müssen es abwarten!«

Er blickte, während er dies sagte, unverwandt den jungen Mann an, als ob er erforschen wolle, welchen Eindruck seine Worte auf ihn machten, sie waren Fühlfäden, die er ausstreckte, um sich über eine Vermuthung Gewißheit zu verschaffen, die er schon seit längerer Zeit hegte.

Konrad wandte das Antlitz ab, um seine Verlegenheit zu verbergen, aber Mathias Bauerband, der die Absicht des kleinen Herrn durchschaute, lachte anscheinend ganz unbefangen und erwiderte, daran habe außer

dem Herrn Doctor bisher noch Niemand gedacht, und es sei unnütz, sich den Kopf darüber zu zerbrechen.

Der Herr Doctor schüttelte ungläubig lächelnd das Haupt, aber die Ankunft der Schützengilde, welche ihren König und die Königin abholen wollte, gestattete ihm nicht, den Punkt weiter zu erörtern.

Mathias Bauerband eilte hinaus, um die Deputation zu empfangen, Konrad holte Wein aus dem Keller, um sie zu bewirthen, und der Rentner ging in seiner lebhaften Weise den eintretenden Damen entgegen, um auch ihnen zu dem frohen Ereigniß seine Glückwünsche darzubringen.

Dann wurden die Gläser angestoßen und geleert, das Musikcorps spielte vor dem Hause einen lustigen Marsch, und in Schaaren strömte inzwischen die neugierige Menge herbei, um sich an dem seltenen Schauspiel zu ergötzen.

Der Schneider Worgatzki forderte als Redner der Deputation zum Einsteigen in die bereitstehenden Wagen auf; geschmückt mit den Insignien seiner neuen Würde lud Mathias Bauerband den Rentner ein, sich an dem Festzuge zu betheiligen. Aber der kleine Herr, der in der Zwischenzeit den Mitgliedern der Deputation seine Schnupftabaksdose mehrmals angeboten hatte, lehnte die ihm zugedachte Ehre ab.

»Im Vertrauen, altes Haus,« sagte er leise, »laßt es gut sein und dringt nicht weiter in mich. Ich werde nachkommen; bin ich einmal im weißen Hirsch – dann bleibe ich auch dort, und morgen habe ich das herrlichste Kopfweh. Der Wein ist geschwefelt im weißen Hirsch – ich weiß es

aus Erfahrung, habe jede Sorte versucht – nein, ich werde zuvor in der goldenen Traube meinen Schoppen trinken.«

»Na, wie Sie wollen,« erwiderte der Meister achselzuckend, während der kleine Doctor in der Zerstreuung dem Prinzeßchen eine Prise anbot, »ich werde Sie also später wiedersehen! Konrad, komm Du auch bald nach, – und nun, meine Herren, beginnen wir, wenn's beliebt!«

Er bot dem Prinzeßchen den Arm und schritt, gefolgt von seinen Damen und der Deputation, hinaus, und ein lautschallendes »Hurrah!« empfing ihn, als er auf der Schwelle seines Hauses sich der gaffenden Menge zeigte.

Unter dem Schmettern der Trompeten und dem Rufen der Menge stiegen sie ein, und die Blicke Aller ruhten voll Bewunderung auf dem Prinzeßchen, welches das Diadem mit dem Anstande und der stolzen Würde einer Königin trug.

Der Rentner blickte dem Zuge nach, bis die dem letzten Wagen folgende Menge seinem Blick entschwunden war, dann reichte er dem jungen Manne, der neben ihm vor der Hausthüre stand, die Hand.

»Ich erwarte in der goldenen Traube Ihren Bruder,« sagte er, »wenn ich eine passende Gelegenheit dazu finde, werde ich ihm den Kopf gründlich waschen.«

Konrad zog die Brauen finster zusammen, ein herber Zug umzuckte seine Mundwinkel.

»Es wird Ihnen nur Aerger bereiten und *ihn* nicht bessern,« erwiderte er, »ich fürchte, wir werden großen Kummer an ihm erleben.«

Der kleine Herr schüttelte das Haupt, als ob er sagen wolle, er bedaure tief, daß er diese Befürchtung theilen müsse, dann schritt er, fast unablässig mit den Händen schlenkernd, langsam die Straße hinuntenr.

Zweites Kapitel.

Die Schenke Zur goldenen Traube war ein altes, berühmtes Weinhaus; sie erfreute sich schon seit einer langen Reihe von Jahren eines lebhaften Zuspruchs.

In keinem andern Weinhause der Stadt fand man einen so vorzüglichen Wein, so trauliche Zimmer und eine so heitere Gesellschaft, und der Herr Doctor Beier, der an jedem Abend hier seinen Schoppen leerte, trug redlich das Seinige zur Erheiterung der Gesellschaft bei.

In dieser Schenke war ein besonderes Stübchen reservirt für diejenigen Gäste, welche über wichtige Angelegenheiten vertraulich sich unterhalten wollten, man nannte es das Plauderstübchen, und es wurde fast täglich zu diesem Zwecke benutzt.

Heute saß in diesem Plauderstübchen ein junger Herr, der mit sichtbaren Zeichen wachsender Ungeduld Jemand erwartete. So oft draußen Schritte sich vernehmen ließen, richtete er den Blick auf die Thüre, und wenn er in solchen Augenblicken die dunklen, glühenden Augen aufschlug, so konnte man in ihnen lesen, daß eine innere Unruhe ihn verzehrte.

Dieser Herr war Rudolf Bauerband, der zweite Sohn des biedern Tischlermeisters, aber in seiner ganzen äußeren Erscheinung zeigte er keine Aehnlichkeit weder mit seinem Vater noch mit seinem Bruder.

Er war schlank und schmächtig gebaut, und sein scharf markirtes Gesicht trug die Spuren durchwachter Nächte. In den tiefliegenden, unstäten Augen loderten die Gluthen verzehrender Leidenschaften, und ein sinnlicher Zug umspielte seinen Mund, dessen Oberlippe ein schwarzer Schnurrbart beschatten. Seine Bekleidung war elegant, sie verrieth, daß der junge Herr gewohnt war, sich nur in feiner Gesellschaft zu bewegen.

Wieder richtete er den Blick auf die Thüre, während er seine Cigarre unmuthig in dem vor ihm stehenden Aschenbecher zerstampfte, und ein lang gedehntes »A–a–ah« entrang sich seinen Lippen, als jetzt der Rentner eintrat.

Der kleine Herr schüttete mit einer leichten Verbeugung seine Seifenschüssel aus, legte Hut und Stock auf einen Seitentisch und nahm darauf dem jungen Manne gegenüber Platz. Es war kein sehr freundlicher Blick, den er ihm zuwarf, während er die Brille abnahm, um ihre Gläser zu reinigen, er schien bereits zu ahnen, weshalb der junge Herr diese Unterredung wünschte.

»Sie haben mich lange warten lassen,« nahm Rudolf das Wort, nachdem er aus seiner Flasche sein Glas gefüllt und es dem Rentner hingeschoben hatte, »bitte denken Sie nicht, daß ich deshalb Ihnen einen Vorwurf machen wolle. Auf Ihr Wohl!«

Der kleine Herr hielt sein Glas gegen das Licht und betrachtete mit Kennerblicken den funkelnden Wein, dann schlürfte er langsam mit sichtbarem Behagen das Glas aus.

»Ei, ei, mein Freund, das Alter geht immer vor,« erwiderte er bedächtig, während er fortfuhr, an den Gläsern seiner Brille zu reiben, »ich fühlte mich verpflichtet, zuvor Ihrem Herrn Vater zu gratuliren.«

»Wozu?«

»Ah – das wissen Sie noch nicht? Er ist Schützenkönig geworden!«

Der junge Mann zuckte geringschätzend mit den Achseln.

»Das ist allerdings ein Ereigniß,« sagte er mit leisem Spott, »Alter schützt vor Thorheit nicht.«

Der Rentner setzte hastig seine Brille auf, in den klugen Aeuglein loderte der Zorn auf.

»Nennen Sie das Thorheit?« fragte er scharf. »Ihr Herr Vater ist ein Ehrenmann, und es kommt Ihnen wahrlich nicht zu, sein Thun und Lassen zu kritisiren. Ich sehe keinen Splitter in den Augen dieses Ehrenmannes, aber in Ihren Augen, mein junger Herr, finde ich einen ganz gewaltigen Balken!«

»Die Ehre kostet ihm eine schöne Summe,« spottete Rudolf, ohne die Zurechtweisung zu beachten, »er könnte das Geld besser anwenden.«

»Zum Beispiel, wenn er es Ihnen gäbe?« fragte der kleine Herr, während er sein Taschentuch zusammenballte,

um seinen glänzenden Schädel damit zu poliren. »O, Sie Blutegel, wie lange wollen Sie denn –«

»Herr Doctor!« fuhr Rudolf zornig auf.

»Ach was, ich sage Ihnen die Wahrheit und die Wahrheit muß Jeder ertragen können. Ich dulde nicht, daß Sie in meiner Gegenwart Ihren Vater kritisiren. Der alte Mann hat Aerger und Sorgen genug, Sie vermehren die Last, die auf seinen Schultern ruht.«

»Inwiefern?« fragte Rudolf ruhig. »Ich stehe auf meinen eigenen Füßen, mein Vater kann nicht sagen, daß ich Opfer von ihm verlange.«

Der Rentner öffnete seine Tabaksdose, nahm eine Prise und schnellte geschäftig die Tabakskörnchen von seiner Weste.

»Nicht? Kann er das nicht?« fragte er, sich mehr und mehr ereifernd. »Woher nehmen Sie denn das Geld, welches Sie mit vollen Händen zum Fenster hinauswerfen? Glauben Sie, ich wisse nicht, was ein Goldschmied-Gehülfe, wenn er fleißig arbeitet, verdienen kann? Wie? Glauben Sie, es sei mir ganz und gar unbekannt, welche Lebensweise Sie führen?«

Der junge Mann biß auf die Lippen und schleuderte einen flammenden Blick auf den kleinen Herrn, der hastig die Dose in seinen Händen drehte. Hätte er nicht ein besonderes Interesse gehabt, ihn zu schonen, so würde er ihm sicher eine grobe und verletzende Antwort gegeben haben, denn das Zucken einer Lippen verrieth, daß ein gewaltiger Sturm in seinem Innern tobte.

»Wenn man jung ist, genießt man das Leben,« sagte er mit erzwungenem Gleichmuth, »Sie werden es auch genossen haben, Herr Doctor.«

»Freilich, aber nicht in Ihrer Weise.«

»Ah – bah, das wissen Sie heute nicht mehr.«

»Doch, ich weiß es sehr genau, ich war bescheiden in den Anforderungen, die ich an das Leben stellte, und Sie sollten es auch sein, denn Sie haben wahrlich keine Ursache, über die Strenge zu schlagen! Was wünschen Sie von mir?«

Der junge Herr betrachtete prüfend die Cigarren, die in seinem Etui lagen, sein fahles Gesicht nahm einen verlegenen Ausdruck an.

»So ganz Unrecht haben Sie nicht,« erwiderte er nach einer Pause, während der er eine Cigarre angezündet hatte, »es ist nicht die richtige Bahn, auf der ich wandere –«

»Na, wenn Sie das einsehen –«

»Ja, ich sehe es ein und bin entschlossen, diese Bahn zu verlassen.«

»In allem Ernste?«

»Würde ich es Ihnen sagen, wenn es nicht mein Ernst wäre?«

Der Rentner blickte forschend den jungen Mann an, er schien die geheimsten Gedanken desselben erforschen zu wollen.

»Na, wenn es Ihr Ernst ist, junger Herr, dann ist es ein lobenswerther Entschluß,« sagte er, »und ich sehe nichts, was Sie hindern könnte, ihn unverzüglich auszuführen. Kennen Sie Fräulein Wilde?«

Rudolf zuckte zusammen, er wollte zu dem kleinen Herrn aufschauen, aber vor dem durchdringenden Blick desselben schlug er verwirrt die Augen nieder.

»Ich kann nicht glauben, daß ich mich getäuscht haben soll, als ich Sie vor einigen Abenden in das Haus treten sah,« fuhr der Doctor fort und der Ton, den er jetzt anschlug, klang scharf und schneidend, während die rechte Hand wie in heftigem Zorne unzählige Seifenbecken ausschüttete. »Wissen Sie, wer Fräulein Fanny Wilde ist? Wie? Na, sagen Sie nicht, Sie wüßten es, Niemand weiß es, und für mich ist der Glorienschein, mit dem diese junge Dame sich umhüllt, längst verblaßt. Eine schöne Dame ist sie, das muß ihr der Neid lassen, sie tritt auf wie eine Fürstin und wirft mit dem Gelde um sich, als ob sie im Besitz Fortunati's Seckel sei, aber was kaufe ich mir dafür! Eine Waise will sie sein, ihre Eltern sollen reich gewesen sein, hier will sie Landluft genießen – ja, prosit die Mahlzeit! Sie ist vor einigen Monaten hieher gekommen, um hier die Gimpel zu fangen, die so dumm sind, auf jede Leimruthe zu gehen – ha, junger Freund, es sollte mir leid thun, wenn Sie auch ein solcher Gimpel wären!«

Der kleine Herr hatte sich immer mehr in den Zorn hineingeredet, seine Aeuglein funkelten und blitzten, und sein freundliches Gesicht nahm einen ernsten, fast feindseligen Ausdruck an, aber Rudolf verzog keine Miene, er schien sich von jeder Schuld frei zu wissen.

»Ich kenne die Dame nicht,« sagte er anscheinend unbefangen, »ich erinnere mich kaum, sie gesehen zu haben, wo sie wohnt, weiß ich nicht.«

»Na, desto besser für Sie!« fuhr der Rentner fort, indem er seine Dose geräuschvoll zuklappte. »Ich kann Ihnen nur rathen, sich ihr fern zu halten. Uebrigens glaube ich auch nicht, daß Sie der Mann sind, auf dessen Fang diese Dame ausgeht. Also bleiben Sie Ihrem Entschlusse treu, junger Herr, Sie werden dadurch die Last, die auf Ihres Vaters Schulter ruht, erleichtern. Heirathen Sie, gründen Sie ein eigenes Geschäft und bestreben Sie sich, vorwärts zu kommen!«

Ein verächtlicher Zug glitt flüchtig über das Gesicht des jungen Mannes, aber der kleine Herr bemerkte ihn nicht, er beschäftigte sich damit, die leeren Gläser zu füllen.

»Ja, das ist leicht gesagt,« erwiderte Rudolf mit einem Anklage von Verlegenheit. »Mit Schulden darf man nicht in den Ehestand treten, noch ein Geschäft gründen. Ich mag meinen Eltern nichts davon sagen, der Vater würde, in seiner Weise, aus der Mücke einen Elephanten machen, und harte, verletzende Worte könnte ich nicht ertragen. Sie würden mich in's Wirthshaus zurückführen, ja, sie könnten zu einem Bruch zwischen mir und den Eltern führen. Mit hundert Thalern wäre mir geholfen, ich könnte die Schulden tilgen, mich aller Verbindlichkeiten gegen meine Freunde entledigen und ein anderes Leben beginnen.«

»Weiter!« sagte der Rentner scharf, ohne den Blick von dem jungen Manne abzuwenden.

»Ja, das ist es, was ich Ihnen sagen wollte, Herr Doctor, ich dachte mir, wenn Sie die Güte haben würden –«

Er brach ab, der Blick, den er dem kleinen Herrn zuwarf, beendete den Satz.

»Hundert Thaler – hm – ei, ei,« erwiderte der Doctor, eifrig mit seiner zierlichen Hand schlenkernd, »wie gelassen Sie das große Wort aussprechen.«

»Ich werde Ihnen natürlich einen Schuldschein ausfertigen!«

»Auch das noch! Ich fürchte nur, er ist nicht das Papier werth, auf welchem er geschrieben ist! Na, sehen Sie mich nicht so grimmig an, junger Herr, wenn Sie mich mit Haut und Haar zu verschlingen gedenken, so sagen Sie es dreist, damit ich vorher die Stiefel ausziehe! – Sie denken, ich sei ein reicher Mann – wie? Sie glauben, ich sei euch ein gutmüthiger Mann, der sich das Fell über die Ohren ziehen lasse – wie? Na, darin werden Sie sich getäuscht sehen, und es ist nicht meine Schuld, wenn die Täuschung Ihnen wehe thut. Sehen Sie, ich habe auch einen Sohn, der junge Herr ist Referendar und leider Gottes etwas leichtfertig; wenn er zu mir käme und mir sagte, er wolle nun ernst werden, heirathen und den eigenen Herd gründen, nur möge ich zuvor ihn von seinen Schulden befreien, ich sage, wenn er das thäte, so würde ich augenblicklich in die Tasche greifen und sein Verlangen erfüllen. Nun gehen Sie hin zu Ihrem Vater, sprechen Sie offenherzig mit ihm, er wird sich gewiß nicht weigern, Ihnen zu helfen.«

Mit zitternder Hand ergriff Rudolf sein Glas, Aerger und Zorn blitzten aus seinen glühenden Augen.

»Vor Ihnen habe ich mich gedemüthigt,« erwiderte er mit heiserer Stimme, »vor ihm könnte ich es nicht!«

»Weil Sie ihm Ihr ganzes Sündenregister aufzählen müßten!«

»Nicht doch, sondern –«

»Bitte, das ist der Grund, junger Herr, Sie fürchten die gerechten Vorwürfe Ihres Vaters. Bisher ist es Ihnen gelungen, ihm Manches zu verbergen, was jedenfalls zu einem Bruch geführt haben würde, nicht der Wunsch, ihm Kummer zu ersparen, sondern die Furcht vor dem Gericht bewegt Sie, ihn durch eine Maske zu täuschen. Sodann will ich Ihnen nicht verhehlen, daß ich die Aufrichtigkeit Ihrer Entschlusses nicht glaube! Sie wollen augenblicklich drückende Schulden tilgen und dann lustig auf der bisherigen Bahn weiter schreiten – o, ich kenne auch die Menschen, ich weiß, mit welchem Leichtsinn gewisse Leute eine kurze Strecke ihres Weges mit Vorsätzen pflastern können. Unter Ihren Füßen ist es kein haltbares Pflaster, Sie werden es schon morgen wieder aufreißen!«

Schweigend, mit verbissenem Grimm sah der junge Mann den Rauchwölkchen seiner Cigarre nach, dann streifte ein tückischer Blick das Antlitz des kleinen Herrn.

»Sie wollen also nicht,« entgegnete er, »ich war ein Narr, daß ich von Ihrer Freundschaft Hülfe erwartete.«

»Sie können von mir verlangen, was Sie wollen, nur zeigen Sie mir vorher, daß Sie meiner Freundschaft würdig sind!« rief der Rentner zornig, mit der flachen Hand auf den Tisch schlagend. »Ich glaube nicht an Ihre guten

Vorsätze, ich weiß nur zu gut, daß Sie mit Leuten verkehren, von denen Sie sich nicht lossagen können, und daß Sie weder die Kraft noch den Muth haben, dies zu thun! Ich weiß, daß Sie die Person waren, die ich an jenem Abend in das Haus der Fräulein Wilde treten sah, ich –«

»Natürlich wissen Sie Alles,« fiel Rudolf nun spottend in's Wort, »Sie haben Ihre Nase überall, und es ist vergebliche Mühe, daß man Sie eines Bessern belehren will. Ich kann Ihnen nur wiederholen, daß Sie sich getäuscht haben und muß es Ihnen überlassen, ob Sie mir glauben wollen.«

Er wollte sich nach diesen im höchsten Unmuth gesprochenen Worten erheben, aber der kleine Herr legte die Hand auf seinen Arm und bat ihn in einem so freundlichen Tone, zu bleiben, daß die Hoffnung, seinen Wunsch dennoch erfüllt zu sehen, wieder in seiner Seele erwachen mußte.

»Ueberlegen Sie sich Alles, was ich Ihnen gesagt habe,« versetzte der Rentner wohlwollend, »prüfen Sie sich ernst, ob Sie den Muth und die Kraft besitzen, einen Entschluß zu fassen und auszuführen; wenn Sie zu einem Resultate gelangt sind, dann wollen wir weiter darüber reden. Schon Ihres Vaters wegen möchte ich Ihnen helfen, aber wenn ich es thue, dann muß es so geschehen, daß Ihnen gründlich geholfen wird.«

Immer schärfer prägte der Zug der Ironie und Bitterkeit sich in dem Antlitz des jungen Mannes aus, und

schon wollte er auf diese sehr vernüftige Bemerkung eine jedenfalls heftige Antwort geben, als die Thüre hastig geöffnet wurde und ein Mann eintrat, der offenbar sich der Wahl der Schenke geirrt haben mußte, denn er glich eher einem Vagabunden, als einem von denjenigen Gästen, welche dieses Weinhaus besuchten.

Er war groß und hager, eine dürre, knochige Gestalt mit einer auffallend langen, scharf gebogenen Nase, einer sehr hohen Stirne, unter der die großen Augen gleich den spähenden Augen eines Adlers funkelten, und einem spöttischen, Alles verachtenden Zuge um die schmalen Lippen.

Mähnengleich fiel das graue Haar in glatten Strähnen auf die Schultern nieder und der graue, unten spitz zulaufende Knebelbart gab dem markirten, von der Sonne gebräunten Gesicht einen kühnen verwegenen Ausdruck. Es war der Kopf und die Gestalt Don Quixote's, des edlen Ritters von der Mancha, er hätte ein vortreffliches Modell zu diesem irrenden Ritter abgegeben.

Seine Kleidung bestand aus einem grauen Anzuge, der aus dem gröbsten Segeltuch angefertigt zu sein schien und der Wäsche sehnlich dürftig war, aus einem alten, zerknitterten Kalabreser Hut und fuchsrothen Stiefeln, die ihre Absätze längst verloren hatten.

In der Hand trug er ein kleines Bündel und einen knorrigen Stock.

Beim Anblick dieses Fremden war der Rentner bestürzt von seinem Sitz emporgefahren, die kleinen Aeuglein weit geöffnet, stierte er ihn an, als ob plötzlich aus dem

Erdboden ein furchtbares Gespenst drohend vor ihm aufgestiegen sei.

Der Fremde schien nicht zu bemerken, welches Entsetzen sein Erscheinen in diesem Gemach hervorrief, er warf Hut, Stock und Bündel in einen Winkel, schüttelte die grauen Mähnen und zog ungeduldig an der Glockenschnur.

»Herr meines Lebens, ist er's oder ist er's nicht?« flüsterte der kleine Mann mit zitternder Stimme.

»Wer soll es sein?« fragte Rudolf leise.

»Ah – Sie waren damals noch ein Kind, haben ihn nicht gekannt,« erwiderte der Rentner, dessen Augen unverwandt auf den Fremden gerichtet blieben. »Je länger ich ihn betrachte warten Sie, da kommt der Wirth.«

Der Fremde hatte sich an einem Tische niedergelassen, er wandte der Thüre den Rücken.

»Was wollen Sie hier?« fragte der Wirth, dessen Brauen sich beim Anblick dieses Gastes finster zusammenzogen.

Der hagere Mann wendete langsam sich um, den Lippen des Wirths entfuhr ein leiser Ausruf der Ueberraschung.

»Das ist eine sonderbare Frage,« erwiderte er mit herbem Spott, »wer dieses Haus betritt, der will Wein trinken.«

»Herrgott – der Maler!« rief der Wirth, der die Worte des Fremden nicht gehört zu haben schien.

»So? Kennt Ihr mich noch?« fragte der Gast, in dessen Augen es seltsam aufleuchtete. »Ah – das ist das Zeichen des Genies, welches sich nie verändert, dem keine Zeit,

kein Klima etwas anhaben kann! Euch würde ich nicht wiedererkannt haben, mich dünkt, Ihr seid dicker geworden, Ihr gleicht einem wandelnden Weinfaß – geht, Freund Falstaff, und sorgt, daß ich einen kühlen Trunk erhalte.«

»Der Maler!« wiederholte der Wirth, der sich offenbar von seinem Erstaunen nicht erholen konnte. »Mein Gott, seid Ihr denn damals nicht ertrunken?«

»Ich will eine andere Frage an Euch richten,« lachte der Maler, seine Mähnen schüttelnd, »eine Frage, welche dieselbe Berechtigung hat. Befinde ich mich hier in einem Narrenhause? Packt Euch und bringt mir eine Flasche Niersteiner, mein trockener Gaumen lechzt nach kühlendem Naß.«

Der Wirth schütterte das Haupt, er verstand offenbar nicht jedes Wort, denn die Grobheiten seines Geistes ließ er unbeantwortet.

»He, kennen Sie mich denn nicht mehr?« fragte jetzt der Rentner, während er dem hagern Manne eine Prise anbot.

Die Habichtsaugen des Malers richteten sich forschend auf das freundliche Gesicht des kleinen Herrn, indeß die hageren Finger rücksichtslos in die Tabaksdose hineingriffen.

»Ihr seid der Barbir Beier,« erwiderte er kühl.

»Rentner Beier, mein Bester,« berichtigte der kleine Herr, das Haupt stolz emporwerfend.

»Rentner!« spottete der Maler, der die langen Beine weit von sich ab streckte und die Hände in den Taschen

seiner Beinkleider vergrub. »Hat das Bartscheeren so viel eingebracht? Die Kunst geht nach Brod, und der Künstler verhungert auf der Landstraße, indeß die Bartkratzer in eigener Equipage fahren, bah – wir leben in einem jämmerlichen Zeitalter, und schwerlich wird es im nächsten Jahrhundert besser werden.«

»Erlauben Sie, ich habe in der Lotterie gewonnen,« fiel der Rentner ihm in's Wort, während er ein außerordentlich großes Seifenbecken ausschüttete. »Rudolf, dieser Herr ist der verschollene Bruder Ihres Vaters!«

Der junge Mann fuhr überrascht von seinem Sitz empor, von dieser Enthüllung hatte er keine Ahnung gehabt.

»Das ist ja ganz unmöglich!« sagte er bestürzt. »Der Vater Rosa's verunglückte vor zwanzig Jahren im Flusse.«

Ein ironisches Lächeln umzuckte die Lippen des Malers, während seine Habichtaugen den Jüngling scharf anblickten.

»Sind Sie ein Sohn von Mathias oder von Theodor Bauerband?« fragte er, ohne nur im Geringsten seine bequeme Lage zu verändern.

»Von Mathias,« erwiderte der Rentner, »der junge Herr hat sich auch der Kunst gewidmet, er ist Goldschmid.«

Der hagere Mann nickte befriedigt, dann reichte er dem Neffen die unsaubere Hand über den Tisch hinüber.

»Wirst auch kein Benvenuto Cellini werden, mein Junge,« sagte er mit schneidendem Hohn, »und wenn Du es wirst, dann ist es Dein Unglück! Kunstwerke tritt man heutzutage in den Staub, nur das Alltägliche, Triviale

wird von der Menge beachtet! Wenn Du ein echter Künstler bist, werden wir bald einander nahe stehen, dann reden wir wohl noch oft über Punkt. He – Falstaff, wo bleibt der Wein?«

»Trinken Sie mit uns,« lud der Rentner ihn ein, während Rudolf seinem Oheim eine Cigarre anbot, die ohne ein Wort des Dankes angenommen wurde.

»Ich kann's noch immer nicht fassen sagte der Wirth, der in diesem Augenblick zurückkehrte, hier hat Niemand daran gezweifelt, daß Sie damals ertrunken seien.«

»Ich dachte es mir,« spottete der Maler, mit seinem heftigen Ruck die grauen Mähnen zurückwerfend, »es war ja ganz natürlich, daß ein Künstler, den die Bosheit, Neid und Kabale der Verzweiflung in die Arme getrieben hatten, dieses Ende nehmen mußte! Geweint hat wohl auch Niemand, als man meinen Hut am Ufer fand?«

»Nur Ihre Gläubiger mögen im Stillen eine Thräne vergossen haben,« scherzte der Rentner.

»Ja, meine Gläubiger!« fuhr der Maler, die Stirne runzelnd, fort. »Weshalb drohten sie mir mit dem Schuldgefängniß? Ich wollte Ruhe haben vor ihnen, das Gesindel hätte mich noch über den Ocean verfolgt, wenn ich nicht den Schlußact des Trauerspiels in Scene gesetzt hätte! Sie sollten glauben, ich sei oben im besseren Jenseits.«

»Na? Und drüben?« fragte der Rentner neugierig.

Der hagere Menn zuckte verächtlich die Achseln und blies ihm eine dichte Rauchwolke in's Gesicht.

»Drüben habe ich wenigstens besseren Tabak getaucht, wie dieses Unkraut,« entgegnete er. »Rosen blühen dort

für den Künstler auch nicht, ich bin zurückgekommen, wie ich hinging, ein armer Teufel, dem schon an der Wiege das Hungerlied gesungen wurde.«

Da auf diese Bemerkung keine Antwort erfolgte, schlug der Maler die Augen auf, und als er nun die Blicke Aller mit dem Ausdruck des Erstaunens auf sich gerichtet sah, lachte er.

»Sie denken, weshalb ich unter solchen Verhältnissen zurückgekommen sei?« fragte er, die Beine langsam übereinander schlagend. »Meiner Familie wird's freilich nicht angenehm sein, und auf mein Kind, wenn es noch lebt, werde ich auch nicht rechnen dürfen, denn sie haben ihm gewiß so viel Schönes von seinem Vater erzählt, daß – bah, was liegt mir daran, ich wollte nur meine Heimath noch einmal sehen, die Heimath kann Niemand vergessen!«

Er fuhr mit der Hand langsam über die Stirne und ließ sie eine Weile auf seinen Augen ruhen, dann glitt sie leise nieder bis zu dem spitzen Knebelbart, mit dem sie lange sich beschäftigte.

»Du wirst einen freundlichen, herzlichen Empfang hier finden, Oheim,« sagte Rudolf mit mehr Herzlichkeit, als die welche ihn kannten, bei ihm zu finden erwarten konnten, »ich bin fest überzeugt, daß auch Rosa sich freuen wird –«

»Laß' das, mein Junge,« fiel der Maler in einem weit freundlicheren Tone ihm in's Wort, »der Erfolg wird es ja lehren. Ich mochte ihnen heute nicht schon in's Haus fallen, ich will damit warten bis morgen, das Gerücht kann

sie zuvor von meiner Auferstehung von den Todten unterrichten.«

Sein Blick streifte bei den letzten Worten bedeutsam das Gesicht des Rentners, der eifrig seinen glänzenden Schädel polirte.

»Sie würden auch heute Niemand zu Hause treffen,« sagte der kleine Herr, den der Blick ärgerte, »Ihr Bruder Mathias ist Schützenkönig und das Prinzeßchen, Ihre Tochter, Königin, die ganze Familie ist vor einer Stunde abgefahren, um dem Krönungsball im weißen Hirsch beizuwohnen. – Herr Wirth, schicken Sie uns noch eine Flasche Niersteiner.«

»Schützenkönig!« wiederholte der Maler mit spöttischem Lachen. »Na – meinetwegen, was kümmert's mich! – Mathias war der beste meiner beiden Brüder, wie geht's ihm?«

»Er hat ein eigenes Haus und ein blühendes Geschäft,« entgegnete der Rentner, »aber so weit wie Ihr Bruder Theodor hat er's nicht gebracht.«

»Der ist wohl steinreich geworden?«

»Reich, vornehm und stolz!«

Der hagere Mann hob das Haupt empor und blickte ihn fragend an. Ein seltsames Gemisch von Haß, Aerger, Enttäuschung und verbissener Wuth prägte sich in seinem markirten Antlitz aus, während aus den glühenden Augen flammende Blitze schossen.

»So ist es also doch nicht wahr, daß unrecht Gut nicht gedeiht!« rief er, bebend vor Zorn. »Ha, wenn es eine Gerechtigkeit gäbe, müßte er am Bettelstabe von Thür zu

Thür wanken, ein alter, gichtbrüchiger Lazarus! – Oder er müßte im Zuchthause hinter dem Spinnrade sitzen!« fügte er, seine heisere Stimme dämpfend, hinzu. »Reich, vornehm und stolz! Ha, er war immer ein hochmüthiger Pinsel und daneben ein bornirter Mensch, der an einem Nürnberger Bilderbogen so viel Gefallen fand, wie an einem echten Rubens.«

»Na, dafür konnte er um so besser rechnen,« schaltete der Rentner ein, »er hat das bewiesen.«

»Er ist verheirathet?« fragte der Maler, aus seinem Brüten emporfahrend.

»Er hat ein Fräulein von Wurzer geheirathet. Die junge Dame soll außer ihrem Adel nichts gehabt haben –«

»Was schadete das?« warf der hagere Mann erbittert ein. »Er hatte ja genug!«

»Damals wohl noch nicht!«

»Nach dem Tode unseres Vaters besaß er genug, Herr!« rief der Maler, mit der Hand auf den Tisch schlagend, daß die Gläser klirrten. »Wollen Sie mir das glauben, oder nicht?«

Er sah den kleinen Herrn drohend an, so drohend, als ob er ihn darauf aufmerksam machen wolle, daß er ihn niederschlagen werde, wenn er sich erkühne, nur den leisesten Zweifel zu äußern.

»Wollen Sie es mir glauben?« fragte er noch einmal.

»Wenn Sie es mir sagen –«

»Ja, ich sage es, und ich werde es ihm selbst noch einmal in's Gesicht sagen, daß er uns betrogen und bestohlen hat. Haben Sie meinen Vater gekannt?«

»Gewiß, ich kam wöchentlich zweimal zu ihm. Ein lieber, guter Herr!«

»Der wollen wie dahin gestellt sein lassen, andere Leute sagen, er sei ein geiziger Filz gewesen. War er nicht ein Wucherer, wie?«

»Ja, ich glaube, daß er Geld auslieh.«

»Na, wer sich damit befaßt, der muß auch Geld haben! Und er hatte Geld, ich weiß es.«

»Ja, er hatte Geld,« sagte der kleine Herr nachdenklich, während Rudolf mit wachsendem Erstaunen bald auf ihn, bald auf seinen Oheim den Blick richtete.

»Und als er todt war, da fanden wir nichts in der großen Kiste, die in seiner Schreibstube hinter dem Pult stand!« rief der Maler heiser.

»Nichts?« fragte Beier, sein kahles Haupt erhebend. »Ich meine doch –«

»Ach was, es war eine Lumperei, drei oder viertausend Thaler. Wir haben das ganze Haus durchsucht, ohne etwas zu finden; Theodor aber wußte, wo das Geld versteckt war. In seinen Armen ist der alte Mann gestorben, als wir, zu spät von dem Schlaganfall benachrichtigt, in's Haus traten, war er schon todt. Der alte Mann hat vor seinem Ende gebeichtet, er hat dem Sohne gesagt, wo wir das Geld finden würden, das ist mir so klar, wie das Sonnenlicht.«

Der Rentner stieß die Brille vor die Augen und blickte den hageren Mann verweisend an.

»Wie dürfen Sie das behaupten, wenn Sie es nicht beweisen können?« fragte er entrüstet. »Es wäre ein Verbrechen, welches das Gesetz mit Zuchthaus bestraft, verehrtester Herr, wollen Sie das gütigst bedenken! Wollen Sie ferner bedenken, daß wir uns nicht unter vier Augen befinden, und daß der Mann, den Sie dieses Verbrechens beschuldigen, einer unserer ersten und geachtetsten Mitbürger ist!«

Der Maler hatte sich von seinem Stuhl erhoben und den Inhalt seines Glases in die lange Kehle hinunter geschüttet, er wanderte jetzt in dem keineswegs geräumigen Gemach auf und ab, und es schien ihm außerordentlich gleichgültig zu sein, daß er auf diesem Spaziergange bald mit einer Tischecke, bald mit einem Stuhle in unsanfte Berührung kam.

»Das sind die Vortheile des Schutzes, den das Gesetz dem bemittelten Bürger bietet!« höhnte er, mit den langen Armen in der Luft umherfechtend. »Wenn ein armer Teufel ein Brod stiehlt, um seine hungernden Kinder zu sättigen, dictirt das Gesetz ihm entehrende Strafe, wenn ein angesehener Bürger seine Verwandten bestiehlt, schützt das Gesetz ihn vor der Rache der Bestohlenen. Weshalb hat der Lump damals so rasch das väterliche Haus gekauft?«

»Waren Sie denn nicht damit einverstanden?« fragte der Rentner mit gemessener Ruhe.

»Nein, aber Mathias gab seine Zustimmung, er wollte sich mit dem Bruder nicht überwerfen, und mit Gewalt konnte ich's nicht hindern!«

»Aber das Haus hätte ja ohnedies verkauft werden müssen,« warf Rudolf ein, der den Bankier in Schutz nehmen zu müssen glaubte. »Da war's doch besser, daß –«

»Hollah, pfeift der Wind daher?« rief der hagere Mann mit einem gewaltigen Lufthieb. »Seid Ihr Alle von dem reichen, vornehmen Manne bestochen?«

»Ich bin nicht der Freund meines Oheims, erwiderte Rudolf, den flammenden Blick des Malers voll aushaltend.

»Nicht? Desto besser! Ich hoffe, wir werden gute Freunde werden!«

Der kleine Herr schüttelte das Haupt, als ob er sagen wolle, er theile diese Hoffnung nicht, dann schlürfte er langsam und bedächtig sein Glas aus.

»Wenn der alte Mann Schätze hinterlassen hätte, so würde man sie in der eisernen Kiste gefunden haben,« erwiderte er, »auf leere Vermuthungen hin darf man Niemand anklagen!«

»Aber ich thue es und weiß, daß ich berechtigt dazu bin, ich werde ihm die Anklage in's Gesicht schleudern. Andeutungen hat mein Vater zu seinen Lebzeiten oft gemacht, aber man konnte nie recht klug daraus werdens wenn ich meine subjective Ansicht äußern soll, so ist es die, daß er im Keller ein geheimes Versteck hatte. Das wird nun Niemand mehr erforschen und beweisen können, denn der, welcher das Nest ausgenommen hat, wird es auch zerstört haben.«

»Im Keller?« fragte der Rentner nachdenklich.

»Ja, im Keller!« wiederholte der hagere Mann, der jetzt vor ihm stehen blieb und zornig die grauen Mähnen schüttelte. »Sie kamen ja oft in's Haus, haben Sie den alten Mann nie darüber ertappt, daß er verstärkt und verwirrt aus den unterirdischen Räumen –«

»Nein!« fiel der kleine Herr ihm ärgerlich in's Wort. »Er ist damals viel darüber gefabelt worden, ich habe das Geschwätz nicht beachtet, weil ich einsah, daß es nichts weiter, als ein thörichtes, unsinniges Gerede war. Wenn Sie zurückgekehrt sind in der Hoffnung, hier etwas herauszuschlagen, dann werden Sie sich bitter getäuscht sehen, lieber Herr; Sie werden nur Zwietracht säen und Haß ernten.«

Er hatte sich bei diesen Worten erhoben, mit dem Hute und dem Stocke in der Hand stand er vor dem hagern Manne, zu dem er trotzig, fast herausfordernd hinaufschaute.

»Ich gehe jetzt in den weißen Hirsch,« wandte er sich nach einer Pause zu Rudolf, wenn Sie mich begleiten wollen soll es mir recht sein, wollen Sie aber hier bleiben, dann rathe ich Ihnen, lassen Sie sich von diesem Manne nicht in's Schlepptau nehmen.«

Der Maler lachte höhnisch, die Gluth der Entrüstung färbte die Wangen des jungen Mannes.

»Ich glaube alt genug zu sein, um zu wissen, was ich zu thun und zu lassen habe,« erwiderte Rudolf mit einem zornigen Blick auf den Rentner, der gleichgültig die Achseln zuckte; »ich werde meinem Oheim Gesellschaft

leisten, um ihm die Verhältnisse unserer Familie klar zu legen, vielleicht komme ich später nach.«

»Vielleicht!« rief der Maler spottend. »Ich werde nicht kommen, das können Sie meinem Bruder sagen, um ihn zu beruhigen, mein Packtuchanzug wäre eine schlechte Illustration zu dem Flitterstaat, mit dem der alte Narr sich behangen hat! Ich komme morgen, es hat keine Eile, denn auf einen sehr freundlichen Empfang darf ich keinesfalls rechnen. Leben Sie wohl!«

Er warf mit heiserem Lachen hinter dem kleinen Herrn, der mit sichtbaren Zeichen des Aergers hinausgegangen war, die Thüre dröhnend in's Schloß und setzte sich dann wieder zu seinem Neffen, um mit ihm über die Familienverhältnisse zu plaudern.

Drittes Kapitel.

Meister Mathias Bauerband hätte in Wahrheit keine bessere Wahl treffen können, als die Nothwendigkeit an ihn herantrat, unter den ihm bekannten Damen eine Königin zu wählen.

Es herrschte im Ballsaale nur eine Stimme über die bezaubernde Schönheit und den edlen, würdevollen Anstand Rosa's, neben der Helene ganz und gar in den Hintergrund treten mußte.

Die jungen Herren wetteiferten mit einander, der Königin des Festes zu huldigen, und mit Stolz sah Mathias Bauerband die Triumphe, welche seine schöne Nichte feierte.

Im Herzen Helene's und der Mutter wollte sich der Neid regen, aber sie unterdrückten ihn, sie liebten Rosa ihres edle Charakters weg und gönnten ihr gern die Freude, die in den leuchtenden Augen des schönen Mädchens sich widerspiegelte.

Meister Mathias eröffnete mit dem Prinzeßchen den Ball; als er sie zu ihrem Sitz zurückgeführt hatte, näherte sich der Familie ein junger Herr, bei dessen Anblick die Brauen des Meisters sich leicht zusammenzogen, während in den Augen Rosa's ein Strahl der Freude aufblitzte.

Dieser junge Herr, der in seiner eleganten Balltoilette sich so leicht und sicher bewegte, war Hermann, der Sohn des Bankier Bauerband, derselbe, den Meister Mathias in Verdacht hatte, daß er bereits das Herz des Prinzeßchens erobert habe.

Eine große, schlanke Gestalt mit feinen ebenmäßigen Zügen, mußte seine äußere Erscheinung durchaus vortheilhaften Eindruck machen, sie war die Erscheinung eines Mannes, der neben seiner umfassenden Erziehung schon früh die Genüsse des Lebens gekostet und in allen Kreisen der Gesellschaft Erfahrungen gesammelt hat.

Das stand auch mit deutlicher Schrift auf seinem blasirten Antlitz geschrieben; wer die Runen dieser Schrift entziffern wollte, der las in ihnen Genußsucht mit Uebersättigung gepaart, und wer ihm tief in die dunklen, glühenden Augen schaute, der fand in ihnen Leidenschaften, deren auflodernde Gluthen jedes edle Gefühl im Herzen ersticken mußten. Er kam, um der Königin des Festes zu

huldigen, und Rosa nahm mit einem freudigen Lächeln auf den schönen Lippen diese Huldigung an.

Ohne den unfreundlichen Blick seines Oheims zu beachten, nahm er neben ihr Platz, dann wandte er sich zu den beiden anderen Damen und sagte auch ihnen einige Schmeicheleien in einer so feinen Weise, daß Helene und deren Mutter sich hoch geehrt fühlen mußten.

Rosa bewilligte ihm ohne Zögern den Tanz, um den er bat, und als bald darauf Konrad erschien, hatte sie für ihn nur noch einen Tanz übrig, auf den er in seiner Verstimmung über die Anwesenheit Hermann's unter dem Vorwande verzichtete, er sei kein Freund des Walzers und fühle sich überhaupt heute nicht aufgelegt zum Tanz.

Meister Mathias warf ihm einen ernsten, verweisenden Blick zu, die Mutter schüttelte billigend das Haupt und Rosa sah ihn betroffen an, aber der Sohn des Bankiers lachte und meinte, während er durch seine goldene Lorgnette den Vetter geringschätzend anschaute, Konrad habe eine außerordentlich schlechte Laune mitgebracht, unter solchen Umständen bleibe man besser zu Hause.

Rosa wollte den Vetter rechtfertigen, aber ehe sie dazu kam, erhob Helene sich und bat den Bruder, sie an's Buffet zu führen.

Er reichte ihr den Arm, sie gingen hinaus, die Blicke der Eltern folgten ihnen mit ernster Besorgniß.

»Ich bitte Dich, störe unsere Freude nicht,« sagte Helene, als sie draußen sich mit dem Bruder allein befand, »es ist uns Allen ja nicht angenehm, daß er sich uns aufgedrängt hat.«

»Aber ihr ist es angenehm,« erwiderte Konrad, dessen treues Gesicht ein dunkler Schatten umwölkte, »ihr – – Helene, wenn sie diesen Mann lieben könnte, – aber nein, ich darf und will es nicht glauben!«

Theilnehmend blickte Helene den Bruder an, sie fühlte, wie sein Arm unter ihrer Hand zitterte.

»Und wenn es so wäre, dann dürfte Niemand d'reinreden flüsterte sie bewegt, »die Liebe eines jungen Herzens ist eine zarte Blume, die keine rauhe Hand berühren darf. Es führen viele Wege durch das Leben, Konrad, und selten ist ein Mensch so glücklich, daß er auf dem Wege wandern darf, den er gern für sich wählen möchte. – Du hast etwas gegen Hermann!«

»Etwas?« entgegnete Konrad mit mühsam erzwungener Fassung. »O, ich habe viel, sehr viel gegen ihn, ich weiß, daß *er* Rosa nimmer glücklich machen wird.«

»Wie kannst Du es wissen? Wenn sie ihn liebt –«

»So liebt sie einen Unwürdigen!«

»Still, Konrad, wenn man unser Gespräch belauschte, wüßte morgen die ganze Stadt, daß Du scheel auf Deinen Vetter siehst, weil er dem Prinzeßchen den Hof macht! Sei klug und geduldig, der Tag endigt nicht immer, wie er anbricht, und noch hast Du keine Ursache, eifersüchtig zu sein und Deine Hoffnungen zu Grabe zu tragen.«

In Sinnen versunken, blickte Konrad lange schweigend vor sich hin, nur das krampfhafte Zucken seiner Lippen verrieth, welche gewaltige Stürme ihn durchtobten.

»Wenn sie ihn liebt,« murmelte er. »Ich kann es nicht fassen, aber es muß dennoch so sein, ich las es in ihren Augen, daß er ihr nicht gleichgültig ist.«

»Wenn ihr Bund oben im Himmel geschlossen ist, so kannst Du ihn nicht trennen,« erwiderte Helene mit warmer Theilnahme. Röschen ist Dir gut, ich weiß es, aber wenn sie nur das Gefühl eine schwesterlichen Liebe für Dich hegt, »dann mußt Du mit dieser Liebe Dich begnügen, Konrad. Sieh, ich habe das Alles längst vorausgesehen. Röschen besuchte oft unsere Verwandten, Onkel Theodor lud sie häufig ein, da dachte ich mir, daß Hermann dem schönen Mädchen mehr Aufmerksamkeit schenken werde, als Dir lieb sein könne. Röschen hat bisher kein Wort mit mir darüber gewechselt, sie mag wohl noch nicht das Bedürfniß gefühlt haben, mir ihr Herzenageheimniß anzuvertrauen, und ich mochte mich in dieses Geheimniß nicht eindrängen. Da konnte ich nicht rathen, noch warnen, nicht auf Deine Liebe aufmerksam machen – wozu auch, sie weiß ja selbst, wie sehr Dein Herz an ihr hängt! Aber wenn Du es wünschest, dann spreche ich morgen mit ihr, die Ereignisse dieses Ballabends werden mir einen Anknüpfungspunkt bieten, ich glaube, es wird mir gelingen, einen Blick in die innersten Tiefen ihres Herzens zu werfen.«

»Nein, nein,« fiel Konrad hastig ihr in's Wort, »thue das nicht, die Ungewißheit ist mir lieber, so lange ich nicht die Gewißheit hegen darf, daß sie meine Liebe erwidert.«

»Nun, dann müssen wir den Dingen ihren Lauf lassen,« sagte das Mädchen treuherzig, »es kommt ja doch

Alles, wie es kommen soll! Ich muß in den Saal zurückgehen, der Tanz beginnt sogleich, und ich bin engagirt; dort kommen meine Freundinnen, ich werde mich ihnen anschließen, wenn Du mich nicht begleiten willst. Sei freundlich, Konrad, es muß Mancher eine heitere Miene zeigen, dessen Herz aus tausend Wunden blutet.«

Sie lächelte ihn an, drückte ihm leicht die Hand und ging den Freundinnen entgegen.

Konrad wechselte einige Worte mit den Mädchen und trat gedankenvoll in das Schenkzimmer, er vermied den Ballsaal, weil er seinem Vetter nicht mehr begegnen wollte.

Aber auch hier litt es ihn nicht lange, es redeten zu viele Personen ihn an, die ein Gespräch mit ihm anknüpfen wollten, überdies war die Luft in diesem Raume so schwül, daß sie ihn zu ersticken drohte.

Er ging hinunter in den Garten, der hinter dem Gasthofe lag, hier in der frischen, kühlen Nachtluft konnte er wieder frei aufathmen.

Wie ruhig die Millionen leuchtender Sterne dort oben ihre Bahnen zogen! Der Nachtwind rauschte leise in den Bäumen und unter den Füßen des einsamen Wanderers raschelte das dürre Laub, welches die Herbstwinde abgeschüttelt hatten.

Der junge Mann trat in eine Laube und ließ sich auf einer Bank nieder, sein Blick schweifte hinauf zu den erleuchteten Fenstern des Ballsaales, an denen die Schatten der tanzenden Paare vorüberhuschten.

Es war ihm, als ob eine unwiderstehliche Gewalt ihn dorthin zöge, dorthin, wo sie weilte, die er über Alles liebte!

Aber was sollte er dort? Er war ihr ja gleichgültig, sie wiegte sich in den Armen eines Andern, und aus ihren dunklen Augen leuchteten Glück und Freude.

Ha – wie er diesen Andern haßte! Krampfhaft ballten seine Hände sich zusammen, indeß der glühende Blick stier auf den Fenstern ruhte!

Aber hatte er ein Recht, ihn zu hassen? Konnte er Hermann vorwerfen, daß er mit unehrlichen Waffen gegen ihn kämpfe? O, er war immer unehrlich gewesen, damals schon, als sie noch mitsammen zur Schule gingen.

Derzeit schon waren die Tücken seines Charakters oft in den Vordergrund getreten, sie hatten ihm das Herz Konrad's entfremdet.

Er erinnerte sich jener Jahre noch genau.

Wie oft hatte Hermann mit boshafter Schlauheit eine Schuld von sich abgewälzt dadurch, daß er seinen Vetter verdächtigte! Wie oft hatte er ihm mit tückischer Bosheit vorgeworfen, Konrad sei nur der Sohn eines armen Handwerkers und selbst für den Handwerkerstand bestimmt, während er, der Sohn des reichen Bankiers, die höchsten Stufen ersteigen werde!

Ja, damals schon hatte er durch seine Tücke und seinen Hochmuth einen Funken Haß in das Herz seines Vetters geworfen, und dieser Funken war noch nicht erloschen, er konnte plötzlich in heller Gluth auflodern.

Ihre Wege hatten sich bald getrennt, Hermann besuchte eine höhere Schule, Konrad mußte hinter der Hobelbank seines Vaters des Lebens Last und Mühen kennen lernen. Sie sahen sich selten, die Familie des Tischlermeisters verkehrte nicht mit der Famile des Bankiers, der Stolz im Hause des letzteren bildete eine unübersteigbare Schranke zwischen diesen beiden Familien.

Nur Röschen besuchte dann und wann den Onkel Theodor, wer wollte und durfte es ihr verbieten!

Daß diese Besuche seinen Wünschen und Hoffnungen, insoweit sie sich auf Röschen bezogen, den Todesstoß geben könnten, hatte Konrad nie vermuthet; wie hätte er auch ahnen können, daß der reiche, hochmüthige Sohn des stolzen Bankiers sich so tief erniedrigen werde, um die Liebe eines armen Mädchens zu werben?

Wenn er jetzt darüber nachdachte, dann begriff er nicht, daß er so ruhig und arglos über diese Gefahr hinweggegangen war, daß er sie so nahe an sich hatte herantreten lassen, ohne eine Ahnung von ihr zu haben.

Wieder traf ein flammender Blick aus den Augen des jungen Mannes die erleuchteten Fenster, er hätte hinaufeilen und ihn zum Kampfe auf Tod und Leben herausfordern mögen.

Ruhig, armes Herz, es ist nicht die letzte Hoffnung, die Du zu Grabe tragen mußt, nicht die letzte schmerzliche Entsagung, die das Schicksal Dir aufbürdet! Die Wege, die durch das Leben führen, sind nicht alle glatt und

eben, wohl dem, der im Kampfe mit dem Geschicke gestählt wird, daß er mit heiterem Muth über das spitze Gestein hin wegschreiten kann!

In farbenfrischen Bildern zog die Vergangenheit an dem geistigen Auge Konrad's vorbei, und aus jedem Bilde lächelten die seelenvollen Augen Röschen's ihn an.

Aber hatte er denn Alles verloren? War es gewiß, daß er dem Glücke entsagen mußte, auf welches er so fest gehofft hatte?

Nein, diese Gewißheit hatte er noch nicht, und vielleicht hing es nur von ihm ab, sich das Glück zu sichern, welches er im Geiste schon zusammenstürzen sah.

Es war nicht die rechte Weise, wenn er wartete, bis Hermann ihm zuvorkam, er mußte das entscheidende Wort sprechen, welches ihm Gewißheit verschaffte.

Ja, das wollte er, Röschen sollte erfahren, wie innig und glühend er sie liebte. Und sagte sie ihm dann, daß sie seine Liebe nicht erwidern könne, dann – – – die Welt war so weit, und in der Fremde konnte man vielleicht das Bild vergessen, welches man in der Heimath stets vor Augen sah.

Konrad erhob muthig das Haupt, dieser Entschluß beschwichtigte den Sturm in seinem Innern.

Er wollte sich erheben und in den Ballsaal zurückkehren, jetzt konnte er ruhig seinem Nebenbuhler gegenübertreten. Da vernahm er in der Nähe Stimmen, zwei Personen schritten langsam an der Laube vorbei, Konrad sank auf seinen Sitz zurück, er hatte Röschen und

Hermann erkannt. Sie traten in eine Nebenlaube, Konrad konnte deutlich jedes Wort vernehmen, welches sie sprachen.

Im ersten Augenblicke wollte er sich entfernen, aber er führte diesen Vorsatz nicht aus, der Dämon Eifersucht fachte den schlummernden Funken des Hasses an, er flüsterte ihm zu, jetzt werde er Gewißheit erhalten.

»Wie wohlthuend und erquickend diese Kühlung ist!« sagte Röschen. »Aber weshalb sind wir in die Laube gegangen? Draußen ist die Luft frischer und angenehmer.

»Ahast Du nicht, weshalb ich Dich bat, mich in den Garten zu begleiten?« fragte Hermann. »Röschen, schon seit mehreren Wochen habe ich die Gelegenheit gesucht, allein mit Dir einige vertrauliche Worte reden zu können, – darf ich es jetzt thun?«

Röschen schwieg, ihr Schweigen war für ihn eine bejahende Antwort.

»Wir sind zusammen aufgewachsen, Röschen,« fuhr er fort, und jedes Wort, welches er sprach, war ein Dolchstich in das Herz des Lauschers, »wir haben schon als Kinder uns gern gesehen, und wenn ich nicht irre, so gefielen wir damals schon uns darin, einander die zärtlichsten Namen zu geben. Ist es nicht so?«

»Es mag wohl sein,« erwiderte das Mädchen mit leise bebender Stimme.

»Ja, es ist so und ich habe nie gedacht, daß es einmal anders werden könne. Du kamst oft in unser Haus, und so oft Du kamst, sah ich Dich, so oft Du kamst, glaubte

ich in Deinen schönen Augen lesen zu dürfen, daß Du mir von Herzen gut seist. Sollte ich darin mich geirrt haben?«

»Nein, gewiß nicht, ich bin Dir immer gut gewesen, Hermann,« sagte Röschen leise.

»Wohlan, so frage ich Dich, willst Du mir gut sein durch das ganze Leben hindurch? Röschen, so innig wie ich Dich liebe, kann kein anderer Mensch Dich lieben, ich suche mein höchstes Glück in der Vereinigung mit Dir, und wie ich an Deiner Seite glücklich zu werden hoffe, so wird es auch mein eifrigstes Streben sein, Dich so glücklich zu machen, wie Du es zu werden verdienst.«

Konrad hätte laut aufschreien mögen vor innerem Weh, er biß die Lippe blutig, um sich zu beherrschen. Wenn sie ihn jetzt entdeckt hätten, so würden sie ihm vorgeworfen haben, er sei ihnen nachgeschlichen, um sie zu belauschen, das wäre für ihn eine Demüthigung gewesen die ihm den letzten Rest seiner Fassung geraubt hätte.

»Unsere Familien sind getrennt gewesen,« nahm Hermann wieder das Wort, »ein Groll, dessen Ursache mir unbekannt ist, hält sie einander fern, wir werden sie versöhnen, Röschen.«

»Wird es uns gelingen?« fragte das Mädchen in einem Tone, der ihre Erregung erkennen ließ. »Wird an dem Stolze Deiner Mutter nicht das Werk der Versöhnung scheitern? Ich glaube, er allein ist die Schranke, die zwischen Deiner Familie und der Familie unseres Onkels Mathias liegt.«

»Gewiß nicht,« erwiderte Hermann hastig, »dieser Stolz wird schwinden, wenn –«

»Nie!« fiel Röschen ihm in's Wort. »Dein Vater sieht mich gern, aber Deine Mutter und Deine Schwester blicken mit Geringschätzung auf mich hinab.«

»Sie sollten es thun, wenn Du meine Braut bist!« wallte der junge Mann entrüstet auf.

»Kannst Du es ihnen verbieten? Ich würde darunter leiden, ihre Geringschätzung könnte ich nicht ertragen, Alles Andere, nur sie nicht.«

»Wohl, dann reißt das Band zwischen uns und ihnen, Dich soll nichts betrüben, was Dir fern zu halten in meinen Kräften liegt. Entscheide Dich, Röschen.«

»Wird Dein Vater nicht auch –«

»Ueberlaß es mir, die Eltern vorzubereiten und sie um ihre Einwilligung zu bitten,« fiel Hermann dem Mädchen ungeduldig in's Wort. »Wir werden bis dahin unsere Verlobung geheim halten, heimlich uns des süßen Glücks unserer Liebe erfreuen, inzwischen beseitige ich alle Hindernisse, die diesem Glücke entgegentreten könnten. Röschen, Du hast Zeit und Gelegenheit genug gefunden, mich kennen zu lernen, Du wirst wissen, daß Du mir vertrauen darfst!«

»Ich weiß es, Hermann, aber es trifft mich zu rasch, zu plötzlich. Gönne mir Bedenkzeit –«

»Wozu, mein süßes Herz? Ist unser Bund nicht im Himmel geschlossen? Wer will, wer darf und kann ihn trennen? Nein, mein Lieb, ich halte Dich fest in meinen Armen, Niemand ist so stark, daß er Dich mir entreißen könnte!«

»Wir müssen wieder hinaufgehen,« sagte Röschen nach einer Weile verwirrt, »man wird uns vermissen. Hermann, wenn Du mir je untreu werden könntest –«

»Eher den Tod, als eine Untreue an Dir, Du lieber Engel!«

»Ist es denn wirklich wahr, daß Du so glühend mich liebst?« fragte Röschen, und der freudige Klang ihrer Stimme verrieth, wie unsäglich glücklich sie war.

»Kannst Du noch zweifeln?« erwiderte Hermann.

»Nein, nein, aber ich vermag es nicht zu fassen!«

»O, Du Ungläubige!« lachte der junge Herr, indem er sie küßte. »Weißt Du auch, weshalb ich heute die Gelegenheit vorn Zaune brach, um mir Gewißheit zu verschaffen?«

»Wie kann ich es wissen?«

»Man hat mir gesagt, Konrad werbe um Deine Liebe, der Gedanke an die Möglichkeit, Dich in den Armen eines Andern zu sehen, brachte mich der Verzweiflung nahe.«

»Konrad ist mir ein guter, lieber Bruder,« sagte das Mädchen ernst, »ich werde ihm stets die Liebe einer Schwester bewahren.«

»Ist er Die wirklich nicht mehr?«

»Nein, und ich glaube auch nicht, daß er je daran gedacht hat, mir mehr gelten zu wollen.«

»Dann bin ich beruhigt,« erwiderte der junge Mann im Tone der Geringschätzung. Wie hätte auch das schöne, feine Prinzeßchen diesem Alltagsmenschen ihr Herz schenken können! – Ein Handwerker –«

»Hermann, Konrad ist ein Ehrenmann, ihn muß Jeder liebgewinnen, der es weiß, welch' edles Herz unter dem Rocke dieses Handwerkers schlägt!«

Mit diesem, in einem sehr ernsten Tone gesprochenen Worte schritt das Prinzeßchen Arm in Arm mit ihrem Verlobten an der Laube vorbei, in der Konrad saß.

Der junge Mann meinte, es müsse ein böser Traum gewesen sein, der seine Sinne bethört habe, er konnte an die Wirklichkeit des Erlebten nicht glauben.

Gleich einem Trunkenen schwankte er hinaus und ein bitterer Zug umzuckte seine fest aufeinandergepreßten Lippen, als er in der Ferne das helle Kleid des Prinzeßchens im Lichtschein, der aus den erleuchteten Fenstern auf den Garten fiel, schimmern sah.

Nun hatte er Gewißheit! Ein bitteres, unsagliches Wehe durchzuckte ihn, er hätte wünschen mögen, daß die Erde sich unter ihm spalte und ihn verschlinge.

Nur eine Schwester konnte sie ihm sein! Und ihn, den blasirten, übersättigten Roué, ihn, dessen Lebensweise ihr keine Bürgschaft für die Aufrichtigkeit seiner Gefühle bieten konnte, ihn liebte sie, für ihn empfand sie die innige, hingebende Liebe einer Braut.

Ja, es war aus – Alles um ihn her todt und verdorrt, der Sonnenschein seines Lebens erloschen, das Leben hatte seinen Reiz für ihn verloren.

Er legte die glühende Stirne in die Hand und schloß die Augen, aber durch die geschlossenen Lider sah er noch immer die Trümmer seiner zusammengestürzten Luftschlösser, die sich über seinen Hoffnungen als Grabhügel aufthürmten. Nur die Liebe einer Schwester, und sie glaubte nicht, daß er je daran gedacht habe, eine andere Liebe von ihr zu fordern!

Hatte er denn ein Recht, zu verlangen, daß sie ihm mehr sein solle als eine Schwester? War er berechtigt, zwischen diese Beiden zu treten?

Nein, nein, trotzdem er diesen Mann haßte, er hatte kein Recht dazu!

Ha, wie wild die Gluthen des Hasses in ihm emporloderten bei der Erinnerung an die Geringschätzung, mit der sein Vetter über ihn gesprochen hatte.

Ja, er war nur ein schlichter Handwerker, aber mit diesem Manne hätte er nicht tauschen mögen! Er war sich bewußt, daß er sich seine Selbstachtung, seine Ehre und sein gutes Gewissen bewahrt hatte, das waren seine Schätze, die ungleich höher im Werthe standen, als die goldgefüllten Truhen des reichen Bankiers.

Nein, er durfte nicht zwischen sie treten, Röschen hatte aus freien Stücken gewählt, sie mußte wissen, ob sie an der Seite dieses Mannes glücklich werden konnte.

Ein Gefühl der Bitterkeit gegen das Mädchen regte sich in seinem Herzen. Sie hieß nicht umsonst das Prinzeßchen, sie hatte stets höher hinausgewollt, und in Wahrheit war sie doch nur das Kind eines Taugenichts, der sich selbst das Leben genommen hatte.

Der Reichthum Hermannis blendete sie, ihrer Liebe Fundament war die Selbstsucht – bah, weshalb grämte er sich so sehr über diesen Verlust, da er sich doch sagen mußte, daß er in Wahrheit nichts verloren habe?

Aber nein, so durfte er nicht denken, diesen Gedanken hatte ein böser Dämon ihm eingegeben! Hermann hatte die Seele des Mädchens umstrickt, er verstand ja die Kunst, ein argloses, unerfahrenes Menschenherz zu bethören.

Sei es! Er wollte ihr fortan ein Bruder sein und über sie wachen, heimlich, ohne daß sie es ahnte, wehe ihrem Verlobten, wenn er nur die Absicht zeigte, sie zu betrügen!

Ihr Geheimniß wollte er nicht verrathen, es war ihm heilig, aber es freute ihn nun, daß er es kannte.

Langsam verließ Konrad den Garten, er wollte heimgehen, er fühlte das Bedürfniß, mit seinen Gedanken allein zu sein.

Aber er hatte den Gasthof noch nicht erreicht, als er sich seinem Vater gegenüber sah.

»Sapperment, Junge, ich suche Dich überall,« sagte Meister Mathias in sehr jovialer Stimmung, »die Damen fragen nach Dir, Niemand kann begreifen, daß Du Dich im Tanzsaale nicht blicken läßt.«

»Was kümmert's mich?« erwiderte Konrad mit erzwungener Ruhe. »Mögen sie sich den Kopf zerbrechen.«

»Na, das ist eine sehr merkwürdige Antwort,« versetzte der alte Mann, indem er seinen Sohn scharf anblickte. »Dir ist etwas Unangenehmes begegnet – wie? Heraus

mit der Sprache, lieber Junge, Du wirst doch vor Deinem alten, treuen Vater keine Geheimnisse haben wollen?«

Konrad schwieg, es war ihm nicht möglich, sich so sehr zu beherrschen, daß er seinem Vater eine ruhige, unbefangene Miene zeigen konnte, er wandte das Antlitz ab und zuckte nur mit den Achseln, als ob er sagen wolle, es gebe Dinge, die der Sohn auch seinem Vater verschweigen müsse.

Aber so kurz ließ Mathias Bauerband sich nicht abspeisen, er schob seinen Arm in den des Sohnes und nöthigte ihn, mit ihm in den Garten zurückzugehen.

Hier redete er ihm in einem so freundlichen, und herzlichen Tone zu, daß Konrad dem alten Manne sein Herz nicht länger verschließen konnte, es war ja ein wohlthuendes Gefühl für ihn, ein treues Herz zu finden, dem er einen Theil seiner schweren Last aufbürden durfte.

Meister Mathias wollte in heftiger Erregung auffahren, nichts war ihm verhaßter, als ein Geheimniß in der Familie, welches ängstlich von ihm gehütet wurde, aber Konrad beruhigte ihn, indem er ihm seinen Entschluß mittheilte.

Er bewies ihm, daß eine Veröffentlichung dieses Geheimnisses nicht allein auf ihn einen dunklen Flecken werfen, sondern auch alle bösen Zungen in Bewegung setzen würde. Einen dunklen Fleck auf ihn, weil man ihn der Spionage beschuldigen würde! Nein, man mußte es nun dem Sohne des Bankiers überlassen, sein verpfändetes Manneswort ehrlich einzulösen, man mußte im Stillen darüber wachen, daß dies geschah, und nöthigenfalls

ihn dazu zwingen, wenn er die Pflichten der Ehre vernachlässigte.

Der alte Mann ließ den ersten Sturm in seinem Innern austoben, dann pflichtete er dem Sohne bei, aber so ganz konnte er es dem Prinzeßchen nicht verzeihen, daß sie sich nicht eine kurze Frist ausgebeten und vor der Entscheidung Rücksprache mit ihm genommen hatte.

»Gut, wir wollen schweigen,« sagte er, noch immer zitternd vor innerer Erregung, »selbst die Mutter soll nichts erfahren, aber gedenken werde ich's ihr doch! Jetzt heißt's die Augen offen gehalten, gnade Gott dem Burschen, wenn er sein verpfändetes Wort nicht einlöst! – Na, nun ist die Sache abgemacht, Du weißt nun auch, woran Du bist! jetzt zeig' ihr, daß Du Dir nichts daraus machst! Es sind oben nicht Tänzer genug, Du wirst den Mädchen willkommen sein, das Prinzeßchen ist die Einzige nicht, die ein hübsches Gesicht hat. Und es sind auch Viele unter den Uebrigen, die Geld haben, mein Junge, Geld ist freilich keine Hauptsache, aber man nimmt's gerne mit in den Kauf.«

Konrad mußte über die Philosophie des Vaters lächeln, und als der alte Mann sah, daß sein Sohn die Lippen verzog, lachte er hell und lustig, als ob er ihm beweisen wolle, daß er selbst sich nichts aus der heimlichen Verlobung des Prinzeßchens mache.

»Hermann hat Champagner bestellt,« fuhr er fort, »jetzt weiß ich, weshalb er so freigebig ist, na, er mag ihn allein trinken, wenn ich Sekt trinken will, kann ich

ihn auch bezahlen. Ich lass' mich von dem Windbeutel nicht tractiren, jetzt erst recht nicht.«

»Es ist mir nicht möglich, heute zu tanzen,« sagte Konrad, während sie die Schwelle des Hauses überschritten, »Du mußt das begreiflich finden.«

Die Worte waren seinen Lippen noch nicht entflohen, als die Beiden den Rentner Beier vor sich sahen.

Der kleine Herr war ganz außer Athem, sein Gesicht glühte wie die Schale eines gesottenen Krebses.

»Eine Neuigkeit, eine wichtige, überraschende Neuigkeit!« rief er, während er mit unermüdlicher Ausdauer zahllose Seifenbecken ausschüttete. »Die Todten stehen wieder auf – es ist die Wahrheit, Meister Bauerband, der Maler, Euer Bruder –«

»Haltet ein!« unterbrach Meister Mathias ihn hastig. »Ihr jagt mir da unnützer Weise einen Schreck ein!«

»Was ist's mit dem Vater unsers Prinzeßchens?« fragte Konrad, der in dem Gesicht des kleinen Herrn las, daß die Nachricht, die er brachte, auf Wahrheit beruhte. »Was fabelten Sie von der Auferstehung der Todten?«

Der Rentner stieß die Brille vor die Augen und blickte schweigend die Beiden abwechselnd an, als ob er sie darauf aufmerksam machen wolle, daß er nicht der Mann sei, der leichtsinnig eine Behauptung aufwerfe, von deren Begründung er sich nicht vorher überzeugt habe.

»Ich glaube, wir sprechen darüber am besten hinter geschlossenen Thüren,« sagte er nach einer Pause in einem sehr ernsten und festen Tone; es ist ja nicht nöthig und wohl auch nicht wünschenswerth, daß die Rückkehr des

verbummelten Genies schon heute Abend stadtbekannt wird.«

Er trat nach diesen Worten rasch in ein Privatzimmer des Gasthofsbesitzers, in welchem eine brennende Kerze auf dem Tische stand.

»Es ist die Wahrheit,« fuhr er fort, als die Beiden ihm gefolgt waren, »ich habe noch vor einer halben Stunde in der goldenen Traube mit dem Maler zusammen gesessen. Damals hat er seinen Herren Gläubigern einen Schabernack gespielt, während sie glaubten, er sei im Flusse verunglückt, befand er sich auf der Reis nach Amerika.«

»Der Lump!« rief Meister Mathias ärgerlich. »Wenn er nur drüben geblieben wäre!«

»Nun, wer weiß,« lenkte Konrad begütigend ein, »vielleicht hat er drüben eine gute Schule durchgemacht.«

»Er ist noch ganz der Altes,« erwiderte Beier lebhaft, während er seine Dose öffnete und den Beiden eine Prise anbot, »ganz derselbe verbummelte Kneipier, der er früher war.«

»Na ja wenn ein Vagabund fortgeht, kehrt er in der Regel auch ein Vagabund zurück,« polterte Mathias Bauerband, der sich nicht beruhigen konnte. »Was will er hier? Uns auf der Tasche liegen – wie? Wieder Hader und Zwietracht stiften, wie er es derzeit gethan hat? Hilf Himmel, hat man denn nicht schon Aerger genug, daß der nun auch noch zurückkehren muß, um Einem die Galle in's Blut zu treiben?«

»Warten wir's ab,« sagte Konrad gedankenvoll, der selbst mit ernster Besorgniß darüber nachdachtte, welche Beziehungen zwischen dem Prinzeßchen und dem heimgekehrten Vater entstehen würden. »Wir können nicht urtheilen, so lange –«

»Schweig mir nur davon,« unterbrach Meister Mathias ihn heftig, »ich weiß schon, welcher Aerger uns erwartet. DU hörst ja, daß er noch der Alte ist – aber er soll mir kommen, ich werde mein Haus reinhalten, unter meinem Dache soll er keinen Unfrieden stiften. Hat er sich nach uns erkundigt?«

»Natürlich!« nickte der Rentner. »Einen freundlichen Empfang erwartet er nicht.«

»Na, das kann er auch nicht!«

»Und gegen Ihren Bruder hegt er noch immer den alten Groll.«

»Bei dem wird er schön ankommen!« fuhr Meister Mathias auf. »Was will er hier? Er soll so rasch wie möglich wieder abreisen, gleichviel wohin, ich will Ihn unterstützen, wenn er auf diese Bedingung eingeht, hier in der Stadt darf er nicht bleiben, es wäre eine Schande für uns Alle, wenn er zum Gespött der Buben würde.«

Der alte Mann rannte in gewaltiger Erregung auf und nieder, das Prinzeßchen hatte in dieser Stunde ihm schon Aerger genug bereitet, nun mußte er auch noch die Nachricht erhalten, daß ihr verschollener Vater zurückgekehrt sei, um Schimpf und Unehre auf seine ganze Familie zu häufen. Das war zu viel für das leidenschaftliche Temperament des Meisters, und die Mittheilung des kleinen

Herrn, daß Rudolf sich bereits dem verbummelten Oheim angeschlossen habe, war keineswegs geeignet, seinen Aerger zu beschwichtigen.

Aber was konnte er an der Thatsache ändern? Nichts, – er sah es ein, daß er sich fügen mußte.

Es wurde beschlossen, die Rückkehr des Verschollenen einstweilen geheim zu halten, um den übrigen Mitgliedern der Familie die Freude des Abends nicht zu verderben. Meister wollte inzwischen darüber nachdenken, welche Vorschläge er seinem Bruder machen, unter Bedingungen er ihm seine Unterstützung zusichern durfte.

In keiner heitern Stimmung kehrten Vater und Sohn in den Ballsaal zurück; die Entdeckungen, die sie in dieser Stunde gemacht hatten, warfen finstere Schatten auf die nächste Zukunft, Schatten, welche nur zu sehr geeignet waren, sie zu ängstigen.

Hermann bewirthete die Damen mit Champagner; aus den dunklen Augen des Prinzeßchens leuchteten Glück und Freude, die Mutter strahlte vor Entzücken über die Liebenswürdigkeit ihres vornehmen Neffen, und sogar Helene plauderte und scherzte mit ihm, als ob sie nie einen Groll gegen ihn gehegt habe.

Meister Mathias lehnte in etwas unfreundlicher Weise das Glas ab, welches Hermann mit einigen artigen Worten ihm hinschob, er blieb eine Weile schweigend bei den Damen sitzen und folgte dann seinem Sohne in das Schenkzimmer, um in der traulichen Gespräche mit Konrad seinem Aerger über das Prinzeßchen noch einmal Luft zu machen.

Es war sein Wunsch gewesen, Röschen mit Konrad für das ganze Leben verbunden zu sehen, er konnte ihr so rasch nicht vergessen, daß sie, und noch dazu so plötzlich, seine schöne Rechnung durchkreuzt hatte.

Es fiel ihm schwer, sich zu bezwingen und seine Fassung zu bewahren, aber er mußte es thun, denn auf ihn, den Held des Tages, waren die Blicke Aller gerichtet.

Endlich waren die letzten Klänge der Musik verhallt, Meister Mathias athmete, wie von einer schweren Last befreit, auf, als er an der Spitze seiner Familie den Gasthof verließ, um im Dämmerschein des anbrechenden Morgens den Heimweg anzutreten.

Viertes Kapitel.

Der Bankier Theodor Bauerband bewohnte, wie das nicht andere sein konnte, ein elegantes, palastartiges Haus in dem vornehmsten Stadtviertel.

Das väterliche Haus, welches er damals angekauft hatte, war längst in andere Hände übergegangen, Madame Bauerband, geborne von Wurzer, konnte in jenem alterthümlichen düstern Hause sich nicht heimisch fühlen. Nach ihren Plänen und Ideen war das neue Haus gebaut worden, sie hatte es mit aristokratischem Geschmack und verschwenderischer Pracht ausgestattet, und Herr Theodor Bauerband war mit allen Anordnungen seiner Gattin einverstanden gewesen.

Man konnte nicht behaupten, daß er unter ihrem Pantoffel stehe, gleichwohl fand jeder Wunsch seiner stolzen Gattin Erfüllung, selbst dann, wenn ein solcher Wunsch

den subjektiven Anschauungen des Bankiers schnurstracks zuwiderlief.

Sie hatte eine besondere Art, solchen Wünschen Geltung zu verschaffen: sie wählte eine Stunde, in welcher die Gedanken des Bankiers mit anderen Dingen beschäftigt waren, sie bat ihn in einer sehr feinen und artigen Weise um einen kurzen Augenblick und beleuchtete dann den Punkt, über den sie mit ihm reden wollte, von so vielen verschiedenen Seiten, daß er endlich die Geduld und mit ihr die Kraft des Widerstandes verlieren mußte.

Hatte sie ihn so weit gebracht, dann war es ihr leicht, seine Zustimmung zu erhalten, und wenn er auch in der nächsten Minute sich darüber ärgerte, daß er so schwach und wankelmüthig gewesen war, sein einmal gegebenes Wort konnte und durfte er nicht zurücknehmen.

Sie war eine außerordentlich kluge Frau, ihr vorzüglich hatte der Bankier es zu danken, daß er mit seiner ganzen Familie, das Prinzeßchen allein ausgenommen, auf gespanntem Fuße lebte; in sie, die stolze, vornehme Dame von adliger Herkunft, sie, deren Familie dreizehn Ahnen zählte, konnte und durfte ja nicht dulden, daß die Familie eines Handwerkers sich der Verwandtschaft und Freundschaft mit ihr rühme.

Eine stattliche, imponirende Erscheinung, galt sie noch immer für eine schöne Frau, aber der Stolz und die Geringschätzung, mit denen sie auf Alle hinabblickte, die im Range unter ihr standen, entfremdeteb ihr manches Herz, dessen Freundschaft vielleicht warmen Sonnenschein auf ihren Pfad geworfen hätte.

Indeß, sie entbehrte diese Freundschaft nicht, sie ging sogar an ihrem Gatten und ihren Kindern gleichgültig vorbei, ihre Gefühllosigkeit hatten ihr auch die Herzen dieser entfremdet.

Eleonore war in mancher Beziehung das Ebenbild ihrer Mutter, die exclusiven Vorurtheile der höheren Stände bildeten die Grundlage ihrer Erziehung, welche die Mutter allein geleitet hatte.

Aber sie hatte dennoch ein warmes, fühlendes Herz sich bewahrt, und dieses Herz wartete nur auf den Sonnenschein der Liebe, um die Kruste abzuschütteln, mit der Stolz, Eitelkeit und Selbstsucht es umzogen hatten.

Am Morgen nach der Ballnacht im weißen Hirsch wanderte Herr Theodor Bauerband in seinem eleganten Cabinet ungeduldig auf und nieder.

Er war schlank und groß, wie sein Bruder Hugo, er hatte dieselbe hohe Stirn, dieselbe scharfe gebogene Nase, nur war sein Blick mißtrauischer und der Ausdruck seines Gesichts glatter und gefälliger.

Seine Züge trugen nicht die Merkmale harter Kämpfe, es spiegelte sich in ihnen die innere Befriedigung und daneben ein fester, unbeugsamer Wille.

Seine Haltung war die eines vornehmen stolzen Mannes, der sich seines Werthes bewußt ist seine Kleidung war gewählt und dennoch einfach, sein Gang sicher und elastisch.

Er hielt in der rechten Hand einen Brief, den er von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blicke warf, und so oft er

dies that, zogen seine Augenbrauen sich drohend zusammen, während die schmalen Lippen sich fest aufeinander preßten.

Endlich, nach langer Wanderung blieb der Bankier vor seinem Schreibtische stehen, er zog an der gestickten Glockenschnur und warf einer Geberde des Unwillens den Brief auf Tisch.

Nicht lange darauf wurde die Thüre geöffnet, um einen alten Mann einzulassen, der an den Armen zur Schonung des Rockes Ueberärmel von grauem Nessel und hinter dem rechten Ohre eine Gänsefeder mit langer Fahne trug.

Der Bankier warf nur einen flüchtigen Blick auf ihn, dann nahm er die Papiere, die auf seinem Schreibtische lagen, um sie dem Buchhalter, der schon seit einer langen Reihe von Jahren sein volles Vertrauen genoß, zu überreichen.

»Sie haben meinen Sohn noch nicht gesehen?« fragte er in einem so kalten, gleichgültigen Tone, als ob er andeuten wolle, er lege auf die Beant wortung dieser Frage durchaus keinen Werth.

Dek Buchhalter schüttelte verneinend das silberweiße Haupt und streckte die Hand aus, um die Papiere in Empfang zu nehmen, aber der Bankier zog sie, als ob er sich eines Andern besonnen habe, wieder zurück.

»Wenn Sie die nöthigen Buchungen getroffen haben, bringen Sie mir die Briefe wieder zurück,« sagte er, »Hermann hat sie noch nicht gesehen. Ich denke mir, er ist

gestern Abend auf dem Schützenballe gewesen, da wird's etwas spät geworden sein.«

»Gewiß,« warf der Buchhalter ruhig ein, aber der theilnehmende, fast traurige Blick, der aus seinen treuen Augen den Chef traf, ließ erkennen, daß er nicht so gleichgültig über diesen Punkt hinwegging.

»Nun, er wird sich bald einfinden,« fuhr Herr Theodor Bauerband fort, »die Jugend verlangt ihr Recht, und ich glaube, wir Beide sind auch einmal jung gewesen. Waren wir es nicht?«

»O ja, aber es ist lange her,« sagte alte Mann gedankenvoll, »zu unserer Zeit war die Jugend solider.«

»Ja, Ja – hm, vielleicht waren wir deshalb solider, weil wir nicht die Mittel besaßen, das Leben so zu genießen, wie wir es gerne hätten.«

Wie in weite, unergründliche Fernen schweifte der Blick des Buchhalters durch die hohen Spiegelscheiben des Fensters.

»Die Mittel!« wiederholte er sinnend. »Derzeit war mein Vater ein reicher Mann und es fehlte mir nie an Taschengeld, aber ich hatte keinen Sinn für rauschende Vergnügungen, Erholung und Zerstreuung, deren ich sie fand ich in den reichen Schätzen unserer Literatur. Ja, es war damals eine andere Zeit, meine gute, feinfühlende Mutter führte mich diese Schätze, sie ließ es sich mitunter Liebe angelegen sein, Herz und Geist ihres Kindes zu bilden, sie – aber verzeihen Sie, Herr Bauerband, das sind Erinnerungen, die für Sie kein Interesse haben können.«

»Sie waren eben anders angelegt,« sagte der Bankier achselzuckend, dessen hohe Stirne ein leichter Schatten umwölkte. »Vielleicht haben die Träumereien in der Jugend Ihnen mehr geschadet, als genützt, vielleicht wäre es besser für Sie gewesen, wenn Sie sich in das volle pulsirende Leben hinein gestürzt hätten! Wer gegen den Strom schwimmt, der stählt seine Kraft, wer sich von ihm fortreißen läßt, der geht unter oder er bleibt in der Menge unbeachtet. – – – Sie werden unter diesen Briefen ein Schreiben des Bankhauses Elias Meier in Breslau finden, in welchem unser Geschäftsfreund uns den Besuch eines Rittergutsbesitzers Ernst von Wollheim ankündigt. Herr von Wollheim will einige Zeit in dieser Stadt zubringen, wir werden mit ihm in Geschäftsverbindung treten, die warme Empfehlung des Hauses Elias Meier genügt mir, ihm einen Credit einzuräumen, wenn er denselben beansprucht, Nehmen Sie davon gefälligst Vorbemerkung.«

Der Buchhalter suchte unter den Papieren, als er das Empfehlungsschreiben gefunden hatte, warf er einen prüfenden Blick darauf, dann nickte er befriedigt.

»In Bezug auf die anderen Briefe habe ich nichts weiter zu erinnern,« fuhr Herr Theodor Bauerband in kühlen Geschäftstone fort, »die Herren Correspondenten sollen sie im Sinne meiner Randbemerkungen beantworten. – So, damit wäre die geschäftliche Angelegenheit erledigt, nun zu etwas Anderem. Bitte nehmen Sie Platz.«

Er begleitete die letzten Worte mit einer einladenden Handbewegung und ließ sich darauf in einen Sessel nieder.

»Ich wünsche über eine junge Dame, die seit einigen Monaten hier wohnt, eine möglichst genaue Auskunft zu erhalten,« nahm er mit gedämpfter Stimme wieder das Wort; »daß ich Sie damit betraue, muß Ihnen ein neuer Beweis meines Vertrauens sein. Vielleicht haben Sie den Namen der jungen Dame schon gehört, vielleicht – – aber Sie können auch nicht mehr über sie wissen, als das, was hie und da über sie gesprochen wird, und Gerüchte haben für mich keinen Werth. Ich verlange Gewißheit über Herkunft, die Verhältnisse und die Lebensweise des Fräulein Fanny Wilde, und ich vertraue darauf, daß Sie mir dieselbe verschaffen werden.«

Der Buchhalter blickte bei Nennung des Namens betroffen auf, in seinem Blick spiegelte sich die Frage, was in aller Welt Herr Theodor Bauerband mit dieser Dame zu schaffen habe. Aber im nächsten Augenblicke senkte er das Haupt wieder, und ein ernster, wehmüthiger Zug glitt über sein treues Gesicht, er schien die Antwort auf diese Frage gefunden zu haben.

»Ich habe allerdings den Namen schon gehört,« sagte er, leicht das graue Haupt wiegend, »auch sah ich die Dame einige Mal am Fenster des kleinen Hauses, welches sie bewohnt. Sie werden mir glauben, wenn ich Ihnen sage, daß diese Dame mir nicht so viel Interesse einflößte, daß –«

»Gewiß,« fiel der Bankier ihm gütig und zutraulich in's Wort, »aber man hört doch Manches über solche Personen, und wenn man auch auf leeres Gerede keinen Werth

legen darf, so kann man darin doch mitunter Haltpunkte für Nachforschungen finden. Es ist mein Wunsch, daß die Erkundigungen in aller Stille und mit strenger Vermeidung jedes Aufsehens eingezogen werden, ich hoffe Sie werden es ermöglichen, diesen Wunsch zu erfüllen.«

»Ich werde es versuchen,« erwiderte der alte Mann nachdenklich, und aus seinen ehrlichen Augen traf ein voller, ernster Blick den Bankier, der langsam das Antlitz abwendete, als ob er fürchte, der Buchhalter könne mehr in diesen strengen, harten Zügen lesen, als er ihm verrathen wolle.

»Es ist gut,« sagte Herr Theodor Bauerband, »ich verlasse mich ganz auf Sie, auf Ihre Treue und Verschwiegenheit. Mein Sohn darf natürlich nichts davon erfahren, ich denke, Sie verstehen mich.«

»Vollkommen!«

Der alte Mann erhob sich und blickte seinen Chef fragend an, aber der Bankier knüpfte den abgebrochenen Faden nicht wieder an, er nickte nur, als wolle er sagen, das Thema sei nun erschöpft, er erwarte jetzt das Resultat der Nachforschungen seines treuen Dieners.

Der Buchhalter hatte das Cabinet noch nicht lange verlassen, als Hermann eintrat.

Die heitere Stimmung des jungen Mannes konnte die düsteren Schatten nicht von der Stirne des Vaters verscheuchen, Herr Theodor überreichte schweigend, aber mit einem vielsagenden Blick seinem Sohne den Brief, dessen Inhalt vor dem Eintritt des Buchhalters ihn so sehr beschäftigt hatte.

Hermann preßte die Lippen auf einander, ein trotziger, verächtlicher Zug umzuckte sie.

»Was soll das?« fragte er, nachdem seine unstäten Augen hastig das Schreiben überflogen hatten. »Es ist ein anonymer Wisch, das elende Machwerk eines –«

»Bitte, diese scharfen Ausdrücke liebe ich nicht,« fiel der Bankier ihm ernst in's Wort. »Es ist allerdings ein anonymer Wisch, aber Deine Erregung beweist mir, daß die Behauptungen des Schreibers sich auf Wahrheit stützen. Wer dieser Schreiber auch sein mag, ich verachte ihn, wie ich Jeden verachte, der aus dem Hinterhalt seinen Gegner überfällt, weil er nicht den Muth hat, mit offenem Visir ihm gegenüber zu treten, aber dem ungeachtet hat das Schreiben selbst seinen gewissen Werth für mich. Man theilt mir in demselben mit, Du habest eine Liason mit einer jungen Dame angeknüpft, über deren Ruf die öffentliche Meinung den Stab gebrochen hat. Ich kann über diese Mittheilung nicht gleichgültig hinweggehen, Hermann, meine eigene Ehre, die Ehre unserer ganzen Familie ist gefährdet.«

Ein spöttisches Lächeln umspielte die Lippen des jungen Mannes, der die Arme auf der Brust verschränkte und das Haupt trotzig zurückwarf.

»Ich könnte sagen, der Inhalt dieses Schreibens sei nur eine erbärmliche Verleumdung,« erwiderte er gelassen, »ja, dies könnte ich und Du müßtest mir glauben, weil Du den Ankläger mir nicht gegenüberstellen kannst. Aber wozu das? Das Verhältniß in welchem ich zu der jungen Dame stehe, darf ich ohne Scheu bekennen, es ist ein

durchaus freundschaftliches Verhältniß, wie sie es mit mehreren jungen Herren angeknüpft hat. Wenn die öffentliche Meinung sich mehr mit ihr als mit anderen Personen beschäftigt, so hat dies wohl seinen Grund darin, daß Fräulein Wilde erst vor einigen Monaten hieher gekommen ist, daß sie allein mit ihrer Dienerin ein kleines Haus bewohnt, und daß sie in ihrem Auftreten, in ihren Gewohnheiten und ihrer Lebensweise eine Emancipation zur Schau trägt, die hier einigermaßen befremden muß, während sie in einer großen Stadt Niemandem auffallen würde. Fräulein Wilde steht allein in der Welt, sie hat keine Verwandten, soll darin für sie die Nothwendigkeit liegen, sich hinter Klostermauern lebendig zubegraben? Niemand kann einen Stein auf sie werfen, die Reinheit ihrer Sitten ist über jeden Zweifel erhaben, sie empfängt keine Besuche, nur auf ihren Spaziergängen erlaubt sie ihren Freunden, sich ihr zu nähern. Sie ist reich, sie will hier in der frischen Bergluft für ihre Migräne Heilung suchen, sie ist schön und liebenswürdig, wer kann einem jungen Manne verübeln, daß er dem Reiz der Schönheit huldigt?«

Herr Theodor Bauerband schüttelte sehr bedenklich das Haupt, dieser Eifer der Rechtfertigung, verbunden mit dem warmen Lob, konnte seine Besorgniß nur steigern.

»Ueberlasse es Anderen, dieser Schönheit zu huldigen,« sagte er in väterlich ermahnendem Tone. »Du darfst nie vergessen, welche Rücksichten Du Deinem Stande

schuldig bist. Damit wollen wir dieses Thema fallen lassen, ich erwarte von Dir, daß Du Dich fortan jener Dame fern halten wirst. Denn ob Du auch sagst, Niemand könne einen Stein auf sie werfen, so weiß ich doch, daß es geschieht, daß ein ganzer Hagel von Steinen auf sie geschleudert wird, und diese Steine treffen auch Dich. Du weißt, daß ich die Tochter des Geheimrath Schmidt Dir zur Frau gewählt habe; sobald Lina aus der Pension zurückgekehrt ist, werde ich mit ihrem Vater reden.«

Der junge Mann erwiderte darauf kein Wort, er faltete nachdenklich den anonymen Brief zusammen, steckte ihn in die Brusttasche seines Rockes und trat vor sein Schreibpult, um die Arbeit zu beginnen.

Aus der Ruhe und Gleichgültigkeit, mit der er dieses Project seines Vaters anhörte, mußte man den Schluß ziehen, daß er auch im Augenblick der Entscheidung keinen Protest gegen dasselbe erheben würde.

Der Bankier blickte forschend zu seinem Sohne hinüber, dann beschäftigte er sich mit den Papieren auf seinem Schreibtische.

»Lina Schmidt ist eine ausgezeichnete Partie,« nahm er nach einer geraumen Weile wieder das Wort, und der nachdenkliche Ton, in welchem er es sagte, verrieth, daß seine Gedanken sich nur mit diesem Project beschäftigten. »Von Seiten des Geheimraths ist mir die Zustimmung gewiß und das Fräulein wird stolz auf eine Verbindung sein, durch welche sie den Neid aller Freundinnen herausfordern kann. Deine Mutter wünscht diese Verbindung auch, und für Eleonore wird sich im Laufe der Zeit

ebenfalls eine passende Partie finden, die unseren Wünschen und Anforderungen entspricht. – Du warst gestern Abend auf dem Schützenballe?«

Der junge Mann nickte bejahend.

»Es ist kein Ort für Dich,« fuhr Theodor Bauerband verweisend fort, »in der Schützengilde sind nur Handwerker, Beamte und kleine Rentner, Leute, die unter uns stehen, man darf sich mit ihnen nicht amalgamiren.«

»Onkel Mathias war Schützenkönig!« warf Hermann ein.

»Ich hörte es schon gestern Abend,« erwiderte der Bankier sarkastisch, »eine zweifelhafte Ehre, auf die er wahrlich nicht stolz zu sein braucht.«

»Aber er schien sehr stolz darauf zu sein,« sagte Hermann in demselben spöttischen Tone, »er trug die Insignien mit einem so würdevollen Stolze, daß ihn ein Pfau darum hätte beneiden können.«

Der Bankier zuckte die Achseln und öffnete ein elegantes Ebenholzkästchen, welches vor ihm stand; mit Kennerblicken betrachtete er die Cigarre, während er langsam die Spitze abschnitt, dann zündete er sie an.

»Er hat nie den ernsten Willen gehabt, sich aus dem Staube zu erheben,« entgegnete er, »man muß ihn seinen Weg gehen lassen, in einer anderen Sphäre wird er sich nicht glücklich fühlen. Für Rosa ist es schade, daß dieser Mann ihre Erziehung leitete.«

»Sie feierte als Schützenkönigin gestern Abend Triumphe, sie war in Wahrheit die Königin des Festes.«

»Und wohl auch Deine Königin?« fragte der alte Herr lächelnd, während sein prüfender Blick eher verstohlen das Antlitz Hermann's streifte.

»Ja, auch meine Königin!«

»Nun, so lange Du in ihr nur die schöne Cousine siehst, finde ich nichts dagegen einzuwenden, aber ich bitte Dich dringend, Alles zu vermeiden, was in dem Herzen dieses Mädchens Hoffnungen und Wünsche wecken könnte. Du wirst selbst einsehen, daß solche Hoffnungen und Wünsche thöricht wären, sie würden nur dazu dienen, ihre Ruhe und ihren Frieden zu stören. Ich habe Röschen von Herzen lieb, das kann ich nicht anders sagen, ich werde auch für ihre Zukunft sorgen, wenn sie sich dazu verstehen will, mir diese Sorge anzuvertrauen.«

Der Bankier lehnte sich nach diesen Worten wieder seinen Sessel zurück und blickte gedankenvoll auf die blauen Rauchwölkchen, die von seiner Cigarre in mannigfach verschlungenen Formen aufstiegen.

Wie er da saß, in selbstzufriedener Heiterkeit vor sich hinschauend, ein stolzes Lächeln auf den schmalen Lippen, die feinen aristokratischen Hände nachlässig auf der gepolsterten Lehne des Sessels ruhend, mußte man glauben, daß an dem Horizont seines Lebens kein leichtes Wölkchen die Azurbläue trübe, kein Wölkchen, welches in seinem Schooße einen zerschmetternden Blitzstrahl bergen könne.

Der Buchhalter und der Kassirer kamen, um einige Fragen an den Chef zu richten, Briefe und Wechsel mußten unterzeichnet, Anfragen von Geschäftsfreunden, deren

Boten im Comptoir warteten, beantwortet werden. Darüber verstrich eine Stunde, während der Hermann mehrere Briefe schrieb, die er jetzt seinem Vater vorlegte.

Der alte Herr las, nahm die Feder und unterschrieb, er hatte dieses Geschäft noch nicht verrichtet, als ihm ein Fremder angemeldet wurde, der in einer persönlichen Angelegenheit mit dem Chef der Firma zu reden wünschte.

Der Bankier gab durch ein leichtes Kopfnicken zu verstehen, daß er bereit sei, ihn zu empfangen, und nahm darauf die unterbrochene Arbeit wieder auf.

»Ist man denn hier in einem Fürstenschlosse, daß man um eine Audienz betteln muß?« rief eine rauhe Stimme, bei deren Klange Theodor Bauerband entsetzt von seinem Sessel emporfuhr. »Empfängt man so einen Bruder, der nach fast zwanzigjähriger Abwesenheit zurückkehrt?«

Stumm und starr vor Entsetzen sah der Bankier ihn an, während seine Arme wie zur Abwehr langsam sich erhoben, auch Hermann fand in seiner Bestürzung keine Worte, um den groben Eindringling zu belehren, wo er sich befinde, und wie er in diesem Raume sich zu benehmen habe.

»Bangt Dir vor der Stunde der Abrechnung?« fragte der Maler, der jetzt in der Mitte des Zimmers auf dem kostbaren Teppiche stand, dessen zarte Farben unter dem Schmutz seiner Stiefel verschwanden. »Sagt Dein Gewissen Dir, daß sie nun endlich geschlagen habe?«

»Hugo, Du bist's!« sagte der Bankier, wie aus einem schweren Traume erwachend, während er mit der Hand über Stirne und Augen strich. »Muß Dein Anblick mich nicht erschrecken, da Du seit zwanzig Jahren für Deine Familie todt warst?«

»Und nach Deinem Wunsche wäre ich's besser geblieben,« stöhnte der hagere Mann, der seinen zerknitterten Hut sammt dem Knotenstock auf die gestickte Tischdecke geworfen hatte. »Ja, leugne nicht, wenn Deine Lippen auch diesen Wunsch nicht auszusprechen wagen, Dein Herz hegt ihn. Ha, ha, es war Alles nur Firlefanz, mein Hut lag am Flusse, und ich segelte wohlgemuth nach Amerika, ich freue mich noch heute der List, durch die ich mich von den blutsaugenden Vampyren befreien konnte.«

Der Bankier war leichenblaß geworden, auf seiner gefurchten Stirne perlten große Schweißtropfen. Er gab seinem Sohne einen Wink, dann wandte er sich zu dem Bruder, der mit gierigen Blicken die Einrichtung des Cabinets musterte.

»Womit kann ich aufwarten?« fragte er mit unsicherer Stimme. »Willst Du ein Glas Madeira?«

»Nein,« erwiderte der Maler in kurzem, seligem Tone.

»Oder Bordeaux?«

»Nichts – ich wünsche nichts!«

Hermann ging, nachdem er einen bedeutungsvollen Blick auf den Vater und einen verächtlichen auf den Maler geworfen hatte, hinaus; der Bankier befand sich mit seinem Bruder allein.

»Aber eine Cigarre wirst Du gewiß nehmen,« sagte er, das elegante Kästchen öffnend.

»Von Dir nehme ich nichts,« erwiderte der hagere Mann, seine grauen Mähnen energisch schüttelnd, »nichts, es sei denn, daß Du mir geben willst, was mir *rechtmäßig* zukommt.«

Theodor Bauerband biß auf die Lippe und beugte sich über seine Papiere, der Maler trat vor den Divan und betrachtete mit einem geringschätzenden Blick das Bild, welches über demselben hing; es war ein werthvolles Oelgemälde in breitem Goldrahmen.

»Du hast einen schlechten Geschmack,« sagte er spottend, »von Kunstsinn ist bei Dir keine Spur vorhanden.«

Dem Bankier stieg das Blut in die Wangen, die Unverschämtheit seines Bruders empörte ihn.

»Ich kaufte das Bild für zweihundert Louisd'or auf der Kunstausstellung,« erwiderte er mit mühsam erzwungener Fassung, »es ist von einem neueren Meister.«

»Du hast es ja,« höhnte der hagere Mann, »also kannst Du es auch für solche Sudeleinen zum Fenster hinauswerfen. Schade um die Leinwand, sie wäre besser zu einem Bettelsack für den Sudler verwandt worden.«

»Wenn Du mir ein Bild malen willst –«

»Ich?« fuhr der Maler auf, und ein flammender Blick traf den alten Herrn, der mit zitternden Händen seine Papiere ordnete.

»Ja, ich denke, Du bist der Kunst nicht untreu geworden!«

»Nein, ich habe ihr Alles geopfert, aber trotzdem bleibt sie für mich die Göttin, die ich bis zu meinem Tode anbeten werde!«

»Nun wohl, so könntest Du ja einen Auftrag von mir annehmen.«

»Von Dir? Niemals! Ich male nur für Kenner!« rief der hagere Mann mit einem Lufthieb. »Ich male nicht für Leute, die von einem Gemälde so viel verstehen, wie die Kuh vom Sonntage, und gleichwohl sich den Anschein geben, als ob sie die Kunst protegirten, das überlasse ich Anderen, – solchen Leuten, welche die Sache handwerkmäßig betreiben!«

Er streckte den langen Arm aus und zeigte auf das Oelgemälde, dann lachte er heiser, man hätte glauben können, es sei das Lachen eines Irrsinnigen.

»Das thut mir leid,« sagte der Bankier verwirrt, »sehr leid, aber willst Du nicht Platz nehmen?«

»Wozu, ich gedenke nicht, hier Hütten zu bauen!«

Theodor Bauerband schüttelte rathlos das Haupt, die Situation wurde für ihn mit jeder Sekunde peinlicher. Er zündete die erloschene Cigarre wieder an und bot das Kästchen noch einmal seinem Bruder an, der mit einer trotzigen Geberde ablehnte.

»Deine Tochter ist sehr schön geworden,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »wir Alle haben sie recht lieb.«

»Aber es fragt sich, ob sie Euch noch haben wird, wenn ich sie hinter Eure Masken blicken lasse!« spottete der Maler, seinen Knebelbart drehend.

»Du hast sie noch nicht gesehen?«

»Nein.«

»Ah, ihr hätte doch Dein erster Gang gelten müssen!«

»Ich zog es vor, zuerst zu Dir zu gehen!«

»Um mir Grobheiten zu sagen?«

»Hm, die Wahrheit hält man oft für Grobheit,« sagte der hagere Mann, vor dessen glühenden Augen der Bankier den Blick senken mußte. »Wenn ich Dir lästig falle, dann rufe Deine Sklaven, es thut ja nichts, wenn ich einem die Knochen entzwei schlage, Du hast Geld genug ihn kuriren zu lassen.«

»Du bist ein sonderbarer Mensch und wie es mir scheint, drüben verwildert,« erwiderte Theodor Bauerband, der dieser unerquicklichen Scene ein Ende machen wollte. »Mit Haß im Herzen gegen mich bist Du damals fortgegangen, und zum demselben Haß kehrst Du nun zurück. Was hab ich Dir gethan, daß Du solchen Haß gegen Deinen Bruder hegen kannst? Du hast mir und Deiner ganzen Familie genug zu Aerger und Sorgen gegeben, wir haben nach Deinem Verschwinden Deine Schulden sämmtlich getilgt und nun kehrst Du zurück, um uns mit Undank zu lohnen. Du hast drüben kein Glück gehabt, so arm, wie Du gegangen bist kehrst Du zurück – das thut nichts, wir lassen Dich nicht untergehen, aber Du selbst scheinst es darauf anlegen zu wollen, den alten Haß und Hader als trennende Schranke wieder zwischen uns zu schieben.«

»Und nun meinst Du, ich müsse Dir sagen, Du seiest doch ein guter Kerl und ich habe mich sehr in Dir

getäuscht?« fragte der Maler mit schneidendem Hohn. »Fehlgeschossen, ich habe noch dieselbe Meinung von Dir, die ich damals hatte, und ich glaube nicht, daß ich sie jemals ändern werde.«

Der Bankier ballte die feinen Hände und trat an's Fenster, diese Unversöhnlichkeit, dieser tief eingewurzelte Haß mußten ihn empören.

»Nein, das ist der rechte Weg nicht,« fuhr der hagere Mann fort, seine Mähnen schüttelnd, »einen Bruder, den man betrogen hat, mit Almosen abspeisen zu wollen.«

»Wer hat Dich betrogen?« fuhr der Bankier außer sich vor Zorn, auf.

Einen Augenblick standen die Brüder schweigend einander gegenüber, als ob sie sich zum Kampfe rüsten und eine schwache Seite des Gegners erforschen wollten, aber das währte nur einen Moment, dann wandte der Bankier achselzuckend seinem Gegner den Rücken.

»Die fixen Ideen sind Dein Unglück gewesen,« sagte er mit erzwungener Ruhe, »und über eine fixe Idee läßt sich mit Dir nicht rechten.«

»Das war eine sehr wohlfeile Redensart,« spottete der Maler. »Du denkst, ich könne nicht rechnen, aber ich bin Gottlob in den vier Species so ziemlich bewsndert. Woher hast Du den Mammon, wenn ich fragen darf? Deine Frau trat *omnia sua secum portans* in die Ehe, sie brachte Dir nichts mit, als ein altes moderiges Adelspergament, eine Eselshaut, die kein Butterbrod werth ist. Du bist ein

reicher Mann geworden, Du mußt mit einem großen Capital angefangen haben, sonst hättest Du diesen Reichthum Dir nicht erwerben können. Nun, woher nahmst Du des Capital?«

»Das verstehst Du nicht,« sagte der Bankier, dessen Lippen convulsivisch zitterten, »glückliche Spekulationsgeschäfte, vortheilhafte Verbindungen, Credit –«

»Und so weiter!« fiel der hagere Mann ihm rauh in's Wort. »Ihr Kaufleute habt hundert Hinterthüren, durch die Ihr einem ehrlichen Manne entwischen könnt, wer Euch fassen will, der muß in Euren Schlichen bewandert sein und selbst den edlen Merkur, den Gott der Kaufleute und Spitzbuben, anbeten. Ich sage Dir frank und frei in's Gesicht: Du hast das Geld gestohlen!«

Der Bankier zuckte zusammen, er griff nach der Glockenschnur, ließ aber in der nächsten Secunde den Arm wieder sinken.

»Du bist mein Bruder,« sagte er, gewaltsam sich meisternd.

»Leider,« höhnte der Maler, »es ist keine Ehre, Dein Bruder zu sein. Weshalb warst Du so rasch bei der Hand, als das Haus verkauft werden sollte? Fürchtetest Du, wir könnten Zeit und Gelegenheit finden, im Keller oder in den Mauern nachzuforschen? Wenn Mathies nicht der Schwachkopf gewesen wäre –«

»Jetzt laß es genug sein!« fiel Theodor Bauerband ihm heftig in die Rede. »Auf diesem Felde folge ich Die nicht. Wenn Du im Unfrieden mit mir leben willst, so ist das

Deine Sache, aber ich dulde nicht, daß Du mich in meinem Hause insultirt. Meine Ansicht darüber, daß die Hinterlassenschaft unseres Vaters unseren Ansichten nicht entsprach, habe ich damals geäußert, es wäre unnütz, wollte ich sie heute wiederholen.«

»Vollständig nutzlos!«

»Gewiß, denn, wie gesagt, über Deine fixen Ideen kann man mit Dir nicht rechten. Du verzichtest wohl darauf, daß ich Dir meine Familie vorstelle?«

»Natürlich,« spottete der Maler, indem er an sich hinunter sah, »meine Sackleinwand würde sich in Deinen fürstlichen Salons wunderlich ausnehmen. Aber ich darf stolz sein auf diese Sackleinwand, denn ich habe sie ehrlich verdient.«

»Es ließe sich machen, wenn Du wie ein gebildeter Mann auftreten wolltest,« fuhr der Bankier fort, indem er sich den Anschein gab, als ob er die letzte Bemerkung überhört habe, »ich würde Dich neu equipiren, Dir eine Wohnung miethen und einrichten –«

»Wohl, um Dein Gewissen zu beruhigen?«

»Nein, ich würde es thun Deines Kindes wegen,« sagte Theodor Bauerband, das Haupt trotzig erhebend, »ich bemerkte Dir schon, daß ich das Mädchen lieb habe.«

Der Maler ergriff Hut und Stock und schüttelte mit dem Lachen des Irrsinnigen seine Mähnen.

»Ich verzichte auf die Ehre,« entgegnete er, indem er noch einmal einen verächtlichen Blick auf das Oelgemälde warf, »die gnädige Frau würde Dir nie vergessen, daß Du den Vagabund in ihre Salons geführt hast. Ueberdies

würde es mich ärgern, wenn ich da oben solcher Sudeleien noch mehr sähe, den Aerger kann ich mir ja ersparen.«

»Wie Du willst – ich bedaure sehr –«

»Nicht doch, Dich freut's, daß ich selbst Dich jeder verwandtschaftlichen Verpflichtung überhebe, weshalb zeigst Du mir noch immer die Heuchlermaske, Du mußt doch wissen, daß ich sie durchschaue. Adieu, mein theurer Bruder, ich denke, wir sind nun fertig mit einander!«

Der Bankier stand, auf seinen Sessel gestützt, vor dem Schreibtische, sein glühender Blick folgte dem hagern Manne, der langsam hinausging und mit rücksichtsloser Grobheit die Thüre hinter sich zuwarf.

Lange noch ruhte sein Blick auf der geschlossenen Thüre, dann athmete er tief auf, als ob eine Centnerlast von ihm genommen sei.

Es waren schwere Beschuldigungen gegen ihn erhoben worden, Beschuldigungen die auf seine Ehre einen dunklen Flecken warfen, die ihn ausstießen aus dem bevorzugten Stande und den Verbrecherkreisen zugesellten.

Aber der Mann, der es gewagt hatte, die Beschuldigungen wider ihn zu erheben, war sein eigener Bruder, von ihm konnte er keine Genugthuung für den Schimpf fordern.

Was aber dann, wenn dieser Mann öffentlich die bisher fleckenlos Ehre eines Bruders angriff?

Theodor Bauerband stützte das sorgenschwere Haupt auf die Hand und versank in Sinnen.

Ja, wenn das geschah, dann konnte er dem Kampfe, den sein Bruder ihm anbot, nicht mehr ausweichen, dann mußte er denselben annehmen.

Lange saß der Bankier in Nachdenken versunken, dann erhob er sich, um eine geraume Weile auf und nieder zu wandern.

Und als nun Hermann in das Cabinet zurückkehrte, fand er den Vater ruhig und gefaßt, Theodor Bauerband hatte das Mittel gefunden, durch welches die Feindschaft des Malers unschädlich gemacht, seinem Haß die verletzende Spitze abgebrochen werden konnte.

Fünftes Kapitel.

In dem Hause des Meisters Mathias herrschte die drückende, beängstigende Schwüle, die in der Natur dem Gewitter und im Leben des Menschen jeder gefürchteten Katastrophe in der Regel vorangeht.

Der alte Mann hatte beim Frühstück seiner Familie die Rückkehr des Verschollenen mitgetheilt und zum bessern Verständnlß der etwa folgenden Ereignisse mit wenigen, aber markigen Strichen die Vergangenheit seines Bruders gezeichnet. Daß seine Mittheilungen sehr verschiedene Empfindungen hervorriefen, lag in der Natur der Dinge.

Röschen bat mit Thränen in den Augen, den Vater freundlich aufzunehmen und die Vergangenheit zu vergessen, Rudolf vertheidigte den Maler, den er am Abend zuvor bereits gründlich kennen gelernt hatte, Helene und Konrad enthielten sich jedes Urtheils und die Mutter pflichtete den ernsten Besorgnissen ihres Gatten bei.

Das Prinzeßchen ahnte nicht, daß und weshalb Meister Mathias ihr grollte, sie wußte nicht, daß dieser Groll viel dazu beitrug, die feindselige Stimmung des alten Mannes gegen seinen Bruder zu nähren und zu befestigen. Sie hatte ihr junges Herz in dem Frühlingssonnenschein der erwachenden Liebe gebadet, nun aber warf die Rückkehr des Vaters finstere Schatten auf den sonnigen Pfad, und wer konnte wissen, ob diese Schatten sich nicht zu Wolken zusammenballten, welche die Sonne ihres Glücks für immer verdunkelten!

Meister Mathias ließ seinen Groll an Rudolf aus, er äußerte sein ernstes Mißfallen darüber, daß sein Sohn mit dem Maler so rasch und ohne vorherige Prüfung sich befreundet hatte, er knüpfte daran weitere Vorwürfe über die leichtsinnige Lebensweise des jungen Mannes und steigerte dadurch nur die Verstimmung, die im Familienkreise herrschte.

Rudolf wies alle Vorwürfe zurück und eritterte dadurch den Vater nur noch mehr, der endlich in überwallendem Zorne in die Werkstätte eilte, um hier seinem Ingrimm Luft zu schaffen. Luft mußte er haben, er meinte, an dem Druck in der Kehle ersticken zu müssen.

Wenn er nur dem Prinzeßchen die Vorwürfe hätte machen dürfen, die ihm auf der Zunge schwebten!

Er schalt im Herzen sie undankbar, er rechnete ihr vor, wie viel er für sie gethan hatte und daß er ihr ein sorgsamer, liebevoller Vater gewesen war. Konnte er nicht mit

vollem Rechte verlangen, daß sie dafür sich dankbar bezeigte? Und war es nicht ihre erste Pflicht, daß sie ihm das volle Vertrauen eines Kindes schenkte?

Aber nein, hinter seinem Rücken zertrümmern sie seine schönsten Luftschlösser, die er nicht für sich allein, sondern auch für sie gebaut hatte, sie durchkreuzte seine Pläne, Wünsche und Hoffnungen, ohne ihn nur zu fragen, ob es ihm schmerzlich sei, wenn sie das thue.

Gedankenvoll wanderte Meister Mathias von einem Werktische zum andern, seine Stirne zog sich immer drohender in Falten, immer finsterer wurde der Blick seiner sonst fo freundlichen Augen.

Der Altgeselle, ein frischer, schmucker Bursche, hatte mehrere Fragen an ihn gerichtet, aber keine Antwort erhalten, er schüttelte den Kopf; nach den freudigen Ereignissen des vorigen Tages war ihm die Verstimmung des Meisters unbegreiflich.

Konrad kam jetzt auch in die Werkstätte, er machte sich, ehe er an seinen eigenen Werktisch trat, in der Nähe des Vaters zu schaffen.

»Du bist zu hart gewesen,« sagte er leise, »Röschen weint, Rudolf ist im Aerger fortgegangen –«

»Na, ich meine doch, daß ich eher Ursache hätte, ärgerlich zu sein!« fuhr Mathias Bauerband zornig auf. »Oder hab' ich sie nicht – wie? Röschen wird zwischen ihrem Vater und uns wählen müssen, es thut mir leid, aber ich kann ihr die Wahl nicht ersparen, in meinem Hause ist kein Platz für den Bummler.«

Strom, der in der Nähe der Beiden stand, stimmte, wie er es oft zu thun pflegte, ein Lied an, um die Aufmerksamkeit der Gesellen von dem erregten Meister abzulenken, es konnten ja Worte von seinen Lippen fallen, welche sie nicht hören sollten.

»Das wäre eine harte Wahl für sie,« sagte Konrad traurig.

»Bah – sie hat ja schon das Band gelockert, welches sie bisher an uns fesselte,« polterte der alte Mann, während er die Hemdärmel aufrollte, um sein Tagewerk zu beginnen, »das Prinzeßchen hat bereits gewählt, und unsere Schuld ist es nicht, wenn sie durch den Glanz des Goldes sich blenden ließ. Ich kann's ihr nimmer vergessen, mir liegt jetzt nichts daran, ob sie das Band vollends zerreißt.«

Sein Gesicht hatte bei diesen Worten einen drohenden Ausdruck angenommen, aber durch den Zorn leuchtete dennoch eine wehmüthige Trauer hindurch, Röschen war ihm an's Herz gewachsen, der Gedanke, daß sie ihn auf immer verlassen könne, erfüllte ihn mit tiefem Weh.

Er winkte seinem Sohne, daß er sich entfernen möge, und als Konrad diesem Wink nicht Folge leistete, wandte er ihm den Rücken.

»Und Du hast wahrhaftig keine Ursache, sie zu vertheidigen,« nahm er noch einmal das Wort, »schnöden Mammons wegen hat sie Dein treues Herz ausgeschlagen.«

»Wußte sie, daß dieses Herz für sie schlug?« fragte Konrad begütigend. »Nein, sie hatte keine Ahnung davon, Vater, nicht sie, nur ihn unser Zorn treffen, ihn, der

es so vortrefflich verstanden hat, die jungfräuliche Seele des arglosen Kindes zu bethören. Ja, sie ist noch ein Kind in ihrem Denken und Fühlen, in ihren Anschauungen und Empfindungen, ihr Herz nimmt jeden Eindruck auf, ohne ängstlich zu fragen, ob ihm Böses oder Gutes folgen kann. Ihr zürne ihr nicht, wenn sie glücklich wird an der Seite des Mannes, dem sie ihre Zukunft anvertraut, dann will ich gerne dem eigenen Glück entsagen, aber wehe ihm, wenn er ihr Vertrauen täuscht!«

Der Meister nickte gedankenvoll, Konrad trat an seinen Tisch, die Gesellen stimmten ein neues Lied an.

Sie hatten die erste Strophe noch nicht beendet, als die Thüre geöffnet wurde und zwei Gestalten eintraten, deren schwankende Haltung und unsicherer Gang dem Meister die flammende Gluth des Zornes auf die Wangen trieben.

Mathias Bauerband warf den Hobel hin und stemmte die muskulösen Arme auf die Hüften, sein Blick war fest und durchdringend auf die beiden Gesellen gerichtet.

»He – da sind die faulen Burschen!« rief er zitternd vor Erregung. »Da sind sie und schon am frühen Morgen betrunken! Hinaus mit Euch, mein Haus ist kein Wirthshaus, liederliche Subjecte dulde ich in meiner Werkstätte nicht.«

Der Gesang war verstummt, die fleißigen Hände ruhten, die Blicke Aller waren auf den Meister gerichtet.

»Peter und Klas, Ihr seid entlassen,« fuhr er mit mühsam erzwungener Fassung fort, »wenn Ihr noch Lohn zu fordern habt, so kommt in nüchterner Verfassung, dann

soll er Euch gezahlt werden, Arbeit bekommt Ihr nicht mehr, ich hab's nun lange genug mit Euch angesehen.«

Die beiden Burschen standen in der Mitte der geräumigen Werkstätte, kräftige, robuste Gestalten, deren Physiognomien den Stempel der Rohheit und Gemeinheit trugen. Peter, der Größere dieser Beiden, hatte einen Hammer ergriffen, seine drohende, herausfordernde Haltung ließ erkennen, daß er nicht gesonnen war, so rasch das Feld zu räumen.

»Wir sind nicht gekommen, um zu arbeiten, sondern um die Interessen unserer geknechteten Kameraden zu vertreten!« rief er, während er den schweren Hammer wuchtig auf die Hobelbank niederfallen ließ. »Wir sind lange die Sklaven und Lastthiere der Meister gewesen, wir wollen nun endlich wissen, wofür wir unsern Schweiß und unsere Knochen hingeben.«

»Ja, das wollen wir wissen!« schrie Klas, dessen rothes Haar im Sonnenschein leuchtete. »Die Meister werden reich, sie zehren von unserm Schweiß, wir sollen uns mit einem Lohn begnügen, für den wir kaum das trockne Brod beschaffen können. Die Meister schwelgen in Genüssen, die wir nicht kennen, sie verjubeln oft an einem Abend mehr, als der fleißige Arbeiter in einem Vierteljahre verdient, – das muß ein Ende haben!«

»Und das sagt Ihr mir?« rief Mathias Bauerband mit einer Donnerstimme. »Ihr, die liederlichsten Subjecte, die ich Zeit meines Lebens in meiner Werkstätte gehabt habe? Ihr wagt es, davon zu sprechen? Ha, daß es leicht ist,

Euch die thörichten Ideen in den Kopf zu setzen, mit denen seit einiger Zeit die Arbeiter gegen ihre Meister aufgehetzt werden, das begreife ich, Ihr gehört ja auch zu Denen, die lieber im Wirthshause sitzen, als hinter der Hobelbank stehen, Ihr wäret die Ersten, die einen ehrlichen Mann ermorden, weil er durch Fleiß und Sparsamkeit sich etwas erworben hat. Wer unter Euch Allen hat so viel gearbeitet wie ich? Wer unter Euch hat wie ich Tag und Nacht darüber nachgedacht, die Früchte seines Fleißes und seines Strebens zu ernten? Was ich bin, das bin ich durch meinen Fleiß geworden, und ein Jeder von Euch kann es so weit bringen, wenn er den ernsten Willen und das nöthige Geschick hat. Kann Einer von Euch sein Meisterstück machen? Nein! Lernt es und dann versucht, auf Euren eigenen Füßen zu stehen, wenn Ihr fleißig und ehrlich seid, wird es Euch gelingen. Was verlangt Ihr von mir? Einen höheren Lohn? Ich glaube, es ist kein Tischlermeister in der Stadt, der einen so hohen Lohn zahlt, wie ich –«

»Deshalb soll Allen die Arbeit gekündingt werden!« schrie der rothe Klas.

»So? Versucht es,« spottete Meister Mathias. »Wir wollen sehen, wer es am längsten aushält!«

»Die Fettbäuche natürlich, die mit unserm Schweiß ihre Kisten und Kasten gefüllt haben!« rief Peter. »Aber wenn die Arbeiter hungern, dann denken sie an die Laternenpfähle, die für die Meister aufgerichtet sind.«

Ein Schrei des Unwillens entfuhr den Lippen der Gesellen, die alle dem Meister näher getreten waren, um ihn vor der Rohheit der Burschen zu schützen.

Aber Meister Mathias hatte auf diese Bemerkung nur ein verächtliches Lächeln.

»Ihr seht, daß Eure Kameraden sich nicht in's Schlepptau nehmen lassen,« sagte er, den Arm seines Sohnes ergreifend, der bebend vor Zorn sich auf die Beiden stürzen wollte. »Aber ich rathe Euch, laßt Euch in meiner Werkstätte nicht wieder blicken, ich dulde kein faules Gesindel hier!«

Das letzte Wort war noch nicht über seine Lippen, als der schwere Hammer hart an seinem Kopfe vorbeiflog, er würde ihn augenblicklich getödtet haben, wenn er ihn getroffen hätte.

Der Meister ließ bestürzt den Arm seines Sohnes los, Konrad und der Altgeselle stürzten sich auf die Burschen, die Gesellen folgten ihrem Beispiele, und ehe Mathias Bauerband den Sturm beschwichtigen konnte, lagen die beiden Subjecte auf dem Steinpflaster des Hofes.

Sie erhoben sich und schüttelten drohend die geballten Fäuste gegen das Fenster, an welchem der alte Mann stand, dann entfernten sie sich unter Drohungen und Verwünschungen.

Dieser Vorfall war keineswegs geeignet, die Verstimmung des Meisters zu heben, die Drohungen der liederlichen Burschen ängstigten ihn nicht, sie erhöhten nur den Groll, den er gegen Röschen und ihren Vater im Herzen trug.

Seine gereizte Stimmung nahm dadurch, daß er vergeblich den Besuch seines Bruders erwarten mußte, nur noch mehr zu; wenn er auch diesem Besuch mit verbissenem Grimm entgegensah, so wünschte er doch, ihn bald zu empfangen, damit er in der Unterredung mit dem Maler die Last abschütteln konnte, die so schwer ihn drückte.

Er war bei Tisch einsilbig, nur vorübergehend und mit wenig Worten berichtete er den Vorfall in der Werkstätte, als seine Frau ihn um die Ursache des Lärms befragte.

Niemand brachte die Rede auf den Vater Röschen's, nur Helene wagte die schüchterne Bemerkung, es sei auffallend, daß der Oheim so wenig Verlangen trage, sein einziges Kind wiederzusehen; aber der Blick, den Meister Mathias als Antwort darauf ihr zuwarf, ließ sie deutlich erkennen, daß eine Fortsetzung dieses Gespräches dem Vater nicht erwünscht war.

Nach Tisch ging Konrad in den Garten, ein verstohlener, bedeutsamer Blick Röschen's hatte ihn gebeten, sie dort zu erwarten.

Was wollte sie von ihm? Sie hatte nie zuvor ihn in irgend einer persönlichen Angelegenheit um Rath und Hülfe gebeten, nie das Bedürfniß einer vertraulichen Unterredung mit ihm gefühlt.

Er trat in eine Laube, das Haupt auf die Hand gestützt, dachte er über die Worte nach, die sein Vater am Morgen zu ihm gesprochen hatte.

Ahnte sie auch, daß sie nun wählen müsse zwischen dem Vater und denen, die ihr bisher, theuer gewesen waren?

Oder wollte sie ihn zum Vertrauten ihrer Herzensgeheimnisse machen?

Das Knistern des Sandes weckte ihn aus seinem Brüten, er blickte auf, Röschen und Helene standen Arm in Arm vor ihm.

»Konrad, mit Deinem Vater läßt sich heute nicht reden,« sagte das Prinzeßchen, indem sie ihm gegenüber auf der Bank Platz nahm, »Du mußt mir beistehen, die Brüder zu versöhnen und ein Mittel zu suchen, durch welches der völlige Bruch jetzt verhütet werden kann.«

»So fürchtest Du, daß es zum Bruche kommen könnte?« fragte Konrad, dem Mädchen besorgt in's Auge schauend.

»Ja, ich muß es fürchten, und ich weiß, daß alsdann ein bitterer Kampf mir bevorsteht, der Kampf zwischen Liebe und Pflicht,« erwiderte das Prinzeßchen wehmüthig. »Die Tante hat mir Alles ausführlich mitgetheilt, ich kenne die Ursache des Haders, der unsere Familie spaltet, ich kenne nun auch die ganze Vergangenheit meines Vaters. Aber er ist mein Vater, Konrad, und so schwer er auch gefehlt haben mag, sein Kind hat nicht das Recht, über ihn zu richten.«

»Hat er nicht die Bande zerrissen, die Dich an ihn fesselten?« sagte Konrad, der jetzt nur noch herzliche Theilnahme für das geängstete Mädchen fühlte.

Röschen schüttelte verneinend das Haupt, ihre schönen, umflorten Augen ruhten flehend auf dem Antlitz des jungen Mannes, dessen Herz ein tiefes Weh durchzuckte bei der Erinnerung an ihre Unterredung mit dem Sohne des Bankiers.

»Wie man auch darüber urtheilen mag, eine Stimme in meinem Innern spricht für ihm,« entgegnete sie, »sie sagt mir, es sei meine Pflicht, für ihn zu sorgen und ihn zu pflegen, ihn durch meine Liebe vergessen zu lassen, daß seinem bisherigen Leben der Sonnenschein fehlte.«

»Und glaubst Du, daß Deine Liebe einen Sonnenstrahl auf seinen Pfad werfen wird?«

»Ich weiß es nicht, aber es ist meine Pflicht, es zu versuchen!«

»Armes Kind, so wirst Du auf den eigenen Sonnenschein verzichten müssen!«

»Sprich nicht so, Konrad,« bat das Mädchen, »ich bedarf jetzt meiner ganzen Kraft und meines Muthes, das Schicksal soll mich zum Kampfe gerüstet finden. Aber ich meine, es müsse unserm vereinten Streben gelingen, diesen Kampf zu verhüten; wenn Dein Vater nur nachgeben, seinen Groll gegen den Heimkehrenden vergessen wollte!«

»Er wird nachgeben, aber weißt Du, ob der Heimkehrende versöhnliche Gesinnungen mitbringt?« fragte Konrad. »Was ich von Rudolf vernommen habe, läßt mich nicht glauben, daß Dein Vater uns die Hand bieten wird, er haßt uns Alle, und es ist noch sehr zweifelhaft, ob er das Opfer annimmt, welches Du ihm bringen willst.«

»Dann wird Röschen nicht so thöricht sein, es ihm zu bringen,« sagte Helene, »sie wird bei uns bleiben und ihn dem Schicksal ebeelessen, welches er selbst eigensinnig sich gewählt hat.«

Dem Prinzeßchen standen die Thränen in den Augen, sie zeugten von dem schweren Kampfe, der schon jetzt in ihrem Innern entbrannt war.

»Ich kann das nicht,« erwiderte sie mit leise zitternder Stimme, »mein Gewissen würde mir keine Ruhe gönnen. Er ist ein alter Mann, er bedarf der Liebe und Pflege seines Kindes, er hat nur noch dieses eine Herz auf der Welt.«

»Er wird es unglücklich machen,« sagte Konrad dumpf. »Ja, unglücklich!« fuhr er, hastig das Haupt erhebend, fort, und sein Blick nahm einen zürnenden Ausdruck an. »In seiner Selbstsucht wird er die schwersten Opfer von Dir fordern, Opfer, die nicht seinem eigenen Glück, sondern nur seinem Haß gegen uns Alle gelten. Du darfst uns nicht verlassen, Röschen, Du mußt bei uns bleiben, er kann Dir ja kein Daheim bieten, und er hat nicht das Recht von Dir zu verlangen, daß Du mit ihm in die Fremde hinauswandern sollst.«

Gedankenvoll blickte das Prinzeßchen vor sich hin, eine innere Angst spiegelte sich in ihrem schönen Antlitz, es war, als ob sie die Fremde wie eine endlose Wüste vor sich sähe.

»Wie es auch kommen mag, ich werde Euch nie die Liebe vergessen, mit der Ihr meine Kindheit und Jugend

so reich gesegnet habt,« nahm sie nach einer langen Pause, wie aus einem Traume erwachend, das Wort. »Ich werde mich stets als Eure Schwester betrachten und mit der Liebe einer Schwester an Euch hängen bis an das Ende meines Lebens.«

Sie reichte ihnen beide Hände und blickte sie abwechselnd mit inniger Liebe an.

»Vielleicht ist es das letzte Mal, daß ich in Eurem Kreise bin,« fuhr sie fort, »eine Ahnung flüstert mir zu, daß die dunklen Wolken, die über unserem Haupte hangen, sich bald entladen und den vernichtenden Blitzstrahl auf uns schleudern werden. Sei es, es kommt ja doch Alles, wie es kommen soll, und das Geschick eines Jeden muß sich erfüllen! Ich möchte dann aber nicht gerne mit einem Geheimniß im Herzen von Euch scheiden, ich möchte nicht, daß Ihr später mir den Vorwurf machen könnt, ich sei nicht aufrichtig und offenherzig gegen Euch gewesen. Deshalb, und im Vertrauen auf Eure strengste Verschwiegenheit will ich Euch bekennen, daß ich seit voriger Nacht mit unserem Vetter Hermann verlobt bin.«

Helene blickte besorgt den Bruder an, er schlug die Augen nieder und wiegte leicht das Haupt.

»Fragt mich nicht, wie es gekommen ist, ich selbst weiß es nicht, sagt mir auch nicht, daß dieser Verlobung Stürme und Kämpfe folgen würden, ich weiß es und erwarte sie mit der Ruhe eines muthigen Herzens, welches seine Sache dem lieben Gott anheim stellt.«

»Du hast gewählt,« sagte Konrad leise in bewegtem Tone, »uns bleibt jetzt nur noch der Wunsch, Dich glücklich

zu sehen. Und daß wir diesen Wunsch hegen, deß darfst Du gewiß sein.«

Helene umarmte schweigend ihre schöne Base, es war ihr nicht möglich, mit Worten ihr Glück zu wünschen, sie wußte ja, welche tiefe Wunde in diesem Augenblick dem Herzen ihres Bruders geschlagen wurde.

Und es war gut, daß gerade jetzt der Rentner Beier in den Garten trat und durch sein Erscheinen das Gespräch abgebrochen wurde, denn im Herzen Konrad's wollte der Haß gegen den glücklichen Nebenbuhler sich wieder regen, und dieser Haß hätte ihn zu harten Ausfällen gegen Hermann verleiten können.

»Er wird sogleich hier sein!« rief der Rentner schon von Weitem, während er seine Bartschüssel gründlich ausschüttete. »Ich traf ihn soeben auf der Straße, er kam aus einer Restauration, in der er gespeist hatte. Gehorsamer Diener, meine Damen, wir haben heute einen herrlichen Herbsttag. Erschrecken Sie nicht, Fräulein Röschen, wenn Sie ihn sehen – eine sehr rauhe Schale, aber ich glaube, der innere Kern ist gut, trotz all' den sonderbaren Auswüchsen, die ihn verunstalten.«

»Weshalb kam er nicht heute Morgen schon?« fragte das Prinzeßchen, deren Ruhe und Fassung die Geschwister in Erstaunen setzten. »Er hätte ja hier bei uns essen können.«

»Ja, ja, er ist ein eigenthümlicher Kauz und eigentlich weiß ich nicht, weshalb es auch solche Käuze geben muß,« erwiderte der Doctor, der seinen Hut abgenommen hatte und jetzt emsig damit beschäftigt war, seinen

glänzenden Schädel zu poliren. »Sein erster Gang war zu dem Bankier, wie er mir sagte, er will ihm gründlich die Wahrheit gesagt haben, da läßt sich denken, daß er sich auch gründlich mit ihm überworfen hat. Aber er fragte nach Ihnen, Fräulein Röschen, und das Wasser stand ihm in den Augen, ich glaube die Scham hat ihn abgehalten sofort in die Arme seines Kindes zu eilen. Na, ich denke wir gehen hinein, Meister Mathias will seinen Bruder im Hause empfangen, er meint, es sei unnöthig, daß die ganze Nachbarschaft der ersten Unterredung beiwohne.«

Der kleine Herr warf bei den letzten Worten einen bezeichnenden Blick auf die Fenster der Häuser, welche den Garten umschlossen, dann holte er seine Dose aus der Tasche, um dem jungen Manne eine Prise anzubieten.

»Wir haben Aerger gehabt heute Morgen,« fuhr er in seine lebhaften Weise fort, während er die Dose hastig in den Händen drehte, »hab's schon gehört, schlechte Subjecte – – na, sie werden schon zur Besinnung kommen.«

»Vielleicht erst dann, wenn ihre Arbeitsscheu sie in's Zuchthaus gebracht hat,« erwiderte Konrad, der an der Seite des kleinen Herrn den beiden Mädchen folgte, die Arm in Arm auf das Wohnhaus zuschritten.

»Möglich, daß dies das Ende vom Liede ist,« nickte der Rentner, »aber im Grunde sind sie nur die verirrten Schafe.«

»Diese? Nimmermehr! Sie sind selbst Leithämmel, welche die Heerde auf Irrwege zu führen suchen, sie sind stets arbeitsscheu, liederlich und ohne jeden sittlichen Halt gewesen, sie waren es schon, ehe die socialen Ideen

auftauchten, ehe die Agitatoren die Fackel in's Pulverfaß warfen.«

»Sie haben Ihrem Vater Rache geschworen?« warf der kleine Herr bedenklich hin.

»Ja, und weshalb? Weil der Hammer, den sie gegen ihn schleuderten, ihn nicht getroffen hatte.«

»Eben das ist ein schlimmes Zeichen. Na, sehen Sie sich vor, ich rathe Ihnen gut. Fräulein Röschen scheint sehr gefaßt zu sein, das arme Kind wird sich enttäuscht sehen – hilf Himmel, da ist er schon! Hören Sie nicht die rauhe Stimme?«

Der Rentner eilte so rasch in das Haus, daß Konrad ihm kaum zu folgen vermochte; als der letztere in die Wohnstube trat, sah er Rosa in den Armen ihres Vaters, der sie auf Stirne und Wangen küßte, dann das Mädchen von sich abhielt, um es lange zu betrachten, und sie darauf wieder stürmisch an sich preßte.

»Ja, das ist mein Kind,« sagte der hagere Mann, und die Kruste, die sein Herz umschloß, schien sich allmälig zu lösen, »das ist mein Röschen. Sieht sie nicht ihrer braven, guten Mutter ähnlich wie ein Wassertropfen dem andern? Na, Mathias, was Du an ihr gethan hast, dafür danke ich Dir, ich würd's auch an dem Kinde meines Bruders gethan haben.«

Meister Mathias saß in seinem Sorgenstuhle und blies aus seiner Pfeife dichte Wolken vor sich hin, an dem Dank seines Bruders schien ihm wenig zu liegen.

»So? Und diese Beiden sind Deine Kinder?« fuhr der hagere Mann mit einem flüchtigen Blick auf Konrad und

Helene fort. »Hm, Deinen zweiten Sohn lernte ich schon gestern Abend kennen, scheint Talent zu haben; wenn er will, gebe ich ihm Unterricht. Frau Schwägerin, es freut mich, Sie so gesund und rüstig wieder zu sehen, wir sind beide alt geworden, die Tage sind schon nahe, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht.«

»Setz' Dich,« sagte Meister Mathias, während Röschen einen Stuhl herbeiholte, »ich hatte Dich heute Morgen schon erwartet.«

Der Maler ließ sich auf dem Stuhle nieder, streckte die langen Beine vor sich hin und vergrub die Hände in den Taschen, dann schweifte noch einmal sein Blick über die Anwesenden, um eine geraume Weile auf dem kleinen Rentner mit stechendem Ausdruck haften zu bleiben.

»Heute Morgen habe ich Theodor besucht!« erwiderte er.

»Um ihm zu sagen, daß Du noch immer den alten Groll gegen ihn hegst?« fragte Meister Mathias scharf.

»Bah – er weiß selbst, daß dieser Groll nie schwinden kann!«

»Dann wärst Du besser ihm fern geblieben!«

»Ich wollte dem Parvenu nur zeigen, daß ich mich vor der Hoheit seines Mammons nicht beuge.«

Meister Mathias schüttelte das Haupt, der scharfe, feindselige Ton, den sein Bruder anschlug, rief alle Besorgnisse in seinem Innern wieder wach.

Ich weiß, weshalb Du damals die Komödie gespielt hast,« sagte er, »ich will Dir keine Vorwürfe deshalb machen, obgleich ich dazu sehr berechtigt wäre. Ich will

Dich auch nicht fragen, weshalb Du von drüben nicht geschrieben, Dich niemals nach Deinem Kinde erkundigt hast, aber ich frage Dich sehr ernst, mit welchen Gesinnungen bist Du zurückgekommen?«

Der hagere Mann lachte und griff in die Dose des Rentners, dann schüttelte er, noch immer lachend, seine Mähnen, als ob er dadurch andeuten wolle, daß er es nicht der Mühe werth halte, diese Frage zu beantworten.

»Ich bin zurückgekehrt, weil mich das Heimweh ergriff,« erwiderte er. »Vielleicht findest Du das kindisch und thöricht – meinetwegen!«

»O nein, ich weiß, was Heimweh ist, ich habe selbst daran gelitten, damals, als ich in der Fremde war,« fuhr der Meister in ernstem Tone fort. »Aber ich frage Dich, mit welchen Gesinnungen kehrst Du zurück?«

In den unstäten Augen des hageren Mannes blitzte es auf wie fernes Wetterleuchten, Rosa schlang rasch ihren Arm um seinen Nacken und flüsterte ihm einige Worte in's Ohr.

»Dieses Kindes wegen verzichte auf die Antwort,« sagte der Maler grollend, »wenn Du es wissen willst, so werde ich es später Dir später sagen.«

»Nun weiß ich es schon,« entgegnete Meister Mathias mit mühsam erzwungener Fassung und aus seinen ehrlichen Augen blickte ein verhaltener Zorn. »Du bist gekommen mit denselbn Gesinnungen, mit denen Du von uns gingst, Du wirst abermals Haß und Zwietracht säen. Um Deines Kindes willen rathe ich Dir, thue es nicht, Hugo, opfere Deinen Haß dem Deines einzigen Kindes.«

»Ich kann ihm nicht vergeben,« sagte der hagere Mann, und der Ton seiner Stimme klang wie das Zischen einer Schlange, »er hat mich elend gemacht.«

»Er?«

»Ja. Wenn ich damals erhalten hätte, was mir zukam, so würde ich die Mittel gehabt haben, das hohe Ziel zu erreichen, welches ich mir vorgesteckt hatte. Als reicher Mann wäre ich ein berühmter Künstler geworden, als Bettler wurde ich von der bornirten Menge in den Staub getreten. Er allein trägt die Schuld daran, er hat den Bettelsack mir auf die Achsel geworfen, er hat mein Weib getödtet und mein Kind zur Waise gemacht.«

Der Maler war von seinem Sitze emporgefahren, ein gewaltiger Lufthieb schmetterte bei den letzten Worten den unsichtbaren Gegner nieder.

»Das hat er gethan!« rief er, und seine Stimme klang jetzt wie das Rollen des Donners. »Und Du willst, daß ich ihm verzeihen soll? Du hättest damals meine Partei ergreifen müssen, aber Du standest auf seiner Seite und beugst Dich auch heute noch vor dem vornehmen Bruder. Es ist nie Saft und Kraft in Dir gewesen, Du hast immer demüthig die Ruthe geküßt, mit der Du geschlagen wurdest.«

Jetzt wollte auch Meister Mathias trotzig auffahren, aber Konrad legte die Hand auf seinen Arm und sah ihn bittend an.

»Er ist Dein Bruder,« sagte er leise, »der stete Kampf mit dem Schicksal hat sein Gemüth verbittert.«

»Und seinen Geist umnachtet,« fügte Mutter hinzu. »Sei freundlich mit ihm, er kann uns nur Mitleid einflößen.«

Der Maler rannte in dem geräumigen Zimmer auf und nieder, er schien ganz vergessen zu haben, wo er sich befand.

»Ich war bei ihm,« grollte er, die grauen Mähnen, die ihm über den Augen hingen, mit einem energischen Ruck zurückwerfend, »ich mußte ihm das segen, er ließ mir keine Ruhe. Er hat mir Almosen angeboten, es war eine Unverschämtheit, daß er es that, aber der reiche vornehme Mann hat ja das Privilegium, unverschämt zu sein. Almosen von ihm! Wenn ein Stück Brod aus seiner Hand mich vom Hungertode retten könnte, würde ich es nicht annehmen.«

»Es kommt darauf an, in welcher Form er es Dir angeboten hat,« sagte Meister Mathias mit wachsendem Aerger. »Du hast drüben nichts erworben, Hugo, was willst Du hier beginnen?«

»Das ist meine Sache!« wallte der hagere Mann auf. »Ich habe noch nicht um Unterstützung gebeten und werde es auch nicht thun, am wenigsten bei meiner Familie, deren sauersüße Protectormienen ich nicht sehen mag.«

»Ich will Dir einen Vorschlag machen!«

»Du mir?«

»Na, ich meine, ein guter Rath ist immer des Dankes werth.«

Der Maler verschränkte die Arme und blickte spöttisch den Bruder an, es war ihm außerordentlich gleichgültig, ob dieser verletzende Blick dem ehrlichen Meister die Galle in's Blut trieb.

»Laß hören,« sagte er gelassen, »es wird nicht viel Gescheidtes herauskommen.«

»Das sagt mir ein Narr, aber kein Mann, der seine fünf Sinne beisammen hat!« rief Meister Mathias wüthend. »Hättest Du damals auf den Rath vernünftiger Leute gehört, könntest Du heute auch ein geachteter Mann sein und Dein Kind brauchte sich nicht seines Vaters zu schämen.

Der hagere Mann zuckte zusammen, als ob eine Natter ihn gebissen habe, sein glühender Blick ruhte fragend auf Rosa, die im nächsten Moment in seinen Armen lag.

»Fahre fort,« sagte der Maler mit beißendem Hohn in Blick und Stimme, »ich will den Rath des »vernünftigen« Mannes hören.«

»Wohlan, für die Gesellschaft bist Du verloren, das mußt Du bei ruhigem Nachdenken einsehen; wenn Du Dich ihr aufdrängen willst, wirst Du nur Dir selbst Unannehmlichkeiten und herbe Enttäuschungen bereiten. Und daß Du mit Deinem tiefeingewurzelten Haß im Kreise Deiner Familie keine bleibende Stätte finden kannst, unterliegt wohl auch keinem Zweifel; ich meine, unter solchen Umständen müssest Du selbst wünschen, den Rest Deines vielbewegten Lebens in einem Asyl zu verbringen, in welchem Du frei von Sorgen –«

»Halt!« fiel der hagere Mann ihm barsch in's Wort, indem er den Arm drohend erhob. »In einem Asyl, sagst Du, – weißt Du, wie das lautet, wie ich dieses Wort übersetze? Ein Asyl ist nichts Anderes als ein Irrenhaus – – dahin willst Du mich bringen?«

»Du mißverstehst mich –«

»Bewahre, Du hast Dich sehr deutlich ausgedrückt!« spottete der Maler, den spitzen Knebelbart drehend. »Ich bin Euch eine Last, und da sucht Ihe Mittel, Euch von dieser Last zu befreien. Ihr schämt Euch des armen Bruders, wie der vornehme Bankier sich Deiner schämt, aber ich sage Dir, ich bin eben so viel und vielleicht noch mehr werth, wie Jeder von Euch! Wenn ich es wollte, könnte ich meinen Namen berühmt machen – ha, wenn ich es thäte, wenn der Glanz meines Ruhmes auf Euch zurückfiele, wäre ich Euer lieber, vortrefflicher Bruder, würdet Ihr selbst in die Posaune stoßen und meinen Ruhm mit vollen Backen verkünden!«

»Du bist noch immer der alte Narr!« polterte Meister Mathias, dessen Zorn Konrad vergeblich zu beschwichtigen suchte, »Du wirst ein Narr bleiben, so lange Du lebst.«

»Und deshalb soll ich hinter den hohen Mauern eines Asyls unschädlich gemacht werden!«

»Weiß der Himmel, es wäre des Beste für Dich und für uns Alle!«

Dröhnend fiel die Faust des hagern Mannes auf den Tisch, daß sogar der kleine Rentner erschreckt zusammenfuhr, und ein Schrei der Wuth entrang sich seinen farblosen Lippen.

»Wie ganz anders würdest Du sprechen, wenn ich in einer Equipage vorgefahren wäre und nun mit goldgefüllten Taschen vor Dir stände!« rief er mit einem zornflammenden Blick auf den Meister, der sich langsam aus seinem Sessel erhob. »Dann wäre vom Vergangenen keine Rede, dann wäre ich bei Euch Allen der liebe Bruder und Onkel, dann würdet Ihr Alle mir den Staub von den Schuhen küssen! Mit dem Bettler macht man kurzen Proceß, ihm zeigt man die Thüre und in der Perspective das Irrenhaus, weil er so kühn ist, seinen reichen Verwandten Betrug und Heuchelei vorzuwerfen –«

»Nein, weil er ein Narr ist!« schrie Meister Mathias, unfähig, sich zu bemeistern.

»Gut, der Narr wird gehen und die Schwelle Derer, die ihn verleugnen, nicht mehr überschreiten!«

Der Maler hatte seinen Hut genommen, Auge in Auge standen die Brüder sich gegenüber, nur der bösen Worte gedenkend, die zwischen ihnen gefallen waren.

Wohl flüsterte eine Stimme im Innern des Meisters, daß er mit seinem Bruder nicht so streng in's Gericht gehen dürfe, aber er hörte nicht auf sie, er lauschte der Stimme des bösen Dämons, die ihm zuraunte, er dürfe sich solche Beleidigungen nicht bieten lassen.

Die Blicke aller Uebrigen waren auf Rosa gerichtet, sie mußte nun wählen zwischen dem Vater und dem Manne,

der ihr mehr als ihr Vater gewesen war. Todesbleich, mit Thränen in den Augen trat das Prinzeßchen zwischen die Brüder, sie wollte die Hand des Oheims erfassen, er zog sie hastig zurück.

»Hast Du denn kein freundliches Wort für ihn?« fragte sie in flehendem Tone. »Kannst Du den Bruder herzlos von der Schwelle Deines Hauses stoßen –«

»Geh – geh mit ihm,« fiel Meister Mathias ihr gereizt in's Wort. »Begleite ihn auf seiner Künstlerlaufbahn, vergiß, welchen Dank Du mir schuldest, und theile das Brod mit ihm, welches mitleidige Hände ihm reichen.

»Vater!« fiel ihm Konrad warnend in die Rede, während die Mutter und Helene ihn auf seinen Sitz zurückzudrängen suchten und der kleine Rentner mißbilligend das kahle Haupt schüttelte.

»Oho, Mathias, hier sind zwei gesunde Arme, die lieber Holz spalten, als Almosen von Dir empfangen!« rief der Maler, seine langen Arme in erhebend.

»Ich werde mit Dir gehen, Vater,« sagte Röschen, den umflorten Blick zu ihm erhebend, »Du sollst fortan nicht allein stehen. Ich werde arbeiten für Dich und mit inniger Liebe Dich umfassen, ich werde Alles, Noth und Elend, Sorgen und Kummer gemeinschaftlich mit Dir tragen und mit meinem eigenen Leben Dich schützen vor dem Loose, welches Onkel Mathias Dir nun der Schicksalsurne zuwirft. Onkel, Tante, lebt wohl, Euch werde ich nie vergessen, was Ihr an mir gethan habt, zürnt mir nicht, daß ich Euch verlasse, um die heiligste aller Pflichten, die Pflicht des Kindes, zu erfüllen!«

Meister Mathias wandte ihr erbittert den Rücken, aber seine Frau und Helene umschlangen das Mädchen und beschworen sie, zu bleiben.

»Laßt sie gehen,« brummte der Meister, der in diesem Augenblick selbst nicht wußte, wie tief er das Herz des Mädchens verwundete, »ihr Vater ist ja ein Künstler, und sie däuchte sich immer höher als Unsereins. Ihr Stolz wird auch noch gebeugt werden.«

»Wenn mein Kind stolz ist, dann habt Ihr die böse Saat in ihr Herz gesäet,« sagte der Maler heiser, »Ihr, Du und Dein vornehmer Bruder! Röschen, mein Kind, komm in meine Arme, Du bist mein theuerstes, mein einziges Gut, Du sollst diesen Entschluß nie bereuen.«

»Willst Du mir nicht Lebewohl sagen?« fragte Röschen noch einmal, dem Oheim die Hand bietend.

»Wozu?« spottete Meister Mathias mit verbissenem Grimme. »Du wirst bald zurückkehren, wirst die gefüllten Fleischtöpfe bald vermissen.«

»Jetzt lassen Sie es genug sein,« nahm der Rentner das Wort, »es ist ein grausames Spiel, lieber Freund, ein Spiel um Menschenherzen! Wie die Sachen augenblicklich liegen, kann Fräulein Röschen keine andere Entscheidung treffen, wer das nicht einsieht, der ist mit sehenden Augen blind. Fräulein Röschen, nehmen Sie es sich nicht so sehr zu Herzen, es wird manches Wort unüberlegt gesprochen und am Tage darauf bereut. Fräulein Helene, wollen Sie nicht mit Ihrer Cousine gehen, sie kann doch nicht so, wie sie da steht, ihren Vater begleiten.«

Helene verstand den Wink, sie legte ihren Arm um die schlanke Taille des Prinzeßchens, und die Mutter folgte den Mädchen, die langsam das Zimmer verließen.

Der kleine Herr rieb eifrig seinen Schädel und bot den Herren eine Prise an, aber nur der Maler griff in die Dose und beehrte ihn dabei mit einem freundlichen Blick.

»Jetzt reden Sie vernünftig,« sagte der hagere Mann, »gestern Abend kamen Sie mir außerordentlich beschränkt vor.«

Der Rentner warf sein kahles Haupt trotzig zurück, seine Aeuglein funkelten zornig hinter den Gläsern der Brille.

»Das war eine Grobheit,« erwiderte er, »aber ich gebe sie Ihnen nicht zurück, weil ich mit Ihnen nicht zanken will! Ich habe meinen Verstand so gut wie Sie, und es fragt sich sehr, wessen Verstand klarer ist.«

»Ja, das fragt sich gewiß sehr!« warf der Maler ironisch ein. »Es freut mich nur, daß ich Sie heute vernünftig finde, der Eindruck, den Sie gestern auf mich gemacht haben, war Ihnen nicht günstig.«

»Na, es ist vielleicht ein sehr zweifelhafter Ruhm, wenn man auf Sie einen guten Eindruck macht,« polterte der kleine Herr. »Denken Sie sich, daß ich Ihr Auftreten billige, im Gegentheil, ich sage Ihnen geradezu, Sie benehmen sich hier wie ein Poltron, der absichtlich Zank und Streit sucht, aber ich nehme Sie dennoch in Schutz gegenüber den harten, verletzenden Worten Ihres Bruders die ich nicht gerecht fertigt finde. Sie sollten Beide nachgeben und an den Spruch denken: Siehe, wie fein

und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtiglich beisammen wohnen. So, nun kennen Sie meine Meinung, ich wüßte nicht, was ich ihr nach hinzuzufügen hätte!«

Da in diesem Augenblick Röschen zurückkehrte und der Maler wohl im Beisein seines Kindes seinen Wettstreit nicht weiter führen wollte, so blieb die Bemerkung des Rentners unbeantwortet, zur großen Genugthuung des kleinen Herrn, der hieraus den Schluß ziehen zu dürfen glaubte, daß der Pfeil, den er so muthig abgeschlossen hatte, getroffen habe.

Das Prinzeßchen bot noch einmal dem Oheim die Hand, aber Mathias Bauerband, der wieder in seinem Sorgenstuhle dicht in Rauchwolken eingehüllt saß, gab sich den Anschein, als bemerke er es nicht.

So rasch konnte der alte Mann seinen Groll nicht überwinden, er wurzelte immer fester in seinem Herzen, je länger er mit verbissenem Grimm über den Undank des Kindes nachdachte, dem er ein zweiter Vater gewesen war.

Es fiel ihm nicht ein, sich in ihre Lage, oder in die Lage seines Bruders hineinzudenken, er dachte in seiner Selbstsucht nur an die Wohlthaten, die er dem Mädchen erwiesen hatte, und an den Dank, den er nach seiner Ueberzeugung von ihr fordern durfte.

Rosa sagte noch einmal Allen Lebewohl, dann folgte sie dem Vater, der rasch hinausgeschritten war, und der kleine Rentner begleitete sie.

»Was nun?« fragte Beier, als sie vor dem Hause auf der Straße standen, die klugen Aeuglein zu dem hagern Manne erhebend. »Was soll es nun geben?«

»Es wird sich finden,« erwiderte der Maler kurz angebunden, indem er seiner Tochter den Arm bot. »Ich glaube nicht, daß wir der Hülfe eines Dritten bedürfen, wir wollen Sie nicht belästigen, mein Herr, in keiner Beziehung.«

»Sie glauben es nicht, aber ich glaube es,« sagte der kleine Herr, dem das Blut in die Wangen stieg, »und ich erkläre Ihnen vorab, daß ich nicht Ihnen, sondern dieser jungen Dame den Rath und Beistand eines Freundes anbiete.«

»Der Herr Doctor war mir stets ein treuer Freund, Vater,« nahm das Prinzeßchen in bittendem Tone das Wort, »seine Freundschaft ehrt uns, wir wollen ihm von Herzen dankbar dafür sein.«

Der Maler zuckte die Achseln, als ob er erwidern wolle, er lege nicht den geringsten Werth auf diese Freundschaft, aber er hörte dennoch aufmerksam zu, als der kleine Herr ihm den Vorschlag machte, ihm in seinem Hause einige Zimmer einzuräumen. Er selbst wohne nicht in dem Hause, sagte er, er habe es damals gekauft, um sein in der Lotterie gewonnenes Geld vortheilhaft anzulegen, der Maler möge die Wohnung ansehen, wenn sie ihm nicht gefalle, könne er ja eine andere suchen. Nur möge er bedenken, daß nicht jeder Bürger ihm eine Wohnung vermiethen werde, und daß deshalb dieses Anerbieten wohl zu überlegen sei. Für die nöthigen Möbel

wolle er auch sorgen, er habe in seiner eigenen Wohnung Manches, was er sehr gut entbehren könne, er bewohne mit seinem Sohne, dem Referendar Wilhelm Beier, und einer alten Magd ein Haus allein, und manches Zimmer in demselben werde selten oder gar nicht benutzt, also könne er über die Möbel in diesen Zimmern verfügen.

Und wenn Herr Hugo Bauerband mit großen Sorgen in die nächste Zukunft blicke, wie das ja anzunehmen sei, so möge er sich darüber beruhigen, er, der Rentner, sei mit Vergnügen bereit, ihm oder dem Prinzeßchen eine kleine Summe vorzustrecken, die man ihm später gelegentlich zurückerstatten könne.

In jedem Worte, welcher der kleine Herr sprach, während er mit seinen kleinen Beinen eilfertig neben dem hagern Manne einherschritt und dabei unzählige Seifenbecken ausschüttete, spiegelte sich sein theilnehmendes, opferfreudiges Herz; der Maler konnte in Wahrheit auf die Freundschaft dieses Mannes stolz sein.

Aber er sprach mit keinem Worte seinen Dank und seine Anerkennung aus, er schritt schweigend, nur dann und wann seine grauen Mähnen schüttelnd, weiter und überließ es seinem Kinde, das freundliche Anerbieten des liebenswürdigen Herrn anzunehmen.

Das Haus war bald erreicht, es machte von Außen eben keinen angenehmen Eindruck, und im Innern glich es einer Kaserne.

Die Gänge waren schmal und dunkel, die Treppen steil und schlüpfrig, durch die wohl seit Jahren nicht gereinigten Fensterscheiben drang nur spärliches Licht ein, und wohin das Auge blickte, sah es Unrath und Schmutz.

Der hagere Mann bemerkte das nicht, er hatte in seinem vielbewegten, abenteuerlichen Leben in Wohnungen gehaust, gegen die dieses Haus ein Palast genannt werden durfte; wenn er nur festen Boden unter seinen Füßen und ein schützendes Dach über seinem Kopfe sah, war er schon zufrieden.

Das Prinzeßchen dachte darüber freilich anders, sie konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken, als sie in den Räumen sich befand, die ihr fortan zur Wohnung dienen sollten, aber sie schwieg, um den Rentner nicht zu betrüben und dem leicht reizbaren Vater keinen Vorwand zu bieten, die Freundschaft des kleinen Herrn zurückzuweisen.

Es blieb ihnen ja keine Wahl, sie waren arm, sie mußten dem Rentner danken dafür, daß er so großmüthig war, ihnen diese Wohnung anzubieten.

Der Maler brach jetzt sein Schweigen, er erklärte, diese Zimmer miethen zu wollen, und gab diese Erklärung in einem Tone, als ob er Ueberzeugung hege, daß er dem kleinen Herrn einen großen Gefallen damit erzeige.

Das weitere Anerbieten des Rentners lehnte er ab. Er nehme von keinem Menschen Almosen, erwiderte er in seiner herrischen, unfreundlichen Weise, wer sich unterfange, es ihm anzubieten, dem werde er, ohne Rücksicht

auf die Person, die Thüre zeigen. Das möge der Herr Doctor sich merken, wenn er sein Freund bleiben wolle.

Dann fragte er, ob er die Zimmer sofort beziehen könne, und als der Rentner diese Frage bejaht hatte, bat er ihn, sich zu entfernen und mit seiner Tochter allein zu lassen.

Das Prinzeßchen blickte sich trostlos in den leeren Räumen um, aber der hagere Mann beseitigte bald ihre Bedenken.

»Sie meinen, ich sei ein Bettler,« sagte er, und seine Stimme klang jetzt so weich und freundlich, daß Röschen sich nicht enthalten konnte, ihn betroffen anzuschauen, »ich bin es nicht, aber Niemand darf erfahren, daß ich mir drüben etwas erworben habe. Viel ist es nicht, mein Kind, aber es reicht für uns Beide hin, wenigstens so lange, bis ich ein großes Gemälde vollendet habe, welches mich reich und berühmt machen wird. Die Wohnung gefällt mir, in diesem Zimmer werde ich mein Atelier aufschlagen, in jenem schläfst Du, und dort ist Küche und Wohnzimmer. Ich schlafe im Atelier, Du siehst, diese Einrichtung läßt nichts zu wünschen, ich hoffe, daß das Opfer, welches Du mir gebracht hast, Dir hier nicht fühlbar werden wird.

»Niemals, lieber Vater!« erwiderte das Prinzeßchen mit einem innigen Blick auf ihn. »Ich hörte nur auf die Stimme meines Herzens, als ich Dir folgte –«

»Ja, Du hast mit der Schönheit Deiner Mutter auch ihr edles Herz und ihr weiches Gemüth geerbt,« fiel der Maler ihr in's Wort, »ich preise mich glücklich, eine solches

Kind mein nennen zu dürfen. Nun komm wir wollen unsere Einkäufe gemeinschaftlich machen.«

Arm in Arm verließen sie das Haus, und kein Zug in dem schönen Antlitz des Prinzeßchens verrieth, daß über den Sonnenschein ihres Glücks eine finstere, drohende Wolke hinweggezogen war.

Sechstes Kapitel.

Wer Fanny Wilde war, woher sie kam, und weshalb sie in dieser Stadt ihren Wohnsitz genommen hatte, wußten nur Wenige, und selbst diese vermochten keine genaue und befriedigende Auskunft darüber zu geben.

Sie war im Frühling angekommen und in einem Gasthofe abgestiegen, sie allein mit ihrer Dienerin, und ihre Schönheit, ihre elegante Toilette und ihr fast allzu freies Auftreten waren Ursache gewesen, daß man sich sehr angelegentlich mit ihr beschäftigte.

Sie sei eine Waise, hieß es, ohne Eltern und Verwandte stehe sie allein in der Welt, ihr Vermögen erlaube ihr, das Leben zu genießen und die Freiheit und Ungenirtheit ihres Auftretens verdanke sie ihrer Erziehung, wie den weiten Reisen, die sie seit ihrer Kindheit gemacht habe.

Sie miethete bald nach ihrer Ankunft ein kleines Haus an einer stillen, abgelegenen Straße, hinter diesem Hause lag ein großer Garten, dessen Mauer eine enge und unbewohnte Gasse begrenzte.

Nur dieses Gartens wegen hatte sie das Häuschen gemiethet, dessen innere Einrichtung ihren Wünschen keineswegs entsprach; sie wollte Luft und Licht haben, sie

war ja nur gekommen, um in der frischen Landluft Heilung für ihre Migräne zu suchen.

Dann wurden kostbare Möbel, Teppiche, Vorhänge und unzählige Luxussachen in das Häuschen gebracht, und die Handwerker, denen die Einrichtung desselben anvertraut worden, behaupteten, kein fürstliches Schloß könne schöner und kostbarer ausgestattet sein, wie dieses kleine, unscheinbare Haus.

Hier wohnte Fanny Wilde allein mit ihrer Dienerin, unbekümmert um das Gerede der Leute, die sich noch immer mit ihr beschäftigten und täglich neuen Stoff fanden, ihre Vermuthungen über das emancipirte Fräulein zu äußern.

Besuche empfing Fanny nicht, aber sie machte täglich, bald in der Mittagsstunde, bald in der Abenddämmerung in großer Toilette ihren Spaziergang und war dann stets umschwärmt von jungen Herren, deren Huldigungen sie mit dem Stolz und der Gleichgültigkeit einer an diesen Tribut gewöhnten Fürstin empfing.

Sie plauderte und scherzte mit ihnen mit der Unbefangenheit einer verheiratheten Frau, sie schenkte Diesem einen Blick, Jenem ein Lächeln, aber sie duldete nicht, daß die Schranken des Anstandes verletzt wurden, so weit sie überhaupt noch nicht verletzt waren. Sie erlaubte keinem dieser jungen Herren, sie in ihrer Wohnung zu besuchen, sie erzeigte keinem die Ehre, an seinem Arme das Pflaster der Stadt zu betreten. Sie zeichnete auch keinen ihrer Verehrer besonders aus, nicht Einer konnte sich

rühmen, in ihrer Gunst höher zu stehen als sein Nebenbuhler.

Sie besuchte alle Concerte; mehrere Damen hatten versucht, sich ihr zu nähern, freundschaftliche Beziehungen mit ihr anzuknüpfen, aber alle diese Versuche waren gescheitert an der spröden Zurückhaltung der schönen Fremden.

Sie war im Concertsaale, im Kreise der Damen eine Andere, sie konnte hier durch ihren Stolz und ihre Unnahbarkeit verletzen, es schien fast, als ob sie ihnen absichtlich Verachtung zeigen wolle. Auch die Herren durften ihr nicht nahen, sie vermied ängstlich jede Gelegenheit, mit ihnen in Berührung zu kommen, wenn sie auch kurz vorher auf dem Spaziergange mit ihnen gescherzt hatte.

War das Concert zu Ende, so verließ sie rasch den Saal, draußen erwartete sie ihre Dienerin, in deren Begleitung sie unverzüglich heimkehrte.

Es konnte unter solchen Verhältnissen nicht ausbleiben, daß vorzüglich die tiefgekränkten Damen das Benehmen der Fremden einer scharfen Kritik unterwarfen und dadurch zu Gerüchten Veranlassung gaben, die nichts weniger als schmeichelhaft für Fanny waren.

Die Eltern glaubten ihre erwachsenen Söhne vor den Netzen dieser eben so schlauen als schönen Verführerin warnen zu müssen, aber da sie ihre Warnungen nicht mit

Thatsachen und schlagenden Beweisen begründen konnten, so war es begreiflich, daß ihre Ermahnungen ungehört verhallten. Fanny, der diese Gerüchte zu Ohren kamen, lachte darüber, sie selbst scherzte mit ihren Anbetern über das alberne Gerede müßiger Zungen, ohne es der Mühe werth zu halten, jene Gerüchte zu widerlegen, und kettete sie dadurch nur noch fester an ihren Triumphwagen.

Wenn auch Einige als gehorsame Söhne den Bitten ihrer betrübten Eltern nachgaben und die Ketten zerbrachen, so blieben ihrer doch immer noch genug, die darin, daß sie diese Ketten trugen, für ihre Eitelkeit Befriedigung fanden.

Unter diesen war auch Hermann, der Sohn des Bankiers Bauerband, er war ihr eifrigster Verehrer, er fehlte auf ihren Spaziergängen selten an ihrer Seite. Er durfte sich rühmen, daß er der Erste gewesen war, der die Kühnheit gehabt hatte, sich ihr zu nähern, er war auch heute noch der Erste.

Am Abend desselben Tages, an welchem der Bankier den anonymen Brief empfing, dessen Inhalt ihm Veranlassung gab, seinen Sohn vor der jungen Dame zu warnen, saß Fanny in ihrem eleganten Boudoir auf dem schwellenden Polster des Divans und blickte, das schönes Köpfchen auf den Arm gestützt, sinnend auf ein Schreiben welches vor ihr auf dem Tischchen lag.

Das Boudoir war ein reizend und geschmackvoll ausgestatteter Raum; ein weicher Teppich bedeckte den Fußboden, dunkle, mit Goldleisten eingefaßte Tapeten bekleideten die Wände, schwere Damastvorhänge fielen, verbrämt mit Schnüren und Quasten, an den Fenstern nieder, vor denen auf zierlichen Tischchen exotische Gewächse die Pracht ihrer Blätter und Blüthen entfalteten.

Kostbare Möbel, deren Formen dem Geschmack der Antike huldigten, füllten das Gemach, zierliche Vasen, Schalen und Büsten, einige Oelgemälde in breiten Goldrahmen, hohe Spiegel, eine werthvolle Pendeluhr und verschiedene geschmackvolle Nippsachen vollendeten die Ausstattung dieses Raumes, die in jeder Beziehung aristokratisch genannt werden mußte.

Es waren keine angenehmen Gedanken, die in diesem Augenblick das Hirn des schönen Mädchens durchkreuzten, die hohe Stirne zog sich immer mehr in Falten, und die feinen Lippen preßten sich fester auf einander, während die dunklen, blitzenden Augen unverwandt auf dem Papier ruhten.

Nach einer Weile ergriff sie die silberne Schelle, die vor ihr stand, ihr heller Klang rief die Dienerin.

Prüfend ruhte der Blick Fanny's auf dem frischen, jugendlichen Gesicht des Mädchens, als ob er in die innersten Tiefen ihrer Seele eindringen wolle.

»Wer hat ihm verrathen, daß Herr Bauerband mich besucht?« fragte sie in scharfem, unfreundlichem Tone. »Er weiß es, der Zufall kann es ihm nicht verrathen haben! Sprich, Franziska, ich will die Wahrheit wissen.«

Ein spöttischer Zug umzuckte die Lippen der Dienerin.

»Wenn ich es gethan hätte, so könnte ich sagen und beweisen, daß es in Ihrem Interesse geschehen sei,« erwiderte sie ruhig, »aber ich bin mir keiner Schuld bewußt, und es muß mich tief kränken, daß Sie –«

»Mein Gott, muß denn nicht der erste Verdacht auf Dich fallen?« fragte Fanny erregt. »Lies diese Zeilen; er ist gestern Abend nicht gekommen, weil er mit dem Sohne des Bankiers nicht zusammentreffen will. Woher weiß er, daß Herr Bauerband mich besuchen darf? Die Gasse, in welche unser Gartenthor mündet, ist unbewohnt, selbst am hellen Tage passirt selten Jemand diesen Weg, am Abend und in der Nacht schreckt die Dunkelheit Jeden zurück, die Gasse zu benutzen. Also kann Niemand den jungen Herrn gesehen haben, hier im Hause oder im Garten kann ebenfalls keine Begegnung stattgefunden haben, da jeder meiner beiden Freunde streng angewiesen ist, das Pförtchen hinter sich zu verriegeln, und dieser Riegel für jeden das Zeichen ist, daß ich keinen Besuch empfange.«

»Kann die Begegnung nicht zufällig in der Gasse stattgefunden haben?« warf Franziska ein.

Fanny schüttelte zweifelnd den schönen Kopf, nachdenklich ruhte ihr Blick auf der mattgeschliffenen Glaskugel der Lampe.

»Nein, ich glaube das nicht,« fuhr sie fort, »Hermann würde es mir gesagt haben. Er ist eifersüchtig wie der Andere, auch er duldet keinen Andern neben sich.«

»Und weshalb soll er es dennoch thun?« fragte Franziska, einen Ton anschlagend, der erkennen ließ, daß sie der jungen Dame mehr als nur eine Dienerin war. »Weshalb soll der Andere die Berechtigung haben, neben ihm zu stehen?«

Fanny hatte sich rasch erhoben, ihre flammenden Augen richteten sich fest auf das Antlitz des Mädchens.

»Weil ich ihn liebe!« erwiderte sie mit gehobener Stimme.

Franziska zuckte mit einer geringschätzenden Miene die Achseln.

»Ich glaubte Sie erhaben über diese Schwäche,« sagte sie, »nun ich in diesem Glauben mich getäuscht sehen muß, fürchte ich für die schönen Pläne, mit denen Sie hieher gekommen sind. Der Sohn des Bankiers war eine gute Wahl, es gelang Ihnen vortrefflich, ihn an Ihre Person zu fesseln, er wird sich für Sie ruiniren, dann ist der Zweck erreicht, und ein Anderer nimmt seine Stelle ein. Lag es nicht so in Ihrem Plane? Was hindert Sie, diesen Plan auszuführen? Nichts, die albernen Gerüchte, die hier und da auftauchen, finden keinen Boden, in dem sie Wurzel fassen können, und der junge Herr kommt Ihnen mit einer Leidenschaftlichkeit entgegen, die ihn zu Ihrem willenlosen Sklaven macht. Niemand ahnt, daß Sie seine Besuche empfangen, Niemand kann ihn warnen; wenn sich ruinirt hat, wird Niemand wissen und erfahren, für wen er es that.«

Ein dämonisches Lächeln umspielte die Lippen Fanny's, ihre kleinen, mit Brillanten geschmückten Hände

spielten nachlässig mit der goldenen Uhrkette, die auf ihrem Busen hing.

»Die Richtigkeit Deiner letzten Behauptung wollen wir dahingestellt sein lassen,« erwiderte sie, »mir ist es gleichgültig, ob man später erfährt, wer den jungen Herrn ruinirt hat. Ich habe Dir gesagt, daß ich den Schreiber dieses Briefes liebe, ich wiederhole es, diese Erklärung muß Dir genügen.«

»Wer ist er? Ein armer Mann, ein Handwerker –«

»Sehr wohl und nichtsdestoweniger mein Geliebter!«

»Er kam in dieses Haus im Auftrage seines Meisters –«

»Und als er mir gegenüber stand, da erwachte plötzlich die Liebe in meinem Herzen. Ich gab ihm neue Aufträge mit, sie nöthigten ihn, öfter hieher zu kommen, ich plauderte mit ihm und –«

»Und Sie bezauberten ihn, wie Sie Jeden bezaubern, den Sie Ihrer Aufmerksamkeit werth halten. Nun ist er Feuer und Flamme, nun schlingt er um Sie eine Kette, welche Sie lähmen muß. Sie sind ja schon jetzt seine Sklavin.«

»Bin ich's wirklich?« lachte Fanny spöttisch. »Er mag sich dessen nicht rühmen, denn ich kann ihn zertreten wie einen Wurm, der sich vor mir im Staube windet. Nein, Franziska, sei unbesorgt, ich werde energisch die Bahn verfolgen, die ich betreten habe, ich werde mein Ziel sicher erreichen. Wer sagt Dir denn, daß nicht auch der Liebe zu ihm ein berechneter Plan zu Grunde liegen könne? Ich werde ihn an mich ketten, und den Preis der Kette soll sein Meister zahlen. Verstehst Du das?«

Die dunklen Augen halb geschlossen, blickte sie lauernd ihre Vertraute an, über deren frisches Gesicht der Ausdruck der Ueberraschung glitt.

»Du begreifst, daß dieser Plan erst dann in's Werk gesetzt werden kann, wenn die Verhältnisse uns nöthigen, diese Stadt wieder zu verlassen,« fuhr sie fort, »er darf nicht ahnen, daß ich ihn hege. Aber ich werde dennoch versuchen, ihn allmälig auf die Bahn zu führen, auf der ich ihn gerne sehen möchte, mit seinem Talente und seinen natürlichen Anlagen kann er mir jetzt oder später gute Dienste leisten.«

»Wenn seine Eifersucht nicht Ihre schöne Rechnung durchkreuzt!« schaltete Franziska in warnendem Tone ein.

»Ich muß offenherzig mit ihm reden,« sagte Fanny gedankenvoll, »er muß erfahren, weshalb ich seinem Nebenbuhler die Rechte eines vertrauten Freundes eingeräumt habe. Ja, ich muß es thun, und ich hoffe, er wird vernünftig sein.«

Sie stützte das Haupt wieder auf den Arm, und ein Lächeln stolzen Selbstbewußtseins umspielte ihre Lippen.

So saß sie mehrere Minuten schweigend da, während Franziska die dunklen Vorhänge an den Fenstern niederließ, daß kein Lichtschein hindurchdringen konnte.

»Vielleicht kommt er heute Abend,« nahm sie endlich wieder das Wort, »die Ketten sind schon zu fest, als daß er sie so rasch zerreißen könnte! Er hat auch nicht den Muth dazu, seine Drohungen sind leere Worte, ich fürchte sie nicht.«

Ein gebietender Wink verabschiedete die Dienerin, Fanny stand auf und schritt auf dem weichen Teppich auf und nieder.

Dann blieb sie vor dem Tische stehen, faltete den Brief zusammen und legte ihn in das Arbeitskörbchen, welches neben der Lampe stand.

»Er ist ein Narr,« sagte sie leise, »wie kann er sich erkühnen, mir Befehle zu ertheilen? Bin ich seine Sklavin? Bin ich's wirklich? Nein! Es wäre lächerlich, das zu glauben!«

Sie stampfte zornig mit dem kleinen Fuß auf den Teppich, und ein jäher, flammender Blitz schoß aus ihren dunklen Augen.

»Je, ich liebe ihn,« fuhr sie fert, »aber meine Freiheit will ich mir bewahren! Er darf noch nicht wissen, wer ich bin, wenn er es erfährt, muß er durch ein Verbrechen an mich gekettet sein, dann mag er versuchen, die Fesseln abzuwerfen, mein Sklave ist er, und er soll bleiben bis an das Ende seines Lebens.«

Ein leises Geräusch hinter ihr bewog sie, sich umzuwenden; die Thüre war geöffnet worden, auf der Schwelle des Zimmers stand Hermann Bauerband.

Sie ging ihm entgegen, er umarmte sie und führte sie zum Divan, dann nahm er neben ihr Platz.

»Du hast doch den Riegel vorgeschoben?« fragte sie besorgt, während aus den dunkler Augen ein Blick ihn traf, der seine Leidenschaften entflammen mußte.

»Ich habe das noch nie vergessen, obgleich ich diese Vorsicht übertrieben finde,« erwiderte er, sie zärtlich anschauend. »Wenn ich so mein ganzes Leben hindurch neben Dir sitzen, in Deinen Armen ruhen könnte!«

Fanny lachte und griff zur Schelle, sie beauftragte Franziska, Wein zu bringen.

»Seit wann bist Du sentimental geworden?« fragte sie spottend. »Du weißt, daß dieser Wunsch sich nicht verwirklichen kann, es sei denn, daß – – aber schon der Gedanke daran ist eine Thorheit. Zwischen uns stehen Deine Eltern und die Vorurtheile Deines Standes.«

Der junge Herr zog die Brauen leicht zusammen, er erinnerte sich der Warnungen und Ermahnungen seines Vaters.

»Wenn Du mir die Erlaubniß geben wolltest, Dich öffentlich meine Geliebte zu nennen,« sagte er, »vor der Schönheit beugen sich –«

»Mein Freund, Du kennst die Gründe, die es mir nicht gestatten, Dir diese Erlaubniß zu ertheilen,« entgegnete Fanny, indem sie ihn umschlang und das Köpfchen an seine Brust legte. »Du weißt, daß nur die innige Liebe zu Dir mich bewegen konnte, Dir Rechte einzuräumen, die meinen guten Ruf für immer vernichten können. Du weißt auch, daß ich lange Deinen Bitten widerstanden habe, und daß ich nur mit innerem Widerstreben, im Vertrauen auf Deine Verschwiegenheit und Deine Liebe, Dir den Schlüssel zu dem Gartenpförtchen übergab. Dringe nun nicht weiter in mich, ich kann Dir nicht mehr bewilligen, ich kann es nicht, so lange ich in gewissen

mich niederdrückenden Verhältnissen lebe. Der Proceß, den ich mit einem herzlosen Wucherer um mein Vermögen führen muß, verschlingt den Rest meiner Baarschaft, ich bin gezwungen, hier unter fremdem Namen als eine Flüchtige zu leben, um mich den boshaften Verfolgungen der Creaturen jenes Wucherers zu entziehen, heimathlos, eine Bettlerin muß ich nach außen den Schein der Wohlhabenheit wahren, ich muß – ach, lieber Freund, Du kennst nicht den kleinsten Theil der Sorgen, die mit Felsenschwere auf mir lasten!«

Sie bedeckte das Antlitz mit der Hand und zuckte leicht zusammen, als seine glühenden Lippen ihre Stirne berührten.

»Habe ich nicht oft Dich gebeten, mir alle Deine Sorgen anzuvertrauen?« fragte er mit leisem Vorwurf. »Weshalb weigerst Du Dich so hartnäckig, meine Bitte zu erfüllen?«

»Weshalb?« erwiderte sie mit einem schmerzlichen Aufschrei. »Weil ich vor Dir nicht als eine Bettlerin erscheinen möchte! Weil mir schon der Gedanke entsetzlich ist, daß Du glauben könntest, ich wollte Deine Liebe benutzen! Nein, Hermann, so lange mein Proceß nicht entschieden ist, bewahre ich meine Geheimnisse. Niemand soll sie erforschen, auch Du nicht! Ich habe Dein Versprechen, daß Du nicht in sie eindringen willst.«

»Und dennoch wäre es besser, wenn Du mir Dein ganzes Vertrauen schenken wolltest. Ich könnte Dir rathen, vielleicht fördernd in den Proceß eingreifen –«

»Nein, nein!« fiel Fanny ihm leidenschaftlich in's Wort. »Der Proceß geht seinen gesetzmäßigen Weg, und ein tüchtiger Sachwalter steht mir zur Seite. Wenn ich ihn gewinne, dann bin ich reich, dann magst Du unter meinem wahren Namen mich in das Haus Deiner Eltern führen, mich öffentlich Deine Verlobte nennen. Nicht eher, es wäre mir entsetzlich, wenn ich an Deiner Seite den Blicken einer indolenten Geringschätzung begegnete!«

Sie ergriff nach diesen Worten die Flasche, welche Franziska gebracht hatte, füllte die Gläser und forderte durch einen Blick den jungen Herrn auf, mit ihr anzustoßen.

»Wie wollen leben, lieben und fröhlich sein!« sagte sie heiter, als der silberhelle Klang verhallt war. »Wir wollen unsere Jugend genießen und nicht ängstlich die Zukunft zu ergründen suchen. Was hinter uns liegt, ist vergangen und was vor uns liegt, können wir nicht erforschen, nur die Gegenwart ist unser, ein Thor, der träumt!«

Ihre Augen leuchteten, und hinter den rothen Lippen schimmerten die blendend weißen Zähne. Hermann umschlang das verführerisch schöne Mädchen und küßte sie mit leidenschaftlicher Gluth.

> »Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß,
> Als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß!«

sang Fanny leise, indem sie sich sanft seinen Armen entwand. Und

»Setze Du mir einen Spiegel in's Herze hinein,
Damit Du kannst sehen, wie treu ich es mein'!«

fuhr sie gleich darauf mit schalkhaftem Lächeln fort. »Was kümmert uns die Welt, Gelieber? Werden wir uns treuer und inniger lieben, wenn wir vor den Augen der Welt verlobt sind? Nein, dann werden tausend Hände ihre Freude daran finden, die Blüthen in unseren Herzen mit giftigem Mehlthau zu bedecken, dann werden Neid, Bosheit und Selbstsucht die Sonne unseres Glücks mit finsteren Wolken umhüllen!«

Sie strich leise mit ihrer feinen Hand durch sein lockiges Haar und küßte ihn auf die Stirne.

»Ich bin glücklich,« sagte sie, »wenn auch die Sorgen oft mich schier zu erdrücken drohen. Ja, ich bin's –«

»Du sollst es ganz sein,« fiel Hermann ihr in's Wort, »ich verlange, daß Du mir gestattest, die Last von Dir zu nehmen, so weit dies in meiner Macht liegt.«

Fanny schwieg, er fürchtete schon, sie gekränkt zu haben, aber als er aufschaute, blickte er in ein heiter lächelndes Antlitz.

»Sorgen!« erwiderte sie, anscheinend kalt und gleichgültig. »Bah, es ist nicht der Rede werth, daß man darüber spricht. Mein Sachwalter verlangt neue Vorschüsse, der Proceß hat die alten verschlungen, die Handwerker, welche meine Möbel geliefert haben, drängen mich – aber sie müssen warten, ich denke nicht, daß sie so verwegen sein werden, mich vor die Schranken des Gerichts zu citiren. Wenn sie es thäten, dann müßte ich die Stadt

verlassen, denn augenblicklich – – aber es ist ja Unsinn, daß ich mit solchen Sorgen mich quäle!«

Hermann war ernst geworden, er überlegte schon, wie er es ermöglichen konnte, sein vorschnell verpfändetes Wort einzulösen.

Sollte er ihr sagen, daß er, der Sohn und Associé des reichen Bankiers, nicht die Mittel besitze, um ihr die Summe, deren sie bedurfte, zur Verfügung stellen zu können?

Dagegen sträubte sich sein Stolz. Diese Erklärung hätte ihn vor ihr gedemüthigt.

Und wenn er ihr diese Summe gab, dann war sie ihm verpflichtet, und aus dieser Verpflichtung entsprangen andere, die er benutzen wollte, um den Zweck zu erreichen, den er allein im Auge gehabt hatte, als er die ersten Beziehungen mit dieser jungen und strahlend schönen Dame anknüpfte.

Es war nie seine Absicht gewesen, den Bund für Zeit und Ewigkeit mit ihr zu schließen, seine Liebe war nur ein Rausch der Leidenschaften, der ihn oft betäubte und seine Sinne verwirrte, ihn aber nie vergessen ließ, daß er der Sohn eines Bankiers und als solcher berechtigt war seine künftige Frau in den Kreisen der vornehmsten und reichsten Familien zu suchen.

Er war ein Sklave niedriger Leidenschaften aber nicht minder der Sklave einer herzlosen, berechnenden Selbstsucht, mit roher Hand brach er die Blumen, die ihn ergötzten, um sie in den Staub zu treten, sobald sie ihren Reiz für ihn verloren hatten.

»Das sind Sorgen, über die man heute mit leichtem, fröhlichen Sinn hinwegsieht, um sich morgen von ihnen niederdrücken zu lassen,« nahm Fanny mit heiterem Lachen wieder das Wort, »ich sagte Dir ja, es sei nicht der Rede werth, darüber zu sprechen.«

»Doch, doch,« erwiderte Hermann mit einiger Befangenheit, »diese Schulden müssen getilgt werden. Wie groß ist die Sumlne?«

»Gütiger Himmel, wie ernst Du plötzlich geworden bist!« scherzte das Mädchen mit einem vollen innigen Blick auf ihn. »Glaubst Du denn im Ernst, ich werde das Geld annehmen?«

»Du mußt es!«

»Ich muß?«

»Ja. Bist Du nicht meine Braut? Kann es Dich in irgend einer Weise kränken, wenn ich – – Fanny, Du würdest mich beleidigen, wenn Du meine Hülfe zurückweisen wolltest. Wie viel bedarfst Du?«

»Fünftausend Thaler sicher – ich habe die Summe noch nicht addirt.«

»So thue es jetzt,« drängte der junge Mann, verwirrt durch ihre leidenschaftlichen Blicke, »ich werde Dir morgen oder übermorgen das Geld bringen.«

»Weshalb jetzt?« erwiderte Fanny, ihren Arm um seinen Nacken schlingend. »Sollen wir diesen schönen Augenblick selbst uns trüben?«

Hastig griff Hermann nach dem Arbeitskörbchen.

»Hier ist Papier,« sagte er, »nenne mir die Summen, ich werde sie addiren und –«

Er brach ab, stier ruhte sein Blick auf dem Briefe, den er aus dem Körbchen genommen hatte.

Aber noch ehe er Zeit fand, ihn zu entfalten, hatte Fanny ihm das Papier schon entrissen, nur ein kleiner Fetzen des Schriftstückes blieb in seiner Hand zurück.

»Neugier ist eine böse Untugend,« sagte das Mädchen scherzend, »sie ist die Mutter der Eifersucht, und Eifersucht ist eine Leidenschaft, die mit Eifer sucht, was Leiden schafft.«

Hermann zog die Brauen finster zusammen, aus seinen Augen sprühten glühende Blitze.

»Gieb mir den Brief!« rief er scharf, fast befehlend.

»Nur unter einer Bedingung,« erwiderte Fanny, von deren Lippen nun auch das Lächeln verschwand.

»Nenne sie!«

»Daß Du ihn vor meinen Augen verbrennst, ohne ihn gelesen zu haben.«

»Ah – darin liegt das Bekenntniß eines bösen Gewissens,« sagte der junge Mann düster, und ein drohender Blick traf das erbleichende Mädchen.

»Keineswegs, ich will nur Deine Liebe prüfen. *Wahre* Liebe kann vertrauen –«

»Ja, so lange, bis ihr die Binde von den Augen genommen wird, denn bekanntlich ist die Liebe blind,« erwiderte Hermann bitter, während er den Streifen entfaltete, den er noch in der Hand hielt.

»Das sagst Du mir?« zürnte Fanny.

»Da lies!« fuhr der junge Mann auf. »Nicht besucht – Bankiers – zusammentreffen – ewig Dein – – – Fanny, gieb mir den Brief, wenn Du nicht willst –«

»Gemach!« fiel des Mädchen ihm kalt in's Wort. »Du hast noch kein Recht, in diesem Tone mit mir zu reden!«

»Die Liebe giebt es mir!«

»Die Liebe? Wie kannst Du auf sie Dich stützen? Liebe ohne Vertrauen ist nur ein flackerndes Strohfeuer, welches erlischt, sobald – «

»Du weißt nicht, welchen Werth dieses Schriftstück speciell für mich hat!«

»Glaubst Du, es sei ein Billetdoux?«

»Was könnte es anders sein?«

Mit einem verächtlichen Lächeln auf den schönen Lippen hielt Fanny den Brief über die Lampe, er wollte ihn ihr entreißen, aber er kam zu spät, das Papier hatte schon Feuer gefangen, das Mädchen warf die noch glimmende Asche auf den Teppich, ohne der Gefahr zu achten.

»Ich hätte Dich eines Bessern belehren können,« sagte sie kalt und gemessen, »es wäre mir ein Leichtes gewesen, Dir zu beweisen, daß dieser Brief nicht den Schatten einer Untreue auf mich wirft, aber ich will, daß Du mir auch ohne solche Beweise Vertrauen schenkst!«

Hermann war hastig von seinem Sitz aufgestanden, in fieberhafter Erregung rannte er in dem Zimmer auf und nieder.

»Wenn es Dir so leicht gewesen wäre, Deine Unschuld zu beweisen, würdest Du es sicher gethan haben,« erwiderte er zornig, »dadurch, daß Du den Brief vernichtetest –«

»Habe ich Dir den Beweis meiner Schuld geliefert!« fiel Fanny ihm ironisch in's Wort. »So seid Ihr Alle! Eifersüchtig und mißtrauisch stets bereit, zu verdammen, aber von uns verlangt Ihr Vertrauen mit dem zähen Eigensinn Eures herrschsüchtigen Charakters. Es war ein Brief, wie ich deren so viele empfange, die Bitte eines verliebten Narren um eine vertrauliche Zusammenkunft, durchflochten mit dem Bekenntniß glühender Liebe und so weiter. Ich weiß wahrlich nicht, ob ich nicht besser thäte, die Schreiber dieser Briefe zu empfangen, um sie mit Dir zu vergleichen und dabei die Festigkeit meiner Liebe zu prüfen, vielleicht fände ich unter ihnen Einen, der mir mit vollem Vertrauen und einem hingebenden Herzen entgegenkommt und dadurch in meiner Seele ein anderes, stärkeres Gefühl weckt, welches bisher mir unbekannt geblieben ist. Ich hasse nichts so sehr, als Eifersucht und Mißtrauen, mein Freund, diese beiden könnten meiner Liebe den Todesstoß geben.«

Hermann war stehen geblieben, sein glühender Blick ruhte unverwandt auf dem schönen Mädchen, ihre Worte, die sie so kalt und gleichgültig sprach, welkten in seiner Brust die ernste Besorgniß, daß sie ihre Drohung ausführen und mit ihm brechen könne.

»Du weißt nicht, weshalb ich so sehr darauf gedrungen habe, dieses Document zu erhalten,« sagte er mit dumpfer Stimme. »Nenne mir wenigstens den Schreiber des Briefes!«

»Wozu?« fragte Fanny gemessen.

»Damit ich von ihm Rechenschaft fordern kann für die Verleumdungen, die er –«

»Ah – Du kennst ihn ja, wie es scheint!«

»Nein. Heute Morgen empfing mein Vater ein anonymes Schreiben, in welchem er auf meine intimen Beziehungen zu Dir aufmerksam gemacht wurde. Der elende Schreiber verleumdete Dich und warnte vor Dir, als vor einer schlauen Betrügerin. Ich habe diesen Brief gelesen, er trug dieselbe Handschrift wie das Document, welches Du verbrannt hast.«

Dis Blässe, welche des schöne Antlitz überzog, folgte im nächsten Augenblick eine flammende Gluth, die kleinen Hände ballten sich krampfhaft, und ein jäher Blitz traf aus ihren zornflammenden Augen den jungen Mann, der ein Glas mit Wein füllte und es hastig austrank.

Aber dieser Paroxysmus währte nur einen kurzen Augenblick, und Hermann hatte ihn nicht einmal bemerkt, im nächsten lachte sie so hell und lustig, als ob er ihr einen witzigen Scherz erzählt habe, dessen Pointe ihre Lachmuskeln reizte.

»Nun, da hast Du ja die Bestätigung,« sagte sie heiter, und er hatte keine Ahnung davon, welche Stürme in ihrem Innern tobten. »Der Schreiber dieses Briefes hat für

sich das Feld räumen wollen. Dein Vater sollte Dir befehlen, das Verhältniß zu mir zu lösen. Wenn Du als pflichtgetreuer Sohn diesem Befehle Folge leistetest, glaubte er leichtes Spiel zu haben, dann wollte er mir Ersatz bieten für den Ungetreuen – – o, wie schlau dieser Herr seinen Plan ersonnen hat!«

Sie lachte noch immer, aber ihre Heiterkeit konnte die Wolken von seiner Stirne nicht scheuchen.

»Ich will wissen, wer der Schreiber dieses Briefes ist!« erwiderte er gebieterisch.

»Jetzt nenne ich ihn Dir um keinen Preis!«

»Du mußt es, auch Dein Interesse –«

»Nein, nein Freund, es kann nicht in meinem Interesse liegen, daß Du meinetwegen Dich compromittirst – gewiß nicht! Du könntest Dich in Deinem Grimme hinreißen lassen, den Betreffenden zu fordern, Du könntest öffentlich ihn beleidigen und Dich einem Eclat aussetzen –«

»Fürchte das nicht!«

»Doch ich fürchte es, und es ist mir lieb, daß ich es verhüten kann.«

Der junge Mann zuckte ärgerlich die Achseln und wandte ihr den Rücken.

»Auf diesem Wege wirst Du mich nicht überzeugen, daß Du frei von jeder Schuld bist,« sagte er grollend. »Du mußtest mir Dank wissen, daß ich Deine Ehre vertheidigen will, statt dessen entwindest Du meiner Hand die

einzige Waffe, mit der ich es vermag. Ich hoffe, auch ohne Dich den Namen des Burschen zu erfahren, bis dahin sage ich Dir Lebewohl.«

Fanny preßte die Lippen aufeinander, ihr Blick folgte ihm, wie er langsam auf die Thüre zuschritt, und es war schwer zu entscheiden, ob Bedauern, Aerger, Enttäuschung oder Verachtung sich in ihren dunklen Augen spiegelte. Es war ein seltsames Gemisch von Allem, aber das stolze Bewußtsein, daß er vergeblich an seinen Ketten rüttelte, leuchtete siegreich durch.

»Lebe wohl!« erwiderte sie kalt.

Er wandte sich zu ihr um, mit dem Ausdruck der Bestürzung auf seinem Antlitz, diese kurze Antwort hatte er offenbar nicht erwartet.

»Nenne mir den Namen!« bat er.

»Stand er nicht unter dem Briefe, den Dein Vater empfing?« fragte sie kühl.

»Nein.«

»Nun, wie kann ich ihn wissen, der Brief an mich trug ja auch keine Unterschrift.«

Der junge Mann trat rasch näher; so sehr auch diese Antwort ihn frappirte, war es ihm im Grunde doch lieb, daß sie ihm einen Anknüpfungspunkt gab.

»Der Schreiber bat mich, ihm die Antwort unter dem Buchstaben Z. *poste restante* zu schicken, fügte das Mädchen hinzu. »Ich muß es natürlich Dir überlassen, ob Du mir glauben willst oder nicht, und überdies Dir freistellen, welche Schritte Du nun nöthig findest; Liebe ohne Vertrauen ist für mich werthlos.«

Hermann war beschämt, und wenn er gleichwohl seinen Zweifeln noch immer nicht gebieten konnte, so hielt er es doch in seinem eigenen Interesse für rathsam, dem tiefgekränkten Mädchen die Hand der Versöhnung zu bieten.

Fanny war befriedigt, er bat um Verzeihung wegen des ungerechten Verdachts, dessen Entstehung, wie er hinzufügte, ihm selbst ein Räthsel sei, sie hatte seinen Trotz gebeugt, er war in die alten Fesseln zurückgekehrt, einen vollständigeren Sieg konnte sie nicht verlangen.

Sie wiederholte, daß sie den Schreiber des Briefes nicht kenne, und dem Zauber ihres verführerischen Blicks konnte er nicht widerstehen, er demüthigte sich so sehr vor ihr, daß er auf seinen Knieen sie um Verzeihung bat.

Indeß trotz dieser vollständigen Aussöhnung blieb doch ein dunkler Schatten zurück, die heitere Stimmung war getrübt.

Der junge Herr versprach noch einmal, seine schöne Geliebte von ihren Sorgen befreien zu wollen, dann verließ er sie, und Fanny machte keinen Versuch, ihn zurückzuhalten.

Die früheren Zweifel stiegen wieder in ihm auf, die Eifersucht, dieser böse Dämon, flüsterte ihm zu, Fanny betrüge ihn, jener Brief habe diese Beweise ihres Betrugs enthalten.

Hätte Franziska ihn nicht begleitet, um hinter ihm die Gartenpforte zu verriegeln, so würde er im Garten ein Versteck gesucht heben, um hier seinen Nebenbuhler zu

erwarten, eine bestimmte Ahnung sagte ihm, daß sein Verdacht begründet sei.

Er versuchte, die Dienerin zu bestechen, bot ihr Gold für Wahrheit, aber Franziska versicherte ihm hoch und theuer, außer ihm besitze kein Mann die Berechtigung, die Schwelle dieses Hauses zu überschreiten.

Merkwürdig, daß in demselben Augenblick, in welchem sie dies sagte, in der Seele Hermann's der Argwohn aufstieg, Franziska habe ein besonderes Interesse, ihre Herrin zu vertheidigen. Aber er sprach diesen Argwohn nicht aus, er gab sich den Anschein, als sei er nun völlig beruhigt, und drückte dem Mädchen ein Goldstück in die Hand.

Fast geräuschlos wurde das Pförtchen hinter ihnen geschlossen, scharf und deutlich hörte Hermann, daß der Riegel vorgeschoben wurde.

Er blieb stehen, ohne sich einer bestimmten Absicht bewußt zu sein, die Qualen der Eifersucht schnürten ihm die Brust zusammen, daß er laum zu athmen vermochte.

Da vernahm er plötzlich abermals das Knarren des Riegels, er wurde wieder zurückgeschoben, gleich darauf knisterte es jenseits der Mauer im Sande. Franziska kehrte in das Haus zurück.

Eine namenlose Wuth bemächtigte sich des jungen Mannes, jetzt hatte er Gewißheit!

Außer ihm mußte noch ein Anderer den Schlüssel zur Gartenpforte besitzen, und diesen Andern erwartete Fanny. Weshalb wäre sonst der Riegel zurückgeschoben worden?

Ja, dieser Andere war der Schreiber der beiden Briefe, Fanny betrog ihn, sie war in Wahrheit die schlaue Betrügerin, als welche das Gerücht sie bezeichnete.

Sie hatte ihm ein Märchen erzählt, sie wußte sehr wohl, daß es für sie gefährlich war, wenn sie der öffentlichen Meinung Gelegenheit gab, sich ernstlich mit ihr und ihrer Vergangenheit zu beschäftigen.

Aber nein, das konnte er so rasch nicht glauben, dieses Märchen klang ja so glaubwürdig, und sie machte nicht im Entferntesten den Eindruck einer Betrügerin.

Bah – wie dem auch sein mochte, sie war ein reizendes, herrliches Geschöpf, in ihren Armen wollte Hermann den Frühling seines Lebens verträumen.

Und das Prinzeßchen?

Ihr Bild tauchte vor ihm auf, und die Gluthen der Leidenschaften loderten verzehrend seiner Brust empor.

Auch sie war sein, in ihren Armen gedachte er den berauschenden Traum fortzusetzen, und – *après nous le deluge*! Was lag ihm darin, ob er Glück und Zukunft des arglos ihm trauenden Mädchens vernichtete, ihr Leben vergiftete und sie der Verzweiflung in die Arme trieb!

Er wollte alle Freuden des Lebens genießen, und wenn später sein Gewissen ihm ein Unrecht vorwarf, so besaß er ja Gold genug, um es zu sühnen.

Der Grundsatz, daß der Schwache dem Starken weichen müsse und der Arme der willenlose Sklave des Reichen sei, war ihm von seiner Mutter so oft eingeprägt worden, daß er nun mit seinem Denken und Empfinden,

mit seinem ganzen Sein innig verwachsen war. Er hatte sein Herz schon in der Kindheit verknöchert und sein Gewissen getödtet, daß es die mahnende Stimme nicht mehr erheben konnte.

Dem Reichen bot das Leben den schäumenden Becher und die Armuth mußte zufrieden sein, wenn aus diesem Becher des Genusses ein Tröpflein auf ihre lechzenden Lippen fiel.

Ja – Genuß war der Lebenszweck des Reichen, Entsagung, Arbeit und Erniedrigung das Loos des Armen!

Weshalb sollte er die schöne Blume nicht pflücken, die ihn ergötzte? Und was konnte ihn hindern, sie in den Staub zu treten, wenn sie den Reiz für ihn verloren hatte?

Fanny und das Prinzeßchen, die volle Blüthe und die schwellende Knospe – Beide wollte er besitzen, er allein, kein Anderer sollte diesen Besitz mit ihm theilen!

Wehe dem, der es wagte, die Hand nach diesen Blüthen auszustrecken! Vernichten wollte er ihn, sein Gold gab ihm die Macht dazu.

Dicht an der Mauer stand er, seinen Nebenbuhler erwartend. Es war bei ihm zur Gewißheit geworden, daß dieser Mann heute noch kommen mußte, Auge in Auge wollte er ihm gegenübertreten und ihn fragen, mit welchem Recht er sich erkühnen dürfe, um den Preis mit ihm zu ringen.

Sein Blick spähte scharf in die Finsterniß, die ihn umgab, hinaus, er konnte sie nicht durchdringen, ringsum blieb es still, nur der Nachtwind rauschte in den halbkahlen Zweigen der Bäume.

Da vernahm er plötzlich den Schall eiliger Schritte, eine Gestalt tauchte in der Dunkelheit vor ihm auf; rasch trat er näher, mit gedämpfter Stimme dem Gegner Halt gebietend.

Aber im Augenblick darauf ergriff der Unbekannte, dessen äußere Umrisse Hermann kaum unterscheiden konnte, die Flucht; offenbar hatte er ein großes Interesse daran, eine Erkennung seiner Person zu vermeiden.

Hermann folgte ihm, sie liefen Beide die Gasse hinunter, Hermann mit lautem Zuruf den Flüchtling auffordernd, stehen zu bleiben und ihn zu erwarten.

Aber immer größer wurde die Entfernung zwischen ihm und seinem Gegner, schon hatte der Letztere das Ende der Gasse erreicht, als an der Ecke ein Wächter erschien.

Hermann stieß einen Ruf der Freude aus, er rief dem Wächter zu: »Haltet den Dieb! Dann sah er, wie mit einem gellenden Schrei der Beamte niederstürzte und der Verfolgte seine Flucht ungehindert fortsetzte.

Auch er kümmerte sich nicht weiter um den Mann, der wimmernd auf dem Pflaster lag, die Wuth trieb ihn vorwärts; noch einmal sah er in der Ferne den Flüchtling, dann war er plötzlich seinem Blick entschwunden.

Was half es ihm, daß er alle angrenzenden Straßen durcheilte, sein nutzloses Suchen und Forschen begünstigte nur die weitere Flucht des Gegners, der jetzt spurlos verschwunden war.

Hermann setzte, am ganzen Leibe zitternd vor Aufregung, seine Nachforschungen noch eine geraume Weile

fort, dann trat er endlich den Heimweg an, fest entschlossen, am nächsten Tage Fanny in's Gebet zu nehmen und nicht zu ruhen, bis sie ihm über die Person seines Nebenbuhlers befriedigenden Aufschluß gegeben hatte.

Siebentes Kapitel.

In der Werkstätte des Meister Mathias begleitete fröhlicher Gesang die rüstig fortschreitende Arbeit.

Dieses Hämmern und Pochen, Sägen und Hobeln, verbunden mit den frischen kräftigen Männerstimmen, hatte stets die Stirne des Meisters aufgeheitert, wenn Geschäftssorgen oder andere Unannehmlichkeiten ihre trüben Schatten auf sie warfen.

Er hatte dann wohl, anfangs leise und endlich mit voller Stimme, in den Gesang eingestimmt und mit vergnügter Miene den Hobel oder die Säge geführt, aber heute blieb seine Stirne umwölkt, sein Blick ernst und düster.

Er stand am Werktische Konrad's und betrachtete anscheinend sehr aufmerksam den Plan, an welchem sein Sohn arbeitete, aber wer ihm in das ernste, düstere Gesicht blickte, der erkannte sofort, daß seine Gedanken anderswo weilten.

»Laß' es gut sein,« sagte Konrad leise, »sie konnte nicht anders, und ihr hat es gewiß wehe gethan, daß Du so hart und bitter gegen sie warst.«

Der alte Mann strich mit der Hand über seine Stirne, als ob er die Runzeln glätten wolle, und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust.

»Das eben betrübt mich so sehr,« erwiderte er, »und doch – ich konnte ihr nicht Lebewohl sagen! Sie mußte bedenken, daß Liebe und Dankbarkeit sie an uns fesselten, stärker und inniger, als an den Mann, der nur dem Namen nach ihr Vater ist. Sie durfte uns nicht verlassen, sie weiß, wie sehr mein Herz an ihr hängt, und welchen Kummer sie mir bereitete, als sie unser Haus verließ, um diesem Manne in Noth Sorgen und namenloses Elend zu folgen.

»Sie folgte der Stimme ihres Herzens, Vater!«

»Damit rechtfertigt sie sich, aber ich fragte Dich, wie ist es möglich, daß ihr Herz so rasch vergessen kann, welch' großen Dank sie uns schuldet?«

»Na Jungen, das Lieblingslied unseres Meisters!« rief Strom mit sonorer Stimme in den Lärm hinein, dann stimmte er mit kräftigem Baß an:

> »Eine Schwalbe machet keinen Sommer – sum, sum –
> Ob sie gleich die erste ist, – sum, sum –
> Und mein Liebchen macht mir keinen Kummer – keinen Kummer –« Ob sie gleich die schönste ist – sum, sum –
> Ach wie wird es uns so schwer, auseinander zu gehn,
> Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wieder – Wiedersehn,
> Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl,
> Auf Wiedersehn! – sum, sum!«

Meister Mathias nickte, aus seinen treuen Augen traf ein dankbarer Blick den Altgesellen, der die Säge straffer spannte und dann zum neuen Schnitt ansetzte.

»Sie wird wiederkommen,« sagte Konrad mit seinem innigen Blick auf den alten Mann, der gedankenvoll einen Zirkel ergriff, um an dem Plane einige Linien zu messen, dann fiel er leise in die zweite Strophe ein:

> »Morgen muß mein Schatz abreisen, – sum, sum –
> Abschiednehmen mit Gewalt; – sum, sum –
> Draußen singen schon die Vögel – schon die Vögel –
> In dem dunklen, grünen Wald – sum, sum –
> Ach wie wird es uns so schwer, auseinander zu gehn,
> Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wieder – Wiedersehn,
> Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl,
> Auf Wiedersehn! – sum, sum!«

»Dir ist es auch nicht fröhlich zu Muthe, und dennoch kannst Du singen!« sagte der alte Mann, leicht das Haupt wiegend. »Ich könnte es nicht, Konrad.«

»Es kommt ja doch Alles, wie es kommen soll!« erwiderte Konrad mit erzwungener Ruhe, aber das leise Zucken seiner Lippen verrieth, daß es ihm unsäglich schwer fiel, die Herrschaft des Schicksals anzuerkennen.

»Und die Verlobung Röschen's mit Hermann?« fragte Meister Matthias mit leisem Vorwurf.

»Still!« sagte der junge Mann, wie zur Abwehr die Hand erhebend. »Auch das mußte so kommen!«

> »Saßen einst zwei Turteltauben – sum, sum –
> Saßen auf i'nem grünen Ast – sum, sum –
> Wo sich zwei Verliebte scheiden – zwei Verliebte scheiden –
> Da verwelket Laub und Ast – sum, sum –
> Ach wie wird es uns so schwer, auseinander zu gehn,
> Wenn die Hoffnung nicht wär auf ein Wieder – Wiedersehn,
> Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl,
> Auf Wiedersehn! – sum, sum!«

»Auch das,« seufzte Mathias Bauerband, die Augen mit der Hand bedeckend. »Wenn ich nur glauben könnte, daß es zu ihrem Glücke dienen wird!«

»Wir müssen es hoffen, Vater!«

»Ja, hoffen, bis das Unglück geschehen ist! Hoffen und Harren macht Manchen zum Narren! Hermann ist kein Mann für unser Prinzeßchen, er hat einen schlechten Charakter und kein Herz, mein Bruder ist immer blind gewesen für die Fehler und Schwächen seines Sohnes, das hat ihn verdorben.«

»Röschen wird ihn ja nun kennen lernen,« suchte Konrad den alten Mann zu beruhigen, und wenn sie nach ernster Prüfung die Ueberzeugung erlangt, daß sein Charakter ihr keine Bürgschaft für das Glück ihres Lebens

bieten kann, dann wird sie mit ihrem hellen Verstande klug genug sein, auf diese Verbindung zu verzichten.«

»Glaubst Du, daß sie wirklich ihn liebt?«

»Ja, Vater!«

»Sollte es nicht eher der Wunsch sein, reich und vornehm zu werden, was sie bewogen hat –«

»Nein, Röschen ist zu schlicht und einfach in ihren Ansprüchen an das Leben, in ihrem ganzen Denken und Empfinden, als daß ein solcher Wunsch in ihrem Herzen hätte erwachen können.«

> »Laub und Gras das muß verweilen, – sum sum –
> Aber unsre Liebe nicht – sum, sum –
> Du gehst mir aus meinen Augen – meinen Augen –
> Aber aus dem Herzen nicht – sum, sum –
> Ach wie wird es uns so schwer, auseinander zu gehn,
> Wenn die Hoffnung nicht wär' auf ein Wieder – Wiedersehn
> Tikz Lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl, lebe wohl,
> Aus Wiedersehn! – sum, sum!«

»Du gehst mir aus meinen Augen, aber aus dem Herzen nicht!« wiederholte Konrad träumerisch, und der alte Mann schüttelte bedenklich das Haupt, als wollte er sagen, das sei ein nutzloses Klagen und Hoffen, welches nur die Thatkraft lähme.

Er fand keine Zeit, diese Gedanken in Worten auszudrücken, denn die Thüre war hastig geöffnet worden und

der Rentner Beier mit sichtbaren Zeichen einer gewaltigen Aufregung eingetreten.

»Mord!« schrie der kleine Herr in den Lärm hinein, während er ein gewaltig großes Seifenbecken energisch ausschlenkerte. »Habt Ihr's schon gehört?«

Alle Hände ruhten, die Blicke Aller waren mit erwartungsvoller Spannung auf den Rentner gerichtet, dessen Aeuglein hinter den Brillengläsern funkelten und blitzten.

»Was ist denn passirt?« brach Mathias Bauerband endlich das Schweigen.

»Ein Nachtwächter ist in der vorigen Nacht ermordet worden,« rief der kleine Herr, mit seinem Stocke einen gewaltigen Lufthieb führend. »Nach Mitternacht haben sie ihn gefunden, kalt und steif mit einem Dolchstich in der Brust, der ihn fast augenblicklich getödtet haben muß. Davon wißt Ihr noch nichts?«

»Nein, nein!« riefen mehrere Stimmen, und ein Zug der Genugthuung glitt über das Gesicht des Rentners. »Wer ist der Mörder?«

»Ja, wenn man das wüßte,« erwiderte der kleine Herr pfiffig, während er den Hut abnahm und ein Tuch aus der Tasche zog, um seinen Schädel abzureiben.

»Wir wollen in's Haus gehen,« sagte Meister Mathisas mit einem bedeutsamen Blick auf seine feiernden Gesellen, »einen Magenbitter werden Sie gewiß nicht verschmähen, Herr Beier!«

»Bewahre,« versetzte der Rentner eifrig, »ich kenne Ihre Sorte, sie ist vorzüglich.«

Der alte Mann gab seinem Sohne einen Wink, sie gingen hinaus; eilfertig, das kahle Haupt im Bewußtsein seines Werthes stolz erhoben, trippelte der kleine Herr hinter ihnen her.

Bald darauf saßen sie in der Wohnstube am runden Tische, Helene brachte die Schnapsflasche und Gläser, Meister Mathias schenkte seinem Gaste ein, dann stopfte er seine kurze Pfeife.

»Ein Nachtwächter also?« begann er das Gespräch. »Und von dem Thäter hat man keine Ahnung?«

»Ja, das wohl,« erwiderte der Rentner, den diese Frage sichtbar in Verlegenheit setzte, »aber es ist ein zu thörichter Verdacht, ich wage kaum, ihn auszusprechen, weil ich fürchten muß, mich lächerlich zu machen. Auffallend ist es, daß man die Leiche an der Ecke der Gasse gefunden hat, die hinter dem Garten unseres interessanten Fräuleins Wilde liegt, die Lage, in der man die Leiche fand, läßt mit ziemlicher Sicherheit erkennen, daß der Mörder aus jener Gasse kam und sein Opfer in dem Augenblick niederstieß, in welchem es ihn aufhalten wollte. Was sagen Sie dazu?«

»Was soll man dazu sagen?« entgegnete der alte Mann achselzuckend. »So lange man nichts Genaueres weiß –«

»Ja, das ist die fatale Geschichte,« fiel der kleine Herr ihm in die Rede, »etwas Genaueres zu erfahren, wird vorläufig sehr schwer halten. Niemand ist bei der That zugegen gewesen, und mit Vermuthungen allein läßt sich ein solches Verbrechen nicht erklären. Man könnte annehmen, der Mörder sei aus dem Hause der fremden Dame

gekommen, aber es grenzen viele Gärten an jene Gasse, und man kann nicht einmal behaupten, daß der Mörder aus einem dieser Gärten gekommen sein müsse.«

Meister Mathias zündete nachdenklich seine Pfeife an, während Konrad das Glas wieder füllte, welches der Rentner hastig auf einen Zug geleert hatte.

»Bitte, nur noch ein halbes – so!« fuhr der kleine Herr fort. »Es bekommt mir nicht gut, wenn ich vor Tisch so so viel trinke. Nun sind natürlich sofort die eifrigsten Nachforschungen angestellt worden, aber sie haben bis jetzt noch kein Resultat ergeben. Nur ein Wächter will die Stunde vor Mitternacht nahe dem Schauplatz der That einen großen, verdächtigen Mann gesehen haben, der in auffallender Erregung an ihm vorbeigeeilt ist. – Bah, es ist wirklich lächerlich, aber wer weiß, unangenehme Folgen kann diese Aussage dennoch haben, und es ist gut, wenn man sich bei Zeiten darauf vorbereitet!«

Erwartungsvoll blickte Matthias Bauerband den Rentner an, der sehr bedächtig eine Prise nahm und dabei sinnend für sich hinnickte.

»Für wen kann diese Aussage Folgen haben?« fragte er. »Sie reden ja, als ob die Sache mich ganz besonders angehe –«

»Sie nicht, aber Ihren Bruder.«

»Den Bankier?«

»Bewahre – den Amerikaner! Er ist der große verdächtige Mann gewesen, den der Wächter gesehen hat.«

»Na, dann ist der Wächter ein Esel!« rief Meister Mathias, mit der Faust auf den Tisch schlagend. »Wie kann

er so dumm sein, auf meinen Bruder Verdacht zu werfen? Ich selbst hätte zu jener Stunde an ihm vorbei gehen können, – na, dann wäre ich natürlich der Verbrecher gewesen! Man sollte einem solchen Esel kein Amt anvertrauen!«

»Wem Gott giebt das Amt dem giebt er auch den Verstand,« erwiderte der kleine Herr, die pfiffigen Aeuglein auf das erglühende Antlitz des Meisters richtend. »Uebrigens werden Sie zugeben müssen müssen, daß der Amerikaner keinen Vertrauen erweckenden Eindruck macht. Die langen Haare der Knebelbart,« das verwitterte Gesicht, der Segeltuchanzug –« na, ich meine, er sähe einem Vagabund ähnlicher, denn einem friedliebenden Bürger!«

»Zugegeben,« sagte Konrad, dessen Brauen sich drohend zusammengezogen hatten, »er macht nicht den Eindruck eines soliden und wohlhabenden Spießbürgers, aber muß man ihn deshalb schon eines Verbrechens fähig halten?«

»Wäre der unglückselige Mensch doch in Amerika geblieben!« klagte der alte Mann. »Ich hab's ja vorgestern Abend schon gesagt, daß seine Rückkehr uns großen Aerger und Sorgen bereiten wird! Hätte er doch meinen Vorschlag angenommen, ich wollte gern das Geld für ihn zahlen und es ihm überlassen, ein Asyl zu wählen.«

Der Rentner schüttelte mißbilligend sein kahles Haupt.

»Es war ein schlechter Vorschlag sagte er, »das Wort »Asyl« mußte ihn erbittern. Ueberdies scheint es mir, daß

er nicht so arm ist, wie er sich macht, er hat seine Wohnung aus eigenen Mitteln möblirt, gestern Abend nicht unbedeutende Einkäufe gemacht und Alles baar bezahlt.«

»Desto besser für ihn,« eiferte Meister Mathias. »Aber er hätte das Geld sparen können, es war nicht nöthig, daß er das Prinzeßchen zwang, unser Haus zu verlassen. Herr des Himmels, was soll aus dem Mädchen werden, wenn sie ihm den Proceß machen? Ich kann nicht glauben, daß man es thun wird, aber es wäre auch nicht das erste Mal, daß ein Unschuldiger eingesteckt wird.«

In heftiger Erregung rannte er in der Stube auf und nieder, und der Rentner schüttelte abermals das kahle Haupt, als ob er sagen wolle, wenn dieser Fall eintrete, wisse er auch keinen Rath.

»Dann wird Röschen zu uns zurückkehren und hier wieder eine Zuflucht finden,« sagte Konrad mit der Ruhe der Ueberzeugung. Der alte Mann blieb stehen, dichte Rauchwolken umhüllten sein Haupt.

»Glaubst Du, daß sie es thun wird?« fragte er zweifelnd. »Sie ist zu stolz dazu. Das früher so innige Verhältniß zwischen ihr und uns ist getrübt, ihr toller, liederlicher Vater steht wie ein drohendes Gespenst zwischen uns!«

»Und es wäre besser gewesen, wir hätten dieses Gespenst versöhnt,« sagte Konrad ernst. »Weshalb mußten wir es von der Schwelle weisen?

»Bot er uns die Hand zur Versöhnung?« fuhr der alte Mann leidenschaftlich auf. »Sagte er uns nicht in's Gesicht, er sei mit dem alten Groll und Hader zurückgekehrt? Er will keine Versöhnung, wie können wir sie ihm aufzwingen! Manchmal habe ich gedacht, das Schicksal habe ihn zur Zuchtruthe für unsere Familie ausersehen, ich glaube dies heute fester denn zuvor, und ich kann nur wünschen, daß diese Zuchtruthe von uns genommen werde.«

Der kleine Herr hatte sein Glas geleert und sich erhoben; es wurde ihm ungemüthlich in der Gesellschaft dieses Mannes, der das bessere Theil seines Ichs verleugnete, um den Groll gegen den Bruder zu schüren, mit dem er doch im Grunde nur Mitleid empfinden konnte.

»Ich fürchte, Sie sind hart und ungerecht,« sagte er, indem er seinen Hut ergriff, »der arme Teufel ist zu bedauern, er hat keine Heimath, keine Freunde –«

»Liegt die Schuld an mir?« fiel Meister Mathias ihm heftig in die Rede. »Wenn er seinen tollen Ideen und dem ungerechten Haß gegen seine Familie entsagen wollte, könnte er in seinen alten Tagen ein Leben in Ruhe und Frieden haben! Er will es nicht –«

»Weil sein Mannesstolz sich gegen den Gedanken sträubt, daß er Almosen annehmen soll,« erwiderte der Rentner, ärgerlich sein Seifenbecken ausschüttend. »Und das Asyl, nehmen Sie mir's nicht übel, wurde ihm vor die Füße geworfen, wie man einem Hunde den Knochen hinwirft. Guten Appetit, meine Herren!«

Meister Mathias Bauerband blickte sprachlos vor Erstaunen auf die Thüre, hinter welcher der kleine Herr verschwunden war.

»Ich glaube, so ganz Unrecht hat er nicht,« sagte er mit einem Gemisch von Groll und Aerger. »Na, ich hätte ihn an meiner Stelle sehen mögen, er wäre auch nicht kaltblütig geblieben! – Wir wollen wieder an die Arbeit gehen, Konrad, im Laufe des Tages wird es sich wohl entscheiden, was –«

Er brach ab, man hatte angeklopft, jetzt wurde die Thüre geöffnet und Meister Mathias sah sich seinem vornehmen Bruder gegenüber, der seit einer Reihe von Jahren die Schwelle dieses Hauses nicht mehr überschritten hatte.

Wie oft im Laufe dieser Jahre hatte der biedere Tischlermeister geäußert wenn es je noch einmal seinem Bruder einfalle, ihn zu besuchen, dann werde er thun, als kenne er ihn nicht, ja er hatte mitunter sich hoch und theuer verschworen, er werde in solchem Falle ihm die Thüre zeigen.

Aber wie er nun vor ihm stand, der elegante, vornehme Herr mit dem aristokratischen Wesen, und wie nun dieser vornehme, stolze Herr ihn so vertraulich grüßte, als ob ihre brüderlich freundschaftlichen Beziehungen zu einander niemals getrübt worden seien, da beeilte Mathias Bauerband sich, den Bruder herzlich willkommen zu heißen, den Sessel für ihn an den Tisch zu rücken und ihn mit Blicken und Worten einzuladen, sich niederzulassen.

Der Bankier bot ihm und Konrad die Hand, und zwar in einer so leutseligen Weise und mit einem so herzlichen Lächeln auf den Lippen, daß Meister Mathias ordentlich stolz wurde auf den vornehmen Bruder, während Konrad nur mit kühler Zurückhaltung den Gruß erwiderte.

»Wir haben uns lange nicht gesehen,« sagte der Bankier, indem er Platz nahm und seinen jähen Blick prüfend durch das Zimmer schweifen ließ. »Ich dachte immer, Du würdest mich einmal besuchen, Mathias, aber ich hoffte vergebens. Dann wollte ich zu Dir gehen, aber Du weißt nicht, wie sehr meine Zeit in Anspruch genommen ist, ich arbeite vom Morgen bis zum Abend, und wenn ich Abends mich niederlege, dann lassen die Geschäftssorgen mich die halbe Nacht nicht ruhen. Ich glaube, so wird es bei Dir auch sein, Mathias!«

Er blickte fragend zu ihm auf; Mathias Bauerband nickte lebhaft und legte die Pfeife, die er noch in der Hand hielt, hin.

»Ja, wir müssen Alle arbeiten,« erwiderte er, »wenn das Leben köstlich gewesen ist, dann ist es Mühe und Arbeit gewesen. Ich würde Dich gerne besucht haben, aber Du weißt ja, Deine Frau sieht's nicht gerne –«

»So komm zu mir in's Cabinet, wir sind dort ungestört und können nach Herzenslust plaudern.«

»Nein, dann störe ich Dich!«

»Gewiß nicht, Mathias, es wird mich sehr freuen, Dich häufig zu sehen. Deine Kinder sind mir auch fremd geworden, es ist wirklich seltsam, wir wohnen in derselben

Stadt und stehen einander so fern, als ob Berge und Meere zwischen uns lägen. Konrad war früher der Jugendgespiele meines Hermann, jetzt sehen sie sich kaum einmal im Jahre und von einem gegenseitigen Besuch ist gar keine Rede!«

»An mir liegt die Schuld nicht,« warf Konrad ein, dessen Lippen ein herber Zug umzuckte.

»Vielleicht liegt die Schuld an der verschiedenartigen Erziehung,« fuhr den Bankier ruhig fort, »aber die Verschiedenheiten in den Anschauungen würden sich bald ausgleichen. Nun, ich hoffe, es wird jetzt anders werden, ich habe den ersten Schritt gethan, die alten, freundschaftlichen Beziehungen wieder anzuknüpfen.«

Es lag ein Ausdruck unendlichen Wohlwollens in seinem Antlitz, als er dies sagte, Meister Mathias mußte sich den Vorwurf machen, daß er allein das Zerwürfniß herbeigeführt habe, er mußte sich beschämt fühlen durch den Edelmuth des Bruders, der so freundlich und gütig ihm die Hand zur Versöhnung bot.

Er dachte jetzt nicht mehr an die Geringschätzung, mit welcher dieser stolze, vornehme Herr auf ihn hinabgeblickt hatte, nicht mehr an die vielen kränkenden Zurücksetzungen, aller Groll und Hader war vergessen, die liebenswürdige Freundlichkeit des vornehmen Herrn hatte ihn getilgt.

»Röschen mußte mir stets berichten, wie's Euch Allen erging,« nahm der Bankier nach einer Pause wieder das Wort, »ich habe mich immer recht herzlich gefreut, wenn ich gute Nachrichten erhielt.«

»Das hat nun auch ein Ende,« sagte Meister Mathias, dessen heitere Stirne sich wieder umdüsterte, »Röschen ist nicht mehr in meinem Hause sie hat uns verlassen, um ihrem Vater zu folgen.«

»Ah – das hat sie wirklich gethan?« fragte der Bankier erstaunt. »Ich muß mit Dir über ihn reden, Mathias, wenn Du so gut sein willst, mir einige Augenblicke zu schenken – hier streifte sein Blick bedeutsam den jungen Mann, der mit unverholenem Mißtrauen ihn betrachtete – »Du wirst vielleicht selbst schon daran gedacht heben, daß wir uns des Heimgekehrten annehmen müssen.«

»Gewiß, gewiß, aber er will je unsern Beistand nicht annehmen!«

»Weil er mit dem alten, glühenden Haß gegen uns zurückgekehrt ist! Hat er Dir das nicht auch gesagt? Mir hat er gedroht mit seinem Haß, er stand vor mir wie ein Tobsüchtiger mit geballten Fäusten und rollenden Augen, – es war ein entsetzlicher Anblick. Ich gab ihm, um in der zartesten Weise meine Unterstützung ihm anzubieten, den Auftrag, ein Gemälde für mich zu malen, ich würde ihm dafür gezahlt haben, was er gefordert hätte, aber er warf mir zum Dank dafür die unverschämtesten Grobheiten in's Gesicht.«

»Ja, so ist er,« seufzte Meister Mathias, das sorgenschwere Haupt auf die Hand stützend. »Ich wollte ihn in einem Asyl unterdringen, er sagte mir mit groben Worten, ein Asyl sei ein Irrenhaus, er danke für das Anerbieten, lieber wolle er auf der Landstraße Hungers sterben, als von seinen Brüdern ein Almosen annehmen.«

Der Blick des Bankiers schweifte unstät durch das Zimmer, als ob er einen Haltpunkt suche; endlich blieb er auf dem Gesicht Konrad's ruhen, und es schien, als ob er versuchen wolle, die geheimsten Gedanken des jungen Mannes zu erforschen.

»Du hättest ihm das nicht sagen sollen,« erwiderte er, seine Stimme dämpfend, »dem Irren darf man das Irrenhaus nicht zeigen. Ja, ein solches Asyl ist der einzig richtige Aufenthalt für ihn,« fuhr er mit gehobener Stimme fort, indem er den Zeigefinger der rechten Hand erhob, »aber mit List muß er hineingebracht werden, denn gutwillig geht er nicht, und Gewalt möchte ich gegen den Bruder nicht anwenden.«

»Glauben Sie in Wahrheit, Onkel, daß seine Vernunft gestört ist?« fragte Konrad, den ein Gefühl des Unwillens beschlich bei dem Gedanken an den Handel, der hier geschlossen werden sollte. Jetzt wußte er, weshalb der vornehme Herr sich hatte überwinden können, das schlichte Haus des Handwerkers zu betreten, die Röthe der Scham und der Entrüstung färbte seine Wangen.

»Glauben Sie es wirklich?« fragte er noch einmal.

Die unstäten Augen mit dem stechenden Ausdruck hefteten sich fest auf ihn, er hätte in ihnen lesen können, daß der Entschluß des stolzen Mannes unwiderruflich feststand.

»Wer, der ihn kennt, kann daran zweifeln?« erwiderte er scharf. »Er war schon damals ein Narr, als er sich für

den größten Künstler seiner Zeit hielt, er hat seine Geisteskrankheit unzählige Male documentirt. Ja, sein Verstand ist zerrüttet, und man muß ernstlich fürchten, daß sein bisher stiller Wahnsinn plötzlich in Tobsucht ausarten wird.«

»Nun nun, so schlimm sehe ich's nicht an,« meinte Meister Mathias gedankenvoll. »Doch, es ist schlimmer, wie wir Beide ahnen, und es ist unsere Pflicht, dem Schlimmsten vorzubeugen. Es ist eine schmerzliche Pflicht, Mathias, aber wir müssen sie erfüllen, und Du, als der Aelteste, als das Haupt der Familie –«

»Nein, laß mich aus dem Spiele!« fiel der alte Mann hastig ihm in's Wort. »Ich habe genug an der gestrigen Begegnung mit ihm, ich möchte nicht wieder mit ihm zusammentreffen.«

»Eben deshalb wollen wir ihn entfernen.«

»Gegen seinen Willen?«

»Kann der Wille eines Irren entscheidend in die Wagschale fallen, wenn im Familienkreise über sein Wohl und Wehe berathen wird?«

Meister Mathias ließ das Haupt auf die Brust sinken, in den Augen Konrad's hingegen flammte die Gluth des Zornes auf.

»Ich meine, der Familienrath dürfte erst dann mit dieser Frage sich beschäftigen, wenn unzweideutige Spuren des Wahnsinns sich gezeigt haben,« sagte er ohne seine Entrüstung zu verhehlen. »Das aber ist hier nicht der Fall, der Groll gegen seine Familie berechtigt uns nicht, ihm die Freiheit zu entziehen.«

Der Bankier wiegte mißbilligend das Haupt, und ein Zug des Bedauerns glitt über sein glattes würdevolles Gesicht, als ob er sagen wolle, es thue seinem Herzen wehe, auf diesen Widerstand stoßen zu müssen, der allzu große Rücksichten auf die Gefühle eines Unwürdigen verrathe.

»Ich hoffe, es wird nicht so weit kommen,« fügte Konrad hinzu, ohne den ernsten, verweisenden Blick seines Vaters zu beachten, »man muß Mitleid mit ihm haben und seinen Groll zu versöhnen suchen, das ist das Einzige, was die Pflichten der Verwandtschaft uns gebieten.

Damit ging er hinaus, er hatte seine Ansicht geäußert, weiter mochte er sich an dem Gespräch, welches ihm peinlich und unangenehm war, nicht betheiligen.

»Ja, wenn man nur einige Aussicht auf Erfolg haben könnte,« sagte der Bankier, einen scheuen Blick auf die Thüre werfend, hinter der Konrad verschwunden war. »Aber es ist mir klar geworden, daß an seinen fixen Ideen jeder Versuch scheitern würde und ich meine, das könne auch Dir nicht zweifelhaft sein, Mathias.«

Der alte Mann nickte und sah seinen Bruder erwartungsvoll an.

»Er ist gekommen, um Hader und Zwietracht zu säen,« fuhr Theodor Bauerband fort, »er findet Freude daran, uns Aerger und Schande zu bereiten. Ist das nicht auch Deine Ansicht?«

»Ja, freilich – aber –«

»Beschönige es nicht, es ist Deine Ansicht, Du selbst hast ja ihm das Asyl vorgeschlagen!«

»Aber ich dachte dabei nicht im Entferntesten an eine Irrenanstalt!«

»Ein Asyl ist so wenig eine Irrenanstalt, wie ein Irrenhaus ein Asyl ist, Mathias. Nur mit den tollen Ideen, die wie Irrlichter in seinem Hirn umher schwirren, konnte Deinem Anerbieten diese Absicht zu Grunde legen. Wenn er sich einmal in dem Asyl befindet, so wird er nicht mehr verlangen, es zu verlassen.«

»Das heißt, er wird es nicht mehr können.«

»Vielleicht auch das. Manchem Menschen ist es nöthig und heilsam, daß er in seinem freien Willen beschränkt wird.«

Der Bankier stützte das Kinn auf den goldenen Knopf seines Stockes und sah seinen Bruder lauernd an, es war ihm unbegreiflich, daß Mathias nicht sofort dem Plane zustimmte.

Der alte Mann erhob sich aus seiner gebeugten Haltung und warf das Haupt zurück, auch er schien jetzt einen Entschluß gefaßt zu haben; vor dem festen Blick seiner klugen, ehrlichen Augen mußte der vornehme Herr die Wimpern senken.

»Vielleicht könnte es ihm nicht schaden, wenn er gezwungen würde, sich dem Willen Anderen zu fügen,« sagte er. »Aber er wird sich nie dazu verstehen, Theodor.«

»Ah – er wird sich dazu verstehen müssen! Wenn wir das Zeugniß eines Arztes über die Zerrüttung seines Verstandes besitzen, so berechtigt uns das Gesetz, ihn auch gegen seinen Willen in ein Asyl zu bringen, damit er

dort geheilt, vor allen Dingen aber verhindert werde, der Menschheit Schaden zuzufügen.«

»Wer giebt uns ein solches Attest?«

»Dafür laß mich sorgen, ich werde es erhalten!«

»Und dann?«

»Dann bringt mein Arzt ihn in das Asyl.«

»Weit von hier?«

»Ja, weit genug, daß uns sein Haß nicht mehr schaden kann.«

»Er wird Lärm machen.«

»Sei ohne Sorgen, die Aerzte kennen das. Eine Dosis Morphium oder Chloroform betäubt den Mann, er wird in einen Wagen gebracht und in steter Betäubung gehalten, wenn er nicht vorzieht, gutwillig sich zu fügen. Er soll es gut haben in dem Asyl, ich werde dafür sorgen, daß es ihm an nichts gebricht, jeder billige Wunsch soll berücksichtigt werden, was kann er mehr verlangen?«

Meister Mathias wiegte leicht das Haupt, ein ungewöhnlicher Ernst spiegelte sich in seinem ehrlichen Gesicht.

»Ich weiß nicht, ob ich als Bruder meine Zustimmung dazu geben darf,« sagte er, »aber wenn Du glaubst, daß es nöthig ist, ihn unschädlich zu machen, dann will ich es Dir überlassen, die nöthigen Maßregeln zu treffen.«

»Mehr verlange ich nicht!«

»Laß mich aus dem Spiele, ich möchte mein Gewissen nicht beschweren, ich wüßte auch nicht, welchen Beistand ich Dir leisten könnte. Wenn es sein muß, nun denn

in Gottes Namen, aber die Verantwortung fällt allein auf Dich zurück.«

»Ich nehme sie auf mich,« sagte der Bankier ruhig. »Ich wollte nur Deine Zustimmung einholen, es ist mir lieb, daß Du sie mir gegeben hast. Vorhin ließ Konrad einige Worte fallen, die mich beunruhigen –«

»Es ist kein Grund dazu vorhanden, er wird Dir nicht in den Weg treten.«

»Aber er könnte später protestiren!«

»Nein, ich werde mit ihm reden und ihm beweisen, daß es eine Nothwendigkeit war.«

»Gut,« nickte der Bankier, und ein triumphirendes Lächeln glitt flüchtig über seine Lippen, »so hätte ich also von dieser Seite nichts zu befürchten. Es geschieht ja auch nur zu seinem eigenen Besten, er wird uns später dafür danken! Vielleicht schwindet sein Groll, wenn er in ungestörter Einsamkeit über die Ursachen desselben nachdenken will und dann findet, daß sein Haß nur auf einem Wahn beruht, wir wollen das Beste hoffen. Adieu, Mathias, ich hoffe, Du wirst mich nun auch besuchen, für Dich bin ich stets zu Hause.«

Er bot dem Bruder wieder in herzlicher, leutseliger Weise die Hand, und Meister Mathias, der mit seinen sonst so scharfen Augen die heuchlerische Maske nicht durchschauen konnte, drückte sie kräftig mit dem Versprechen, bald sich einfinden zu wollen.

Der vornehme Herr hatte kaum das Haus verlassen, Meister Mathias unterhielt sich noch in der Küche mit

Frau und Tochter über den Besuch, als Rudolf sich einfand.

Das verstörte Gesicht und der irre Blick des jungen Mannes entsetzten den Meister, auf seine besorgte Frage erwiderte Rudolf, er fühle sich unwohl, aber er glaube nicht, daß sein Unwohlsein das Symptom einer ernsten Krankheit sei.

Die Mutter holte Wein und nöthigte ihn, ein Glas zu trinken, sie ertheilte hundert Rathschläge und nannte unzählige Mittel, die sie bei ähnlichen Fällen mit dem besten Erfolge angewendet hatte.

Schweigend, ohne auf sie zu hören, die Augen halb geschlossen, saß Rudolf in dem Sorgenstuhl des Vaters, in welchem kurz vorher der reiche Bankier gesessen hatte, Fieberschauer schüttelten seinen Körper, und große Schweißtropfen perlten auf seiner Stirne.

Der alte Mann wanderte vor ihm auf und ab, sein düsterer Blick, der oft mit unerbittlicher Strenge den Sohn streifte, ließ erkennen, daß er die Besorgnisse seiner Frau nicht theilte.

Er habe vorausgesehen, daß es so kommen werde, sagte er mit scharfer Betonung, am Tage arbeiten und die Nächte durchschwärmen, das halte Niemand aus, Niemand, wenn er auch einen Körper von Stahl und Eisen habe. Er habe oft gewarnt und ermahnt, nun seien die Folgen da, und es lasse sich nicht übersehen, welche weitere Folgen noch kommen würden.

Rudolf ließ diese Vorwürfe schweigend über sich ergehen, aber so oft draußen Schritte sich vernehmen ließen,

fuhr er empor, um den Blick mit unverkennbarer Angst auf die Thüre zu richten.

Es war ein seltsames Benehmen, aber die Eltern befremdete es nicht, Meister Mathias sah darin nur die völlige Zerrüttung des Nervensystems und der Mutter flößte es ernste Besorgniß ein für die Gesundheit und das Leben ihres Kindes.

Nachdem der junge Mann ein Glas Wein mit großer Hast getrunken hatte, zeigten die Paroxysmen des Fiebers sich seltener.

Er beschwerte sich jetzt über seinen Meister, der ihm zu viel zumuthe und ihn dazu in einem feuchten, dumpfen Raume arbeiten lasse, er äußerte den Vorsatz, schon in den nächsten Tagen nach Paris zu reisen, um sich dort weiter auszubilden.

Gegen diesen Vorsatz protestirte Mathias Bauerband mit einer Entschiedenheit, die jedem Widerspruch vorbeugte, er erklärte, zu dieser Reise erst dann seine Zustimmung geben zu wollen, wenn Rudolf bewiesen habe, daß sein Charakter hinreichend gestählt sei, der Verführung zu wiederstehen. Er forderte ihn mit ernster Strenge auf, eine andere Lebensweise zu beginnen und die leichtfertige Bahn zu verlassen, er stellte ihm Konrad als Beispiel hin und machte ihn, ohne auf den augenblicklichen Zustand seines Sohnes die leiseste Rücksicht zu nehmen darauf aufmerksam, daß er seit einiger Zeit seinen alten Eltern nur Kummer und Sorge bereite.

Die Mutter wollte ihn vertheidigen und rechtfertigen, aber sie mußte bald schweigen; zumal auch Konrad, der

aus der Werkstätte zum Mittagessen kam, die Partei seines Vaters ergriff und die Lebensweise Rudolfs einer vernichtenden Kritik unterwarf.

Meister Mathias befahl dem jungen Herrn, am nächsten Tage die Arbeit wieder aufzunehmen, er schalt mit ihm, daß er sie überhaupt unterbrochen habe.

»Wenn Herr Stern daraus Veranlassung nimmt, Dich zu entlassen, so brauchst Du hier keinem Meister mehr zu kommen,« sagte er nach der Suppe mit wachsendem Aerger, »es wird sich bald rundgesprochen haben, weshalb Du entlassen bist, und aus der Wanderschaft kann aus den bereits angeführten Gründen vorläufig nichts werden.«

»Herr Stern hat mich selbst nach Hause geschickt,« erwiderte Rudolf trotzig mit einem scheuen Blick auf die Thüre, »er weiß, daß ich krank bin.«

»Und er wird auch die Ursache der Krankheit kennen!« fuhr der alte Mann auf. »Wo warst Du gestern Abend wieder?«

Starr richtete der Blick Rudolfs sich auf das ernste, strenge Gesicht des Vaters, seine Lippen zuckten krampfhaft, und der Schweiß trat ihm vor die Stirne.

»Na, weshalb frage ich noch, ich kann ja denken,« fuhr der Meister fort, »im Wirthshaus hast Du gesessen beim Kartenspiel –«

»Ich war mit Onkel Hugo zusammen und bin sehr früh nach Hause gekommen.«

»So? Mit dem?« fragte Mathias Bauerband, indem er die Gabel niederlegte. Du scheinst ja mit diesem Bummler sehr intim zu sein! Na ja, gleich und gleich gesellt sich gern, er ist auch sein ganzes Leben hindurch ein Thunichtgut gewesen!«

»Mathias, er ist Dein Bruder,« sagte die Mutter begütigend. »Wir haben noch keine Beweise dafür, daß –«

»Bewahre uns der Himmel vor solchen Beweisen!« fiel der Meister ihr hastig in's. Wort. Ich meine, für uns, die wir ihn von früher kennen, sei es schon Beweis genug, daß man auf ihn – He, Rudolf, wann ist der Maler nach Hause gegangen gestern Abend?«

»Das weiß ich nicht; wir waren in der goldenen Traube zusammen, ich ging früher fort, wie er, aber er sagte mir beim Abschied, er wolle auch bald heimgehen.

»Natürlich hatte er etwas in der Krone – wie?«

»Er hatte nicht viel, aber rasch getrunken, er war sehr erregt, berauscht konnte man ihn nicht nennen.«

»Wie viel Uhr war's, als Du ihn verließest?«

Rudolf wandte vor dem forschenden Blick des Vaters sein Antlitz ab und beschäftigte sich angelegentlich mit seiner Serviette, die er langsam zusammenrollte und gleich darauf wieder über seine Kniee breitete.

»So genau weiß ich es nicht zu sagen,« erwiderte er.

»Es war noch nicht Elf?«

»Ich glaube nicht; – – nein, um elf Uhr ich ja schon zu Hause. – ich weiß nicht – war es nicht eben Zehn vorbei, als ich heimkehrte?«

»Es war, denke ich, bedeutend später,« erwiderte der alte Mann mit einem besorgten Blick auf das fahle Gesicht seines seltsam erregten Sohnes; »um halb Elf waren wir noch auf, vor Elf bist Du keinesfalls gekommen, ich würde Dich gehört haben. Na, die Sache ist die, – man hat den Maler gestern Abend gegen elf Uhr in der Nähe der Straße gesehen, in welcher eine Stunde später der ermordete Wächter gefunden wurde, er soll auffallend erregt gewesen sein, die Möglichkeit liegt sehr nahe, daß auf ihn Verdacht fällt.«

»Verdacht? Weshalb?« fragte Rudolf mit zitternder Stimme, während er mit der Serviette die nasse Stirn trocknete.

»Na, man kann nicht wissen, wie es kommen wird!« sagte der Meister. »Wenn die Behörde einmal Verdacht geschöpft hat, dann beschäftigt sie sich so lange mit dem Verdächtigen, bis sie einen Haken gefunden hat, an dem sie ihn fassen kann. Du wirst dann auch zeugen müssen, präge deshalb die Vorfälle des gestrigen Abends Deinem Gedächtnisse ein, Rudolf, ich sage Dir, man kann nicht wissen, wie es kommt.«

Der junge Mann hatte die Serviette hingelegt und sich erhoben, er zitterte am ganzen Leibe, kaum, daß er sich aufrecht zu halten vermochte.

Ja, er war sehr krank, beim ersten Blick mußte man es erkennen, die Todesblässe seines Gesichts und die fieberhaft glühenden Augen mußten der besorgten Mutter Angst und Entsetzen einflößen.

»Ich will zu Bett gehen,« sagte er mit hohler Stimme, »es ist nur ein Fieberanfall, Ruhe und strenge Diät sind die beste Arznei für mich.«

Auf den Arm der Mutter gestützt, verließ er das Zimmer, Meister Mathias brummte einige unverständliche Worte für sich hin und stopfte seine Pfeife, um im Sorgenstuhl ein Stündchen zu verträumen und über alle die ärgerlichen Ereignisse nachzudenken, die seinen bisher heitern Horizont umwölkten.

Achtes Kapitel.

Der Maler hatte seine bescheidene Wohnung so traulich eingerichtet, wie seine Mittel es ihm erlaubten, und Röschen hatte ihn dabei mit ihrem feinen Geschmack so vortrefflich unterstützt, daß mit den geringen Mitteln überraschend viel geleistet worden war.

Wie glücklich der hagere Mann sich fühlte, als er am Abend neben seinem schönen Kinde saß und das Abendbrod verzehrte, welches Röschen ihm auftischte!

Das Glück lachte aus seinen Augen, es spiegelte sich in dem weichen Klang seiner Stimme, in jedem Worte, welches er sprach.

Aber trotz dieses traulichen Glücks litt es ihn doch nicht in seinen Räumen, er mußte hinaus unter Menschen, so recht wohl fühlte er sich nur dann, wenn er hinter der Flasche saß. Es war ein Bedürfniß für ihn, mit den Leuten zu disputiren, die Ansichten Anderer zu bekämpfen, ihnen Grobheiten in's Gesicht zu werfen und sich selbst auf den hohen Standpunkt eines vollendeten

Künstlers zu stellen, auf dem Niemand ihn anerkennen wollte.

Er hatte an seinem Neffen Rudolf einen Freund gefunden, der, selbst ein Künstler, an ihm emporsah und jedes Wort, welches er sprach, wie ein Evangelium betrachtete an dem nicht gerüttelt werden durfte, – einen Freund, ganz nach seinem Herzen, der mit ihm zechte, mit ihm die Familie, seine eigenen Eltern nicht ausgenommen, anfeindete und mit demselben Künstlerstolz verächtlich auf die Ignoranten hinabsah, die das eminente Talents des Malers in Frage stellten.

Mit diesem hoffnungsvollen Jünglinge hatte Hugo Bauerband bis spät in die Nacht hinein gezecht, und heute schämte er sich vor seinem Kinde, in dessen dunklen Augen er denselben Vorwurf las, den er so oft in den Augen seiner heimgegangenen Frau gefunden hatte.

Aber da sie mit keiner Silbe des Zustandes Erwähnung that, in welchem er am Abend vorher heimgekehrt war, so schwieg er auch über diesen. Punkt, der in der Erinnerung ihn sehr unangenehm berührte.

Er richtete im Laufe des Tages sein Atelier ein und erzählte dabei dem Prinzeßchen seine Erlebnisse in Amerika in kurzen, scharfen Umrissen, nur hie und da auf Einzelnheiten eingehend, wenn es sich um ein interessantes Abenteuer oder lebensgefährliche Situationen handelte, die einen ausführlichen Bericht erforderten.

Dann schickte die Mutter Konrad's die Garderobe Röschen's, dann kam Helene, um die Freundin zu besuchen, kurz, es war ein sehr bewegter Tag, im Fluge verstrichen dem Prinzeßchen die Stunden.

Sie fand nicht einmal Zeit, über ihre Beziehungen zu Hermann nachzudenken, ernstlich zu prüfen, wie diese Beziehungen sich nun gestalten würden.

Am Nachmittage fand der kleine Rentner sich ein, um zu sehen, ob und wo es noch fehle; er äußerte sein Erstaunen und seine Freude über die sinnige und trauliche Einrichtung, versprach für bessere Reinigung und Lüftung des Hauses Sorge zu tragen und entferntes sich dann wieder, ärgerlich über das exclusive mürrische Wesen des Malers, der ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten hatte.

Er war kaum hinausgegangen, als ein anderer, ziemlich corpulenter Herr sich einfand, der sich dem Maler als Doctor Horn, praktischer Arzt und Wundarzt, vorstellte.

Hugo Bauerband empfing ihn mit demselben Mißtrauen und derselben Unhöflichkeit, mit denen er jedem Unbekannten begegnete, aber der Doctor schien diesen Empfang erwartet zu haben, er ließ sich nicht durch ihn beirren.

»Sie kennen mich nicht mehr,« sagte er, während er Hut und Stock niederlegte und einen prüfenden Blick durch das Zimmer warf, »ja, es ist lange her, seitdem wir zum letzten Male hinter der Flasche beisammen saßen, und drüben in Amerika werden Sie manchen Ihrer früheren Freunde vergessen haben.«

Der mißtrauische Blick des hagern Mannes ruhte noch immer prüfend auf dem Arzte.

»Ich erinnere mich nicht, jemals Freunde besessen zu haben,« erwiderte er, die grauen Mähnen schüttelnd.

»Sagen Sie das nicht,« fuhr der Doctor lebhaft fort, »Sie hatten damals viele Freunde, die sie treu zu Ihnen hielten, trotz der vielen Kränkungen und Beleidigungen, die sie von Ihnen erdulden mußten. Ich will mich nicht rühmen, daß meine Freundschaft Werth für Sie gehabt hebe, damals, als Sie so plötzlich verschwanden, war ich noch Student; vielleicht entsinnen Sie sich, daß wir in der goldenen Traube gemeinsam manche Nacht durchschwärmt haben.«

Der Maler legte seine hagere Hand auf die Stirne, sein Blick streifte forschend das leicht geröthete Antlitz des ehemaligen Freundes.

»Ja, es kann sein,« sagte er, wie aus einem Traum erwachend, »ich hatte damals viele Zechgenossen. Bitte, nehmen Sie Platz. Was führt Sie zu mir?«

»Vor allen Dingen der Wunsch, Sie wiederzusehen. Und sodann, – – ah, weshalb soll ich's verschweigen, ich interessire mich für die Kunst und die Künstler, es ist mir ein Genuß, das Genie in seinem Schaffen zu beobachten. Sie haben gewiß von drüben eine Menge der herrlichsten Entwürfe und Skizzen mitgebracht?«

Der Doctor blickte fragend zu dem hagern Manne auf, als ob er den Eindruck seiner Worte beobachten wolle. Er konnte mit der Wirkung zufrieden sein, ein Ausdruck

stolzer Genugthuung breitete sich über das markirte Gesicht.

»Ja im Kopfe, Herr Doctor,« sagte der Maler, auf seine gefurchte Stirn deutend, »nicht auf dem Papier. Ich hasse jede Schülerarbeit, in der alle Linien ängstlich gemessen und berechnet werden, so bin ich auch kein Freund von Entwürfen und Skizzen. Das Bild steht fertig vor meinem Geiste, die Hand hat nur nöthig, es zu copiren.«

Der Doctor nickte lebhaft, als wolle er sagen, das sei die einzig richtige Weise, ein Kunstwerk zu schaffen.

»Sie haben also nichts geschaffen?« fragte er in bedauerndem Tone.

»Nein! Wozu auch? Für wen? Das Gold eines aufgeblasenen Mäcens kann mich nicht reizen, ich schaffe nur für mich und allenfalls für den, der von dem wahren Geiste der Kunst durchdrungen ist.«

»Wie wenige Ihrer Collegen stehen auf diesem erhabenen Standpunkte!«

»Lehnkleckser!« sagte der Maler achselzuckend. »Haben wir eine Schule? Haben wir in der Malerei noch ein Ideal? Haben wie noch Colorit, Perspective und Styl? Und haben wir noch Kunstkenner? Ich weiß nicht, ob Sie meinen Bruder kennen, der Mann ist reich geworden, und ein Parvenu glaubt in der Regel, Alles zu verstehen. Na, mein Bruder ist natürlich auch ein Kenner und Beschützer der Kunst, giebt zweihundert Louisd'ors für ein Bild aus, welches die Leinwand nicht werth ist, auf die es gekleckst wurde. Aber mein kunstsinniger Bruder ist stolz auf den Nürnberger Bilderbogen, und es wundert mich

nur, daß er nicht den Preis in großer Fracturschrift daneben verzeichnet hat.«

Wieder nickte der Doctor, während er dem Maler aus seiner silbernen Tabatière eine Prise anbot

»Was halten Sie von der alten niederländischen Schule?« fragte er.

»Nicht sehr viel – einzelne gute Bilder, aber auch viel Mittelmäßiges!«

»Und die Italiener?«

»Ah – da ist das Bessere vorwiegend. Erhabene Ideen, großartiger Styl, wundervolles Colorit! Aber auch hier stoßen wir auf viel Mittelmäßiges, Verfehltes, unter den alten Gemälden aus der Blüthezeit der italienischen Schule befinden sich viele Schülerarbeiten, Herr Doctor. Freilich, die Esel stehen davor, gaffen die bunte Leinwand an und können für ihr Entzücken keine Worte finden, ihnen gilt der Name des Meisters mehr als das Gemälde. Wenn ich meine Madonna fertig habe, werde ich den Leuten zeigen, was Kunst ist!«

Der hagere Mann schritt in heftiger Erregung auf und nieder, er sah nicht den tückischen Zug, der flüchtig die Lippen seines Gastes umspielte.

»Wann werden Sie das Bild vollenden?« fragte der Doctor nach einer Pause.

»Wann!« rief der Maler, pathetisch auf eine Rolle zeigend, die in einer Ecke des Gemachs auf dem Fußboden lag. »Da liegt es, aber leider ist es noch nicht angefangen. Sehen Sie die herrliche schlanke Gestalt der Madonna mit dem milden, strahlenden Antlitz, wie sie mit dem

Christuskinde auf dem leicht erhobenen Arme unter blühenden Lilien und Rosen dem nahen Bethlehem zuwandeln. Es ist der Moment, in welchem sie aus dem Felde zurückkehrt, wo sie den anbetenden Hirten den Heiland gezeigt hat. Rechts im Hintergrunde die Hirten auf den Kutten, links die Weisen aus dem Mohrenlande, über diesen der leuchtende Stern! Sehen Sie den classisch schönen, idealen Faltenwurf des blauen Gewandes, das liebliche Lockenköpfchen des Kindes? Ah – ich sage Ihnen, dieses Gemälde wird Aufsehen erregen und die Welt in Erstaunen setzen!«

»In der That, ich theile diese Ueberzeugung,« erwiderte der Doctor. »Ja, Sie sind ein Künstler, ein Genius, wie nur Einen jedes Jahrhundert hervorbringt. Darf ich eine große Bitte an Sie richten?«

»Wollen Sie das Bild kaufen? Ich gebe es nicht ab, es bleibt mein Eigenthum.«

»Darüber ließe sich ja später noch sprechen. Ich wünsche heute nur, daß Sie mir einmal die Ehre Ihres Besuchs erzeigen, ich besitze einige werthvolle Gemälde –«

»Danke!« fiel der Maler ihm trocken in's Wort. »Das Bild, welches ich bei meinem Bruder gesehen habe –«

»Bitte, ich besitze einen echten Paul Veronese, einen Tintoretto und einen Guido Reni.«

»Ah – ah – ah,« sagte der Maler, die Brauen hinaufziehend, »wenn diese Bilder echt sind –«

»Ich möchte Sie freundlichst bitten, sich davon zu überzeugen.«

»Mit Vergnügen, Herr Doctor, solche Bilder zu sehen ist ein Genuß.«

»Sie werden außerdem nach manches andere schöne Gemälde in meiner kleinen, aber werthvollen Gallerie finden.«

Der Doctor hatte sich erhoben, wieder glitt des tückische Lächeln über seine Lippen, welches den Maler vor ihm hätte warnen sollen.

»So darf ich Sie also erwarten,« sagte er, während er Hut und Stock nahm und sich der Thüre näherte, »Ihr Besuch wird mir zu großer Ehre gereichen. Wäre es nicht schon so dunkel, würde ich Sie bitten, mich gleich jetzt zu begleiten, aber Gemälde muß man Vormittags betrachten.«

»Zwischen Elf und Zwölf,« erwiderte der hagere Mann, den Knebelbart streichend. »Ist es Ihnen morgen genehm?«

»Gewiß – aber warten Sie, nein, morgen nicht. Ich muß morgen früh einer Operation beiwohnen, da weiß ich nicht wann ich wieder zu Hause sein werde. Darf ich Sie übermorgen erwarten?«

»Ich werde kommen.«

»Gut, ich erwarte Sie mit großem Vergnügen.«

Die Beiden standen jetzt an der Treppe, der Doctor reichte dem genialen Künstler die Hand und verbat sich jede Begleitung. Dann stieg er langsam hinunter.

Hugo Bauerband führte sich außerordentlich geschmeichelt. Da war doch Einer, der den Genius in ihm anerkannte und ihn würdig fand, mit den größten Meistern um den Lorbeer zu ringen! Ja, mit diesem gelehrten Herrn konnte er nach Herzenslust über die Kunst und sein eigenes Streben und Schaffen plaudern, ohne befürchten zu müssen, seine hohen Gedanken von dem ätzenden Spott eines Ignoranten in den Staub getreten zu sehen.

In gehobener Stimmung drückte der Maler den zerknitterten Kalabreserhut auf die grauen Mähnen, dann ging er in das Wohnzimmer, in welchem Röschen und Helene emsig damit beschäftigt waren, einige Lithographien unter Glas und Rahmen aufzuhängen.

Das Prinzeßchen stand auf dem Stuhl und schlug den Nagel ein, Helene betrachtete aus einiger Entfernung mit prüfendem Blick die Stelle, auf der das Bild hängen sollte.

Das Gesicht des hagern Mannes umwölkte sich, als er die Lithographien sah, ärgerlich schüttelte er den Kopf.

»Wozu das?« fragte er. »Ich sehe lieber die kahle Wand als diese Bilderbogen!«

»Laß mir das Vergnügen, ich sehe sie gern,« bat Röschen, ihr rosig angehauchtes Antlitz dem Vater zuwendend, »ich meine sie geben dem Zimmer etwas Freundliches, Trauliches. Ueberdies knüpfen sich für mich angenehme Erinnerungen an diese Bilder, sie haben stets in meinem Schlafzimmer gehangen. Nicht wahr, Du erlaubst mir, daß ich sie hier aufhänge?«

Wie Frühlingssonnenschein glitt es über das düstere Gesicht des Malers, vor dem Lächeln seines Kindes mußten die trüben Schatten schwinden.

»Es ist ein sonderbarer Geschmack,« sagte er, »aber ich will mit Dir nicht darüber rechten, Du hattest ja bisher keine Gelegenheit, ihn zu bilden und zu veredeln.«

»O, wir haben zu Hause sehr schöne Kupferstiche!« warf Helene gekränkt ein. »Aber ich fürchte, vor Ihren Augen findet nur das Gnade, was Sie selbst gemalt haben!«

Der hagere Mann zeigte keinen Unwillen über diese schnippische Bemerkung, er lachte und, trat seinem Kinde näher, welches jetzt vom Stuhle heruntersprang und mit leuchtenden Augen zu der Lithographie emporsah.

»Ich gehe heute vor Tische aus,« sagte er, »gegen acht Uhr kannst Du mich erwarten, ich werde nicht später heimkehren.«

Das Prinzeßchen blickte ihn voll und innig an.

»Und dann wirst Du bei mir bleiben?« fragte sie.

»Ja, mein Kind, so werde ich es nun jeden Abend halten, vor Tische gehe ich ein Stündchen aus, und nachher plaudern wir mitsammen.«

Röschen nickte, dann glitt ihr Blick prüfend über seinen Segeltuchanzug.

Hugo Bauerband verstand die Bedeutung dieses Blicks.

»Laß mich so, wie ich bin,« sagte er scherzend, »die Leute nennen mich ein Original, sie würden es nicht mehr thun, wenn ich als gelehriger Affe mich den Launen der Mode fügte und mich kleidete wie sie. Nein, dieser

Anzug ist bequem, praktisch und billig, drei gute Eigenschaften, die ihn mir lieb und werth machen.«

»Wenn Sie nur besseres Tuch zu dem Anzuge gewählt hätten!« warf Helene wieder ein, das Näschen rümpfend.

»Ja, mein Kind, hier zu Lande sieht man auf den Rock, drüben hat nur der Mann Werth, der in dem Rocke steckt,« erwiderte der Maler ironisch. »Es hilft Euch Alles nichts, Euren thörichten Vorurtheilen füge ich mich nicht, ich lebe als freier Mann, wie es mir beliebt. Im feinen Rock des Bankiers steckt oft ein Schuft, der von Gott und Rechtswegen die Zuchthausjacke tragen müßte, unter diesem Sackleinen schlägt das Herz eines Ehrenmannes. Na, adieu, Kinder, ich werde Rudolf abholen, der Junge gefällt mir.«

»Aber uns gefällt er nicht!« sagte Helene, erbittert darüber, daß er dem Haß gegen seinen Bruder Theodor in so schroffer Weise Ausdruck gegeben hatte. »Rudolf wird seine Gesundheit ruiniren, wenn er nicht bald auf die solide Bahn zurückkehrt.«

»Kind, was verstehst Du davon!« spottete der hagere Mann, seine Mähnen schüttelnd. »Was nennst Du unsolide!«

»Konrad ist in dieser Beziehung ganz anders!«

»Hm, aus einem Stubenhocker wird niemals etwas Rechtes, der Künstler hat seine besonderen Wege, auf denen er durch das Leben wandert. Wenn ich nicht wüßte, daß es böhmische Dörfer wären, würde ich Dir das näher auseinandersetzen, aber wozu die nutzlose Mühe?

Ihr versteht es nicht und werdet es auch nie verstehen lernen.«

Er ging nach diesen Worten rasch hinaus; daß Helene ihm nachrief, Rudolf sei unwohl und liege im Bett, hörte er nicht mehr. Er verließ das Haus und schritt die Straße hinunter, mit der Erinnerung an den Doctor Horn beschäftigt, schenkte er seiner Umgebung keine Beachtung.

Er sah nicht, daß ein Mann, dessen Gang und Haltung den ehemaligen Soldaten verrieth, ihm in angemessener Entfernung durch alle Straßen folgte.

So oft der Maler stehen blieb, that es auch dieser Mann, beschleunigte Bauerband seine Schritte, so ging auch dieser schneller; wer nur einen flüchtigen Blick auf die Beiden warf, der mußte erkennen, daß der hagere Mann mit dem verwitterten Gesicht und den langen grauen Mähnen beobachtet und überwacht wurde.

Hugo Bauerband trat in das Haus des Juweliers Stern, die Ladenthüre war nicht geschlossen, er öffnete sie und ging hinein.

Auf dem Ladentische lagen in großen Schaukästen die kostbarsten Schmucksachen, Ringe und Nadeln, Uhren, Ketten und Armbänder, hinter den Glasdecken blitzten und funkelten Brillanten vom reinsten Wasser.

Der hagere Mann betrachtete mit sichtbarem Wohlgefallen die kostbaren Gegenstände, er musterte sie mit Kennerblicken, und auch seine Augen funkelten und blitzten, als ob sie mit dem Feuer der Brillanten wetteifern wollten.

So stand er, im Anschauen versunken, über einen Schaukasten gebeugt, als der Juwelier, die Anwesenheit eines Fremden nicht ahnend, arglos in seinen Laden trat. Beim Anblick des hageren und nichts weniger als elegant und modisch gekleideten Mannes prallte er im ersten Augenblick bestürzt zurück, dann aber schoß er mit Riesenschritten an dem Fremden vorbei, um mit wahrhaft lächerlicher Hast die Ladenthüre zu schließen.

»Herr, wer sind Sie?« fuhr er den Maler an, dem der Verdacht des kleinen schmächtigen Mannes die helle Zornesgluth auf die Wangen trieb. »Wer hat Sie eingelassen? Was wollen Sie hier?«

»Gemach!« schnitt Hugo Bauerband ihm die Rede ab. »Von Europas übertünchter Höflichkeit scheinen Sie sehr wenig sich angeeignet zu haben. Wenn man eine Thüre offen findet, so wird man, denke ich, wohl eintreten dürfen.«

»Wie? diese Thüre war offen?« schrie der Juwelier in den höchsten Tönen, deren seine dünne Stimme fähig war. »Wie können Sie das behaupten?«

Trotzig warf der hagere Mann sein graues Haupt zurück, aus seinen Augen schossen flammende Blitze auf den erregten Knirps, den er mit einem einzigen Faustschlage hätte niederstrecken können.

»Mäßigen Sie sich,« sagte er, »ich hin nicht gewohnt, eine Beleidigung ruhig einzustecken, wenn ich es diesmal thue, so haben Sie das nur dem Umstande zu verdanken, daß mein Neffe in Ihrem Atelier arbeitet. Die Thüre war offen, sage ich Ihnen noch einmal –«

»Aber da hätten Sie rufen müssen,« fiel der Juwelier ihm leidenschaftlich in's Wort. »Sie konnten doch denken, daß die Thüre nur aus Versehen offen geblieben war.«

Ein spöttischer Zug glitt über das markirte Gesicht des Malers.

»Fürchten Sie vielleicht, die Edelsteine könnten mich in Versuchung führen?« fragte er mit schneidendem Hohn. »Weshalb sorgen Sie nicht dafür, daß ein solches Versehen nicht vorkommen kann? Beenden wir dieses unerquickliche Gespräch, ich streite nicht gern mit einem Narren, der sich allein unfehlbar und jeden Andern für einen Schuft hält. Wollen Sie die Güte haben, meinen Neffen Rudolf Bauerband rufen zu lassen?«

»Ah – Sie sind der Onkel aus Amerika?« erwiderte der Juwelier, der sich inzwischen hinter den Ladentisch geflüchtet hatte, offenbar eingeschüchtert durch die drohende, fast herausfordernde Haltung des hageren Mannes. »Thut mir leid, der junge Herr hat heute Morgen plötzlich einen starken Fieberanfall bekommen, er mußte heimgehen, Sie werden ihn in der Wohnung seiner Eltern finden.«

»Na, das begreife, wer kann!« brummte der Maler. »Gestern Abend noch kerngesund –«

»Ja, es ist mir ärgerlich genug,« fuhr der Juwelter eifrig fort, »ich kann ihn schlecht entbehren, er ist mein bester Gehülfe, zuverlässig in allen Stücken, wenn er hier gewesen wäre, würde er vorhin den Boten abgefertigt haben, dann hätten Sie die Thüre nicht offen gefunden. So

geht's, wenn man sich auf einen Lehrling verlassen muß, man kann doch auch nicht Alles selbst thun! Wenn Sie Ihren Neffen besuchen, dann sagen Sie ihm, es würde mir außerordentlich lieb sein, ihn morgen wiederzusehen!«

»Wenn ich ihn in seiner Wohnung aufsuchen wollte, würde ich nicht hieher kommen,« erwiderte der Maler barsch, während sein funkelnder Blick über die Edelsteine glitt. »Wollen Sie nun die Gewogenheit haben, mir die Thüre zu öffnen? Oder erlauben Sie, daß ich selbst es thue.«

Dem Juwelier schoß das Blut in die Wangen, als er die Augen des hageren Mannes mit einer Fülle von Hohn und Spott auf sich geheftet sah, er erwiderte kein Wort, er fühlte, daß er sich vor diesem Manne eine Blöße gegeben hatte.

Hugo Bauerband schüttelte lachend seine Mähnen und ging hinaus, er hatte sich für die ihm widerfahrene Beleidigung gerächt. Er lachte noch immer, als er an dem Manne vorbeischritt, der mit seiner Ueberwachung betraut war, und es lag eine boshafte Tücke in diesem rauhen, heiseren Lachen. Der Mann folgte ihm wieder, Bauerband ging in die Weinschenke und vergaß schon nach dem ersten Glase das Versprechen, welches er seinem Kinde gegeben hatte. –

Röschen hatte das Abendbrod aufgetragen, sie erwartete mit Zuversicht, daß der Vater gegen acht Uhr sich einfinden werde, aber die Minuten verstrichen, schon hatte es längst acht geschlagen, der Maler war noch immer nicht heimgekehrt.

Das Prinzeßchen griff seufzend zu einer Handarbeit, die sie kurz vorher fortgelegt hatte, es betrübte sie tief, daß der alte Mann so wenig Rücksicht auf sie nahm.

Sie hatte ihm doch Alles geopfert, Alles, was ihr seit den frühesten Tagen ihrer Kindheit bis jetzt theuer gewesen war, sie hatte seinetwegen Bande zerrissen, welche sie an Personen fesselten, die ihr lieb waren, seinetwegen sich dem Vorwurf der Undankbarkeit ausgesetzt – ja, und seinetwegen vielleicht ihr ganzes Lebensglück hingegeben! Wie ein Traum kam es ihr vor, daß Hermann um sie geworben, sein Geschick mit dem ihrigen verknüpft hatte! In jener Stunde, als er es that, sah sie mit heiterem Muthe in die Zukunft, fest darauf vertrauend, daß die düsteren Wolken, die in der Ferne emporstiegen, vor jedem Sonnenstrahl der Liebe in Nebel zerrinnen würden.

Der Muth und die Heiterkeit hatten sie verlassen, die schwarzen Wolken hingen drohend über ihrem Haupte, vielleicht war die Sonne schon erloschen, auf deren Strahlenglanz sie so zuversichtlich vertraute.

Hermann hatte seit dem Schützenballe nichts von sich hören lassen, vielleicht wußte er nicht einmal, daß sie ihrem Vater gefolgt war. Und wenn er auch jetzt noch an seiner Liebe zu ihr festhielt, durfte sie hoffen, daß er unter den nun obwaltenden Verhältnissen die Einwilligung seiner stolzen Eltern erhalten würde?

Ja, durfte sie hoffen, daß ihr Vater dem Haß gegen den Bruder Schweigen gebieten würde, um ihr das Glück ihres Lebens zu sichern?

Noch kannte sie ihn nicht ganz, aber so weit sie ihn schon kennen gelernt hatte, mußte sie leider sich sagen, daß er in seiner Selbstsucht jedes Opfer verlangen, keins aber bringen konnte.

Sie stützte das schöne Köpfchen auf den Arm, die Nebel, die sie umgaben, wurden immer dichter, sie nahmen phantastische Formen an und schwebten vor ihr, wie drohende Riesengespenster.

Aber nicht lange sollten diese quälenden Gedanken sie martern, andere Sorgen stürmten auf sie ein, die sie die eigene Sorgenlast vergessen ließen.

Draußen wurden Schritte laut, in dem Glauben, der Vater komme, eilte Röschen zur Thüre, aber als sie öffnete, sah sie Konrad vor sich, der mit seinem alten, treuherzigen Lächeln ihr sagte, er müsse sehen, wo sie geblieben sei und ob sie ihn noch nicht vergessen habe.

Sie reichte ihm freudig überrascht die Hand, seine herzliche Theilnahme that ihr wohl, sie rückte einen Stuhl für ihn an den Tisch und fragte ihn, ob er das Abendbrod mit ihr theilen wolle.

Er schüttelte leicht das Haupt, mit inniger Besorgniß ruhte sein treuer Blick auf ihr, sie bemerkte den schmerzlichen, leidenden Ausdruck seines sonst heiteren Gesichts nicht.

»Fühlst Du Dich ganz wohl?« fragte er mit der schüchternen Befangenheit, die er stets gezeigt hatte, wenn er mit ihr allein gewesen war. »Entbehrst Du nichts, gar nichts?«

»Ich müßte kein fühlendes Herz haben, wenn ich Dir darauf antworten wollte: nein, ich entbehre nichts, gar nichts,« erwiderte das Prinzeßchen, die schönen Augen zu ihm aufschlagend. »Ich vermisse Euch, Konrad, Euch Alle aber ich mußte ja wählen zwischen Euch und meinem Vater!«

»Nichts davon!« fiel Konrad mit einer abwehrenden Geberde ihr in die Rede. »Die Wahl ist Dir schwer gefallen, ich weiß es, und mein Vater hat sie Dir noch erschwert. Nein, wir wollen darauf nicht mehr zurückkommen, wir müssen es nun der Zeit überlassen, ob der Groll Deines Vaters gegen uns schwinden wird, erst dann kann eine Aussöhnung erfolgen. Aber wie auch das Verhältniß der Eltern zu einander sein mag, Röschen, die geschwisterlichen Beziehungen zwischen uns sollen dadurch nicht getrübt werden.«

»Nein, Konrad, das sollen sie nicht,« sagte Rosa mit einem treuherzigen Blick auf ihn, »und nicht wahr, wir wollen Alles thun, was in unserer Macht liegt, um die Kluft zwischen unseren Vätern zu überbrücken?«

»Wenn wir es vermöchten!«

»O, die Liebe des Kindes vermag viel, sehr viel!«

Konrad nickte gedankenvoll, trübe Schatten breiteten sich über seine Stirne.

»Ich komme auch Deines Vaters wegen,« sagte er, »ihm droht eine Gefahr, die ich Dir nicht verheimlichen darf.«

Bestürzt sah das Prinzeßchen ihn an, sie ließ die Hand, welche die Häkelnadel hielt, in den Schooß sinken, um

ihre ganze Aufmerksamkeit seinen Mittheilungen zu widmen.

»Eine Gefahr?« fragte sie.

»Ja. Er muß dem Onkel Theodor böse Worte gesagt haben, Worte, die dem stolzen Bankier wie Drohungen klangen. Er war heute Morgen in unserem Hause.«

»Onkel Theodor?«

»In eigener Person. Er entschuldigte sich, daß er nicht früher gekommen sei, bedauerte das Zerwürfniß in unserer Familie – – ich kann ihn nicht leiden, den glatten Heuchler!«

»Du hast ein Vorurtheil gegen ihn.«

»Ja, ein gerechtes Vorurtheil, welches sich auf triftige Gründe stützt. Er war nur gekommen, um mit uns über Deinen Vater zu berathen. Onkel Theodor hob die Nothwendigkeit hervor, einen Mann, dessen Verstand zerrüttet sei, unschädlich zu machen, und es gelang ihm, meinen Vater von dieser Nothwendigkeit zu überzeugen.«

Aus den dunklen Augen des Prinzeßchens leuchtete die flammende Gluth der Entrüstung, hastig warfen die kleinen Hände Nadel und Garn auf den Tisch.

»Das sagte er?« fragte sie mit mühsam erzwungener Ruhe. »Der Verstand meines Vaters soll zerrüttet sein?«

»Ja, und Du wirst wissen, wohin man solche Leute bringt,« sagte Konrad verwirrt. »In ein Asyl.«

»Wie es Onkel Mathias meinem armen Vater bereits vorschlug!«

»Er meinte es nicht in diesem Sinne!«

»Doch, und mein Vater hatte Recht, daß er diesen Vorschlag mit Entrüstung zurückwies, erwiderte Röschen, trotzig die Oberlippe aufwerfend. »In's Asyl! Wie schön und poetisch das lautet, aber in der Wirklichkeit ist dieses Asyl ein Ort, umgeben von hohen Mauern, ein finsteres, trostloses Haus mit vergitterten Fenstern und schweren Riegeln an jeder Thüre, mit Zwangsjacken und – nein, ich dulde es nicht, ich werde ihn vertheidigen wie die Löwin ihre Jungen schützt!«

Sie war von ihrem Sitze in heftiger Erregung aufgesprungen, und wie sie nun vor ihm stand mit flammenden Augen, glühenden Wangen und stürmisch wogendem Busen, mußte Konrad bewundernd sie anschauen, – so schön war sie ihm nie zuvor erschienen.

»Ich dulde es nicht,« wiederholte sie mit gehobener Stimme, »ich werfe mich zwischen ihn und seine Feinde, dann mögen sie mich zertreten, ich opfere mein Leben für ihn.«

»Armes Kind, was vermagst Du mit Deiner schwachen Kraft!« sagte Konrad, das Haupt schüttelnd. Es führen zwei Wege in jenes düstere, trostlose Haus, der Weg der Gewalt und der Weg der List. Mein Vater hat jede Vertheidigung verweigert, Onkel Theodor will's allein übernehmen. Er hat den zweiten Weg gewählt, Lärm soll vermieden werden. Nun kennst Du die Gefahr, nun denke nach und triff Deine Maßregeln, um sie zu verhüten. Deinem Vater darfst Du keine Mittheilungen darüber machen, er würde in maßloser Wuth sich zu Handlungen hinreißen

lassen, die er bitter bereuen müßte, ja, er würde mit seinem leidenschaftlichen Temperament seinen Feinden in die Arme laufen und ihnen das Recht geben, ihn an Händen und Füßen zu fesseln.«

»Nein, er darf diesen sauberen Plan nicht erfahren,« erwiderte das Prinzeßchen erregt, »er würde sich und uns Alle unglücklich machen.«

»So ist es. Du aber kannst für ihn wachen, mit Deinem scharfen Blick wirst Du rasch die Falle wittern, die ihm gestellt werden soll. Hüte ihn vor den Aerzten, ich denke mir, Onkel Theodor wird sich mit einem Arzt verbünden, ohne das Zeugniß eines Mediziners kann er sein Vorhaben nicht ausführen. Und mit seinem Golde kann er Alles, sein Gold ist eine furchtbare Macht, gegen die wir keine Waffen besitzen. Sollte der alte Mann plötzlich verschwinden, dann komm zu mir, wir wissen dann; von wem wir ihn zurückfordern müssen.«

»Und das Gesetz muß und wird uns schützen,« sagte Röschen muthig, »er hat nun eine fixe Idee, die, daß er ein großer Künstler sei, aber diese Idee berechtigt das Gesetz nicht, ihn seiner Freiheit zu berauben. Konrad, Du erinnerst Dich des Geheimnisses, welches ich vorgestern Mittag in Eurer Laube Dir anvertraute. Begreifst Du, daß die Last, die nun auf mir ruht, mich schier zu erdrücken droht?«

»Ja, ich begreife es,« erwiderte Konrad theilnehmend, »ich wollte, ich könnte sie von Dir nehmen, aber ich vermag es nicht. Es wären nur leere Worte, wenn ich versuchen wollte, Dich zu beruhigen – nein, ich kann's nicht,

und Du wirst mir nicht zürnen, daß ich die nichtssagenden Redensarten spare.«

In Sinnen versunken blickte das Prinzeßchen lange schweigend vor sich hin, sie sah nur noch einen Stern in der finsteren Nacht, die so plötzlich ihrem sonnigen Frühlingstage gefolgt war.

Es war der Stern der Liebe, an seiner Beständigkeit konnte und durfte sie nicht zweifeln.

Und Konrad fühlte, daß er ihr diesen letzten Trost nicht rauben durfte, er gebot dem Dämon Schweigen, der in seiner Brust ihm zuflüsterte, es sei seine Pflicht, dem Mädchen das Bild ihres Geliebten in dem Lichte zu zeigen, in welchem es einen abschreckenden Eindruck auf sie machen mußte.

Sie sagte ihm, Hermann habe sie weder besucht, noch ihr geschrieben, er wisse vielleicht nicht, daß sie das Haus ihres Onkels verlassen habe, wenn er es erfahre, so werde er ihr deshalb zürnen, aber sie hege die feste Zuversicht, daß die feste Innigkeit und Treue seiner Liebe keinen Abbruch thun könne.

Sie bat Konrad, ihm das Vorgefallene mitzutheilen, wenn er sich überwinden könne, das Haus seines vornehmen Onkels zu betreten, sie bat ihn darum in einem so bewegten, flehenden Tone, daß er ihr die Erfüllung dieser Bitte nicht verweigern konnte.

»Aber fürchtest Du nicht, daß Dein Vater ihm die Thüre zeigen wird, wenn er kommt?« fragte Konrad, das Prinzeßchen besorgt anschauend.

»Ich werde meinem Vater sagen, daß ich die Braut Hermann's sei,« erwiderte Röschen entschlossen, »wir können den Kämpfen und Stürmen nicht vorbeugen, die in der Ferne uns drohen, wohlan, so müssen wir muthig ihnen entgegen gehen. Ich kämpfe ja nicht allein –«

»Wenn er nur treu zu Dir steht!«

»Zweifelst Du daran?«

»O, nein, um solchen Preis würde ja Jeder sein Leben freudig in die Wagschale werfen.«

Er sagte das in einem so seltsam bewegten Tone, daß Röschen ihn betroffen anschauen mußte, und Konrad schien nun selbst zu fühlen, daß er seine Empfindungen zu deutlich verrathen hatte. Er erhob sich und nahm seinen Hut, sie sollte das Geheimniß seines Herzens nicht erforschen, nicht erfahren, wie sehr es aus brennenden Wunden blutete.

Er versprach, Hermann besuchen zu wollen, dann bot er ihr die Hand, um Abschied zu nehmen.

In diesem Augenblick wurde die Thür geöffnet, und der Maler stürmte in heftiger Erregung in das Zimmer.

Er hatte mehr getrunken, als ihm gut war, das aber konnte nicht die einzige Ursache seiner Aufregung sein, der zornige, drohende Ausdruck seines Gesichts verrieth, daß etwas vorgefallen war, was die Gluthen seiner Leidenschaften zu jähem Auflodern angefacht hatte.

»Ah – nun ist der auch da!« rief er in drohendem Tone, den flammenden Blick auf Konrad richtend, der seine ruhige Fassung behauptete. »Vor der Thüre traf ich den Andern, den Sohn des Betrügers, der geschniegelte

Windbeutel wollte sich die Ehre geben, das Prinzeßchen zu besuchen.«

Die letzten Worte sprach er mit schneidendem Hohn, die dünne Stimme Hermann's nachäffend, dann schleuderte er mit einem Fluch den Kalabreser in einen Winkel, um ungehindert mit den langen Armen seine Lufthiebe ausführen zu können.

Röschen hatte nicht den Muth, ihm zu nahen, ihre großen Augen blickten ihn vorwurfsvoll und mit ängstlicher Erwartung an.

»Der soll mir in's Haus kommen!« fuhr der hagere Mann, seine Mähnen schüttelnd, fort. »Mit der ganzen Sippe will ich nichts zu schaffen haben, und am wenigsten mit den Sprößlingen des Betrügers.«

»Kannst Du ihm beweisen, daß er ein Betrüger ist?« warf Konrad in ernstem, festem Tone ein. »Ohne Beweise darf man nicht anklagen, nicht richten –«

»Holla, junger Mann, wozu bedarf es der Beweise, wenn ich die Ueberzeugung seiner Schuld in mir trage? Eine fixe Idee nennen sie's, die Narren! Und der Sohn dieses Menschen hat die Unverschämtheit, meine Schwelle überschreiten zu wollen? Ah – ich habe ihm heimgeleuchtet, er wird sobald nicht wiederkommen! Wie er mich anglotzte, als ich ihm die Thüre zeigte! Kein Wort sagte er, die moralische Ohrfeige steckte er mit der Geduld und Feigheit eines Esels ein!«

Der Maler warf sich auf einen Stuhl, streckte die langen Beine von sich und lachte; es war sein heiseres, unheimliches Lachen, bestürzt trat Röschen näher.

»Du hast ihn beleidigt, Vater,« sagte sie mit zitternder Stimme, »Du hast ihm unsere Schwelle verboten, und dennoch –«

Sie brach, wehmüthig das schöne Köpfchen schüttelnd, ab, ein bedeutsamer Blick Konrad's hatte sie darauf aufmerksam gemacht, daß der Augenblick nicht geeignet war zu Geständnissen, die an das Herz des trotzigen, verbissenen Mannes appelliren sollten.

»Ja, das habe ich gethan!« fuhr der hagere Mann auf, und aus seinen blitzenden Augen leuchtete eine freudige Genugthuung darüber, daß es geschehen war. »Ich werde Allen meine Schwelle verbieten, Allen!«

Sein Blick streifte drohend den jungen Mann, der ihm furchtlos in's Auge schaute.

»He – was habt Ihr gegen mich ausgebrütet?« rief er. »Weshalb laßt Ihr mich überwachen? Denkt Ihr, ich habe keine Augen, daß ich den Spion nicht sehen könne, der heute Abend auf Schritt und Tritt mir folgte? Dem Kerl habt ich auch meine Meinung gesagt, er wollte leugnen, aber ich sagte ihm in's Gesicht, daß er ein verkappter Polizist, ein Spion und geheimer Wächter sei! Ich frage, was habt Ihr gegen mich aus gebrütet?«

»Nichts, Onkel,« sagte Konrad ruhig.

Wild fuhr der Maler von dem Stuhl empor, fest umschlang er mit dem linken Arme sein zitterndes Kind, während er den rechten drohend gegen den jungen Mann erhob.

»Es ist Euer Werk!« erwiderte er in herausforderndem Tone. »Euer Werk allein! Ha, Ihr fürchtet, ich könne Euch

auf der Tasche liegen, Ihr wollt wissen, was ich thue und treibe, um einen Haken gegen mich schmieden zu können! Ist es nicht so? Bah – ich habe genug, Euer Almosen brauche ich nicht, und wenn das Meinige aufgezehrt ist, dann werde ich wissen, woher ich die Mittel nehme, um mein Kind und mich zu ernähren. Das sage Deinem Vater; der furchtsame Philister soll sich beruhigen, ich werde ihn nicht belästigen.«

Konrad hatte sich inzwischen der Thüre genähert, er ahnte, aus welchem Grunde sein Oheim überwacht und beobachtet wurde, er erinnerte sich der Mittheilungen Beier's, des Verdachts, der auf dem Maler ruhte.

Aber konnte er das in diesem Augenblicke dem erregten Manne sagen?

Vielleicht war es besser, wenn er es that, man konnte ja nicht wissen, welche Folgen aus diesem Verdacht entsprangen, wenn der Mörder des Wächters nicht entdeckt wurde, aber Konrad hatte nicht den Muth, es ihm in diesem Augenblicke mitzutheilen.

»Du bist jetzt nicht in der Verfassung, daß man ruhig mit Dir sprechen und die Grundlosigkeit Deines Argwohns Dir beweisen könnte,« sagte er; »wenn Du es wünschest, werde ich morgen mich mit Dir darüber unterhalten. Gute Nacht, Röschen, laß Dich durch das Vorgefallene nicht weiter beunruhigen, wenn die Aufregung sich gelegt hat, wird Dein Vater sein Unrecht einsehen.«

»Niemals!« rief der hagere Mann, seine Mähne schüttelnd. »Ich mag mit Keinem von Euch etwas zu schaffen

haben. Das kannst Du Allen sagen, damit sie es wissen, Rudolf ausgenommen.«

Konrad hatte die Thüre schon geöffnet, jetzt, wandte er auf der Schwelle sich noch einmal um.

»Rudolf wird durch die Freundschaft mit Dir seine Gesundheit zerrütten,« sagte er ernst, »es wäre ihm besser, wenn er statt in der Schenke im elterlichen Hause die Erholung suchte, deren er nach der Arbeit bedarf.«

Damit ging er hinaus, und noch auf der Treppe hörte er die heisere Stimme seines Oheims, der in Drohungen und Verwünschungen dem Haß gegen seine Familie Luft machte.

Es war keine Hoffnung vorhanden, diesen tief eingewurzelten Haß tilgen zu können, und so lange er mit seiner verzehrenden Wildheit in der Brust dieses Mannes loderte, konnte Röschen nicht glücklich werden.

Für sie waren trübe Tage angebrochen; mit banger Besorgniß dachte Konrad daran, daß auch der letzte Stern, zu dem sie jetzt noch vertrauend emporschaute, erlöschen konnte.

Sein treues Herz beschäftigte sich nur mit ihrem Glücke, es hatte auf den Sonnenschein verzichtet, mit dem es einst so fröhlich und hoffnungsvoll die Zukunft vergoldete.

Er wollte am nächsten Tage sein Versprechen einlösen und Hermann besuchen, der junge Herr sollte wissen, daß Röschen einen Freund besaß, der mit aufopfernder Treue über ihr Wohl und Wehe wachte, der mit seinem

Leben für sie in die Schranken trat, wenn eine Unbill ihr widerfuhr.

Wie alsdann die Beziehungen sich gestalten würden, das mußte man der Zeit überlassen; war die Liebe Hermann's wahr und echt, dann besaß sie auch die Macht, alle Hindernisse zu beseitigen und die jetzt noch steinige Bahn zu ebnen. War sie aber, wie Konrad glaubte, nur ein flackerndes Strohfeuer, ein Rausch sinnlicher Leidenschaften, dann – – ah, es mußte sich ja nun bald zeigen, Röschen Vater hatte dem jungen Herrn den Kampf angekündigt, nun mußte man abwarten, ob Hermann ihn annahm, oder ob er feige sich zurückzog.

Neuntes Kapitel.

»Toll ist der Mensch, und ein Toller muß in's Irrenhaus!«

Der Bankier schob die Feder hinter das Ohr und blickte bedeutsam lächelnd zu seinem Sohne auf, der diese Worte in leidenschaftlicher Erregung ausgestoßen hatte.

»Hast Du Beweise dafür?« fragte er ruhig.

Der junge Herr zog die Augenbrauen in die Höhe, ein Ausdruck des Erstaunens glitt über sein blasirtes Gesicht.

»Ist das, was ich Dir vorhin erzählt habe, nicht ein genügender Beweis?« erwiderte er. »Mit welchem Recht konnte er mir verbieten, meine Base zu besuchen? Was berechtigte ihn zu diesen Grobheiten, deren sich ein Sackträger geschämt haben würde? Ich hatte ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben, er behandelte mich

wie einen Schuhputzer, sprach von Betrügern und Spitzbuben –«

»Sieh, das ist das Einzige, worin seine Narrheit sich offenbart,« fiel der Bankier seinem Sohne mit auffallender Hast in die Rede. »Es ist eine fixe Idee, daß seine Familie ihn um ein bedeutendes Vermögen betrogen haben soll, sie gesellt sich zu der andern Idee, daß er der größte Künstler seiner Zeit sei, und diese beiden Ideen sind die schwachen Punkte in seinem übrigens gesunden Verstande.«

Hermann schüttelte unwillig den Kopf, der alte Herr blätterte in seinen Papieren und gab sich den Anschein, als ob damit die Sache für ihn erledigt sei.

»Damit können und dürfen wir uns nicht beruhigen,« sagte er, »der Mann macht sich mit einem excentrischen Wesen zum Gespött der Straßenjugend, er wirft einen Schandfleck auf unsere Familie, und die eigene Ehre gebietet uns, den schlimmen Folgen vorzubeugen.«

»In welcher Weise?« fragte der Bankier, ohne von seinen Papieren aufzublicken.

»Er muß gezwungen werden, die Stadt zu verlassen!«

Der Eintritt des Buchhalters hinderte den alten Herrn, diese Bemerkung sofort zu beantworten, aber daß es auch in seinem Interesse lag, das Gespräch fortzusetzen, konnte Hermann daraus erkennen, daß er den Buchhalter rascher wie sonst abfertigte.

»Also ist das auch Deine Ansicht?« fragte er, die unstäten, stechenden Augen fest auf das Antlitz des Sohnes

richtend. »Glaubst Du such, daß er reif ist für das Irrenhaus, und daß die Pflicht der Selbsterhaltung uns gebietet, ihn dahin zu schaffen?«

»Gewiß,« erwiderte Hermann mit Entschiedenheit.

»Wohlan, so darf ich Dir sagen, daß bereits Schritte geschehen sind, diese Pflicht zu erfüllen, Du wirst sogleich hören, welchen Weg ich gewählt habe. Ich habe den Doctor Horn gebeten, den Mann zu besuchen und eine Diagnose zu stellen, ich erwarte ihn, um das Resultat zu ersehen. Er würde Rath wissen, Geduld, die Angelegenheit ruht in guten Händen. – Herein! – Ah, *lupus in fabula*, guten Morgen, Herr Doctor, ich bin erfreut, Sie zu sehen.«

Eilfertig schob der Bankier dem Arzte einen Sessel hin, dann forderte er durch einen Blick seinen Sohn auf, die Thüre zu schließen.

»So,« sagte er, »wir sind allein und haben keine Störung zu befürchten, mein Sohn ist bereits unterrichtet. Sie waren bei meinem Bruder?«

»Gestern, am Abend,« erwiderte der Doctor, während sein Blick prüfend den jungen Herrn streifte.

»Nun?« fragte Theodor Bauerband erwartungsvoll.

»Ihre Befürchtungen sind leider begründet,« sagte der Arzt in einem bedauernden Tone, »Monomanie in hohem Grade! Ich habe ihn scharf beobachtet und gefunden, daß er bereits hart an der Grenze des Wahnsinns in beschränkterem Sinne angelangt ist. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß der Wahnsinn schon nächsten Tagen

ausbrechen wird, die in der Regel dem Ausbruch vorangehenden Erscheinungen zeigen sich bereits. Die reizbare Stimmung, das leidenschaftlich erregte Temperament, der stechende Blick, das scheue, unstäte Wesen, die hohe Gesichtsröthe, die Fieberhast in der Sprache und in allen Bewegungen, das grobe, verletzende Benehmen ohne jegliche Ursache, die Gedächtnißschwäche und das hastige Ueberspringen von einem Thema zum andern, das Alles beweist mir, daß wir vor der Katastrophe stehen, als welche ich den Ausbruch des Wahnsinns bezeichne.«

Der Bankier blickte seinen Sohn an, als wolle er ihn fragen, ob er nicht auch den Scharfsinn dieses gelehrten Mannes bewundere, der so rasch, so sicher und so richtig die schwierige Diagnose gestellt habe.

»Sehr wohl,« versetzte er, »dieses gründliche, eingehende Gutachten berechtigt uns, für seine Unterbringung in einem Asyl Sorge zu tragen.«

»Natürlich, auch gegen seinen Willen?« fügte Hermann in fragendem Tone hinzu.

Der Doctor polirte gedankenvoll mit der Handfläche den Deckel seiner silbernen Dose.

»Ich glaube nicht, daß es je einen Irren gegeben het, der freiwillig in's Irrenhaus gegangen ist, vorausgesetzt, daß er wüßte in welches Haus er ging,« erwiderte er.

»Und dieser wird's auch nicht thun!« sagte Theodor Bauerband, das Haupt leise schüttelnd.

»Gewiß nicht, wir werden große Last mit ihm haben. Er ist mißtrauisch im höchsten Grade, dieses Mißtrauen verbündet sich mit dem Haß gegen seine Familie –«

»Natürlich, natürlich!« fiel der Bankier ihm lebhaft in's Wort. »Dieser Haß gründet sich auf eine fixe Idee, das ist's ja eben, was seinen Verstand zerrüttet hat.«

»Nun, es ist mir gelungen, sein Vertrauen zu gewinnen,« fuhr der Doctor fort, »ich bin auf seine Ideen eingegangen, er war entzückt über den Weihrauch, den ich ihm spendete. Er wird mich morgen besuchen, um meine Gemäcldegallerie zu besichtigen.«

»Ah – und dann?«

»Dann benutze ich diese Gelegenheit, sein Vertrauen zu mir zu befestigen.«

»Sie wollen nicht morgen schon die Sache ordnen?« fragte Theodor Bauerband enttäuscht.

»Wie kann ich es?« erwiderte der Doctor achselzuckend. »So rasch sind die nöthigen Vorkehrungen nicht getroffen. Ich habe heute an meinen Freund, den Doctor Hagen, geschrieben und ihn gebeten, mir die Bedingungen mitzutheilen, unter denen er den Kranken in seiner Anstalt aufnehmen will. Es ist ein theures, aber daneben auch ein sicheres Asyl.«

»Das Letztere ist die Hauptsache,« sagte der Bankier hastig, »was es kostet, zahle ich gern. – Ich fürchte, nicht alle Mitglieder meiner Familie sind mit dem Entschluß einverstanden, den ich doch nur aus Rücksicht auf sie wie auf das Wohl meines Bruders gefaßt habe, auch könnte sein Kind sich veranlaßt sehen, die Behörde auf den Fall aufmerksam zu machen –«

»Lassen Sie ihn nur dort sein, für alles Weitere sorge ich,« entgegnete der Doctor ruhig. »Wir stehen auf dem

Boden des Gesetzes, überdies wird mein College jedem Eingriff in seine Rechte mit Energie entgegentreten.«

»Vortrefflich!«

»Aber ich wiederhole Ihnen, Sie werden eine namhafte Summe zahlen müssen.«

»Gut – gut, ich bewillige jede Forderung.«

»Wie aber wollen Sie ihn hinschaffen?« fragte Hermann, erfreut darüber, daß das Hinderniß, welches zwischen ihm und dem Prinzeßchen stand, so rasch und sicher beseitigt wurde.

»Hm, ich werde ihm morgen einige alte Gemälde zeigen, die seit Jahr und Tag auf meinem Speicher stehen, ein Glas Wein und einige Schmeicheleien werden ihn in den alten Scharteken Werke berühmter Meister erkennen lassen. Dann sage ich ihm, daß ich auf meinem Landgute dieser Kunstschätze noch mehr habe, ich denke, es wird mir nicht schwer fallen, ihn im Laufe der nächsten Tage zu einer Fahrt zu bewegen.«

»Sehr gut!« sagte der Bankier, vergnügt die Hände reibend.

»Inzwischen sind die Unterhandlungen mit meinem Collegen beendet!« fuhr der Doctor fort, »wir treffen draußen an irgend einem Orte zusammen, dort übergebe ich ihm den Kranken.«

»Ah – so giebt's wenigstens hier keinen Lärm!« warf Hermann befriedigt ein.

»Auch dort nicht, Lärm muß unter allen Umständen und an allen Orten vermieden werden! Diese Irren besitzen neben eine furchtbaren Wildheit herkulische Kräfte, ich möchte keinem von ihnen in die Hände fallen. Ein kräftiger Schlaftrunk wird uns die Sache erleichtern, nachher, wenn er in der Zwangsjacke steckt und zwei handfeste Wächter zur Seite hat, muß er sich fügen.«

»Der Plan ist vorzüglich,« versetzte Theodor Bauerband, aus dessen unstäten Augen tückische Freude leuchtete, »ich bewundere Ihren Scharfsinn, Herr Doctor. Wenn ich noch einen Wunsch hege, so ist es der, daß die Sache schon heute, spätestens morgen geordnet würde; man kann nicht wissen, was vorfällt, dieser Mensch mit seinem wilden, glühenden Hasse ist zu Allem fähig.«

Der Doctor steckte die Dose in die Tasche and erhob sich, er warf einen prüfenden Blick in den hohen Spiegel, der über der Marmorkonsole hing, und strich mit der Hand leicht über sein glattrasirtes Kinn.

»Das ist unmöglich,« sagte er, »so rasch kann es nicht geschehen. Es ist keine Sache, die man über's Knie brechen darf, die auf diesen Fall bezüglichen Paragraphen des Gesetzes müssen streng und gewissenhaft beobachtet werden.«

»Allerdings – das versteht sich, dem Gesetz muß vor allen Dingen Genüge geschehen,« erwiderte der Bankier mit boshaftem Lächeln. »Ich überlasse Alles Ihnen, lieber Herr Doctor, die nöthige Summe halte ich jederzeit zu Ihrer Verfügung.«

Mit diesen Worten geleitete er seinen treuen Verbündeten hinaus, der, wie er, Ehre und Gewissen in der Anbetung des goldenen Kalbes opferte.

»So nun können wir ruhig sein,« nahm alte Herr das Wort, als er sich mit seinem Sohne, wieder allein befand, »der Haß dieses Mannes wird uns keinen Schaden zufügen.«

Er ließ sich auf seinen Sessel wieder nieder und ordnete die Papiere, die auf seinem Schreibtisch lagen.

Hermann nahm ebenfalls seine Arbeit wieder auf, in der er durch den Besuch des Doctors unterbrochen worden war, aber es bedurfte keiner scharfen Beobachtung, um zu erkennen, daß er nicht mit ganzer Seele bei der Sache war.

Sein Blick schweifte von Zeit zu Zeit verstohlen auf den Vater hinüber, und eine innere Unruhe die er vergeblich zu bemeistern suchte, spiegelte sich nicht nur in diesem Blick, sondern auch in dem ganzen Ausdruck seines blasirten Gesichts.

Er erwartete offenbar etwas, was ihn beunruhigte, und jetzt fuhr er sogar erschreckt zusammen, als der Bankier ein Schriftstück aufnahm, welches er bisher nicht beachtet hatte.

Aber im nächsten Augenblicke glitt ein spöttischer Zug über sein Gesicht, man konnte glauben, er spotte über seine eigene Angst.

»Ah – was ist das?« fragte Theodor Bauerband mit einem erstaunten Blick auf seinen Sohn. »Du hast in den letzten Tagen Dir bedeutende Summen auszahlen lassen,

Hermann. Wozu das? Für Deine persönlicher Bedürfnisse darfst Du nicht so viel verwenden – – ah – ah – gestern sogar fünftausend Thaler? Sei so gut, mir über die Verwendung dieser Summe nähern Aufschluß zu geben.«

»Das kann und darf ich nicht,« erwiderte Hermann, der eifrig in seinen Papieren suchte, als ob er überzeugt sei, daß er in ihnen den verlangten Aufschluß finden werde. »Ich wollte vorher mit Dir darüber reden, aber ich fürchtete, Du würdest mein Vorhaben nicht billigen.«

»Deshalb ziehst Du vor, erst nach der Ausführung mit mir zu sprechen? Hermann, das ist nicht die rechte Art und Weise, was es auch sein mag, Vertrauen fordert ich unter allen Umständen von Dir. Wo ist das Geld geblieben?«

»Willst Du mir die Antwort nicht erlassen?«

»Nein.«

»Dann entziehst Du selbst Dir eine angenehme Ueberraschung.«

Der Bankier schüttelte befremdet den Kopf, das Lächeln, welches die Lippen Hermann's umspielte, verrieth, daß der junge Herr seines Sieges gewiß war.

»Die Summe ist zu bedeutend, als daß ich darüber hinweggehen könnte,« sagte Theodor Bauerband, »ich muß –«

»Nun wohl, ich werde Dir Aufschluß geben, ohne Namen zu nennen,« fiel Hermann ihm ruhig in die Rede. »Erinnerst Du Dich noch, daß Du vor einem halben Jahre den Wunsch äußertest, den Titel zu erhalten, der Dir von Rechtswegen schon lange gebührt?«

Der alte Herr senkte verlegen die Wimpern, freilich erinnerte er sich dieses Wunsches, er hatte ihn nicht *ein*mal, sondern oft geäußert.

»Es war eine Thorheit,« erwiderte er, »der Titel thut's nicht, das Geld ist die Hauptsache.«

»Aber vor dem Titel zieht Jeder den Hut, und –«

»Nun nun, ich leugne nicht, daß er mir willkommen wäre. Aber was hat dies mit den Summen zu schaffen, die Du Dir an der Kasse zahlen ließest?«

»Ich vergaß Deinen Wunsch nicht, im Stillen zog ich Erkundigungen ein, es gelang mir, die rechte Quelle zu entdecken. Der Herr, der sich zur Vermittelung anbot, seinen Namen darf ich nicht nennen, forderte allerdings eine große Summe, aber ganz abgesehen von Deinem persönlichen Wunsch, ist der Titel: »Commerzienrath« für unser Bankgeschäft das Zehnfache werth – Du wirst ihn erhalten!«

Im ersten Augenblicke glitt ein Lächeln geschmeichelter Eigenliebe über die Lippen des Bankiers, dann aber breitete der Ausdruck des Aergers sich über sein Gesicht.

Er erhob sich, schritt einige Male auf und nieder und blieb dann am Fenster stehen.

»Das Opfer ist zu groß,« sagte er, »überdies hat ein *erkaufter* Titel keinen Werth, wir würden uns compromittiren, wenn der Handel an den Tag käme.«

»Das wird nicht geschehen; jener Herr, eine sehr einflußreiche Person bei Hofe, hat mir die Versicherung gegeben, wenn er reden wolle, könne er mir manchen Bürger dieser Stadt namhaft machen, der für seine Orden und Titel große Summen gezahlt habe.«

Der Bankier stand in Sinnen versunken, er war mit diesem Schritt seines Sohnes außerordentlich zufrieden, denn wie alle selbstsüchtigen Naturen besaß er einen maßlosen Ehrgeiz, aber äußerlich wollte er seine Freude nicht zeigen, weil er fühlte, daß er sich dadurch in den Augen seines Kindes eine Blöße geben würde.

Er hatte keine Ahnung davon, daß Hermann ihn belog, um sich der Rechenschaft über den wahren Verbleib des Geldes zu entziehen, es lag ja in der Erklärung seines Sohnes nichts, was ihn die Wahrheit derselben bezweifeln lassen konnte.

»Nun, es ist geschehen,« sagte er nach einer langen Pause, »ich hoffe, Du wirst keinem Schwindler in die Hände gefallen sein. Hättest Du vorher mit mir berathen, so wäre der Handel nicht abgeschlossen worden, aber ich will Dir nun keinen Vorwurf machen.«

Er wollte eben zu seinem Sitz zurückkehren, als ein in Livrée gekleideter Diener eintrat und ihm eine Karte überreichte.

»Rittergutsbesitzer *Ernst von Wollheim*,« las der alte Herr. »Ah – Herr von Wollheim, das Haus Elias Meier in Breslau hat ihn uns dringend empfohlen.«

»Herr von Wollheim läßt fragen, ob er seine Aufwartung machen dürfe,« sagte der Diener.

»Natürlich – wird mir sehr angenehm sein,« beeilte sich Theodor Bauerband zu erwidern, »außerordentlich angenehm.«

Er blickte erwartungsvoll auf die Thüre und erwiderte mit einer fast auffallenden Höflichkeit die Verbeugung des Eintretenden, der das Auftreten eines feingebildeten, hocharistokratischen Mannes besaß.

Eine hohe, stattliche, imponirende Gestalt, feine, ebenmäßige Züge, die ein blonder Vollbart beschattete, blitzende Augen unter hochgeschwungenen Brauen, eine breite, gedankenreiche Stirne und der Zug eiserner Willenskraft um die schmalen Lippen, so stand der Rittergutsbesitzer Ernst von Wollheim vor dem Bankier, der mit seinem scharfen Blick sogleich erkannte, daß dieser Herr der Empfehlung des berühmten Breslauer Bankhauses würdig war.

»Herr Elias Meier, mein vertrauter Freund, wird Ihnen vielleicht geschrieben haben,« sagte er mit einer volltönenden Stimme, »ich wünsche hier mit einem Hause in Verbindung zu treten, welches für die Dauer meiner Anwesenheit die Geldgeschäfte für mich besorgt.«

Der Bankier verneigte sich und lud durch einen Wink den Edelmann ein, Platz zu nehmen.

»Ich erhielt bereits gestern den Brief,« erwiderte er, »wenn Sie meinem Hause die Ehre Ihres Vertrauens schenken wollen – mein Sohn Hermann.«

Wollheim grüßte den jungen Herrn und ließ sich darauf in den Sessel nieder.

»Mit Vergnügen und Dank acceptire ich Ihr freundliches Anerbieten,« versetzte er, »Sie nehmen eine große Last von meinen Schultern. Mit Geldgeschäften befasse ich mich nicht gern, ich überlasse das den Herren Bankiers, die ich mit der Verwaltung meines Vermögens beauftragt habe. Meine Güter liegen in Schlesien, aber ich bin selten dort, ich weile bald hier, bald da, neue Pläne ausführend oder entwerfend.«

»Sie reisen zum Vergnügen?« fragte Theodor Bauerband, um den ihm unklaren Sinn der letzten Bemerkung zu erforschen.

»Ja und nein,« fuhr der Edelmann lächelnd fort, »im eigentlichen Sinne des Worts habe ich mein Leben der Industrie gewidmet. Ich besitze bereits mehrere Eisenbahnen und baue noch immer neue Strecken; es ist ein aufreibendes Geschäft, aber mir behagt es.«

»Ein lucratives Geschäft jedenfalls!« warf Theodor Bauerband ein, in dessen Hochachtung der Rittergutsbesitzer bedeutend stieg.

»Mag sein, ich weiß es nicht, weil ich mich nicht besonders um den Gewinn bekümmere. Die Herren Bankiers, welche sich an mehreren Unternehmungen auf meinen Rath betheiligt haben, sagen mir, sie fänden keine Ursache zur Unzufriedenheit; ich denke, diese Herren werden den lucrativen Punkt am besten beurtheilen können, sie rechnen besser, wie ich.«

Er nickte bei diesen Worten dem Bankier freundlich zu und strich denn leicht mit einem seidenen Tuche über seine feuchte Stirne.

Hermann hatte die Feder hingelegt und das goldene Lorgnon auf die Nase gesetzt, um den Edelmann, der jetzt Interesse für ihn gewann, besser betrachten zu können.

Da dürfen wir also hoffen, in eine recht enge Geschäftsverbindung mit Ihnen zu treten?« fragte er.

»Vielleicht hängt das nur von Ihnen allein ab,« erwiderte Wollheim in verbindlichem Tone, »wenn Sie Vertrauen zu dem Unternehmen fassen können, welches mich in diese Stadt führt, so wird es mich recht sehr freuen.«

»Ah – ein Unternehmen – hm, eine Eisenbahn, wie?« sagte der Bankier, sein elegantes Cigarrenkästchen öffnend. »Bitte, greifen Sie zu!«

»Wenn es Sie nicht genirt.«

»Durchaus nicht.«

»Ja, ein Unternehmen, welches im Laufe der Jahre wenigstens vierzig Procent abwerfen wird,« erwiderte der Edelmann, während er die Spitze seiner Cigarre abschnitt. »Aber Sie werden mir erlauben, daß ich das Nähere vorläufig verschweige, nicht, als ob ich nur das leiseste Mißtrauen in Sie setzte, durchaus nicht, es ist eben mein Princip, nicht eher die Karten aufzubieten, bis ich mir das Spiel mit allen Trümpfen gesichert habe.«

Der Bankier konnte seinen Aerger über diese Enttäuschung nicht ganz verbergen, er hatte Offenheit und Vertrauen erwartet, nun sollten ihm die Pläne des Edelmannes die ihn bereits außerordentlich interessirten, ein Geheimniß bleiben.

Aber als kluger und erfahrener Geschäftsmann gab er sich den Anschein, als interessire ihn die Sache weiter nicht, er entgegnete, dieses Princip sei durchaus richtig und es werde ihn von Herzen freuen, wenn er schon bald die angenehme Nachricht erhalte, daß Herr von Wollheim reussire.

»Sobald dies der Fall ist, werde ich Ihnen meine Pläne ausführlich mittheilen,« sagte der Rittergutsbesitzer, den blauen Rauchwölkchen seiner Cigarre nachblickend. »Wenn Sie alsdann geneigt sind, sich an dem Unternehmen in der einen oder andern Weise zu betheiligen, werde ich Sie gern mit den Bedingungen bekannt machen. Einstweilen handelt es sich darum, hier bedeutenden Grundbesitz zu erwerben. Dies darf nicht in auffallender Weise geschehen, der Werth der Grundstücke würde dadurch in die Höhe getrieben werden, ich denke, Sie verstehen mich.«

»Vollkommen,« nickte Theodor Bauerband.

»Wohlan, da wäre es also rathsam, wenn Sie einzelne Besitzungen, die ich Ihnen später näher bezeichnen werde, ankaufen wollten, natürlich in meinem Auftrage, aber unter Ihrem Namen, ich kaufe andere, vielleicht finden wir noch einen Dritten und Vierten, die ebenfalls ihre Namen hergeben.«

»Gewiß, zum Beispiel mein alter Buchhalter, ein sehr zuverlässiger, treuer und verschwiegener Mann –«

»Wir reden darüber später, zuvor muß ich die Strecken vermessen, Erkundigungen einziehen – kurz, die sämmtlichen nöthigen Vorarbeiten beenden.«

»Wenn Sie dabei meines Rathes bedürfen, so verfügen Sie ganz über mich,« sagte der Bankier mit einer Verbeugung.

Der Blick Wollheim's ruhte prüfend auf dem jungen Herrn.

»Ja, Ihres Rathes werde ich oft bedürfen,« erwiderte er, »ich bin mit den Verhältnissen in dieser Stadt ganz unbekannt, und im Gasthofe frage ich nicht gerne.«

»Wo sind Sie abgestiegen?«

»Im Königlichen Hof.«

»Sie werden jedenfalls eine Privatwohnung miethen?«

»Nein, ich bin einmal gewohnt, im Hôtel zu wohnen, ich finde dort meine Bequemlichkeit, die ich in einer Privatwohnung sehr vermissen würde. Wenn ich den jungen Herrn bitten dürfte, mir dann und wann ein Stündchen zu opfern, so würde ich mich im Gespräches mit ihm über Alles, was mir zu wissen wünschenswerth ist, informiren können.«

Er blickte Hermann fragend an, der rasch das Lorgnon von der Nase fallen ließ und sich sofort bereit erklärte, diesen Wunsch zu erfüllen.

»Ich habe wohl nicht nöthig, Ihnen zu sagen, daß meine Kasse Ihnen zur Verfügung steht,« nahm der Bankier das Wort, als der Edelmann sich jetzt erhob.

»Ja so,« erwiderte Wollheim, »das hätte ich fast vergessen! Sie werden mich in Geldgeschäften wohl noch auf mancher Vergeßlichkeit ertappen, meine Herren, es ist mir mitunter sehr ärgerlich, aber ich kam diesen Fehler nicht ablegen.«

Er hatte bei den letzten Worten ein elegantes, dickes Portefeuille aus der Tasche geholt und aus demselben mehrere Papiere genommen, die er jetzt dem alten Herrn überreichte.

»Wechsel auf London und Paris,« sagte er in einem kühlen, gleichgültigen Tone, »ich bitte Sie, die Summen einkassiren zu lassen. In den ersten Wochen wird meine Reisekasse noch ausreichen, später erlaube ich mir, mich an Sie zu wenden.«

Theodor Bauerband warf einen flüchtigen Blick auf die Wechsel, die Größe der Summe schien ihn zu überraschen.

»Wenn Herr von Wvllheim es wünscht, könntest Du ihn jetzt noch ein Stündchen begleiten, wandte er sich zu seinem Sohne, indem er seine Uhr zu Rathe zog.

Der Rittergutsbesitzer nahm dieses Anerbieten mit einigen artigen Worten des Dankes an, Hermann verließ das Cabinet und kehrte nach wenigen Minuten mit Hut und Stock zurück.

»Besondere Sehenswürdigkeiten werden Sie hier nicht haben?« fragte Wollheim, während er seine Handschuhe anzog.

»Außer unseren Promenaden und einigen interessanten Kirchen wüßte ich nichts, was ich Ihnen anpreisen könnte,« antwortete Hermann.

»Wohlan, führen Sie mich in die Promenaden, wenn ich bitten darf, die Natur hat auch im Herbste ihre Reize, und ich liebe die Natur sehr.«

Der Edelmann nahm nach diesen Worten Abschied von dem alten Herrn, der entzückt war über diese neue Bekanntschaft, auf die er mit Recht stolz sein durfte, und schritt dann, von Hermann begleitet, hinaus.

Er erzählte ihm von den weiten Reisen, die er gemacht hatte, verglich die Stadt mit anderen großen Städten, die er bis in's kleinste Detail kannte, und zeigte für Alles ein aufmerksames Interesse, ohne durch Fragen seinem Begleiter lästig zu fallen.

Er hatte rasch die Gunst und das Vertrauen Hermann's gewonnen, vorzüglich durch den lebhaften Antheil, den er an allen persönlichen Verhältnissen seines jungen Freundes nahm.

Der stolze Sohn des reichen Bankiers brüstete sich in seiner prahlerischen Weise mit den adligen Verwandten von mütterlicher Seite und blähte sich noch mehr auf, als der Rittergutsbesitzer äußerte, das Geschlecht derer von Wurzer sei ihm sehr wohl bekannt, es sei eine alte Familie, deren Ahnen unter dem Banner des Kaisers Barbarossa gegen die Ungläubigen gefochten hätten.

Nach dieser Seite hin machte Hermann ihn mit allen Verhältnissen seiner Familie bekannt, aber von den Verwandten väterlicher Seits schwieg er. Er erwähnte, daß seine Mutter noch immer eine schöne Frau sei, deren äußere Erscheinung einen imponirenden Eindruck mache, und seine Schwester Eleonore mehr von der Mutter, als von dem Vater geerbt habe. Dann berichtete er, in kurzen Umrissen seine eigne Lebensweise, er verschwieg seinem Begleiter nicht, daß er den Wein, schöne Frauen und

das Spiel liebe, und war erfreut, zu vernehmen, daß auch Herr von Wollheim diesen noblen Passionen huldigte.

Unter diesen und ähnlichen Gesprächen erreichten sie die Promenade, die zu dieser Stunde wenig besucht wurde.

Der Rittergutsbesitzer lobte die schönen Anlagen, sprach sich mit vieler Sachkenntniß über die Anpflanzungen aus, an denen er Manches zu tadeln fand, und erklärte, daß er sehr oft hier seinen Spaziergang machen werde, der ihm seit langen Jahren ein tägliches Bedürfniß sei.

Sie schritten langsam weiter, schon äußerte Wollheim den Wunsch, in die Stadt zurückzukehren, als plötzlich eine elegante Dame an ihnen vorbeischritt, welche im Vorübergehen ihr schönes Antlitz den Beiden zuwandte und die dunklen Augen fest auf den Rittergutsbesitzer heftete.

Hermann grüßte mit einer tiefen Verbeugung, auch Wollheim zog den Hut ab, die Dame neigte leicht das Köpfchen und schritt weiter.

»Ei, ei,« sagte Wollheim lächelnd, »wenn Ihre Stadt solcher Schönheiten viele beherbergt, kann man den Mangel an anderen Sehenswürdigkeiten schon verschmerzen.«

»Sie ist eine Fremde,« erwiderte Hermann, dessen Eifersucht durch diese Bemerkung geweckt wurde, »sie lebt sehr zurückgezogen –«

»Ah – um so interessanter ist sie!«

»Für mich wird durch diese Zurückgezogenheit das Interesse nicht erhöht.«

»Dann, mein junger Freund, kennen Sie den Reiz noch nicht, der in dem Kampfe mit kleinen Hindernissen ruht. Je schwieriger es ist, das Herz einer Frau zu erobern, desto größeren Genuß gewinnt der endliche Sieg. Haben Sie das noch nicht erfahren?«

»Nein!« erwiderte Hermann, die Brauen finster zusammenziehend.

»Weil Sie noch keine Gelegenheit hatten, es zu erproben!«

»Nun, ich glaube, bei dieser Dame würde es ein aufreibender Kampf ohne Sieg sein.«

»Weshalb?«

»Weil ihre Gunst bereits ein Anderer besitzt.«

»Sind Sie Ihrer Sache so sicher?«

»Allerdings.«

Wollheim schüttelte, ungläubig lächelnd, das Haupt, er bemerkte den finstern, drohenden Blick nicht, der aus den Augen des jungen Mannes ihn streifte.

»Es käme auf einen Versuch an,« sagte er.

»Sind Sie entschlossen, ihn zu unternehmen?«

»Entschlossen? Nein! Aber wäre es nicht ein angenehmer Zeitvertreib in diesem vielleicht etwas langweiligen Neste?«

»Ein Zeitvertreib, der Ihnen nur Aerger bereiten würde.«

»Bah, über ein Körbchen aus schöner Hand habe ich noch nie mich geärgert, Muth und Ausdauer führen endlich doch zum Siege. Was soll ich hier mit meiner freien Zeit beginnen? In Familienkreise werde ich schwerlich eingeführt werden –«

»Meine Familie würde es sich zur Ehre rechnen, Sie oft in ihrem Kreise zu sehen,« unterbrach Hermann ihn, der nach diesem Strohhalme griff, weil er bereits fürchtete, in dem Rittergutsbesitzer einen Nebenbuhler erblicken zu müssen.

»Ich bin Ihnen sehr verbunden, aber Ihr Herr Vater und die Damen Ihres Hauses dürften mit dieser freundlichen Einladung vielleicht nicht ganz einverstanden sein,« sagte der Edelmann, dessen Blick gedankenvoll in die Ferne schweifte.

»Nun denn, so werde ich vielleicht morgen schon Ihnen beweisen, daß diese Vermnthung jeder Begründung entbehrt,« erwiderte Hermann, der jetzt seine Ehre verpfändet hatte. »Ich wiederhole Ihnen, daß wir Alle es uns zur besondern Ehre anrechnen werden, Sie in unserm Kreise zu sehen.«

Wollheim blieb stehen, sein Blick ruhte ernst, aber nicht unfreundlich auf dem Gesicht seines Begleiters.

»Darf ich eine Bitte an Sie richten?« fragte er.

»Sie wird mir Befehl sein.«

»Nein, ohne Complimente, erwähnen Sie im Kreise Ihrer Familie nichts davon, daß ich den Wunsch geäußert habe, ich möchte nicht gerne als Eindringling erscheinen.«

»O, das ist –«

»Verzeihen Sie, wenn ich Sie unterbreche; ich weiß, was Sie sagen wollen, und wiederhole meine Bitte.«

»Sei es, weil Sie es wünschen.«

»Ja, ich wünsche es aus mehreren Gründen. Wenn Ihr Herr Vater, sei es aus eigenem Antriebe, oder auf den Wunsch Ihrer Damen, mich mit einer Einladung beehrt, so werde ich sie mit herzlichem Dank für dieses gütige Wohlwollen annehmen. Dann ist die Sachlage eine andere. Und nun kommen Sie, wir wollen vor Tische noch ein Glas Wein trinken, um den jungen Bund unserer Freundschaft zu besiegeln.«

Hermann fand keine Veranlassung, diese Einladung abzulehnen. Die Freundschaft des artigen Rittergutsbesitzers schmeichelte seiner Eigenliebe, er war stolz darauf, an der Seite dieses stattlichen Mannes mit dern aristokratischen Auftreten die Straßen der Stadt durchschreiten zu dürfen.

Dafür, daß die Einladung von Seiten seines Vaters bald erfolgte, wollte er schon sorgen, es ja möglich, daß Eleonore Herz und Hand dieses reichen Aristokraten eroberte.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

An demselben Morgen, an welchem Theodor Bauerband mit dem Doctor Horn den saubern Plan schmiedete, der seinen Bruder für den ganzen Rest seines Lebens der Freiheit berauben sollte, schritt der Rentner Beier in keiner sehr angenehmen Stimmung in seiner traulich eingerichteten Wohnstube auf und nieder.

Die Ermordung des Nachtwächters beschäftigte den kleinen Herrn unausgesetzt, er sprach in diesem Augenblicke darüber mit seinem Sohne, der als Referendar im Bureau des Untersuchungsrichters arbeitete.

Der Referendar, ein schmucker, junger Herr mit offenen, einnehmenden Zügen, bestätigte, daß Befehl gegeben sei, den Maler Bauerband im Geheimen zu beobachten; er fügte hinzu, daß die Verhaftung nicht erfolgen werde, so lange nicht durchaus triftige Gründe für die Schuld dieses Mannes vorlägen.

Der kleine Herr, der sich für Alles, was die Familie Bauerband betraf, sehr interessirte, wies mit Entschiedenheit den Verdacht zurück, er ging in seinem Eifer so weit, dem Sohne Vorwürfe zu machen, daß man nur diese und keine andere Spur verfolge.

Während er dies sagte, funkelten seine Aeuglein zornig hinter den Gläsern der Brille, und ein flammender Blick traf aus ihnen den jungen Herrn, der gleichgültig die Achseln zuckte, seinen Kaffee austrank und darauf eine Cigarre anzündete.

»Das ist ein Vorwurf, der weder mich noch die Behörde trifft,« erwiderte er ruhig, es ist Alles geschehen, was geschehen konnte, um den Thäter zu ermitteln, und die Nachforschungen werden mit Eifer fortgesetzt. Es ist möglich, daß der Maler heute schon verhaftet wird, aber dieser Schritt wird erst dann geschehen, wenn Beweise gegen ihn vorliegen.«

»Scheinbeweise!« polterte der kleine Herr, sein kahles Haupt schüttelnd. Wenn dieser Schritt geschieht, giebt's einen Justizmord, und die ganze Familie ist compromittirt.«

Er blieb vor seinem Sohne stehen und blickte ihn ernst an, während er mit dem Aermel seines Schlafrocks eifrig seine Tabaksdose polirte.

»Ich meine, Du müßtest auch ein Interesse daran haben, daß eine solche Beschimpfung dieser bisher angesehenen Familie verhütet wird,« fuhr er fort, »ein großes Interesse, Wilhelm, und da der Herr Gerichtsrath auf Deine Anschauungen einigen Werth legt, so kann es Dir nicht schwer fallen, den ungerechten Verdacht zu entkräften, der auf dem Haupte dieses Mannes ruht. Ich erinnere mich des letzten Casinoballes, Fräulein Eleonore Bauerband erzeigte Dir die Ehre, den Cotillon mit Dir zu tanzen, Du warst stolz auf diese Auszeichnung, und wenn ich nicht irre, sind an jenem Abend einige Worte zwischen Dir und der jungen Dame gefallen, denen, wenn man will, eine tiefe Bedeutung zu Grunde lag.«

Die Stirne des jungen Mannes hatte sich umwölkt, ein herber, bitterer Zug umspielte seine Mundwinkel.

»Das Fräulein ist eine stolze Dame,« erwiderte er, und in dem Tone, den er anschlug, machte eine leise Bitterkeit sich geltend. »Es ist wahr, sie war an jenem Abend sehr freundlich und liebenswürdig, sie scherzte mit mir in der heitersten Weise –«

»Na, und Dein Herz fing Feuer, leugne das nicht!«

»Weshalb soll ich es leugnen? Wäre sie nicht die Tochter des vornehmen Bankiers, so würde ich Alles aufgeboten haben, ihr Herz zu erobern. Lassen wir das; unsere Wege liegen zu weit auseinander, wenn sie auch dann und wann einmal nahe an einander vorbeistreifen, sie können sich nie vereinigen.«

Der Rentner zog ärgerlich die Brauen in die Höhe.

»Dem Muthigen gehört die Welt!« sagte er, eifrig seinen Schädel reibend. »Je höher das Ziel, desto edler das Streben! Du bist mein einziges Kind und erbst dereinst ein großes Vermögen, Du hast Talent und wirst bald vorwärts kommen! Aber wenn Du vor kleinen Schwierigkeiten zurückschreckst, dann allerdings darfst Du nach hohen Zielen nicht streben.«

Der Referendar streifte die Asche von seiner Cigarre und schlug die blauen Augen zu dem Vater auf; wenn der kleine Herr tief in diese Augen hineinschaute, mußte er erkennen, daß er in der Seele seines Sohnes Hoffnungen geweckt hatte, die einst das Fundament stolzer Luftschlösser gewesen und dann zu Grabe getragen worden waren.

»Ich bin zu stolz, mich einem Stande aufzudrängen, dessen Vorurtheile als unübersteigbare Schranken zwischen ihm und mir liegen,« erwiderte er im Tone ruhiger Entschlossenheit. »Wir wollen dieses Thema nicht mehr berühren, Vater, wenn ich auch an jenem Abend, vielleicht auch in den Tagen nachher Wünsche und Hoffnungen gehegt habe, so liegen sie doch jetzt hinter mir, ich habe sie vergessen. Ueberdies kann ich in den Gang der Nachforschungen über jenen Mord nicht eingreifen, ergeben sie einen Beweis gegen den Vater des Prinzeßchens, so gebietet das Gesetz die Verhaftung dieses Mannes, und dann muß es in der Untersuchung sich herausstellen, ob er schuldig ist oder nicht.«

Der kleine Herr rannte wieder in heftiger Erregung auf und nieder.

Nicht an den Maler dachte er in seiner Aufregung, das Schicksal dieses Mannes war ihm ziemlich gleichgültig, er dachte an das Prinzeßchen, an den Schmerz, den ihr die Verhaftung des Malers bereiten mußte, er dachte an den Meister Mathias und dessen Familie, und dann – ja, dann dachte er auch daran, daß seine stille Hoffnung sich dennoch verwirklichen, Eleonore, die schöne Tochter des reichen Bankiers, die Gattin seines Sohnes werden könne.

Die Mittheilungen, welche Wilhelm ihm am Morgen nach dem Ballabend gemacht hatte, waren seinem Gedächtnisse zu scharf eingeprägt, als daß er sobald sie vergessen konnte, sie hatten diese Hoffnung in ihm geweckt,

und so oft er sich ihrer erinnerte, schlug die Hoffnung ihre Wurzeln fester und tiefer. Es war ja möglich, daß bei einer nochmaligen Begegnung im Casino die Herzen sich fanden und das entscheidende Wort gesprochen wurde, – der kleine Herr hatte oft die Erfahrung gemacht, daß das Erwachen der Liebe in den meisten Fällen Sache eines einzigen Augenblicks war, und wenn Eleonore den jungen Herrn liebte und ihm ihr Jawort gab, dann blieb dem Bankier am Ende nichts Anderes übrig, als durch seine Einwilligung das Glück seines Kindes zu begründen.

An dies Alles dachte der Rentner, während er immer eifriger auf und ab wanderte.

Die Verhaftung des Malers mußte verhütet werden, denn der Groll, den sie hervorrief, traf auch Wilhelm, den Gehülfen des Untersuchungsrichters, und es ließ sich voraussehen, daß vorzüglich der Bankier sich tief gekränkt fühlen würde.

Der junge Herr hatte sich inzwischen erhoben und seine Handschuhe angezogen, er kannte den eigentlichen Grund der Aufregung seines Vaters nicht, und der kleine Herr hielt es auch nicht für rathsam, ihm mitzutheilen, welche Schritte er thun wollte, um die Rechnung zu durchkreuzen, welche der Untersuchungsrichter ohne Zweifel schon fertig abgeschlossen hatte.

Er nickte, in Gedanken abwesend, seinem Sohne zu, als dieser jetzt das Zimmer verließ, um sich in's Bureau zu verfügen, nahm dann bedächtig eine Prise und dachte nun über die Mittel nach, durch welche die drohende Gefahr abgewendet werden konnte.

Der Maler mußte gewarnt und über die Sachlage genau unterrichtet werden. Fliehen durfte er nicht, durch die Flucht bestärkte er nur den Verdacht, man konnte aus ihr einen Beweis für seine Schuld schmieden.

Er mußte dem Untersuchungsrichter zuvorkommen, den Verdacht des Wächters, der ihn an jenem Abend gesehen haben wollte, dadurch entkräften, daß er für die Zeit, in der das Verbrechen begangen worden war, sein Alibi beibrachte. Der Rentner zweifelte nicht, daß ihm dies möglich sein werde, wer aber sollte den exaltirten, reizbaren Mann darauf aufmerksam machen?

Der kleine Herr hatte nicht den Muth dazu, überdies fürchtete er, daß der Maler ihn nicht einmal anhören werde.

Sollte er das Prinzeßchen damit beauftragen? Das mochte er auch nicht, seine Mittheilungen mußten das Mädchen ängstigen es war besser, wenn ihr die Gefahr verschwiegen blieb, die ihrem Vater drohte.

Der Einzige, welcher es wagen durfte, über diese Angelegenheit mit dem leidenschaftlichen Manne zu reden, war Rudolf, an ihn hatte der Maler sich schon in der ersten Stunde seiner Heimkehr angeschlossen.

Der Rentner griff sofort diesen Gedanken auf, er rüstete sich zum Ausgehen und trat eine halbe Stunde später in den Laden des Juweliers Stern, um hier mit Rudolf zu reden. Der erste Blick auf das verstörte Gesicht des Juweliers belehrte ihn, daß irgend etwas vorgefallen sein mußte, was diesem Manne die Fassung geraubt hatte.

Der kleine schmächtige Mann mit dem Fuchsgesicht kramte mit Fieberhast in seinen Schaukasten umher, offenbar im höchsten Grade beunruhigt darüber, daß er das, was er so eifrig suchte, nicht fand.

Er nahm kaum Notiz von dem Eintritt des Rentners, erst als dieser den Wunsch äußerte, mit Rudolf Bauerband einige Worte zu wechseln, blickte er verwirrt auf.

»Bauerband!« sagte er, und sein stechender Blick schweifte suchend durch den Raum, »ja so, Bauerband! Herr – was wollen Sie von ihm?«

Der Rentner trat bestürzt einen Schritt zurück, die funkelnden Augen des Juweliers waren drohend auf ihn gerichtet.

»Ah – Herr Doctor Beier,« fuhr Stern im nächsten Augenblicke wie aus einem schweren Traum erwachend, fort, »verzeihen Sie, ich erkannte Sie nicht sogleich. Mein Gehülfe ist krank, seit gestern, seine Krankheit hat mir großen Schaden gebracht – ach, Herr Doctor, es ist ein unerhört frecher Diebstahl, aber ich glaube den Dieb zu kennen.«

»Sie sind bestohlen?« fragte der Rentner bestürzt, während er dem Juwelier eine Prise anbot. »Und Ihr Gehülfe ist krank? Hm – hm – bitte, erzählen Sie mir das etwas ausführlicher. Wann haben Sie den Diebstahl entdeckt?«

»In diesem Augenblicke entdecke ich ihn,« erwiderte Stern, seine Stirne trocknend, auf der große Schweißtropfen perlten. »Vorgestern wünschte ein Herr einen Brillantring, er fand unter den vorräthigen keinen, der

ihm gefiel, ich holte meine Brillanten, er wählte einen Stein aus und beauftragte mich denselben in einen Ring zu fassen. Die ungefaßten Edelsteine bewahre ich in einem kleinen Etui auf, sehen Sie hier, es öffnet sich auf den Druck einer Feder, jedes Kind kann dieses Etui öffnen.«

Der Rentner betrachtete es sehr aufmerksam und gab es dann dem Juwelier zurück, der es in eine Ecke des Schaukastens stellte.

»Sehen Sie, hierhin stellte ich das Etui, um es zur Hand zu haben, wenn der Fall noch einmal eintrat, daß ein Käufer meine losen Steine zu sehen wünschte, vordem hatte ich es stets in meinem eisernen Geldschranke aufbewahrt. Na, gestern Morgen erkrankte mein Gehülfe, Fieberschauer schüttelten seinen Körper, ich sah, daß er zur Arbeit unfähig war, und forderte ihn auf, heimzugehen.«

»Gestern Morgen?« erwiderte Beier gedankenvoll.

»Ja, seitdem habe ich ihn nicht wieder gesehen. Gestern Nachmittag kam ein Bote von auswärts, um einige Schmucksachen abzuholen, die mir zur Reparatur übergeben waren. Das Paketchen war fertig, ich schickte meinen Lehrling damit hinaus in den Laden und dachte weiter nicht daran, ihm zuzurufen, daß er die Thür hinter dem Boten schließen solle. Der Bursche vergaß es, zu meinem Schrecken sollte ich es später erfahren! Eine Stunde mochte verstrichen sein, als ich in den Laden

trat, mein Blick fiel auf einen Mann, der einem Vagabunden, einem aus dem Zuchthause entsprungenen Verbrecher so ähnlich sah, wie ein Wassertropfen dem andern. Sie können sich meinen Schreck denken, eine große, magere Gestalt mit fliegenden Haaren und einer Gaunerphysiognomie, bekleidet mit einem Anzuge aus grobem Sackleinen. Dieser Mensch stand hier vor dem Schaukasten und betrachtete mit gierigem Blick meine Schätze. Er wurde grob, frech und trotzig, als ich ihn nach seinem Begehr fragte, er gab sich für den Oheim meines Gehülfen aus –«

»Der Maler Bauerband!« fiel Beier ihm mit wachsender Bestürzung in's Wort.

»Ja, wie ich nachher erfuhr, war es der verrückte Lump, der schon vor Jahren die Leute betrogen hat!« rief der Juwelier in den höchsten Tönen. »Ah, ich hätte ihn festhalten und die Polizei rufen sollen!«

»Herr Stern!«

»Erlauben Sie, sechs werthvolle Brillanten repräsentiren ein namhaftes Capital, wer ersetzt mir den Schaden?«

Dem Rentner stieg das Blut in die Wangen, er war entrüstet über diesen Verdacht.

»Soll *er* sie gestohlen haben?« fragte er, und in der heftigen, energischen Weise, in der er jetzt unzählige Seifenbecken ausschüttete, offenbarte sich die ganze Fülle seiner Entrüstung. Muß *er* Dieb sein, weil er einen unscheinbaren Rock trägt? Ich warne Sie ernstlich, Herr Stern, sprechen Sie diesen Verdacht nicht aus, er könnte Ihnen große Unannehmlichkeiten bereiten. Bedenken Sie, daß

die Brüder dieses Mannes angesehene Bürger sind, die alle Hebel in Bewegung setzen werden, um den Schandfleck von ihrem ehrlichen Namen zu tilgen, verfolgen Sie nicht –«

»Herr Doctor, Sie nehmen diesen Lump in Schutz, noch ehe Sie den Sachverhalt kennen,« fiel Stern ihm mit seiner scharfen, dünnen Stimme ärgerlich in die Rede. Niemand außer mir ist seit dem Besuch dieses Mannes hierin diesem Raume gewesen, meines Arbeiter und Dienstboten sind ohne Ausnahme treu wie Gold, auf sie kann nicht der leiseste Verdacht fallen.«

»Da muß es also dieser sein!« grollte der Rentner, unermüdlich seine Seifenbecken ausschüttend. »Wissen Sie denn, ob die Brillanten noch in dem Etui lagen, als der Maler die Schwelle dieses Hauses überschritt?«

»Ja, – allerdings –«

»Bitte, haben Sie kurz vorher sich davon überzeugt?«

»Hm – nein; wozu auch? Wer sollte sie vorher gestohlen haben? Die Thüre war stets geschlossen, ich öffnete sie, wenn Besuch kam, nur als der Bote kam, schickte ich den Lehrling, und dieser ließ die Thüre offen.«

»Könnte er dasnicht absichtlich gethan haben?«

Der Juwelier blickte befremdet auf, aber im nächsten Augenblicke schüttelte er energisch das Haupt.

»Nein,« sagte er, »der junge Mensch ist noch nicht lange genug in meinem Geschäft, um den Werth der Steine zu kennen. Zudem halte ich ihn einer solchen Verwegenheit ganz und gar unfähig, er ist ein stiller, schüchterner Mensch, hängt mit Liebe an seiner alten Mutter und hat

bittere Thränen geweint über die Vorwürfe, die ich ihm seiner Vergeßlichkeit wegen machte. Der Lump war allein hier, Gott weiß, wie lange er schon vor dem Schaukasten stand, als ich in den Laden trat, und sehen Sie, der Kasten ist freilich geschlossen, aber der Schlüssel steckt im Schloß, es war also leicht, ihn zu öffnen.«

»Sie setzen da eine Verwegenheit voraus die nur ein erfahrener und verzweifelter Verbrecher besitzt,« erwiderte Beier, den Juwelier fest und voll anblickend, »Sie brechen den Stab über einen Mann, den sie nicht kennen und nur nach seiner äußeren Erscheinung beurtheilen.«

»Danach urtheile ich stets und täusche mich selten,« krähte Stern, der in seinen zitternden Händen wieder das Etui hielt. »Uebrigens tritt hier noch die Vergangenheit dieses Menschen hinzu, und so ehrenwerth auch seine Brüder sein mögen, ihm sage ich doch in's Gesicht, daß er ein Lump und Betrüger ist. Und nur *er* kann die Brillanten gestohlen haben, nur *er* war allein in diesem Raume, er machte sofort den Eindruck eines ertappten Diebes auf mich.«

»Nur *er* – nur *er*!« zürnte Beier mit einem gewaltigen Lufthieb. »Wie geläufig und erstaunlich leichtfertig Sie diese schwere Anklage gegen einen Mann schleudern, der gewiß nie daran gedacht hat, das Eigenthum eines Andern sich anzueignen. Es fällt Ihnen natürlich nicht ein, mit sich zu Rathe zu gehen, ob nicht ein Anderer der Dieb sein könne, dieser Mann muß es sein, weil er einen schlechten Rock trägt.«

»Das ist eine durchaus irrige Auffassung,« sagte der Juwelier, »hier treffen eben alle Umstände zusammen, um sich zum Verdacht gegen ihn zu vereinigen! Ich wiederhole Ihnen, daß ich keine Person in meinem Hause habe, auf welche ein Argwohn fallen könnte, und daß außer dem Lump Niemand ohne Aufsicht im Laden gewesen ist. Wenn Ihnen das nicht genügt, die Berechtigung meines Verdachts zu beweisen, dann muß ich es der gerichtlichen Untersuchung überlassen, Ihnen den unwiderlegbaren Beweis zu liefern.«

»Wie? Sie wollen der Polizei Ihren Verdacht mittheilen?« fragte der kleine Herr aufwallend.

»Ganz gewiß!«

»Thun Sie das nicht, die Folgen würden auf Sie zurückfallen!«

»Inwiefern?«

»Sie kennen den jähzornigen Charakter dieses Mannes nicht, er würde Sie mit glühendem Haß verfolgen, bis er für den Schimpf Rache genommen hat.«

Der Juwelier zuckte die Achseln als ob er sagen wolle, er fürchte diesen Haß nicht.

»Wenn man von solchen Bedenken sich leiten lassen will, darf man keinen Verbrecher dem Gericht überliefern,« erwiderte er, »wenn Sie aber den Schaden ersetzen wollen, Herr Doctor –«

»Sind Sie bei Sinnen?« rief der Rentner. »Was kümmern mich Ihre Brillanten? Machen Sie den Lehrling verantwortlich, der die Thüre offen gelassen hat, Sie können doch, weiß der Himmel, nicht mit Sicherheit behaupten,

daß vor dem Maler kein anderer Mensch die Gelegenheit benutzt, die Steine entwendet und sich darauf aus dem Staube gemacht hat? Ihr Verdacht ist so unhaltbar, daß ich nicht begreife, wie ein vernünftiger Mensch ihn überhaupt fassen kann. Wäre der Maler der Dieb, so würde er doch nicht gewartet haben, bis Sie kamen, aber mir scheint, Sie haben sich in Ihrer Ansicht über die Sachlage so festgerannt, daß man sogar mit Gründen der Vernunft sie nicht bekämpfen kann. Ich will Ihnen einen guten Rath geben, Sie werden wohl thun, ihn zu beherzigen. Unternehmen Sie heute noch nichts, beobachten Sie die Leute in Ihrem Hause, ich werde inzwischen dem Maler auf den Zahn fühlen, nicht in seinem, sondern in Ihrem Interesse, das verspreche ich Ihnen. Wenn Sie auch jetzt glauben, seinen Haß nicht fürchten zu müssen, später könnte doch eine Stunde kommen, in der Sie bitter bereuen, ihn herausgefordert zu haben. Wollen Sie meinem Rathe folgen?«

Der Juwelier zuckte wiederum die Achseln.

»Ich werde die Schritte thun, welche mein eigenes Interesse erfordert,« sagte er. »Eine Beobachtung meiner Leute wäre nutzlose Verschwendung von Zeit und Mühe, Sie sehen ich bin meiner Sache gewiß.«

Aergerlich nahm der kleine Herr seinen Hut.

»So thun Sie, was Sie nicht lassen können,« erwiderte er, »wem nicht zu rathen ist, dem ist auch nicht zu helfen aber Sie werden es bereuen, ganz gewiß!«

Er stürmte hinaus, um eine Sorgenlast reicher. Jetzt war der Vater des Prinzeßchens schon zweier Verbrechen

beschuldigt, und der Rentner hegte die feste Ueberzeugung, daß beide Anklagen der Begründung entbehrten. Aber in den Händen des Untersuchungsrichters konnten diese Anklagen eine vernichtende Waffe gegen den Maler werden, dem überdies die Vergangenheit kein günstiges Zeugniß ausstellte. Indeß, was kümmerte im Grunde genommen das Alles ihn? Weshalb ergriff er für den Mann Partei, der in Wahrheit eher ein verbummelter Vagabund, als ein ehrbarer Bürger genannt werden konnte?

Der kleine Herr blieb unwillkürlich stehen, als er sich auf dieser Frage ertappte, und blickte mit seinen zornflammenden Augen die Vorübergehenden so drohend und herausfordernd an, als ob er nur auf ein Wort oder eine Geberde von ihnen warte, um mit ihnen anzubinden.

Dann aber dachte er wieder an das Prinzeßchen, an seinen Sohn und die schöne Tochter des reichen Bankiers, und kopfschüttelnd setzte er seinen Weg fort, bis er das Haus des Meisters Mathias erreichte.

Rudolf lag, nach der Aussage der Mutter, noch zu Bett, aber der kleine Herr ließ sich nicht abweisen, unter dem Vorwande, daß eine eben so dringende als wichtige Angelegenheit ihn nöthige, mit dem jungen Manne Rücksprache zu nehmen, erzwang er sich den Eintritt in das Schlafzimmer, und es war ihm lieb, zu bemerken, daß Rudolf das Bett mit dem Sessel vertauscht hatte. Der junge Mann war auffallend bleich und angegriffen, aber von Fieberschauern bemerkte der kleine Herr, der vermöge

seiner früheren Beschäftigung auch etwas von der Heilkunde verstand, nichts.

Er nahm einen Stuhl und setzte sich dem Kranken gegenüber; der junge Herr hatte ihn anfangs groß angeschaut, jetzt senkte er die Wimpern, um mit halbgeschlossenen Augen ihm zuzuhören.

Der Rentner theilte ihm die Anklagen gegen den Maler sammt seinen Besorgnissen und Wünschen mit, er forderte ihn auf, den unschuldig Verdächtigen zu warnen und auf die Schritte aufmerksam zu, machen, die er thun müsse, um seine völlige Schuldlosigkeit zu beweisen, ehe der übertriebene Diensteifer eines mit seiner Beobachtung betrauten Beamten ihn hinter Schloß und Riegel bringe.

Ein convulsivisches Zittern überlief den Körper des jungen Mannes, er hatte einmal flüchtig den Blick zu dem Rentner erhoben, ihn aber sofort wieder niedergeschlagen, als er den zornig funkelnden Augen des kleinen Herrn begegnete, die fest und forschend auf ihn gerichtet waren.

»Sie sehen, daß ich nicht in der Lage bin, dies zu können,« sagte er mit zitternder Stimme, überdies ist Herr Stern ein sehr vorsichtiger Mann, der keinen Verdacht ausspricht, so lange er nicht von der Richtigkeit desselben überzeugt ist.«

»Ha – sind Sie davon überzeugt?« fragte Beier, der diese Antwort nicht erwartet hatte. »Junger Herr, bedenken Sie gütigst, wie leicht der Verdacht sich auf Sie hätte lenken können! Ihre plötzliche Erkrankung –«

»Herr Doctor, bedenken Sie gütigst, was Sie sagen!« unterbrach Rudolf ihn ernst. »Herr Stern weiß, daß er mir sein volles Vertrauen schenken darf, wäre das nicht der Fall, so könnten Worte, wie Sie soeben sie leichtfertig hingeworfen haben, mir große Unannehmlichkeiten bereiten. Hat Ihnen Herr Stern keinen Auftrag für mich übergeben?«

Der kleine Herr nahm seine Brille ab, um die Gläser zu reinigen, seine klugen Augen hefteten sich durchdringend auf das bleiche Gesicht, in welchem es seltsam zuckte.

Es konnte ihm nicht entgehen, daß eine gewaltige Erregung sich des jungen Mannes bemächtigt hatte, und daß Rudolf mit Aufbietung seiner ganzen Willenskraft diese Erregung zu bemeistern und ihm zu verbergen suchte.

Nun, es war ja begreiflich, daß der junge Mann sich durch die allerdings etwas leichtfertig hingeworfenen Worte gekränkt fühlen mußte.

»Nein,« erwiderte er, und der Ton seiner Stimme klang rauh und unfreundlich, »er sagte mir nur, daß er Sie schmerzlich vermisse.«

»Ich hoffe, morgen die Arbeit wieder aufnehmen zu können.«

»Das wird ihm angenehm sein, aber ich hoffe, Sie werden heute noch Ihren Oheim besuchen können.«

»Wozu das?«

»Ich sagte es Ihnen schon, um ihn zu warnen!«

»Nein, für diese Mission danke ich,« sagte Rudolf, dessen Mundwinkel ein herber, fast verächtlicher Zug umzuckte. »Ich will mich den Grobheiten des jähzornigen Mannes nicht aussetzen.«

»Aber Sie sind der Einzige, der es wagen darf, ihm diese Mittheilung zu machen.«

»Bah, was liegt mir an ihm! Hat er die Verbrechen nicht begangen, so –«

»Beim Himmel, junger Herr, Sie sind eben so herzlos, als boshaft!« wallte der kleine Herr auf, indem er seine Brille dicht vor die Augen stieß und einen zornglühenden Blick auf Rudolf warf. »Denken Sie an die Schande, welche die Verhaftung Ihres Oheims auf Ihre ganze Familie werfen würde!«

»Ich denke in erster Reihe an die Schande, welche der Umgang mit ihm auf mich werfen würde, wenn er der Schuld überführt wird,« sagte Rudolf kühl. »Ich werde mich ihm fern halten, die Stellung, welche ich in dem Geschäft meines Prinzipals einnehme, gebietet mir das. Ich kann nicht untersuchen, ob der Verdacht des Herrn Stern begründet ist, ich kenne ja den Sachverhalt nicht so genau wie er, ich kann nur sagen, daß der unangenehme Vorfall sich nicht ereignet haben würde, wenn ich gestern Nachmittag im Geschäft gewesen wäre; wie aber die Dinge nun liegen, halte ich es für meine Pflicht, auch den Schein zu meiden und die Beziehungen zu dem Verdächtigen abzubrechen. Wenn Sie ihn warnen wollen, so ist das eine andere Sache, am besten wäre es wohl, wenn

Sie ihm die Mittel vorstrecken wollten, sich durch schleunige Flucht der Verhaftung zu entziehen. Ich werde Ihnen gerne das Darlehn zurückerstatten –«

»Ich mische mich nicht weiter hinein,« rief der Rentner ärgerlich. »Was kümmert er mich, was kümmert mich Ihre ganze Familie? Ich habe keine Lust, mir von diesem Manne Grobheiten sagen zu lassen, mag er zusehen wie er sich herauswindet; wenn sein Neffe und einziger Freund ihn aufgiebt, so – ich empfehle mich Ihnen, junger Herr, ich habe Sie heute von einer eben nicht vortheilhaften Seite kennen gelernt, leben Sie wohl!«

In seiner lebhaften Weise hatte der Doctor sich bei den letzten Worten der Thüre genähert, er sah ein, daß er auf diesem Wege seinen Zweck nicht erreichte, daß an der herzlosen Selbstsucht des jungen Mannes jeder Versuch, ihn aus seiner Gefühllosigkeit aufzurütteln, scheitern mußte.

Es war Mittag, als der kleine Herr das Haus verließ, er hatte mit Meister Mathias und Konrad noch einige Worte gewechselt, ohne den Zweck seines Besuches und den neuen Verdacht gegen den Maler zu erwähnen, er wollte dem Groll des alten Mannes gegen den Bruder keine Nahrung geben.

Was nun auch geschehen mochte, er durfte sich sagen, daß er das Seinige gethan habe, um den Schimpf von der ihm befreundeten Familie abzuwenden, er wußte nicht, was er noch mehr hätte thun können.

Dem Prinzeßchen mochte er die Sorgenlast nicht erschweren, die ohnedies drückend auf ihren Schultern

ruhte, sie hatte ja auch keinen Einfluß an den eigenwilligen Vater, den die Mittheilung der wider ihn erhobenen Beschuldigungen mit der Wuth eines gereizten Raubthieres erfüllen mußte. Er mußte nun den Dingen ihren Lauf lassen, vorgreifen und vorbeugen konnte er ihnen nicht.

Hastig eilte er seiner Wohnung zu, eben stand er im Begriff, aus einer Straße in die andere einzubiegen, als er sich plötzlich dem Sohne des Bankiers gegenübersah, der bei diesem unerwarteten Anprall betroffen stehen blieb. Blitzschnell durchzuckte die Seele des kleinen Herrn ein Gedanke, der einen fruchtbaren Boden fand.

Dem Bankier, diesem reichen, vornehmen Herrn mußte zumeist daran liegen, den Schimpf von seinem Namen abzuwenden, er konnte sein Ansehen in die Wagschale werfen, sich für die Schuldlosigkeit seines Bruders verbürgen und auf diesem Wege die Verhaftung desselben verhüten.

Er schaute prüfend zu dem jungen Herrn auf, das Antlitz desselben war geröthet, die Augen, die sonst so matt und todt in ihren Höhlen lagen, glänzten, der Rentner zog daraus den Schluß, daß diese Umwandlung die Folge eines lucullischen Frühstücks sei, und er täuschte sich in dieser Annahme nicht.

Er bat, ihn eine kurze Strecke begleiten zu dürfen, da er ihm wichtige Mittheilungen zu machen habe, und berichtete ihm nun, was er kurz vorher Rudolf berichtet hatte.

Der junge Herr schien über diese Enthüllungen sehr bestürzt zu sein, sein vorhin noch so heiter lächelndes

Gesicht nahm einen ernsten, finstern Ausdruck an, und seine Brauen zogen sich immer drohender zusammen, je länger der kleine Herr sprach.

Dann aber glitt ein boshaftes, triumphirendes Lächeln um seine Lippen, und in seinen Augen leuchtete es plötzlich auf, als ob er die Lösung eines schwierigen Problems nach langem, anstrengendem Suchen endlich gefunden habe.

Er versprach dem Rentner, mit seinem Vater über die Angelegenheit berathen zu wollen, ohne ein anderes, bindendes Versprechen zu geben, welches den kleinen Herrn beruhigen, oder befriedigen konnte.

Er sagte ihm, es sei keineswegs unmöglich, daß der exaltirte Mann vielleicht in einem Anfall von Geistesstörung die ihm aufgebürdeten Verbrechen begangen habe, in diesem Falle müsse man dem Gericht zuvorkommen dadurch, daß man ihn in eine Irrenanstalt bringe, er wolle darüber mit seinem Vater reden, im Uebrigen danke er dem Rentner aufrichtig für die Offenheit und das Vertrauen, welches er ihm bewiesen habe.

Damit schieden die Beiden von einander, Hermann trat bald darauf in das Wohnzimmer seiner Eltern, und jetzt verrieth kein Zug in seinem blasirten Gesicht die kurz vorhergegangenen Gemüthsaufregungen.

Herr Theodor Bauerband saß auf dem Divan und blätterte in einem illustrirten Journal, Madame Bertha, geborene von Wurzer, eine stattliche Dame mit vollen Formen und noch immer schönen, aber stolzen und wenig geistvollen Zügen, beschäftigte sich mit ihrem Liebling; einem

buntgefiederten Papagei, den sie mit Biscuit fütterte, und Eleonore, in ihrer ganzen äußeren Erscheinung das Ebenbild der Mutter, stand am Fenster und blickte in träumerischem Sinnen in den Garten hinunter.

Hermann ergriff ebenfalls ein Journal, deren mehrere auf dem Tische lagen und während er achtlos die Illustrationen betrachtete, plauderte er über den artigen Rittergutsbesitzer von Wollheim, wie über einen alten vertrauten Freund, dessen Verhältnisse und Geheimnisse ihm bis in's kleinste Detail bekannt waren.

Der Bankier hörte ihm mit großem Interesse zu, die Pläne und Vorsätze, welche der Edelmann nur in unbestimmten Umrissen ihm angedeutet hatte, beschäftigten ihn seit dem Augenblicke, in welchem diese wichtige Unterredung gepflogen worden war, er sah sich im Geiste schon an der Spitze eines großartigen Unternehmens, welches seinen Namen, gleich dem des Baron von Rothschild, berühmt und unsterblich machen sollte.

Er hatte in der kurzen Zwischenzeit schon kühne Pläne entworfen, sich in die Lage eines Herrschers über Millionen hineingedacht und Luftschlösser gebaut, die einstweilen allerdings noch auf lockerem Sande standen und vom ersten Windhauch umgeworfen werden konnten.

Auch Eleonore wurde aufmerksam, als Hermann den Damen die Persönlichkeit des Edelmanns beschrieb und hinzufügte, Herr von Wollheim müsse ein Krösus sein, er gebiete über Mittel, von denen kein Bankier in dieser Stadt, selbst der Vater nicht ausgenommen, eine Ahnung

habe. Das Interesse, welches sie plötzlich an dem Rittergutsbesitzer nahm, veranlaßte sie zu der Frage, ob Herr von Wollheim nicht in nähere Beziehungen zu ihnen treten werde, und diese Frage gab dem Bankier Gelegenheit zu der Aeußerung, daß er sich verpflichtet halte, diesen Herrn in seine Familie einzuführen. Er blickte dabei fragend seine Gattin an, als ob er nur ihre Zustimmung erwarte, um seinen Vorsatz auszuführen, sie reichte dem Papagei den Rest des Biscuits und erwiderte in einem außerordentlich kühlen, vornehmen Tone, der Adel derer von Wollheim müsse ein noch sehr junger Briefadel sein, sie habe seither keine Ahnung davon gehabt, daß eine Familie dieses Namens existire.

Nach dieser, die angeregte Frage keineswegs erledigenden Aeußerung ging sie mit stolz erhobenem Haupte in das Speisezimmmer, und ihre Angehörigen folgten ihr in einer einigermaßen gedrückten Stimmung, denn jene Bemerkung konnte sie nicht hoffen lassen, daß Madame Bertha Bauerband, geborene von Wurzer, ihrem Gatten die Erlaubniß geben werde, den schlesischen Edelmann ihr vorzustellen.

Da erinnerte Hermann sich der Aeußerungen Wollheim's über das Geschlecht derer von Wurzer, die schon unter Kaiser Barbarossa gegen die Ungläubigen gekämpft haben sollten, er wiederholte sie und bemerkte mit innerer Befriedigung, daß die umwölkte Stirne seiner stolzen Mutter sich mehr und mehr aufheiterte.

Madame erwiderte, Herr von Wollheim scheine eine sehr gediegene Erziehung genossen und eine weltmännische Bildung sich angeeignet zu haben, wenn ihr Gemahl diesem Herrn die Ehre, ihn in seine Familie einzuführen, erzeigen zu müssen glaube, so werde sie ihn mit allen Rücksichten, die er beanspruchen dürfe, empfangen, und sie sei vollkommen damit einverstanden, wenn ihr Gatte ihn zu einem *Déjeûné à la fourchette* auf den nächsten Tag einladen wolle.

Theodor Bauerband warf seinem Sohne einen dankbaren Blick zu und bat ihn, dem Rittergutsbesitzer die Einladung zu überbringen, dann ging Madame zu einem andern Thema über, über welches sie mit dem Bankier eine lange und ernste Unterredung anknüpfte, während der Eleonore sich mit ihrem Bruder über Herrn von Wollheim unterhielt.

Die Tafel war eben aufgehoben, als ein Diener dem jungen Herrn meldete, Herr Konrad Bauerband lasse ihn um eine kurze Unterredung bitten.

Bei Nennung dieses Namens zog die Stirne der stolzen Dame sich leicht in Falten, und ein zürnender, vorwurfsvoller Blick traf aus ihren kalten, blitzenden Augen den Sohn, der bedauernd die Achseln zuckte und auf diesen Blick erwiderte, er habe keine Ahnung davon, was den Vetter bewege, ihn zu besuchen.

Der Bankier konnte seine Verlegenheit nicht ganz verbergen, er erinnerte sich, daß er selbst Konrad eingeladen hatte, ihn zu besuchen, das aber durfte die stolze

Frau, die mit Geringschätzung auf seine Verwandten hinabsah und nicht gerne an sie erinnert wurde, nicht erfahren.

Er beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Zahnstocher und überließ es seiner Gattin, den Sohn aufzufordern, den jungen Mann unten im Cabinet zu empfangen, bevor derselbe die Unverschämtheit habe, in die Salons der Familie einzutreten.

Hermann ging hinunter, er empfing seinen Vetter in einer sehr frostigen Weise und führte ihn in das Cabinet. Die Vermuthung, daß Konrad komme, um dasselbe zu berichten, was der Rentner Beier ihm schon berichtet hatte, stieg in ihm auf, um so mehr überraschte es ihn, als der Vetter in einem sehr festen und bestimmten, aber nicht unfreundlichen Tone die Frage an ihn richtete, ob er geneigt sei, einen Auftrag Röschen's von ihm zu empfangen.

Konrad blickte sich dabei in dem eleganten Gemach um, als ob er andeuten wolle, die Beziehungen seiner Familie zu der des reichen Bankiers nöthigten ihn zu dieser Einleitung. Dann richtete er die klugen, treuen Augen, in denen kein Falsch war, fest auf ihn, und vor diesem forschenden, durchdringenden Blick senkte Hermann unwillkürlich die Wimpern.

Er sagte ihm, Röschen habe ihn und seine Schwester in das Geheimniß ihres Herzens eingeweiht, und so viele Gründe er auch haben möge, ihr von dieser Verlobung abzurathen, habe er doch keinen einzigen derselben angeführt, weil er die Gewißheit hegen zu dürfen glaube,

daß Rosa in der Verbindung mit Hermann das Glück ihres Lebens zu finden glaube.

Dem Sohne des Bankiers stieg bei dieser Bemerkung das Blut in die Wangen, aber er bezwang sich und lud sogar mit einem freundlichen Lächeln den Vetter ein, Platz zu nehmen, was Konrad ablehnte.

Rosa habe sich bitter beklagt darüber, daß ihr Verlobter nun nichts mehr von sich hören lasse, fuhr er fort, da aber unterbrach Hermann ihn mit der Bemerkung, diese Beschwerde sei ungerecht, er habe am gestrigen Abend seine Braut besuchen wollen, sei aber von ihrem Vater in schnöder, tiefbeleidigender Weise zurückgewiesen worden.

Er würde ihr das geschrieben haben, wenn er nicht durch den Besuch eines Geschäftsfreundes davon abgehalten worden sei, fügte er hinzu; er werde im Laufe des Nachmittags ihr schreiben und sie bitten, ihm die Stunde anzugeben, in der er sie besuchen könne, ohne Gefahr zu laufen, daß er ihrem Vater begegne; daß er jeder Begegnung mit diesem ausweiche, müsse sie begreiflich finden.

Konrad mußte mit dieser Antwort sich begnügen, sie erledigte den Auftrag, den das Prinzeßchen ihm gegeben hatte, aber er wollte diese Gelegenheit benutzen, um den Vetter darauf aufmerksam zu machen, daß Röschen an ihm einen Beschützer ihrer Ehre und ihres Glückes besaß.

Er sagte ihm das in seiner schlichten, anspruchslosen Weise, ohne darauf Rücksicht zu nehmen, ob in dieser Erklärung etwas Verletzendes für den jungen vornehmen

Herrn liegen könne; er forderte von ihm, daß er sein verpfändetes Wort als Mann von Ehre einlöse und Röschen so glücklich mache, wie sie es verdiene, und fragte ihn darauf, wie er es ermöglichen wolle, alle die Hindernisse und Schwierigkeiten zu beseitigen, die jetzt noch zwischen ihm und dem Prinzeßchen hoch aufgethürmt seien.

Hermann wollte darüber ziemlich leicht hinweggehen, aber Konrad verlangte eine befriedigende Antwort, und da diese ihm nicht zu Theil wurde, und die Glattzüngigkeit seines Vetters ihn weder bestechen noch beirren konnte, so nahm er keinen Anstand, ihm zu erklären, daß er jede Unbill, welche dem Prinzeßchen widerfahre, ahnden werde.

Diese Drohung hatte durchaus keine Berechtigung, wenigstens war sie übereilt, aber in seiner erregten Stimmung, welche durch die unwillkürliche Erinnerung an den Alltagsmenschen nur gesteigert wurde, dachte Konrad nur daran, den vornehmen Herrn Vetter in einer Weise zu warnen, die dem Gedächtniß desselben sich unverwischbar einprägen mußte. Das spöttische Lächeln auf den fahlen Lippen des jungen Herrn, die geringschätzende Herablassung, mit der Hermann auf ihn hinabsah, und der kühle, glatte Ton, der den Mann ohne Herz und Gemüth kennzeichnete, – das Alles regte den schlichten, warm denkenden und fühlenden Sohn des Tischlermeisters nur noch mehr auf, er mußte die Unterredung früher, als er es anfangs gewollt hatte, abbrechen, weil er

fühlte, daß er der Gefahr, seine Fassung zu verlieren, in zu hohem Grade ausgesetzt war.

Mit der geschmeidigen Höflichkeit eines in aristokratischen Kreisen erzogenen Weltmannes gab Hermann ihm das Geleite bis zur Thüre, er bedauerte, nicht öfter Gelegenheit zu haben, mit seinem Vetter zusammen zu kommen, und lachte, als hinter diesem Vetter die Thüre in's Schloß gefallen war, mit boshaftem Hohn auf.

»Wir wollen sehen,« sagte er leise mit heiserer Stimme, »den Kampf mit Dir fürchte ich nicht! Wenn der Alte erst beseitigt ist – – ah, der Zufall mischt selbst mit glücklicher Hand die Karten für mich, ich werde das Spiel gewinnen. Das Gefängniß ist besser wie das Irrenhaus, da kann Niemand ihn reclamiren, Niemand gegen das Unrecht, welches ihm geschehen sein soll, protestiren! Röschen steht allein, schutzlos, sie ist in meiner Gewalt!«

Mit boshafter Freude die Hände reibend, wanderte er in dem Cabinet auf und ab.

»Hat der Verdacht einmal Wurzel gefaßt, so werden sich auch Beweise finden,« fuhr er fort, »der Mann wird verhaftet, und dann erst tritt man mit der Behauptung, daß er das Verbrechen im Irrsinn begangen habe, für ihn in die Schranken. Die Geistesstörung wird constatirt und der Irrsinnige in eine Anstalt gebracht – ah – ah, wie seltsam doch manchmal der Zufall einem in die Hände spielt! Röschen hat sich mit ihren Verwandten überworfen, sie wird mir vertrauen, die Warnungen und Drohungen Konrad's brauche ich nicht zu fürchten!«

Der junge Herr blieb am Fenster stehen, blickte lange, in Sinnen verloren, hinaus und trat dann an sein Pult, um der Verlobten einige Zeilen zu schreiben, in denen er ihr die treueste, innigste Liebe heuchelte.

Zweites Kapitel.

Hermann brachte am Abend desselben Tages dem Rittergutsbesitzer die Einladung zum Gabelfrühstück.

Wollheim empfing ihn mit gewinnender Freundlichkeit, er äußerte eine aufrichtige Freude über die Einladung, durch die er sich außerordentlich geehrt zu fühlen schien.

Bald saßen die beiden Herren hinter der Flasche, in vertraulichem Gespräch miteinander begriffen.

Der Gutsbesitzer hatte bereits seine Koffer ausgepackt und sich wohnlich eingerichtet, unter anderen Gegenständen stand auf einem Tisch in der Ecke des Salons auch ein Roulette, und als die Unterhaltung nun in's Stocken gerieth, schlug Hermann seinem Freunde eine Partie vor.

Wollheim gab erst nach einigem Zögern seine Zustimmung, dem Drängen des jungen Herrn setzte er die Erklärung entgegen, daß es nicht rathsam sei, schlummernde Leidenschaften zu wecken.

Was ihn betreffe, fügte er hinzu, so spiele er nur dann, wenn er auf einige Augenblicke seine Geschäftssorgen vergessen und sich zerstreuen wolle, dann aber spiele er hoch, denn für ihn liege der Reiz des Hazardspiels nur in der Höhe der gewonnenen oder verlorenen Summen.

Während er dies in kühlem, gleichgültigem Tone sagte, holte er das Roulette herbei und traf die nöthigen Vorbereitungen zum Beginn des Spiels.

Er erklärte seinem Freunde die verschiedenen Chancen dieses Spiels, forderte ihn auf, versuchsweise zu pointiren, und warf die Kugel in's Rad.

Da dieser erste Versuch zu Gunsten Hermann's ausfiel und der Edelmann, ohne sein Wort zu verlieren, den Verlust auszahlte, so war hierdurch stillschweigend die Uebereinkunft getroffen, daß das Spiel seinen Fortgang nehmen solle.

Im Anfange wurde Hermann vom Glück begünstigt, er wagte immer höhere Sätze; ruhig und heiter, mit der liebenswürdigen Höflichkeit eines vollendeten Weltmannes schob Herr von Wollheim ihm nach jedem Satze den Gewinn zu.

Aber bald wendete sich das Blatt, das Glück ward dem jungen Herrn untreu, der Gewinn floß in die Schatulle des Edelmanns zurück. Und nicht der Gewinn allein, auch manche Banknote aus dem Portefeuille Hermann's dazu. Inzwischen war es zehn Uhr geworden, der junge Herr sah auf seine Uhr und erhob sich.

Er war bleich und verstört, auf seiner Stirne perlten große Schweißtropfen, die Leidenschaften waren gewaltsam aufgerüttelt worden, sie beherrschten ihn schon.

Wollheim äußerte sein Erstaunen darüber, daß Hermann schon so früh ihn verlassen wollte.

»Ich glaube, Sie haben mir heute Morgen nicht die Wahrheit gesagt, als wir über die schöne junge Dame

sprachen, die auf der Promenade uns begegnete,« sagte er, scherzhaft drohend den Finger erhebend. »Nein, nein, vertheidigen Sie sich nicht, ich lese in Ihren Augen, daß mein Vorwurf Sie getroffen hat!«

Es hatte sich allerdings ein Zug der Verlegenheit über das Antlitz des jungen Mannes gebreitet, aber da er im Halbdunkel stand und der Schein der Lampe nicht auf seine Züge fiel, konnte Wollheim unmöglich dies bemerkt haben.

»Ich glaube, die Eifersucht sprach aus Ihnen, als Sie mich vor der Dame warnten,« scherzte der Gutsbesitzer weiter, »ich gebe Ihnen die Versicherung, daß diese Eifersucht jeder Begründung entbehrt.«

Hermann zuckte die Achseln und nahm seinen Hut, er erwiderte in anscheinend gleichgültigem Tone, daß Fräulein Wilde allerdings ihn interessire, er aber keine Lust fühle, sich um ihre Gunst zu bewerben, seitdem er schon einmal mit seiner Werbung abgewiesen worden sei.

Dann nahm er Abschied mit dem Versprechen, den Edelmann am nächsten Morgen zum Frühstück abholen zu wollen. Er hatte den Verlust im Spiel bereits vergessen, der Dämon Eifersucht, der ihn jetzt wieder beherrschte, machte ihn stumpf gegen alle anderen Eindrücke.

Er wollte wissen, wer der Mann war, den er verfolgt hatte, nur Fanny konnte ihm darüber Aufschluß geben.

Er würde schon am Abend vorher zu ihr geeilt sein, wenn er nicht befürchtet hätte, daß die Polizei die Gasse hinter dem Garten Fanny's bewachte, um den Mörder des Nachtwächters zu ermitteln.

Auch heute noch hegte er diese Besorgniß, und er athmete freier auf, als er in der Straße, in welche diese Gasse mündete, keinen Wächter erblickte.

Nicht lange darauf trat er in das Boudoir der schönen Dame. Fanny eilte ihm lebhaft entgegen, aber in der Mitte des Zimmers blieb sie, wie von einem plötzlichen Entschluß geleitet, stehen, und ein Ausdruck der Angst und des Entsetzens breitete sich über ihr erbleichendes Gesicht.

»Hermann, ist Deine Hand rein?« fragte sie mit bebender Stimme. »Sage mir die Wahrheit und blicke mir dabei in's Auge, bist Du unschuldig an dem Verbrechen?«

Der junge Mann trat rasch auf sie zu, eine verzehrende Gluth loderte in seinen Augen.

»Das frage ich Dich!« erwiderte er mit dumpfer Stimme. »Nun mußt Du sprechen, Fanny, Deine Untreue ist erwiesen, Du kannst mir nicht mehr ausweichen.«

Besorgt blickte das Mädchen ihn an, sie ergriff seine Hand und führte ihn zum Divan, hier, im vollen Lichtschein der Lampe, heftete sie ihre dunklen Augen durchdringend auf ihn, als ob sie in die innersten Tiefen seiner Seele eindringen wolle.

»Ich verstehe den Sinn Deiner Worte, nicht,« sagte sie. Mit welchem Recht kannst Du mir Untreue vorwerfen?«

»Ah, Du willst noch immer die Gekränkte spielen?«

»Nein,« ich habe bisher noch nicht gelernt, Komödie zu spielen!«

Das Mädchen warf die Oberlippe trotzig auf, ihre großen Augen sahen ihn entrüstet und vorwurfsvoll an.

Sie war sich der Macht bewußt, die diese Augen auf ihn übten, ihrem Zauber hatte er bisher noch nie widerstehen können, er konnte es auch jetzt nicht.

Aber noch beherrschte ihn der Dämon der Eifersucht, noch horchte er auf die Stimme dieses Dämons, die ihm zuflüsterte, ihre Entrüstung sei nur eine Maske, sie betrüge ihn dennoch.

Grollend berichtete er seine Erlebnisse in jener Nacht, und da er vor ihrem feurigen, durchdringenden Blick die Augen niederschlagen mußte, so entging ihm der triumphirende Zug, der flüchtig und kaum bemerkbar ihre Lippen umspielte, als er ihr mittheilte, daß sein Nebenbuhler den Wächter niedergestoßen habe.

»Und aus diesem Ereigniß kannst Du eine so tiefbeleidigende Anklage gegen mich schmieden?« fragte sie zürnend, als er schwieg.

»Ja, ich finde keine andere Aufklärung,« erwiderte Hermann mit wachsender Erregung. »Ich habe deutlich gehört, daß Franziska den Riegel zurückschob, bevor sie in das Haus zurückkehrte, der Unbekannte wollte zu Dir, der Weg war ihm absichtlich geöffnet.«

Fanny ergriff die Schelle und läutete stürmisch; auch sie war erregt, sie sprang von ihrem Sitze auf und wanderte auf dem weichen Teppich auf und nieder.

»Nun muß es klar werden,« sagte sie, mühsam nach Athem ringend, »eine Liebe ohne Vertrauen – ah – Franziska, Herr Bauerband behauptet, Du habest vorgestern

Abend gleich, nachdem er hinausgegangen sei, den Riegel an der Gartenpforte wieder zurückgeschoben. Sprich, ist das die Wahrheit?«

Sie stand vor dem Mädchen, die blitzenden Augen drohend auf das hübsche Gesicht gerichtet.

»Ich habe es deutlich gehört,« fügte Hermann hinzu.

»Ja – ich weiß nicht –« stotterte Franziska, verlegen an den Bändern ihrer Schürze zupfend, »Herr Bauerband kann es unmöglich gehört haben!

»Ah – Lügen – nur Lügen!« rief der junge Herr erbittert, aber Fanny fiel ihm entrüstet in's Wort und ersuchte ihn in sehr ernstem Tone, sich in ihrer Gegenwart zu mäßigen, zumal das Maß der Beleidigungen bereits voll sei.

»Sage die Wahrheit, Franziska,« wandte sie darauf sich zu der Dienerin, »ich habe Dir strengen Befehl gegeben dafür zu sorgen, daß während der Nacht der Riegel vorgeschoben ist, wie kommst Du dazu, diesen Befehl zu mißachten?«

Das Mädchen schwieg, Verlegenheit, Scham und Verwirrung schienen ihr die Sprache zu rauben.

»Sprich!« forderte Fanny ihre Dienerin nochmals auf.

Franziska warf dem jungen Herrn, der sie unverwandt beobachtete, einen bitterbösen Blick zu.

»Ja, ich hab's gethan,« sagte sie zögernd, »ich habe Ihren Befehl mißachtet und den Riegel zurückgeschoben, im Vertrauen darauf, daß Sie es nicht erfahren würden.«

»Was veranlaßte Dich dazu?« fragte Fanny scharf.

»Mein Geliebter bat mich darum!«

Ein langgedehntes »Aaah« entwand sich der gepreßten Brust des jungen Mannes, er athmete tief auf und schüttelte die Last ab, die mit erdrückender Schwere auf ihm ruhte.

»Dein Geliebter!« fuhr Fanny zornig auf. »Wie darfst Du es wagen, ihn unter meinem Dache zu empfangen, ihn zur Nachtzeit einzulassen und dadurch den guten Ruf Deiner Herrin zu gefährden?«

»Wer ist Ihr Geliebter?« fragte Hermann, der sich inzwischen erhoben hatte und nun auch vor dem Mädchen stand.

»Das ist mein Geheimniß,« erwiderte Franziska schnippisch, »das Fräulein darf mir einen Vorwurf machen, Sie aber haben kein Recht dazu! Pfui, wer wird an den Thüren lauschen? Was würden Sie sagen, wenn ich Ihre Gespräche mit dem Fräulein belauschen wollte?«

»Ich würde dafür sorgen, daß Sie entlassen würden,« sagte Hermann, dem dieser gerechte Vorwurf die Röthe der Scham auf die Wangen trieb.

»Dann wüßte in der nächsten Stunde die ganze Stadt, wer den Schlüssel zur Gartenpforte des Fräuleins besitzt,« gab Franziska mit beißendem Spott zurück.

Fanny warf dem jungen Herrn einen bedeutsamen Blick zu, in welchem er die Bitte las, das Mädchen nicht noch mehr zu reizen.

»Deines offenen Geständnisses wegen will ich Dir verzeihen,« sagte sie, »aber von nun an verbitte ich mir jeden fremden Besuch. Ich will Dir gerne dann und wann

erlauben, ein Stündchen auszugehen, aber hier in meinem Hause dulde ich kein nächtliches Rendezvous. Den Schlüssel zur Gartenpforte, den Dein Geliebter besitzt, wirst Du mir morgen überliefern, und nun geh und hole Wein für uns. – – – Und nun, mein Herr?« wandte sie sich vorwurfsvoll zu Hermann, als Franziska das Zimmer verlassen hatte. »Sind Sie nun überzeugt, daß Ihre Anklage eine kränkende Beleidigung war?«

»Ja, Fanny, ich bin's,« erwiderte Hermann kleinmüthig, »ich bitte um Verzeihung.«

»Die Ihnen so rasch nicht zu Theil werden soll! Wie, Sie, dem ich meine Gunst, mein ganzes Vertrauen geschenkt, dem ich meine Ehre, das Glück meines Lebens anvertraut habe, Sie konnten an der Wahrheit und Innigkeit meiner, Liebe, an meiner Aufrichtigkeit und Treue zweifeln? Ach, das vergesse ich Ihnen so rasch nicht, das ist eine Kränkung, für die Sie büßen sollen!«

Wie strahlend schön sie war in ihrer Erregung! Der glühende Blick Hermann's ruhte bewundernd auf ihr, in seiner Brust loderten die verzehrenden Gluthen der Leidenschaften mit ungefesselter Wildheit.

Er wollte sie in seine Arme schließen sie trat abwehrend zurück, ihre dunklen Augen blickten streng und düster.

»Zur Strafe für Deine Zweifel gestatte ich Dir heute Abend keinen Kuß, keine Liebkosung,« sagte sie im Tone unwiderruflicher Entschlossenheit.

Er bat und flehte wie ein Kind, welches die Ruthe fürchtet, aber sie blieb fest und unerbittlich, sie erlaubte ihm nicht einmal, neben ihr zu sitzen, er mußte ihr gegenüber Platz nehmen.

Sie verstand es, die Leidenschaften zu stacheln und das verzehrende Feuer in der Brust zu schüren, und er hatte keine Ahnung davon, daß das Alles nur eine Komödie war, die sie mit vollendeter Meisterschaft spielte.

»Das Alles hättest Du selbst Dir sagen können, wenn Du nur ruhig und leidenschaftlos darüber nachdenken wolltest,« sagte sie, »aber Dein Mißtrauen macht Dich blind.«

Hermann biß auf die Unterlippe und zog die Stirne in Falten, es ärgerte ihn doch, daß dieses schwache Weib ihn so tief demüthigte und das Sklavenjoch, welches er trug, ihm so fühlbar machte.

»Hättest Du mir den Brief gezeigt, dann wäre das Mißtrauen nicht in meiner Seele erwacht,« erwiderte er mit verhaltenem Groll.

»Das heißt mit anderen Worten, nur Deinen eigenen Augen, nicht meinen Worten traust Du! Ich weiß noch nicht ob ich mich ganz mit Dir aussöhnen werde, Du hast meiner Liebe den Giftbecher gereicht, vergiftete Liebe gebiert oft den Haß!«

»Fanny!« rief der junge Mann bestürzt.

»Ich sage Dir, ich weiß es noch nicht, von Dir allein wird es abhängen ob ich Dir ganz verzeihen kann. Weshalb bist Du gestern Abend nicht gekommen?«

»Ich fürchtete die Gasse werde bewacht, es ist festgestellt, daß der Mörder des Wächters aus dieser Gasse gekommen ist. Der Geliebte Deiner Franziska hat das Verbrechen begangen.«

»Wohl ohne zu wissen, was er that!« warf Fanny mit einer Gleichgültigkeit ein, die den jungen Mann befremdete.

»Aber er hat es gethan –«

»Wirst Du der Behörde die Anzeige machen?« fragte das Mädchen kalt.

»Sind wir nicht verpflichtet dazu?«

»Vielleicht, aber denke gütigst an die Folgen!«

Hermann blickte forschend die Geliebte an, als ob er einen Commentar zu dieser ihm unverständlichen Warnung erwarte. »Folgen für uns?« fragte er.

»Für Dich!« antwortete Fanny, indem sie mit dem Weinglase spielte, welches vor ihr stand. »Wirst Du nicht Dich und mich durch die Anzeige compromittiren? Kannst Du beweisen, daß der Mann, den Du verfolgt hast, den Stoß führte?«

»Ich sah es mit eigenen Augen.«

»Sehr wohl, wie aber nun, wenn der Angeschuldigte den Spieß umkehrt und behauptet, er habe Dich verfolgt und Du seist der Thäter?

Das Mädchen blickte bei dieser Frage den jungen Herrn mit überlegener Miene an, Hermann konnte eine gewisse Bestürzung nicht verhehlen, er mußte sich jetzt sagen, daß es in seinem eigenen Interesse liege, wenn der Schleier auf dem dunklen Geheimniß ruhen bleibe.

Ueberdies war er auch nicht ernstlich gesonnen gewesen, den Geliebten Franziska's zu denunciren, that er es, so schwand der Verdacht gegen den Maler.

»Ueberlaß es ruhig der Behörde, den Thäter zu ermitteln,« nahm Fanny nach einer Pause wieder das Wort, »ich hoffe, der Betreffende wird so klug sein, sich nicht zu verrathen. Würde er verhaftet und der That überführt, so fiele auch auf uns und vorzüglich auf mich ein dunkler Fleck. Hast Du denn keine Ahnung wer der Mann sein könne, den Du in jener Nacht verfolgtest?«

»Nein.«

»Erinnert Dich nichts in der äußeren Erscheinung dieses Mannes an einen Bekannten?«

»Nichts.«

Man hätte glauben können, Fanny athme erst jetzt wieder frei auf, aber das war gewiß nur eine Täuschung, der tiefe Seufzer, der sich ihren Lippen entrang, fand ja eine natürliche Begründung in dem augenblicklich noch gespannten Verhältniß zwischen den Liebenden.

Sie blickte ihn zärtlich an und ein liebreizendes Lächeln umspielte ihre Mundwinkel, aber sie duldete dennoch nicht, daß seine Hand sie berührte.

»So ist es also auch für uns Beide ein dunkles Räthsel,« sagte sie, »wir wollen uns wegen der Lösung desselben den Kopf nicht zerbrechen. Ich könnte Franziska in's Gebet nehmen, aber wozu? Ich habe in Wahrheit kein Interesse daran, den Namen dieses Mannes zu erfahren.«

Sie nahm das Glas und leerte es hastig, Hermann öffnete sein Portefeuille und legte mehrere Banknoten vor sie auf den Tisch.

»Was soll das?« fragte sie befremdet.

»Ich habe Dir versprochen, die Sorgenlast von Dir zu nehmen und Dir die Mittel zur Befriedigung Deiner Gläubiger zu verschaffen, hier sind fünftausend Thaler, reichen sie nicht hin, so sage es ohne Rückhalt.«

Fanny blickte sinnend auf die Scheine, sie schien nicht zu bemerken, daß er trotz ihres Verbotes sich neben ihr aus den Divan niederließ, er wagte es, seinen Arm um ihre Taille zu legen, sie duldete es.

Dann plötzlich, wie aus tiefem Brüten erwachend, schlang sie ihre Arme um seinen Nacken, und ein glühender Kuß belohnte ihn für den Dienst, den er ihr geleistet hatte.

»Du bist doch ein herzensguter Mensch,« sagte sie bewegt, »wie schade, daß Du so wenig Vertrauen hast!«

»Fanny, ich sehe meine Fehler ein und werde mich bemühen, sie abzulegen.«

»Ja, thue das, wenn Du es ernstlich willst, wird es Dir gewiß gelingen!«

»Ich will es!«

Fanny strich mit ihren kleinen Händen durch das Haar des Geliebten und schaute ihm dabei voll und innig in die Augen; er war jetzt wieder ihr Sklave und fester denn zuvor ketteten ihn die Fesseln an sie.

Fesseln, die sie aus seiner Leidenschaft geschmiedet hatte, die so stark und fest waren, daß er unmöglich sie zersprengen konnte.

»Ich nehme das Geld an,« sagte sie, »obgleich ich nicht weiß, ob ich jemals in der glücklichen Lage sein werde, es Dir zurückgeben zu können.«

»Ich schenke es Dir, Fanny.«

»Nein, mein Freund ein solches Geschenk darf ich nur dann annehmen, wenn ich Deine Gattin bin. Es kann sein, daß ich meinen Proceß verliere, dann bleibe ich bis an's Grab Deine Schuldnerin, wenn ich Dein Weib nicht werden darf. Nie werde ich vergessen, daß ich in den Stunden der Noth an Dir einen edelherzigen Freund fand.«

Sie zog ihn an ihre wogende Brust und küßte ihn, fieberhaft pochten seine Pulse, wie flüssiges Feuer rollte das Blut durch seine Adern.

Aber im nächsten Augenblick entwand sie sich seinen Armen, und ihr silberhelles Lachen ließ ihn erkennen, daß er ein außerordentlich komisches, verdutztes Gesicht machte.

»Das war der letzte Kuß, den Du heute Abend von mir empfangen hast,« sagte sie heiter, »Strafe muß sein, so rasch darf ich Dir nicht verzeihen. Wer war der elegante Herr, der Dich heute Morgen begleitete?«

Ueber das Gesicht Hermann's glitt ein düsterer Schatten, er blickte forschend das Mädchen an, aber er fand in ihrem Antlitz keinen Zug, der seinem wieder erwachenden Mißtrauen eine Stütze bieten konnte.

»Ein Fremder,« erwiderte er, und seine Stimme klang, ohne daß er es wußte und wollte, hart und unfreundlich.

»Bitte, erzähle mir von ihm,« fuhr Fanny fort, »die aristokratische Erscheinung dieses Herrn –«

»Was kümmert er Dich?«

»Ah, bist Du schon wieder eifersüchtig?« scherzte das Mädchen so unbefangen, daß er sich vor ihr beschämt fühlte. »Du wolltest Deine Fehler ablegen, Geliebter, mir scheint, Du hast nicht die Kraft, diesen Vorsatz auszuführen. Wenn ein Mann durch sein Auftreten, seine Kleidung, überhaupt seine äußere Erscheinung mir Interesse einflößt, so wirst Du mir nicht verwerten können, daß ich mich nach dem Namen und den Verhältnissen dieses Herrn erkundige; zwischen dem der Neugier entsprungenen Interesse und einem wärmeren Gefühl liegt eine weite und tiefe Kluft.«

»Ueber die rasch eine Brücke gebaut werden kann!« sagte Hermann, die Brauen finster zusammenziehend.

»Ah – ist das Dein Vertrauen, welches Du soeben noch mir zugesichert hast?«

Zürnend hatte das Mädchen sich erhoben, er wollte sie auf ihren Sitz zurückziehen, aber sie entschlüpfte ihm und stand nun in der Mitte des eleganten Gemaches mit trotzig, fast herausfordernd zurückgeworfenem Haupte.

»Ich will nicht, daß Du Dich für Andere interessirst,« sagte er heftig erregt, »Dein ganzes Denken und Empfinden soll mir allein angehören!«

Ein spöttischer Zug umzuckte ihre Lippen.

»Ich habe mein ganzes Sein freiwillig Dir zu eigen gegeben,« erwiderte sie, »aber ich ernte keinen Dank dafür. Du willst mich tyrannisiren, über mich herrschen –«

»Fanny, ich will nur Deine Liebe ungetheilt!« rief der junge Mann, bestürzt durch diesen leidenschaftlichen Ausbruch, der nur zu sehr geeignet war, ihm ernste Besorgnisse einzuflößen. »Welchen Werth kann es für Dich haben, wenn ich Dir über die Verhältnisse des fremden Herrn Aufschluß gebe?«

»Keinen, auf den ich irgend welches Gewicht lege, Du würdest nur meine Neugier befriedigen.«

»Wünschest Du es noch?«

»Gewiß!«

»Nun wohl, dieser Herr ist ein Geschäftsfreund, ein adliger Rittergutsbesitzer.«

Fanny hatte sich langsam dem Tisch wieder genähert.

»Was will er hier?« fragte sie.

»Ich weiß es nicht.«

»Ist er in Deine Familie eingeführt?«

»Noch nicht, aber er hat eine Einladung für morgen erhalten.«

»Deine Schwester ist noch nicht verlobt?«

Das war eine sonderbare Frage, sie mußte den jungen Mann befremden.

»Ich meine nur, in diesem Falle liegt die Möglichkeit nahe, daß der adlige Rittergutsbesitzer sie heimführen werde,« fügte das Mädchen nach einer kurzen Pause heiter und unbefangen hinzu.

»Gewiß, das wäre möglich!« nickte Hermann.

»Deine Familie würde gegen diese Verbindung nichts einzuwenden finden?«

»Ich wüßte nicht, was!«

»Für uns aber wäre sie ein neues Hinderniß. Man sagt, Deine Mutter sei eine stolze Dame!«

»Sie ist es, aber wenn wir ernstlich erklären, daß wir nicht von einander lassen werden –«

»Sprechen wir heute nicht davon fiel Fanny ihm in's Wort, indem sie ihre Hand auf die Stirne legte, als ob sie Kopfweh empfinde, »es ist früh genug, den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen, wenn die Stürme nahen. Wenn dieser adlige Herr in enge Verbindung mit Deiner Familie treten will, dann unterstütze ihn und ebne ihm die Bahn, so wirst Du später auch an ihm einen Freund finden.«

Hermann versprach diesen Rath zu befolgen, er mußte die Vortrefflichkeit desselben anerkennen. Dann bat er das Mädchen, an seiner Seite wieder Platz zu nehmen, und als sie die Erfüllung dieser Bitte ablehnte, erhob er sich, um sie zum Divan zu führen.

Sie trat rasch zurück und warf einen Blick auf die Uhr.

»Geliebter, es ist spät geworden,« sagte sie, »ich fühle mich ermüdet, darf ich Dich bitten, mich zu verlassen?«

Der leidende Ausdruck ihres schönen Gesichts bestätigte das Bedürfniß der Ruhe; wenn auch mit innerem Widerstreben nahm Hermann dennoch gleich darauf seinen Hut, um ihren Wunsch zu erfüllen.

Er konnte nicht versprechen, ob er am nächsten Abend wiederkommen würde, aber er äußerte die Hoffnung,

sie auf dem Spaziergange zu sehen, hinzufügend, daß er kommen werde, sobald Zeit und Umstände es ihm erlaubten. Franziska begleitete ihn hinaus, schon hatte Hermann den Garten erreicht, als er sich seiner Befürchtung, daß die Gasse bewacht werden könne, wieder erinnerte.

Er bat die Dienerin, ihm die Hausthüre zu öffnen, Franziska mußte die Gründe, die er dafür anführte, als triftig anerkennen, sie erfüllte seine Bitte, nachdem sie vorher sich überzeugt hatte, daß kein Wächter in der Nähe war.

Hermann trat rasch auf die Straße hinaus, er verließ das Haus in heiterer Stimmung, durfte er doch jetzt von der Treue seiner Geliebten überzeugt sein.

Sie hatte das Geld angenommen, nun war sie an ihn gekettet, nun mußte sie ihm die Treue bewahren und allen seinen Wünschen mit freudiger Hingebung entgegenkommen. Jetzt blühte diese schöne, entzückende Blume nur für ihn, Geduld, der Augenblick war nahe, in dem er sie pflücken durfte.

Und dann? Bah, sie war eine schutz- und hülflose Fremde in dieser Stadt, sie konnte nicht auftreten gegen ihn, den Sohn des reichen, angesehenen Bürgers.

Wenn die Blume den Reiz für ihn verloren hatte, dann warf er sie fort, was lag ihm daran, ob sie im Staube liegen blieb und von rohen Füßen zertreten wurde, oder ob ein Anderer sich ihrer erbarmte und sie aufhob.

Sein Gold entschädigte sie ja reich für das, was sie ihm opferte, in dem Augenblick, in welchem sie sein Gold annahm, verkaufte sie sich ihm.

Auch an Röschen dachte der Wüstling, nachdem er sich mit dem Bilde Fanny's lange genug beschäftigt hatte.

Wenn er nur gewußt hätte, durch welche Mittel er den Verdacht gegen ihren Vater bestätigen könnte!

Der grobe, reizbare Mann mußte beseitigt werden, ihm wollte Hermann nicht wieder begegnen, die Erinnerung an die erste Begegnung trieb ihm noch jetzt die Galle in's Blut. Er dachte über eine befriedigende Antwort auf diese Frage nach, als ein Herr rasch an ihm vorbeischritt.

Unwillkürlich blieb der junge Mann stehen, die hohe, stattliche Gestalt erinnerte ihn an den Rittergutsbesitzer.

Er blickte ihm lange nach, dann folgte er ihm, wie von einer inneren Gewalt dazu getrieben.

Ja, es war die Gestalt, der Gang und die Haltung Wollheim's, aber Hermann konnte dennoch nicht glauben, daß dieser in einen weiten Mantel gehüllte Mann der Rittergutsbesitzer sei.

Er hatte ihn im Gasthofe verlassen, er erinnerte sich, daß der Edelmann beim Abschied äußerte, er wolle noch einige Briefe schreiben und dann zu Bette gehen. Was auch hätte ihn veranlassen können, so spät noch auszugehen?

Es war nahe an Mitternacht, nur hie und da noch eine von der unteren Volksklasse besuchte Schenke offen,

– nein, dieser Mann konnte nicht der Rittergutsbesitzer sein!

Und doch, so oft Hermann den Blick auf ihn richtete, stiegen neue Zweifel in ihm auf, die Gestalt hatte zu große Aehnlichkeit mit der Figur des Edelmannes, die zu betrachten dem jungen Manne während des heutigen Spazierganges hinreichend Gelegenheit geboten worden war.

Jetzt hatte der Unbekannte die Gasse erreicht, welche hinter dem Garten Fanny's lag, im Augenblick darauf war er verschwunden.

Hermann beschleunigte seine Schritte, der Gedanke, daß Fanny ihn dennoch betrüge, durchkreuzte sein Hirn und trieb ihm den Schweiß vor die Stirne.

Er eilte in die finstere Gasse hinein, der Fremde war verschwunden wie ein Gespenst, keine Spur von ihm zu erblicken.

Der junge Mann biß die Zähne aufeinander, daß sie knirschten. Was sollte er nun thun? Warten, bis der Fremde zurückkehrte? Er konnte ja nicht wissen, ob Franziska nicht auch ihn durch die Hausthür hinausließ, überdies war es gefährlich, auf diesem Schauplatz eines noch ungelösten Verbrechens lange zu weilen.

Konnte dieser Unbekannte nicht der Geliebte Franziska's gewesen sein?

War es nicht lächerlich, glauben zu wollen, der Rittergutsbesitzer habe schon am ersten Tage seiner Ankunft Gelegenheit gefunden, in solche vertrauliche Beziehungen zu Fanny zu treten?

Und war es denn endlich eine ganz unzweifelhafte Thatsache, daß der Fremde gerade hinter dieser Gartenpforte verschwunden sein mußte?

Der junge Mann schalt sich selbst einen Thoren, seine Eifersucht hatte keine Berechtigung, er war ein Narr, daß er sich von diesem bösen Dämon so sehr beherrschen und jede Freude verbittern ließ.

Nein, er wollte auf die Treue Fanny's vertrauen, ihre schönen Augen konnten ihn nicht betrügen, und in ihnen hatte er nur innige, hingebende Liebe gefunden, so oft es ihm vergönnt gewesen war recht tief in ihre unergründlichen Tiefen hineinzuschauen.

Er trat beruhigt den Heimweg an, ohne jetzt nur noch eine Ahnung davon zu haben, wie sehr er betrogen würde, er, der Fanny betrügen wollte und seinen Plan mit außerordentlicher Schlauheit entworfen zu haben glaubte.

Er hatte das Mädchen kaum verlassen, als der Ausdruck ihres Gesichts sich änderte, ein höhnischer Zug scheuchte das liebreizende Lächeln von ihren Lippen, Spott und Verachtung blickten aus ihren dunklen Augen, in denen die Habsucht jäh aufflammte, als ihr Blick auf die Banknoten fiel.

Hastig legte sie die Scheine zusammen, die sie gleich darauf in eine versteckte Schublade ihres Schreibtisches warf, dann schritt sie bis zur Rückkehr Franziska's auf und nieder, offenbar um die Erregung zu bemeistern, die sich ihrer bemächtigt hatte.

Als Franziska eintrat, blieb Fanny stehen, den Blick fragend auf sie gerichtet.

»Wird er kommen?«

»Ich glaube es,« sagte Franziska ruhig, »ich habe selbst ihm den Schlüssel gegeben, er ist mir gefolgt, um den Weg kennen zu lernen.«

»Gegen Mitternacht?«

»Ja, so lautete die Absprache.«

Fanny blickte auf die Uhr.

»So hätten wir noch eine halbe Stunde Zeit,« sagte sie, »es ist erst halb Zwölf. Ich danke Dir, Du hast diesem eifersüchtigen Narr eine feine Nase gedreht und mich aus einer Verlegenheit befreit, die sehr unangenehme Folgen für mich hätte haben können.«

»Ich mußte diese Folgen auf mich nehmen,« erwiderte Franziska pikirt, mit einem schmollenden Zug in dem frischen, blühenden Gesicht, »meinem guten Ruf hat die Lüge –«

»Mein liebes Kind, dafür habe ich Dich ja,« scherzte Fanny, während sie an ihren Schreibtisch trat und eine Schublade öffnete. »Hier, lege das Pflaster auf die Wunde, dann wird sie hoffentlich nicht mehr schmerzen.«

Noch immer schmollend ließ Franziska das Goldstück in ihre Tasche gleiten.

»Wer hätte auch ahnen können, daß er horchen würde!« sagte sie, ärgerlich das Köpfchen schüttelnd. »Ist Ihnen der Zusammenhang der Sache klar?«

»Vollkommen!«

»Und was gedenken Sie nun zu thun?«

»O, ich freue mich ganz unbändig über den Vorfall!« rief die junge Dame lachend.

»Sie freuen sich?« fragte Franziska entsetzt. »Wissen Sie denn auch Alles, was vorgefallen ist?«

»Natürlich!«

»Ein Nachtwächter ist in der Straße hinter unserm Hause ermordet gefunden worden.«

»Das wußten wir gestern schon!«

»Wissen Sie nun, wer die That begangen hat?«

Fanny war plötzlich ernst geworden, ihr Blick nahm einen kalten, forschenden Ausdruck an.

»Ja, ich weiß es,« sagte sie mit gedämpfter Stimme, »er, den dieser eifersüchtige Geck verfolgte, hat es gethan, und eben das freut mich, daß er nun mit unauflöslichen Banden an mich gefesselt ist.«

»Und was gewinnen Sie dadurch?« fragte Franziska mit scharfer Betonung.

»Die Treue eines Mannes, den ich glühend liebe!«

Das Mädchen zuckte die Achseln.

»Ich begreife nicht, daß Sie ihn lieben können,« sagte sie, und der Ton, den sie anschlug, ließ erkennen, daß sie nicht nur das volle Vertrauen ihrer Herrin, sondern auch in gewisser Beziehung einige Gewalt über sie besaß, die nur auf die Kenntniß gefährlicher Geheimnisse sich stützen konnte. »Aber Sie sagen es, und so muß es wohl wahr sein. Wer ist er? Was hat er?«

»Er ist ein Mann fiel Fanny ihr leichtfertig in die Rede. »Und hat er augenblicklich noch nichts, so wird er sich doch etwas erwerben. Ich will, daß er mich begleite auf

der Bahn, die ich mir vorgezeichnet habe, wir werden auf dieser Bahn die Freuden des Lebens genießen, ohne uns um die Wolken zu kümmern, die über uns hinwegziehen! Jetzt ist er an mich gekettet, ein Wort von mir öffnet ihm das Gefängniß, jetzt muß er sich von mir leiten lassen, mir folgen, wohin ich ihn führen will. – Ah, ich habe meinen Plan entworfen,« fuhr sie mit heiterem Lächeln fort, während sie ihre goldene Uhrkette nachlässig an dem kleinen Zeigefinger auf und wieder abwickelte, »jetzt kann er ihn nicht mehr durchkreuzen. Ich werde ihm reinen Wein einschenken, er muß meine Pläne genehmigen, seine Eifersucht meinem Willen unterordnen. Thut er es nicht, dann lasse ich ihn fallen; aber er wird es thun, wenn ich ihm das Schwert zeige, welches am seidnen Faden über seinem Haupte hängt. Er muß zu dem Spiel mit dem Sohne des reichen Bankiers schweigen, ist das Spiel zu Ende, dann werden die Koffer gepackt, alsdann ist für uns keines Bleibens mehr hier. Aber vor der Abreise zwinge ich ihn, unsere Taschen zu füllen, durch dieses zweite Verbrechen kette ich ihn noch fester an mich.«

»Und dann?« fragte Franziska spöttisch.

»Dann tauchen wir vielleicht in London oder Paris wieder auf.«

»Wenn wir nicht auf der Flucht eingeholt und zurückgebracht werden.«

»Bah, ich werde schon Mittel und Wege finden, dieser Gefahr vorzubeugen. Vielleicht auch heirathe ich ihn –«

»Fräulein, das kann Ihr Ernst nicht sein!« rief Franziska bestürzt.

Fanny lachte, es lag ein seltsames Gemisch von Bosheit, Selbstbewußtsein und übersprudelnder Freude in diesem Lachen, welches sogar auf die Dienerin, die es gewiß oft aus diesem schönen Munde gehört hatte, einen unangenehmen Eindruck machte.

»Nein, es ist auch nicht mein Ernst!« sagte sie. »Ich habe keine Lust, mich zu binden, ich will herrschen.«

»Und doch sind Sie schon seine Sklavin!«

»Du behauptest das jedesmal, so oft eine Gelegenheit dazu sich Dir bietet und jedesmal habe ich Dir gesagt, diese Behauptung entbehre jeder Begründung. Wir wollen es nicht weiter erörtern, die Viertelstunde bis Mitternacht muß anders benutzt werden. Er ist gestern Abend nicht gekommen, wahrscheinlich hat die Angst ihn abgehalten. Ich erwartete ihn auch heute Abend vergeblich, es ist Zeit, daß er erfährt welche Macht ich über ihn gewonnen habe. Du wirst ihm schreiben.«

»Ich?« fragte Franziska befremdet.

»Allerdings, nimm die Lampe und setze Dich an den Schreibtisch. Man kann nicht wissen, in welche Hände der Zufall ein Blatt Papier führt, meine Handschrift könnte dem Betreffenden bekannt sein, dann wäre das ganze Spiel verdorben. Deshalb schreibe Du. Vorsicht ist immer besser, als Nachsicht.«

Franziska ließ kopfschüttelnd sich auf dem Stuhle vor dem eleganten Schreibtisch nieder, Fanny wählte selbst

den Briefbogen und das Couvert, legte beides vor das Mädchen hin und dictirte:

»Wenn Geheimnisse verborgen bleiben sollen, so darf man die, welche sie kennen, nicht vernachlässigen. Nicht Worte, sondern Thaten beweisen die Liebe; – die zartfühlende Rücksicht auf den guten Ruf einer Dame, welche Sie liebt, hat Sie zu einer übereilten That verleitet, welche die Liebe nicht erschüttern, sondern nur befestigen kann. Sie werden längst mit Sehnsucht erwartet, weshalb kommen Sie nicht? Verschmähen Sie den Dank eines liebenden Herzens? Verschmähte Liebe zeugt den Haß und der Haß zieht schonungslos von jedem Geheimniß den Schleier, welches die Liebe mit unverbrüchlichem Schweigen bewahrt. Kommen Sie und säumen Sie nicht länger, die Zweifel zu beseitigen, welche Ihnen gefährlich werden könnten.«

»Das ist genug,« sagte Fanny, leicht mit dem schönen Kopfe nickend, während ihr Blick sinnend auf der noch nassen Schrift ruhte.

»Ohne Unterschrift?« fragte Franziska.

»Natürlich! Denkst Du, ich werde mich so leichtfertig der Gefahr aussetzen, mich zu compromittiren? Es ist auch nicht nöthig, daß Du seinen Namen auf das Couvert schreibst, bring ihm den Brief hin, oder erwarte ihn, wenn er zum Mittagessen heimgeht, auf der Straße. Ich überlasse es Dir, auf welchem Wege Du ihn in den Besitz des Briefes bringen willst, sorge nur, daß kein unberufenes Auge Dich dabei ertappt.«

Franziska faltete gedankenvoll das Billet und schob es in das Couvert, dann steckte sie den Brief in ihre Tasche.

»Ich werde es in der einen oder andern Weise ermöglichen,« sagte sie, während sie die Lampe wieder auf den Tisch trug. »Aber wenn er trotz dieser Aufforderung nicht kommt?«

»Er wird kommen!« erwiderte Fanny mit der Ruhe der Ueberzeugung. »Horch – wurde nicht unten die Thüre geschlossen? Er ist's, ah! er war stets pünktlich, geh mit dem Licht hinaus, um ihn zu empfangen, er wird im Dunkeln den ihm unbekannten Weg nicht finden.«

Fanny nahm die Lampe und ging hinaus, als sie gleich darauf in das Boudoir zurückkehrte, begleitete sie der Herr im Mantel, den Hermann kurz vorher verfolgt hatte.

Drittes Kapitel.

Es konnte auffallend erscheinen, daß in der Stadt nicht über die Verbrechen gesprochen wurde, welche der Maler Hugo Bauerband begangen haben sollte, umsomehr, als man sich mit diesem excentrischen, von den Todten auferstandenen Manne fast in allen Kreisen beschäftigte.

Aber es war eben nicht bekannt, welcher furchtbare Verdacht auf ihm ruhte, und er selbst hatte am wenigsten eine Ahnung davon.

Es lag im Interesse der Behörde, diesen Verdacht geheim zu halten und ganz im Stillen den Maler beobachten zu lassen, und hätte Beier nicht durch einen besondern Zufall die Aussage des Wächters erfahren, der

den Maler zur Zeit des Verbrechens auf dem Schauplatze der That gesehen haben wollte, wäre er nicht zufällig in demselben Augenblicke in das Haus des Juweliers gekommen, in welchem dieser seine Brillanten vermißte, so würde auch er von diesen geheimen Anschuldigungen keine Ahnung gehabt haben.

Es fiel ihm allerdings schwer, seiner Gewohnheit zuwider zu schweigen, aber sein Sohn, der Referendar, hatte ihm im Namen der Untersuchungsbehörde das strengste Schweigen anbefohlen, überdies glaubte er auch auf seine freundschaftlichen Beziehungen zu der Familie des Malers Rücksicht nehmen zu müssen.

Die Einzigen, welche aus seinem Munde den Verdacht gegen Hugo Bauerband erfuhren, waren Rudolf und Hermann, die beiden Neffen des Malers.

Rudolf, der an diesem Morgen seine durch die kurze Krankheit unterbrochene Arbeit wieder aufgenommen hatte, schien nicht den Muth zu besitzen, seinen Oheim zu warnen, er sprach auch im Kreise seiner Familie nicht über das, was der Rentner ihm mitgetheilt hatte, aber seinem Prinzipal gegenüber gab er die Möglichkeit zu, daß der Maler den Diebstahl begangen haben könne.

Dadurch begünstigte er, ohne es zu wissen und zu wollen, die Hoffnungen, welche Hermann auf den Verdacht gegen seinen Oheim baute.

Auch dieser sprach mit seinem Vater nicht darüber, obgleich der Bankier im Laufe des Vormittags die Rede auf den irrsinnigen Bruder brachte, er wollte die kommenden Dinge ruhig erwarten, es mußte sich ja in den ersten

Tagen entscheiden, ob der Verdacht einen sichern Haltpunkt fand oder nicht.

Als die Frühstücksstunde nahe war, ging der junge Herr aus, um den Rittergutsbesitzer abzuholen.

Er fand ihn in der heitersten Laune; Herr von Wollheim äußerte wiederholt seine Freude und seinen Dank über die Ehre, die man ihm durch die liebenswürdige Einladung erzeigt habe, erzählte einige Unannehmlichkeiten, die er mit den trägen und vergeßlichen Kellnern gehabt hatte, und traf dazwischen seine Vorbereitungen, um den Freund zu begleiten.

Als er, dem jungen Herrn den Rücken zuwendend, vor dem Spiegel stand, um die letzte ordnende Hand an seine Toilette zu legen, stieg unwillkürlich in der Seele Hermann's wieder der Argwohn auf, daß Wollheim dennoch der Herr im Mantel gewesen sein könne, den er in der vergangenen Nacht verfolgt hatte.

Er wollte sich darüber Gewißheit verschaffen. Den Blick forschend auf ihn gerichtet, warf er plötzlich die Frage hin, wie Herr von Wollheim am gestrigen Abend sich amüsirt habe.

»Ganz vortrefflich, mein Freund,« erwiderte der Edelmann in demselben gleichgültigen Tone, den Hermann angeschlagen hatte. »Sie wissen es ja.«

»Ich verließ Sie schon um zehn Uhr,« sagte der junge Mann, ihm näher tretend, »Sie haben darauf draußen noch Zerstreuung gesucht. Ich begegnete Ihnen kurz vor Mitternacht, wären Sie nicht so sehr eilig gewesen, würde ich Sie angesprochen haben.«

Herr von Wollheim nahm seine Glacéhandschuhe vom Tische und zog sie mit der Behutsamkeit, welche dieses Geschäft erfordert, an, kein Zug in seinem heitern Antlitz verrieth unangenehme Ueberraschung.

»Das muß ein Irrthum sein, lieber Freund,« entgegnete er ruhig, indeß er lächelnd den jungen Mann anblickte. »Wann wollen Sie mir begegnet sein?«

»Kurz vor Mitternacht.«

»Das war die Zeit, in der ich zu Bett ging; ich hatte vorher einige Briefe an meine Verwalter und Bankhäuser geschrieben, denen ich ja anzeigen mußte, daß ich hier eingetroffen sei. Es ist in der That seltsam, ich habe schon in mehreren Städten einen Doppelgänger gefunden, wie es scheint, besitze ich auch hier ein *alter ego*, – bitte, sollte es Ihnen wieder begegnen, so reden Sie es an, es wäre mir interessant zu erfahren, welche Stellung der Betreffende in der Gesellschaft einnimmt.«

Nachdem der Edelmann dies gesagt hatte, lachte er recht herzlich, der Verdacht Hermann's war entwaffnet.

Er schämte sich, ihm zu sagen, daß er diesen Doppelgänger verfolgt habe, diese Mittheilung mußte ja auf ihn den Verdacht einer aus niedrigen Absichten entsprungenen Spionage werfen, er sagte ihm nur, er sei stehen geblieben, um dem Herrn nachzublicken, in Zweifel darüber, ob er ihn anrufen solle oder nicht, in Gestalt, Gang und Haltung habe der Betreffende eine überraschende Aehnlichkeit mit Herrn von Wollheim gehabt.

Der Rittergutsbesitzer trat, noch immer lachend, an's Fenster und sah nach dem Wetter, dann nahm er einen Regenschirm und seinen Hut.

»Um so größer wäre für Sie die Ueberraschung gewesen, wenn Sie ihn angeredet und sich einem Fremden gegenüber gesehen hätten,« sagte er, »es ist keine angenehme Ueberraschung, in der Regel macht man sich in solchen Fällen dadurch, daß man in der Verwirrung unzusammenhängende Worte stottert, lächerlich. Nein, mein Freund, ich liebe es nicht, spät in der Nacht auszugehen, da ziehe ich es vor, mit einem Freunde in meinem Zimmer zu sitzen, sei es im vertraulichen Gespräch oder beim Roulette. Was auch hätte mich bewegen können, so spät noch den Gasthof zu verlassen? Ich kenne außer Ihnen Niemand in dieser Stadt, und in den Weinschenken sitze ich nicht gerne, man weiß nicht, in welcher Gesellschaft man sich in solchen Häusern befindet.«

Die Beiden waren, während Wollheim dies sagte, die Treppe hinuntergestiegen, der Edelmann brach jetzt dieses Thema ab, und Hermann fand kein Interesse daran, den abgebrochenen Faden wieder anzuknüpfen.

Sie hatten bald das Haus des Bankier erreicht, Hermann führte den Gast in den Empfangssalon, in welchem Theodor Bauerband ihn schon erwartete.

Der alte Herr zeigte sich sehr erfreut darüber, daß Herr von Wollheim ihm die Ehre eines freundschaftlichen Besuchs schenkte, dann erschienen die Damen, denen Hermann mit stolzer Genugthuung seinen Freund vorstellte.

Der Rittergutsbesitzer schien überrascht zu sein von der Schönheit Eleonore's, er widmete ihr vorzugsweise seine Aufmerksamkeit, ohne dabei die Rücksichten zu vergessen, die er als Gast der Dame des Hauses schuldete.

Er entfaltete eine bestechende Liebenswürdigkeit, er lobte die Einrichtung des Salons, bewunderte den feinen, künstlerischen Geschmack, der in ihr sich documentirte, sagte der Hausfrau die zartesten Artigkeiten und ließ dabei die Augen oft verstohlen auf dem schönen Mädchen ruhen.

Dann erzählte er von seinen Reisen in sehr interessanter Weise, flocht einzelne Schilderungen seiner vielen Güter, wie auch der Natur und Sitten in seiner Heimath ein, und ließ hie und da einen Wink fallen, daß er hoffe, den Bankier für die geschäftlichen Unternehmungen zu gewinnen, welche ihn in diese Stadt geführt hatten.

So wußte er nach allen Seiten hin blendende Strahlen seiner Liebenswürdigkeit zu werfen, welches einen angenehmen, ihm günstigen Eindruck machen mußten, aber trotz alledem gelang es ihm nicht, auf die Lippen der stolzen Dame des Hauses ein freundliches Lächeln zu zaubern.

Madame war sehr ernst und schweigsam, die Artigkeiten, welche er ihr sagte, nahm sie an, wie eine Huldigung, die sie mit vollem Rechte fordern durfte, aber nur sehr selten richtete sie ein Wort an ihn, und ein scharfer Beobachter hätte oft einen sarkastischen Zug in ihrem kalten, stolzen Antlitz bemerken können.

Es war offenbar, daß Herr von Wollheim nicht den günstigen Eindruck auf sie machte, dem der Bankier, Hermann und Eleonore sich nicht entziehen konnten, aber der Rittergutsbesitzer schien dies nicht zu bemerken, wenigstens wurden seine Heiterkeit und Liebenswürdigkeit nicht getrübt durch den Ernst und die Schweigsamkeit der Dame, die ihm gewissermaßen zeigen zu wollen schien, daß sie nicht als Madame Bauerband, sondern als geborne von Wurzer ihm gegenübersitze.

Um so schärfer trat in dem kleinen Kreise die freudig erregte Stimmung Eleonore's hervor.

Sie hatte unzählige Fragen an den Gast zu richten, ihre großen, strahlenden Augen hingen oft wie gebannt an ihm, und wenn in solchen Momenten sein Blick dem ihrigen begegnete, überzog die Röthe augenblicklicher Verwirrung ihr feines Gesicht bis zu den Schläfen.

Die Stunde war rasch verstrichen, Madame gab ihrer Tochter einen Wink, die Damen erhoben sich und zogen sich zurück.

Wollheim verabschiedete sich von Eleonore mit einem sehr bedeutsamen Blicke, von der Mutter mit artigen Dankesworten für die ihm erzeigte Ehre.

Der Bankier wurde abgerufen, ein auswärtiger Geschäftsfreund ließ ihn um eine Unterredung bitten, Herr von Wollheim blieb mit Hermann allein im Salon zurück.

Der Edelmann war lange in tiefem Nachdenken versunken, dann, wie aus einem schweren Traume erwachend, sprach er von den Freuden des Familienlebens,

von der Traulichkeit eines häuslichen Kreises und der Seligkeit, die in dem Bewußtsein liege, ein liebendes und geliebtes Wesen sein eigen nennen zu dürfen.

Er äußerte sein tiefes Bedauern darüber, daß er auf diese Freuden verzichten müsse, sprach aber dabei die Hoffnung aus, daß sie dereinst wohl auch ihm zu Theil würden, wenn er das Wesen gefunden habe, welches bestimmt sei, ihn auf seiner ferneren Wallfahrt durch das Leben zu begleiten.

Dann pries er die Schönheit Eleonore's, nicht die äußere allein, sondern auch die innere, die er mit seinem scharfen Blick schon in sich aufgenommen hatte.

Hermann war über dieses Lob entzückt, er erinnerte sich des Rathes, den Fanny ihm gegeben hatte, und beschloß ihn zu befolgen.

In zarter und feinfühlender Weise schilderte er den bisherigen Lebenslauf seiner Schwester, ihr tiefes, weiches Gemüth, ihr edles Herz und die Reinheit ihrer Gesinnungen, er sprach von ihren Siegen im Ballsaale, von dem Adel ihres Charakters, von ihrer oft geäußerten Sehnsucht, die Welt zu durchreisen, und fand an dem Edelmann einen eben so aufmerksamen als dankbaren Zuhörer.

Der Bankier kehrte zurück, als Herr von Wollheim bereits im Begriff stand, sich zu entfernen, er bat ihn, nun recht oft ihm die Ehre seines Besuches zu erzeigen, und geleitete ihn unter nichtssagenden Complimenten und Verbeugungen bis zur Treppe, hier seinem Sohne überlassend, dem Gaste das fernere Geleit zu geben.

»Das war ein sehr vergnügter Morgen, ja, ich darf sagen, einer der schönsten Morgen meines bisherigen Lebens,« nahm der Edelmann beim Abschied das Wort, indem er dem jungen Herrn die Hand bot. »Ich danke Ihnen und Ihrer Familie von Herzen dafür.«

»Wenn Sie in Wahrheit uns dafür Dank zu schulden glauben, so werden Sie Ihren Dank am besten dadurch beweisen, daß Sie uns nun recht häufig die Ehre erzeigen,« erwiderte Hermann.

Wollheim blickte ihn gedankenvoll an, es schien, als wolle er in dem Antlitz des jungen Mannes lesen, ob diese Einladung aus einem aufrichtigen Freundesherzen kam und nicht blos eine leere Phrase der Höflichkeit war.

»Glauben Sie, daß Ihre Damen mit dieser Einladung einverstanden sind?« fragte er in zweifelndem Tone.

»O, gewiß –«

»Bitte, gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg, ich habe Ihnen schon gestern gesagt, daß ich nicht gerne als Eindringling erscheinen möchte. Und doch,« fügte er mit wehmüthigem Ernst hinzu, »wäre es für mich ein erhebendes, beseligendes Gefühl, wenn ich von Ihrer freundlichen Einladung recht, recht oft Gebrauch machen dürfte.«

Er schüttelte mit einer traurigen Miene leicht das Haupt und näherte sich langsam der Hausthüre.

»Ich werde Ihnen diese Gewißheit bringen,« sagte Hermann, der sich bei dem Gedanken an eine Verschwägerung mit diesem Herrn eines stolzen Gefühls nicht erwehren konnte.

»Ja, thun Sie das,« bat Wollheim, »Sie werden mich unendlich dadurch verpflichten. Ich habe wohl heute Abend das Vergnügen, Sie bei mir zu sehen?«

»Ich werde mir die Ehre geben!«

»Ohne Complimente, wenn ich bitten darf! Wir sind Freunde, gestatten Sie mir, Ihnen zu sagen, daß ich stolz auf Ihre Freundschaft bin.«

Er drückte noch einmal die Hand des jungen Herrn, dann verließ er das Haus.

Hermann trat in das Cabinet, ordnete seine Papiere, warf einen Blick in die Briefe, die inzwischen eingelaufen waren, und ging dann in das Familienzimmer, um die Ansicht der Damen über den Edelmann zu erforschen.

Es war nicht nöthig, daß er deshalb eine Frage an sie richtete, er fand seinen Vater schon im Gespräch mit ihnen über dieses Alle interessirende Thema.

Madame erklärte, daß sie sich einstweilen eines endgültigen Urtheils enthalten wollte, so weit sie bis jetzt Herrn von Wollheim kennen gelernt habe, finde sie ihre vorgefaßte Meinung über ihn bestätigt, er sei ein liebenswürdiger, unterhaltender Gesellschafter, aber sie tadle sehr an ihm, daß er sich so sehr bestrebe, stets das große Wort zu führen. Dadurch falle er auf die Dauer lästig, er habe überhaupt nicht das feine Benehmen eines Edelmanns, vielmehr gehe aus diesem Benehmen nur zu deutlich hervor, daß er in den Kreisen des Briefadels seine Erziehung erhalten habe. Madame Bauerband, geborne von Wurzer, schweifte, auf diesem Punkte angekommen, von der Hauptstraße ab und erging sich auf

Seitenwegen, die sie immer weiter vom Ziele abzuführen schienen, in bitteren, satyrischen Bemerkungen über den Briefadel, dann aber kehrte sie mit einer kühnen Wendung auf die Hauptstraße zurück, um den schlagenden Beweis zu liefern, daß alle Fehler, Schwächen, Laster und Gebrechen des Briefadels dem Rittergutsbesitzer von Wollheim anhafteten. Sie nannte ihn vorlaut, arrogant, sie sprach ihm tiefe Bildung und Adel der Gesinnung ab, erklärte aber zum Schluß, daß ihre Salons diesem Herrn fortan geöffnet sein würden.

Dieser überraschende Schluß söhnte den Bankier mit dem nach seiner Meinung durchaus ungerechten Urtheil seiner Gattin aus, aber da er ihre Hartnäckigkeit im Vertheidigen eigener Anschauungen kannte, wagte er nicht, direct dieses Urtheil anzugreifen und umzustoßen.

Auch Eleonore hatte jetzt nicht den Muth, für Herrn von Wollheim einzutreten, obschon sie durchaus kein Hehl daraus machte, daß der Edelmann einen sehr günstigen Eindruck bei ihr hinterlassen habe.

Man war an diesem Mittage bei Tisch sehr still im Familienkreise Theodor Bauerband's, wie ein drückender Alp lag das scharfe Urtheil des ehemaligen Freifräulein von Wurzer über den Rittergutsbesitzer Ernst von Wollheim auf Allen, und der Bankier athmete sichtbar erleichtert auf, als er eine Stunde später, begleitet von seinem Sohne, in das Cabinet trat.

»So, hier ist unser Reich, und hier können wir reden, wie uns der Schnabel gewachsen ist,« sagte er, dem Bedürfniß, seinem inneren Groll Luft zu machen, nachgebend. »Es sind vorgefaßte Meinungen, Vorurtheile des Geburtsadels gegen den Briefadel – was weiß ich, welche Gründe dem ungerechten Urtheil untergeschoben sind.«

Er legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder, die sorgenvoll gerunzelte Stirne und die im Aerger aufeinander gepreßten Lippen verriethen, daß es in seinem Innern nicht ruhig war.

Hermann wollte mit Worten der Geringschätzung über das Urtheil der Mutter hinweggehen, aber der alte Herr schnitt ihm in aufwallendem Tone die Rede ab.

»Herr von Wollheim ist jedenfalls ein sehr reicher Mann,« sagte er grollend, »Reichthum ist weiser als Bildung! Wie – ist er denn etwa ungebildet? Ah – bah, ich habe in den hiesigen Kreisen noch keinen Mann angetroffen, der sich in dieser Beziehung mit ihm messen könnte!«

»Vielleicht den Hauptmann von Wurzer ausgenommen!« warf Hermann mit sarkastischem Lächeln ein.

»Der?« rief der Bankier mit einem scheuen Blick auf die Thüre, als ob er fürchte, der Hauptmann könne in der nächsten Secunde auf der Schwelle des eleganten Zimmers erscheinen. »Na, wenn dessen Bildung mustergültig genannt werden darf, dann –«

Er brach, mißmuthig das Haupt schüttelnd, ab und setzte seinen Spaziergang fort.

»Was thue ich mit der ganzen Sippe Derer von Wurzer!« nahm er gleich darauf wieder das Wort. »Begegne ich ihnen im Salon, so thun sie als ob ich nicht anwesend sei, sie können über mich fallen, ohne mich zu sehen. Hier im Cabinet bin ich ihr liebenswürdiger Vetter, ihr geliebter Schwager, und in ihren Bettelbriefen spenden sie mir einen Weihrauch, daß Einem übel vor allem Wohlgeruch wird! Das ist also Geburtsadel! Nein, da lobe ich mir diesen Rittergutsbesitzer, der kann auf die Tasche klopfen und fragen, was ein kleines Fürstenthum kostet. Er hat großartige Unternehmungen vor, Hermann, wir müssen dafür sorgen, daß wir im entscheidenden Augenblick uns betheiligen können. Nun, der Anfang ist ja gemacht, Du bist mit ihm befreundet, und die Mutter muß ihn, da er nun einmal eingeführt ist, artig empfangen, so oft er kommt. Ueberdies vertraue ich darauf, daß sie ihr Urtheil mildern wird, sobald sie ihn näher kennen lernt.«

»Wir wollen hoffen, denn ich glaube mit ziemlicher Sicherheit die Behauptung aussprechen zu dürfen, daß Herr von Wollheim schon jetzt in eine engere Verbindung mit uns zu treten beabsichtigt.«

Der alte Herr war bei diesen Worten seines Sohnes erstaunt stehen geblieben, Hermann berichtete ihm jetzt die Aeußerungen des Edelmannes, auf die er seine Behauptung stützte, und überließ es dem Scharfsinn des Vaters, seine eigenen Schlußfolgerungen daraus zu ziehen.

Aber der Bankier schien die Hoffnungen seines Sohnes nicht so ganz zu theilen, er blickte lange, in ernstem

Nachdenken versunken vor sich hin und schüttelte dann wieder den Kopf, als ob er andeuten wolle, daß er mit seinen Gedanken über diese hochwichtige Frage nicht in's Reine kommen könne.

»Ich glaube, das sind vergebliche Hoffnungen,« sagte er, indem er sich in seinen Sessel niederließ, »ich zweifle nicht, daß Herr von Wollheim den Wunsch hegt, Deiner Schwester näher zu treten, aber ich fürchte, daß die Erfüllung dieses Wunsches an einem schon seit Jahren entworfenen Plane Deiner Mutter scheitern wird.«

Hermann blickte befremdet den Vater an, von der Existenz einer solchen Klippe hatte er bisher keine Ahnung gehabt.

»Du weißt, die Wurzer bilden eine Seitenlinie der Grafen von Bentheim,« fuhr der alte Herr mit der Gründlichkeit eines Heraldikers fort, »es ist stets der innige Wunsch Derer von Wurzer gewesen, sich mit der Hauptlinie, mit dem Stamm wieder zu vereinigen, ohne ganz darin auszugehen. Diesen Wunsch glaubt Deine Mutter erfüllen zu können. Ein Graf von Bentheim ist unvermählt, Deine Mutter hat ihn vor einem Jahre in Baden-Baden getroffen und die alte Bekanntschaft mit ihm erneuert. Eleonore begleitete damals ihre Mutter, wie Du Dich erinnern wirst, sie soll einen außerordentlichen Eindruck auf den Grafen gemacht haben. So sagt Deine Mutter, deren Scharfblick wir schon oft bewundert haben. Graf von Bentheim wollte im vergangenen Sommer uns hier besuchen, ein Gichtanfall vereitelte dieses Vorhaben; wir erwarten ihn nun im Laufe des Winters, spätestens im

nächsten Frühling. Deine Mutter hegt die feste Ueberzeugung, daß Eleonore sich während seiner Anwesenheit hier mit ihm verloben wird.«

»Ah – das ist also die Klippe, an der nach Deinem Dafürhalten Herr von Wollheim scheitern wird?« fragte Hermann, den diese Auseinandersetzung in hohem Grade überraschte. »Der Graf von Bentheim ist, wenn ich nicht irre, schon ein Greis –«

»Um so besser!« fiel der Bankier ihm rasch in's Wort. »Er ist noch immer ein rüstiger Mann, aber es läßt sich nicht leugnen, daß er mit einem Fuße schon im Grabe steht. Ich wiederhole, um so besser für Eleonore, als die junge und schöne verwittwete Gräfin von Bentheim wird sie in den Hofkreisen eine hervorragende Rolle spielen und ein Theil ihrer Glorie auf uns, ihre nächsten Verwandten, zurückfallen. Du siehst, der Plan Deiner Mutter hat Vieles für sich, und Du wirst gut thun, Herrn von Wollheim darauf aufmerksam zu machen, daß Herz und Hand Deiner Schwester nicht mehr so ganz frei seien.«

»Aber wenn Eleonore sich für diesen Herrn erklärt?«

»Dann muß sie von dem Plane ihrer Mutter unterrichtet werden; Eleonore ist ein kluges Mädchen, sie wird die Grafenkrone vorziehen.«

»Dann aber dürfte Herr von Wollheim sich veranlaßt sehen, alle Beziehungen mit uns abzubrechen.«

»Ja, freilich,« nickte der Bankier gedankenvoll, »die Befürchtung liegt sehr nahe, daß er sich in dieser Weise für den Korb rächen wird. Nun, ich denke, wir lassen den Dingen ihren Lauf, vielleicht ist es besser, Du sagst ihm

nichts; Eleonore muß ihn am Gängelbande führen, bis wir wissen, ob ihr die Grafenkrone sicher ist. Ich denke, bis dahin werden wir wohl in geschäftlicher Beziehung eine engere Verbindung mit Herrn von Wollheim angeknüpft haben.«

Er nahm nach diesen Worten die Feder vom Schreibtische auf, schob sie aber im nächsten Augenblicke wieder hinter das Ohr, er war offenbar über seine Bedenken und Besorgnisse noch immer nicht beruhigt.

»So kommt ein Aergerniß zum andern,« sagte er, die Brauen zusammenziehend, »und die größten Aergernisse tauchen im Schooß der Familie auf. – Geduld, wir werden sie überwinden, mich schüchtern die drohenden Wolken nicht ein.«

Damit war die Unterhaltung beendet, der Bankier las und unterschrieb die Briefe, welche ihm zu diesem Zwecke aus dem Comptoir gebracht worden waren, beantwortete einige Schreiben, deren Inhalt seinen Untergebenen nicht bekannt werden sollte und zündete darauf eine Cigarre an, um bei ihrem feinen Duft den Mokka zu schlürfen, den der Diener servirt hatte.

Der alte Herr saß in einer Ecke des Divans und träumte von seinen kühnen Plänen, mit denen er so gerne die Zukunft vergoldete, Hermann stand noch vor seinem Pulte und beeilte sich den angefangenen Brief zu beenden um alsdann ebenfalls ein halbes Stündchen bei Mokka und Cigarre zu verträumen.

Da wurde plötzlich mit unverkennbarer Hast angepocht, und auf das »Herein!« des Bankier trat der Doctor Horn in das Cabinet.

Der gelehrte Herr war außerordentlich aufgeregt, er nahm sich kaum Zeit, die Beiden zu grüßen, um darauf in einem Schwall von Worten seinem Unwillen gegen den »verrückten« Maler Luft zu machen.

»Ein Grobian ist er!« sagte er, »ein Grobian, wie schwerlich ein zweiter gefunden wird! Und dabei nicht so dumm, wie wir angenommen haben, bewahre, er warf kaum einen Blick auf die alten Scharteken, die ich vorsichtiger Weise in meinem Salon aufgehängt hatte, dann sagte er mit dürren Worten, wer diese Sudelei für Meisterwerke aus der italienischen Schule halte, sei ein Esel.«

»Ja – ja – aber weshalb haben Sie sich nicht besser vorgesehen?« fragte der Bankier bestürzt.

Der Doctor blickte ihn befremdet an dann zuckte er ärgerlich die Achseln.

»Ich vertraute vor allen Dingen auf die Wirkung meines alten Madeira,« erwiderte er, »weiß der Himmel, dieser Mensch trank ihn wie Wasser. Er hat mich gefragt, ob ich glaube, daß er so dumm sei, ein gutes Bild von einem schlechten nicht unterscheiden zu können? Ich müsse nicht glauben, daß er sich durch meinen Wein bestechen und in seinem Urtheil beirren lasse, er gebe für einen freundlichen Empfang nichts – kurz, ich mußte die traurige Erfahrung machen, daß ich sein Vertrauen vollständig verloren hatte.«

»Das ist schlimm, sehr schlimm,« sagte Theodor Bauerband bedenklich, »die Sache war so fein eingefädelt. Sprachen Sie ihm nicht von Ihrem Landgute?«

»Gewiß, aber er wollte sich nicht dazu verstehen, mich zu begleiten. Ich sei kein Kunstkenner, sagte er, das habe ich ihm jetzt in einer so schlagenden Weise bewiesen, daß er es nicht mehr bezweifeln könne,er wolle sich die Mühe sparen, solcher schlechten Bilder wegen eine Reise zu machen, für die er seine kostbare Zeit opfern müsse.

»Also hat er es Ihnen rund abgeschlagen?«

»Wie Sie hören.«

»Aber mein Gott, was nun? Sie haben doch auch die Ueberzeugung, daß er in's Irrenhaus muß?«

»Ganz gewiß.«

»Und Sie sind darin mit mir einverstanden, daß er nur auf dem Wege der List hineingebracht werden kann?«

»Auch das,« erwiderte der Doctor, mehrmals nickend. »Ja, ganz gewiß ich pflichte Ihnen darin vollkommen bei. Wenn nur die Unterhandlungen mit meinem Collegen schon beendet wären! Ich werde darüber nachdenken, überlassen Sie es vorläufig mir, einen andern Plan zu schmieden, vielleicht geht mein College auf eine Idee ein, die mir auf dem Wege hieher durch den Kopf schoß.«

»Welche ist es?«

»Sie ist noch nicht reif – wie gesagt, überlassen Sie es mir. Ich wollte Ihnen nur das Resultat seines heutigen Besuches mittheilen, damit Sie über die Sachlage unterrichtet blieben.«

Der Doctor wollte sich mit diesen Worten entfernen, er hatte sich bereits der Thüre genähert, als diese hastig geöffnet wurde und der Rentner Beier eintrat.

Trotz der kühlen Witterung schwitzte der kleine Herr über und über, er rang mühsam nach Athem und machte eine Zeit lang vergebliche Anstrengungen, zu sprechen.

»Uff!« sagte er endlich, während er mit seinem Taschentuch eifrig den nassen Schädel rieb. »Das sind heitere Geschichten, meine Herren! Vielleicht schon in diesem Augenblicke wird Ihr Herr Bruder verhaftet!«

Ueber das Antlitz Hermann's glitt ein Zug tückischer Freude, der Bankier aber zog die Augenbrauen in die Höhe und blickte bestürzt den kleinen Herrn an, der emsig beschäftigt war, zahllose Seifenbecken auszuschütten.

»Weshalb?« fragte Theodor Bauerband scharf. »Bitte, nehmen Sie Platz. Sie sind ganz erschöpft. Woher wissen Sie, daß er verhaftet werden soll, und wessen beschuldigt man ihn?«

»Ah – das wissen Sie nicht?« erwiderte Beier mit einem fragenden Blick auf den jungen Herrn. »Hat denn Ihr Herr Sohn Ihnen keine Mittheilungen gemacht?«

»Nein, ich that es nicht, weil ich meinen Vater nicht betrüben wollte,« sagte Hermann, »auch konnte ich nicht glauben, daß die Mittheilungen, welche Sie mir gestern Mittag machten, sich auf Thatsachen stützen sollten.«

»Habe ich denn nicht selbst Ihnen gesagt, daß es ein ganz unbegründeter Verdacht sei, der gleichwohl zur Verhaftung führen könne, sobald er, wenn auch nur scheinbar, durch irgend ein zufälliges Ereigniß bestätigt werde?« eiferte der Rentner, während er in seiner lebhaften Weise den Herren eine Prise anbot. »Ah, Sie hätten meinen Rath befolgen sollen, nun ist es zu spät und –«

»Mein lieber Herr, werden wir nun endlich erfahren, was denn eigentlich vorgefallen ist?« unterbrach Theodor Bauerband ihn ungeduldig.

»Na, Sie werden bereits wissen, daß vor einigen Nächten ein Nachtwächter ermordet wurde. Zufällig sah ein anderer Wächter den Maler zu derselben Zeit in der Nähe des Schauplatzes, seine Aussagen lenkten den Verdacht auf Ihren Herrn Bruder!«

Der Bankier sank in einen Sessel, Todesblässe überzog sein Gesicht, starr blickten die weitgeöffneten Augen den kleinen Herrn an, der hastig eine Prise nahm.

»Sollte in jenem Augenblicke der Wahnsinn schon zum Ausbruch gekommen sein?« fragte der Arzt bestürzt.

Der Rentner sah ihn befremdet an. »Ach was!« erwiderte er unwillig. »Ich setze meinen Kopf zum Pfande, daß er das Verbrechen gar nicht begangen hat.«

»Kein Rauch ohne Feuer!« warf Hermann ein, auf den jetzt der Blick des Bankier, wie um Hülfe flehend, sich richtete. »Es müssen Beweise gegen ihn gefunden worden sein, wie könnte sonst die Behörde zur Verhaftung schreiten.«

»Die Verhaftung erfolgt aus einem andern Grunde,« rief der kleine Herr in leidenschaftlicher Erregung. »Vorgestern Abend war der Maler im Hause des Juweliers Stern, wieder fügte es ein böser Zufall, daß er sich allein in dem Laden befand, als der Juwelier hineintrat. Gestern Morgen machte Stern der Polizei die Anzeige, daß er sechs werthvolle Brillanten vermisse, die ihm aus seinem Schaukasten abhanden gekommen seien, er lenkte ebenfalls den Verdacht auf Ihren Herrn Bruder –«

»Der Lump!« fuhr Theodor Bauerband zornig auf. »Von mir wollte er keine Unterstützung annehmen – ist er deshalb zurückgekehrt, um Schimpf und Schande auf seine ehrliche Familie zu häufen?«

»Manie!« sagte der Doctor achselzuckend. »Erinnern Sie sich der Diagnose, die ich gestellt habe, der Ausbruch des Wahnsinns documentirt sich in diesem Verbrechen.«

»Leider kann ich nicht sagen, daß ich auch in Bezug auf die zweite Anklage von seiner Unschuld überzeugt sei,« fuhr der Rentner fort, »denn hören Sie, was geschehen ist. Heute Mittag hat der Maler einem andern Juwelier einen werthvollen Edelstein zum Kauf angeboten. Stern, an dessen Hause ich soeben vorbeikam, rief mich herein und sagte es mir. Der Juwelier, von der Beraubung Stern's unterrichtet, eilte zur Polizei –«

»Also ist er ein Dieb!« rief der Bankier, zitternd vor Erregung. »Und vom Diebstahl zum Mord ist nur ein Schritt! Allmächtiger Gott, wenn dieser Mensch doch sofort in der Stunde seiner Ankunft in's Irrenhaus gebracht worden wäre!«

»Nein, das ist nicht die richtige Art, darüber zu reden,« sagte der Rentner, während Hermann sich leise mit dem Arzt unterhielt, »den Mord hat er nicht begangen –«

»Wissen Sie, wer ihn begangen hat?« fragte der Arzt mit scharfer Betonung.

Der kleine Herr fuhr erschreckt zusammen.

»Nein, mein Gott, wie kann ich es wissen?« erwiderte er, ein gewaltiges Seifenbecken ausschüttend.

»Na, dann werfen Sie sich auch nicht mit solcher Sicherheit zu seinem Vertheidiger auf.«

»Doch ich thue es, und werde es thun so lange, bis seine Schuld bewiesen ist,« eiferte der Rentner mit einem zornglühenden Blick auf den Arzt. »Hier muß gründlich geholfen werden, Herr Bauerband, vielleicht ist es noch nicht zu spät. Wenn dem Juwelier der Werth der Steine ersetzt wird –«

»Wollen Sie das thun?« fiel der Bankier ihm in's Wort. »Ich thue es nicht; überdies könnte dadurch die Schande von unserm Namen nicht abgewendet werden. Hier liegen Verbrechen vor, die nicht mit einer Geldbuße, sondern nur mit dem eigenen Leben gesühnt werden können. Schwerlich würde das Gericht sich dazu verstehen, die Untersuchung niederzuschlagen, wenn ich auch den Werth der gestohlenen Brillanten doppelt und dreifach ersetzen wollte.«

»Ich denke, das muß Jedem einleuchten, der das Gesetz nur einigermaßen kennt,« sagte Hermann mit leiser Ironie, »die Sache liegt jetzt in den Händen des Criminalgerichts.«

»So wollen Sie also nichts thun?« fragte der kleine Herr erbittert, indem er seinen Hut nahm.

»Doch, aber in anderer Weise erwiderte der Arzt.

»So? Lassen Sie hören!«

»Erlauben Sie, nur ein schlechter Schütze verschießt seine sämmtlichen Kugeln.«

Der Rentner biß auf die Lippen, hinter den Gläsern seiner Brille wetterleuchtete es gewaltig.

»Ich kann's mir schon denken!« erwiderte er zornig. »Sie wollen ihm die Wohlthat erzeigen, ihn wahnsinnig zu erklären, um ihn vor der Strafe zu schützen. Aber ich glaube nicht, daß er Ihnen dafür Dank wissen wird; wenn ich die Wahl treffen müßte, so möchte ich lieber im Gefängniß, als im Irrenhause sein! Ich bitte Sie, Herr Bauerband, sprechen Sie mit dem Juwelier –«

»Es kann zu nichts dienen!« sagte der Bankier abwehrend.

»Nun denn, begleiten Sie mich wenigstens zur Wohnung Ihres Herrn Bruders –«

»Wozu? Er hat meine Hand zurückgestoßen, meine Schuld ist es nicht, daß er die Bahn des Verbrechens betrat.«

Theodor Bauerband hatte sich hastig erhoben, der strenge, kalte Ton, den er anschlug, mußte dem Rentner beweisen, daß seine Bitten keinen Eingang finden würden in das verknöcherte Herz dieses Mannes, welches überdies einen glühenden Haß gegen den unglücklichen Bruder barg.

»Ich bedaure sein Kind und bedaure uns,« sagte der Bankier in demselben herzlosen Tone, »aber ihn bedaure ich nicht, er hat selbst sein Schicksal sich geschaffen. Wenn ich ihn durch ein Geldopfer retten könnte, so würde ich es seines Kindes und unsertwegen thun, aber die Hülfe kommt hier zu spät, es wäre nutzlose Mühe, sie anzubieten.«

Der kleine Herr schüttelte das kahle Haupt und blickte abwechselnd Vater und Sohn an, als ob er noch immer die stille Hoffnung hege, in ihren Zügen etwas zu entdecken, was seinen Wünschen günstig sei, aber er fand in ihnen nur Selbstsucht und Gefühllosigkeit.

»Wohlan, so werde ich mich als Freund seiner annehmen,« entgegnete er, »ich habe wahrlich keine Ursache und noch weniger das Recht, mich seinen Freund zu nennen, aber in solchen schweren Stunden muß jede Feindschaft schweigen.«

Er schüttete, während er dies sagte, noch einmal in sichtbarem Zorn ein gewaltig großes Becken aus und stürmte dann nach kurzem Gruß hinaus.

»Nun haben wir das Spiel gewonnen,« sagte der Arzt, aber der Bankier schien den Triumph nicht zu theilen, er rannte gleich einem Irrsinnigen in dem Cabinet auf und nieder, unzusammenhängende Worte murmelnd, welche weder sein Sohn noch der Doctor verstand.

»Sie glauben also, daß er das Verbrechen begangen haben könnte?« fragte Hermann.

»Ganz natürlich! Hat er es, nicht bewiesen, dadurch, daß er den Edelstein zum Verkauf ausbot?«

»Ja, allerdings, aber – – ich begreife in Wahrheit nicht, daß er so unklug gewesen sein soll!«

»Das ist ja eben der sicherste Beweis, daß er die Verbrechen im Wahnsinn begangen hat.«

Der Bankier blieb stehen, sein Blick ruhte sinnend auf dem Manne der Wissenschaft.

»Sie haben Recht,« sagte er, »sein Irrsinn ist evident bewiesen!«

»Und das Irrenhaus ist ihm nun geöffnet,« fügte Hermann hinzu. »Aber steht trotzdem nicht zu befürchten, daß das Gericht diese Ansicht nicht anfechten wird?«

»Nein,« erwiderte der Doctor mit überzeugender Sicherheit, »dafür, daß dies nicht geschieht, lassen Sie mich sorgen. Wählen Sie den Vertheidiger für ihn, machen Sie den Advocat auf diesen Punkt aufmerksam; ich werde seiner Zeit mit meinen Collegen reden, die als Sachverständige vorgeladen werden.«

Theodor Bauerband fuhr mit der Hand über die gerunzelte Stirne, die Gedanken, die hinter ihr ausstiegen, schienen ihn zu beunruhigen.

»Ich hoffe, es wird nicht zur öffentlichen Verhandlung kommen,« sagte er.

»Jedenfalls!« erwiderte der Arzt. »Nur in dieser öffentlichen Gerichtsverhandlung kann sein Irrsinn constatirt werden. Die Geistesstörung zeigt sich nicht so eclatant, daß die sofortige Unterbringung des Verbrechers im Irrenhause geboten wäre.«

»Das ist fatal!«

»Weshalb? Fürchten Sie die öffentliche Verhandlung?«

»Ich fürchte seinen Haß.«

»Er ist ohnmächtig!«

»Allerdings, aber der große Haufen glaubt alles Böse, ohne danach zu fragen, ob es dem Haß entsprungen ist, oder in dem kranken Hirn eines Irren ausgebrütet wurde. Wenn es möglich wäre, das Gericht vor Schluß der Untersuchung von dem Wahnsinn des Angeklagten zu überzeugen, so würde – – bitte, Herr Doctor, wollen Sie es versuchen?«

»Gewiß, ich werde mein Möglichstes thun,« sagte der Arzt, indem er auf die Thüre zuschritt. »Aber wie die Dinge augenblicklich liegen, kann ich nicht hoffen, daß mein Versuch ein günstiges Resultat haben wird. Halten Sie sich der Sache fern; das Einzige, was Sie thun können, ist, daß Sie dem Verhafteten einen Vertheidiger zur Seite stellen. Auf Wiedersehen, meine Herren!«

Schweigend blickte der alte Herr seinen Sohn an, als er sich mit ihm allein befand, Hermann wiegte leicht das Haupt, als ob er sagen wolle, im Grunde genommen sei der Vorfall betrübend, aber man könne nicht wissen, welche gute Folgen er haben werde.

»Ist es nun bald des Aergers genug?« fragte Theodor Bauerband mit verhaltenem Groll. »Ich opfere keinen Groschen für diesen Menschen, aber seines Kindes will ich mich annehmen. Rosa hat sich mit meinem Bruder Mathias überworfen, sie wird bei ihm weder eine Zuflucht suchen, noch finden; ich möchte sie gerne zu mir in's Haus nehmen, aber ihretwegen biete ich es ihr nicht an, sie würde sich hier nicht heimisch fühlen. Gehe Du

zu ihr, Hermann, berathe mit ihr, vielleicht findet sie in einer befreundeten Familie ein Unterkommen, auf meine Unterstützung darf sie in jeder Weise rechnen.«

Der junge Herr nickte zustimmend, er hörte kaum die Worte, die sein Vater zu ihm sprach, seine Seele beschäftigte sich nur mit den Plänen, die er bereits geschmiedet hatte, um das schöne, arglose Mädchen der theuersten Güter zu berauben, ihnen allein war sein ganzes Denken gewidmet. Er erwiderte nur, daß er diesen Besuch bis zum Abend verschieben wolle, da er mit dem Maler nicht zusammentreffen möge und der Bankier fand gegen diesen Entschluß nichts einzuwenden.

Viertes Kapitel.

Fuchswild wurde der Maler, als die Gerichtsherren und Polizeibeamten in seine Wohnung traten.

Daß man ihn eines Diebstahls, gar eines Mordes beschuldigen könne, ahnte er nicht im Entferntesten, ihm genügte schon der Anblick der Uniformen, um sein reizbares Temperament wild aufzurütteln.

In seinem Vagabundenleben hatte er oft genug einen Konflikt mit der Polizeibehörde gehabt, was wollte sie jetzt von ihm, wie durfte sie es wagen, in seine Wohnung einzudringen? Das waren die ersten Fragen, die sein Hirn durchkreuzten, aber als der Untersuchungsrichter vor ihm stand, und der scharfe, stechende Blick dieses ernsten, strengen Mannes in die innersten Tiefen seiner Seele hinabzusteigen versuchte, da vergaß der hagere Mann, eine Antwort auf jene Fragen zu suchen, ein

Gefühl der Angst und Hülflosigkeit bemächtigte sich seiner, gegen das bald darauf der Stolz des Mannes und der Grimm gekränkter Unschuld wild sich aufbäumten.

Röschen hatte sich augenblicklich der Warnung Konrad's erinnert, todesbleich, mit fieberhaft pochenden Pulsen hielt sie den Vater umschlungen, entschlossen, seine Freiheit mit ihrem Leben zu vertheidigen.

Sie glaubte nicht anders, als daß er nun in's Irrenhaus gebracht werden solle; von den dunklen, gewitterschwangeren Wolken, die über ihnen immer drohender sich zusammenballten, hatten beide, Vater und Kind, keine Ahnung.

Die Fragen nach seiner Vergangenheit, den Gründen seiner Heimkehr und seinen Vermögensverhältnissen beantwortete der Maler in seiner kurz angebundenen, groben Weise; der Richter mußte ihn mehrmals darauf aufmerksam machen, daß er dem Gesetz Gehorsam schulde und die Fragen der Hüter desselben kurz, deutlich und höflich zu beantworten habe.

Der hagere Mann schüttelte wild seine graue Mähnen und fragte trotzig, aus welchen Gründen er diesem hochnothpeinlichen Verhör unterworfen werde, und als nun der Richter plötzlich die Frage an ihn richtete, woher er den Edelstein genommen habe, den er heute Morgen habe verkaufen wollen, da lachte der Maler laut auf, und dieses heisere, unheimliche Lachen versetzte den Mann des Gesetzes in solche Bestürzung, daß er zurücktrat und

sich ängstlich nach den Beamten umsah, als ob ersie darauf aufmerksam machen wolle, daß er schon im nächsten Augenblick ihres Beistandes bedürfen werde.

»Ist das des Pudels Kern?« rief Hugo Bauerband, die Mähnen trotzig zurückwerfend. »Bin ich verpflichtet, mich über den Erwerb eines jeden Thalers zu rechtfertigen? Gehen Sie zu meinem Bruder, dem Bankier, und fragen Sie ihn, wie er sein Vermögen erworben habe, aber lassen Sie ehrliche Leute in Ruhe!«

»Sie weichen mir aus,« sagte der Richter scharf.

»Bewahre,« fuhr der Maler fort indem er hastig seinen Rock auszog, ein Dolchmesser aus der Tasche holte und eine Naht im Futter auftrennte, »ich bin ein ehrlicher Mann, vielleicht der Ehrlichste unter allen hier Anwesenden. Wissen Sie, wo man die Edelsteine findet? Bah, wie sollte ein Stubenhocker es wissen, der für nichts Anderes Interesse hat, als für die Schmierereien in den Acten! In Brasilien habe ich diese Steine gefunden, sie bilden mein ganzes Vermögen, und ich denke, es wird mir erlaubt sein, mit ihnen nach meinem Belieben zu schalten!«

Ein flammender Blitz traf aus den kalten, stechenden Augen den hagern Mann, dann hefteten diese Augen sich wieder auf die Steinchen, die neben dem Messer auf der Tischdecke lagen.

»Man rufe den Juwelier Stern!« befahl er einem Beamten.

»Wollen Sie die Steine taxiren lassen?« spottete der Maler, sein geängstetes Kind durch seinen innigen Blick

beruhigend. »Geht man mit dem Plane um, mich auszuweisen, unter dem Vorwande, daß ich ein heimathloser Bettler sei? Ah, ich kann mir denken, wer den saubern Plan geschmiedet hat! War's nicht mein eigener Bruder, der den Antrag stellte? Errichtet einen Galgen, so hoch Ihr ihn nur bauen könnt, und hängt an der höchsten Spitze den reichen Betrüger auf!«

Der Richter gab sich den Anschein als erlaube ihm die Aufmerksamkeit, die er den Edelsteinen widmete, nicht, auf die Worte des Malers zu hören, aber von Zeit zu Zeit warf er einen raschen, bedeutsamen Blick auf den Referendar Beier, der am Tische saß und mit geflügelter Eile die Aeußerungen des hagern Mannes niederschrieb.

»Sie sagten vorhin, Sie hätten diese Steine in Brasilien gefunden,« nahm er das Wort, »bleiben Sie bei dieser Aussage?«

»Halten Sie mich für einen Lügner?« donnerte der Maler.

»Erlauben Sie, ich habe Ihnen schon bemerkt, daß Sie in keiner Weise berechtigt sind, diesen Ton anzuschlagen! Seit wann findet man in Brasilien geschliffene Steine?«

Der Richter hielt bei dieser Frage einen kleinen, funkelnden Brillant vor die Augen des hagern Mannes, der abermals das heisere, unheimliche Gelächter aufschlug.

»Das war eine naive Frage!« spottete Hugo Bauerband. »Ich glaube, Sie wollen sich den Anschein geben, als ob Sie von Steinen etwas verständen!«

»Beantworten Sie meine Frage!«

Der Maler griff in die Westentasche und holte einen zweiten Brillant hervor.

»Das ist der Stein, den ich heute Morgen dem Juwelier anbot,« sagte er rauh, »beide Steine tauschte ich in New-York um gegen einige Smaragde und Topase, die ich in der brasilianischen Provinz Minas Geraes gefunden hatte.«

Der Richter schüttelte den Kopf.

»Sie werden die Wahrheit dieser Aussage schwerlich beweisen können,« entgegnete er, »oder ist der Händler ein New-Yorker Bürger, den Sie mit Sicherheit so genau bezeichnen können, daß eine Erkundigung bei ihm möglich ist?«

»Weshalb soll ich es beweisen müssen?« fuhr der Maler wild auf. »Glauben Sie, ich habe die Steine gestohlen?«

Die stechenden Augen des Richters hefteten sich auf das Prinzeßchen, sie erschrak unwillkürlich vor diesem strengen, durchdringenden Blick.

»Können Sie bezeugen, daß Ihr Vater schon vorgestern im Besitz dieser Steine war?« fragte er.

»Mein Vater sagt es, und so zweifle ich nicht daran,« erwiderte Rosa mit zitternder Stimme. »Er sagt keine Lüge –«

»Erlauben Sie eine zweite Frage, wann haben Sie diese Steine zuerst gesehen?«

»In dieser Stunde.«

»Ah – sagte er Ihnen vielleicht schon vor einigen Tagen, daß er sie besitze?«

»Er sagte mir, er sei kein Bettler, er habe genug, um sich und mich eine Zeit lang ernähren zu können.«

»Aber er erwähnte nicht, daß sein Vermögen in Edelsteinen bestehe?«

»Nein, er würde es gethan haben, wenn ich ihn darum befragt hätte, aber es interessirte mich nicht,« sagte das Prinzeßchen mit wachsender Erregung.

»Ich frage noch einmal, was hat dieses Verhör zu bedeuten?« rief der Maler, seine Mähnen zurückwerfend. »Diese Steine sind mein Eigenthum –«

»Wir werden darüber sogleich Aufschluß erhalten,« unterbrach ihn der Richter mit einem ungeduldigen Blick auf die Thüre.

»Ist dieses Messer Ihr Eigenthum?«

»Ah – jetzt soll ich das wohl auch gestohlen haben?« erwiderte der hagere Mann, in maßloser Wuth die geballte Faust erhebend.

Zwei Polizeibeamte traten rasch zwischen ihn und den Richter, ihre drohende Haltung ließ es ihm rathsam erscheinen, seine Wuth zu mäßigen.

»Ich frage, ob dieses Messer Ihr Eigenthum ist?« wiederholte der Richter.

»Ja.«

»Seit wann besitzen Sie es?«

»Ich brachte es von drüben mit.«

»Hatten Sie einen bestimmten Zweck im Auge, als Sie es kauften?«

»Bei Gott, Herr, Ihre Fragen sind mitunter kindisch und lächerlich,« rief der Maler, sich hoch aufrichtend. »Zu

welchem Zwecke kauft man ein Messer? Ich denke, um damit zu schneiden, wenn man etwas zu schneiden hat.«

»Dazu kauft man ein gewöhnliches Taschenmesser mit mehreren Klingen, nicht aber ein Dolchmesser, welches, im Grunde genommen, nur eine gefährliche Waffe ist.«

Hugo Bauerband zuckte die Achseln, ein spöttischer, verächtlicher Zug umzuckte seine Mundwinkel.

»Kurz vor meiner Heimreise wurden mir zwei dieser Messer geschenkt,« sagte er, »ich bin überzeugt, Sie werden mich nun auch noch fragen, weshalb ich das Geschenk angenommen habe. Schon am ersten Abend nach meiner Heimkehr schenkte ich eins meinem Neffen, weil er Gefallen an der blanken Klinge fand. Wissen Sie nun endlich genug?«

»Im Gegentheil, ich werde noch manche Frage an Sie richten müssen,« erwiderte der Richter kühl. »Wo waren Sie am Dienstag Abend?«

»Wo? Hier –«

»In Ihrer Wohnung?«

»Zum Kuckuck, ja – wir waren ja kaum hier eingezogen! Dienstag – ganz recht – ist es nicht so, Röschen?«

»Du gingst nach dem Abendessen aus,« sagte das Prinzeßchen, deren große Augen unverwandt auf dem Antlitz des Richters ruhten.

»Ja so, nach dem Abendessen,« fuhr der Maler fort; »gieb Acht, jetzt werden sie auch noch fragen, was wir zu Nacht gespeist haben.«

»Ich frage Sie nur, wohin Sie gegangen sind, nachdem Sie Ihre Wohnung verlassen hatten,« sagte der Richter ernst.

»In die Schenke!«

»In die goldne Traube, nicht wahr?«

»Allerdings.«

»Wie lange blieben Sie dort?«

»Herr, das weiß ich nicht, ich habe mich nie ängstlich an die Minute gebunden.«

»Wann kehrte Ihr Vater an jenem Abend heim?« wandte der Richter sich zu Röschen.

»Gegen Mitternacht.«

»Er war wohl sehr aufgeregt –«

»Wenn Sie etwas zu fragen haben, dann fragen Sie mich,« fiel der hagere Mann ihm scharf in's Wort. »Mir scheint, Sie wollen mein Kind auf's Glatteis führen, um aus ihren Aussagen irgend eine Waffe gegen mich zu schmieden, die mich verderben soll. Sie sind das Werkzeug meines Bruders, und ich muß Ihnen das Lob zollen, daß Sie ein brauchbares, gefügiges Werkzeug sind.«

Die Blicke Aller richteten sich erwartungsvoll auf den Richter, der auch diese Beleidigung ruhig über sich ergehen ließ und nur die Achseln zuckte, als ob er andeuten wolle, mit einem Irrsinnigen sei darüber nicht zu rechten. Auch blieb ihm keine Zeit, eine Antwort auf diese grobe Bemerkung zu geben und den Maler in die Schranken des Anstandes zu weisen, denn eben trat der Juwelier Stern in Begleitung des kleinen Rentners ein.

Der Richter gab dem Juwelier einen Wink und zeigte auf den Tisch.

»Betrachten Sie diese Steine, Herr Stern,« sagte er mit gemessener Ruhe.

»Ja, thun Sie das,« spottete der Maler, »Sie haben vielleicht solche Steine noch nicht gesehen. Wenn Sie mir den vollen Werth dafür zahlen wollen, will ich sie Ihnen überlassen.«

Er wandte dem Richter den Rücken und trat an's Fenster, als ob er allen Anwesenden seine Verachtung beweisen wolle.

Röschen stand neben ihm, sie konnte ihrer Angst nicht mehr gebieten, ihre schönen Augen füllten sich mit Thränen.

»Mein Gott, wie wird das enden?« flüsterte sie.

»Das will ich Dir sagen,« erwiderte der hagere Mann heiser, »es endet entweder mit meinem Untergange oder mit dem Untergange Deines schuftigen Oheims; er hat mich zu diesem Kampfe mit ihm gezwungen, jetzt heißt es: siegen oder unterliegen! Siehst Du denn nicht, daß alle diese Leute willenlose Werkzeuge des reichen Betrügers sind?« fuhr er mit einem verächtlichen Zuge auf den Lippen und einem irren, unheim lichen Ausdruck in den unstäten Augen fort. »Alle diese Subjecte haben ihm ihre Ehre und ihr Gewissen verkauft, sie sind nicht besser wie er, und viele Hunde sind des Hasen Tod. Aber beim Himmel, eher erwürge ich ihn, als daß ich unterliege!«

Erschreckt, gefoltert von namenloser Angst warf das Prinzeßchen sich an die Brust des Vaters, ihre nassen Augen blickten ihn flehend an, als ob sie den Sturm in seinem Innern beschwören wollten.

In diesem Augenblick wurde die dünne, scharfe Stimme des Juweliers laut; er hatte jeden einzelnen Stein lange prüfend betrachtet und sie in zwei Haufen abgesondert.

»Diese Steine kenne ich nicht,« sagte er, auf den größern Haufen zeigend, »aber diese drei, die beiden Brillanten und der Smaragd, sind mein Eigenthum.«

Mit einem Schrei der Wuth wollte der Maler sich auf den Juwelier stürzen, aber die Beamten kamen ihm zuvor.

Sie warfen sich auf ihn und hielten ihn gefaßt, es war vergebliche Mühe, daß er sich aus ihren Fäusten zu befreien versuchte.

»Sagt das noch einmal, erkaufter Schuft!« schrie er. »Was wollt Ihr, Halunken? Laßt mich los, daß ich diesem Burschen, diesem elenden Werkzeug meines Bruders, den Hirnschädel einschlage!«

»Ruhe!« rief der Richter, während Beier sich rasch dem zitternden Mädchen näherte. »Ich würde es bedauern wenn Sie mich zwängen, Sie fesseln zu lassen, aber ich muß dies thun, wenn Sie nicht gutwillig sich fügen. Ich rathe Ihnen in Ihrem Interesse, bewahren Sie Ihre Ruhe. Ich muß Sie verhaften, Sie sind angeklagt, aus dem Schaukasten dieses Herrn sechs werthvolle Edelsteine entwendet zu haben, und. Ihr Auftreten mir gegenüber,

Ihre Widersetzlichkeit gegen die Hüter des Gesetzes wie die augenblicklich vorliegenden Beweise sind nicht geeignet, die Anklage zu entkräften. Ich sehe mich genöthigt, hier eine Haussuchung vorzunehmen, ich erwarte, daß Sie mir nichts in den Weg legen, was mich in der Erfüllung meiner Pflicht hindern könnte, thun Sie es, so werde ich mit aller Strenge die Mittel handhaben, welche mir das Gesetz gegen Sie bietet. Ich frage Sie, wollen Sie ruhig sein? Was Sie von Machinationen und Werkzeugen Ihres Bruders faseln, scheint mir auf fixen Ideen zu beruhen, beleidigen Sie das Gericht nicht mehr durch diese Redensarten! Wünschen Sie, in einem Wagen zum Gefängniß gebracht zu werden, so bin ich bereit, diesen Wunsch zu erfüllen, aber nur unter der Bedingung, daß Sie auf jeden Fluchtversuch verzichten, der überdies keine Aussicht auf Gelingen hat. Herr Stern Sie erkennen diese Steine als Ihr Eigenthum an?«

»Ja,« sagte der Juwelier in entschiedenem Tone.

»Haben Sie bestimmte Kennzeichen, durch welche Sie das Eigenthumsrecht beweisen können?«

»Nein, bei solchen kleinen Steinen nicht.«

»Dann, mein Herr, müssen Sie sich irren, und diese Steine sind nicht Ihr Eigenthum!« sagte Rosa, deren Angst dem Muthe der Verzweiflung gewichen war. »Ja, mein Herr, mein Vater ist ein Ehrenmann, den Niemand einer unehrenhaften Handlung zeihen darf!«

»Sei still, mein Kind,« nahm jetzt der Maler mit mühsam erzwungener Fassung das Wort, »dieser Mann weiß, daß er falsches Zeugniß ablegt, er ist erkauft mit dem

Golde meines Bruders, der nie um falsche Zeugen verlegen war! Herr Richter, ich werde mich der Gewalt fügen, aber ich protestire hiermit gegen den Akt der Ungerechtigkeit, für den ich einst Rechenschaft von Ihnen fordern werde! Ich füge mich der Gewalt, vollenden Sie Ihr Werk!«

Der Richter begann mit der Durchsuchung aller Schränke und Schubladen, er confiscirte die Edelsteine und das Dolchmesser, außer diesen schien er nichts zu finden, was für die Untersuchung Werth haben konnte.

»Schütze Dich Gott, mein Kind,« wandte der Maler inzwischen sich zu Röschen, »ich werde hoffentlich nicht so lange fortbleiben, aber was auch mit mir geschehen mag, ich vertraue darauf, daß Du fest und stark in allen Stürmen stehen und mit Deinem Fleiß und Deiner Geschicklichkeit Dir des Lebens Nothdurft erwerben wirst. Geh nicht zu ihnen, die Deinen Vater von ihrer Schwelle gewiesen haben, nimm kein Almosen von ihnen, hörst Du?«

Das Prinzeßchen schüttelte weinend das Köpfchen, wie Hülfe suchend, ruhte ihr Blick auf dem bleichen, hagern Gesicht des Vaters.

»Sie wird an mir einen treuen Freund haben,« sagte der Rentner mit so viel Theilnahme und Treuherzigkeit, daß Hugo Bauerband sich verpflichtet fühlte, ihm dankend die Hand zu reichen.

»Ja, schützen Sie mein Kind,« fuhr der hagere Mann fort, »für Alles, was Sie an ihm thun, will ich Ihnen lohnen. Schützen Sie das Mädchen vor den Machinationen

ihrer Verwandten, wachen Sie über meinem Kinde an meiner Stelle.«

»Vater, Du wirst bald zurückkehren,« schluchzte Rosa, »vielleicht heute noch.«

»Wer kann das wissen?« erwiderte der Maler, dessen irrer Blick über die Anwesenden schweifte. »Die Bosheit meiner Brüder wird die stärksten Riegel vorschieben, aber dort oben lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen.«

Er drückte Rosa noch einmal fest an sich, küßte sie auf die Stirne und schaute ihr lange in die dunklen Augen, als ob er ihr Bild seiner Seele einprägen wolle, um es mitzunehmen in die trostlose Einsamkeit seines Gefängnisses. Dann trat er vor die Beamten, die im Hintergrunde des Zimmers standen.

»Ich bin bereit,« sagte er mit fester Stimme, »ich habe dem Schicksal so oft die Stirne geboten, es soll auch jetzt keinen Verzagten an mir finden.«

Er nickte noch einmal seinem Kinde zu, dann schritt er rasch hinaus, ehe Rosa ihren Vorsatz, noch einmal an seine Brust zu eilen, ausführen konnte.

Die Beamten und Gerichtsherren folgten, gleich darauf rollte ein Wagen über das Pflaster der Straße, dann ward es wieder still, Rosa war abermals eine Waise.

In heftiger Erregung rannte der kleine Herr in dem Gemach auf und nieder, unzählige Seifenbecken mit unermüdlichem Eifer ausschüttend und von Zeit zu Zeit sein kahles Haupt schüttelnd, wie Einer, der vergeblich sein Hirn martert, um die Lösung eines schwierigen Problems zu suchen.

Still weinend, das Antlitz mit der Schürze bedeckt, saß Röschen in einer Ecke, ohne auf die ergötzlichen Gesticulationen ihres nunmehrigen Beschützers zu achten.

Endlich blieb der Rentner vor ihr stehen, er stieß die Brille dicht vor seine Augen, fuhr mit beiden Händen einige Male über seinen glänzenden Schädel und nahm darauf mit großem Geräusch eine Prise.

»Na, was kann das Alles helfen!« sagte er. »Schicket Euch in die Zeit! schreibt der Apostel Paulus an die Römer, Sie werden sich auch in das Unglück schicken müssen, mein liebes Kind!«

Das Prinzeßchen ließ die Schürze fallen, sie schlug die nassen Augen zu ihm auf und sah ihn schmerzlich an.

»Glauben Sie, daß sein Argwohn gegen Onkel Theodor begründet ist?« fragte sie.

»Nein!«

»Aber wie ist es dann möglich, daß er dieses Verbrechens beschuldigt werden kann?«

»Ja – ja – wie ist es möglich?« wiederholte der Rentner verwirrt, während er eifrig seinen Schädel rieb. »Eine sonderbare Verkettung verschiedener Ereignisse – liebes Kind, ich kann Ihnen keine Hoffnungen machen, ich fürchte, Ihr Vater wird lange, sehr lange ausbleiben.«

»So halten auch Sie ihn schuldig?« fragte das Prinzeßchen, die Hand auf das stürmisch pochende Herz pressend und nach Athem ringend.

»Nein, – aber –«

»Aber Sie glauben, Onkel Theodor wird sein böses Vorhaben ausführen und meinen armen Vater in's Irrenhaus bringen!« rief Rosa und der Zorn sprühte aus ihren dunklen Augen. »Nicht wahr das ist es, was Sie befürchten?«

Der kleine Herr war in hohem Grade betroffen; von diesem Project des Bankiers hatte er noch keine Ahnung gehabt, jetzt aber erinnerte er sich der Worte des Doctors Horn, und es wurde ihm klar, daß dem vornehmen Herrn die Verhaftung seines Bruders eher erwünscht als unangenehm war.

Er bat Röschen um nähere Aufklärung, sie sagte ihm was Konrad ihr mitgetheilt hatte, und nun mußten die letzten Zweifel schwinden.

Er hätte die schwere Last ihrer Sorgen und Angst vermehren können, ihr sagen können, daß auch der Verdacht eines Mordes auf ihrem Vater ruhe und schon deshalb eine baldige Rückkehr desselben aus dem Gefängnisse nicht in der Wahrscheinlichkeit liege aber er konnte die vernichtenden Worte nicht über die Lippen bringen, er fühlte ja auch das bittere Weh, welches die Seele des Mädchens durchzuckte.

Er versuchte, ihre Gedanken mit anderen Dingen zu beschäftigen, um sie abzulenken von den blutenden Wunden die ihrem Herzen geschlagen waren, er fragte sie, was sie nun beginnen wolle, er machte sie darauf aufmerksam, daß sie jetzt ernstlich sich mit dieser Frage beschäftigen müsse, er bot ihr seinen Schutz, seine Hülfe,

sein Haus an, aber Röschen schüttelte traurig das Köpfchen und erwiderte, was sie bedürfe, werde sie mit ihrer Hände Arbeit verdienen, und die Wohnung ihres Vaters dürfe sie nun nicht mehr verlassen.

Sie dankte ihm für seine Theilnahme, versprach ihm zu ihm kommen zu wollen, wenn sie des Raths und der Hülfe eines Freundes bedürfe, und bat ihn dann, sie allein zu lassen. Der kleine Herr wollte anfangs diesen Wunsch nicht erfüllen, er meinte, es sei besser, wenn sie über Alles, was sie bedrücke, mit ihm plaudere, dann werde sie rascher getröstet sein, aber das Prinzeßchen verhüllte wieder ihr Antlitz, ihm dadurch andeutend, daß sie erwarte, er werde ihrer Bitte Folge geben. Der Rentner zuckte rathlos die Achseln, warf noch einen langen, theilnehmenden Blick auf das Mädchen und ging dann hinaus, er sah ein, daß Worte dieses verzweifelnde Herz nicht trösten und aufrichten konnten, so lange nicht die Zeit die brennenden Wunden geschlossen hatte.

Er hatte sich kaum entfernt, als die Thüre geöffnet wurde und Hermann eintrat.

Röschen warf sich in seine Arme und vergaß, daß der Vater des Geliebten der Mann war, der mit seinem glühenden Haß ihren unglücklichen Vater verfolgte.

Seine Worte trösteten sie, aber das Anerbieten seiner Unterstützung wies sie mit derselben Festigkeit zurück, mit der sie das Anerbieten des Rentners abgelehnt hatte.

Hermann blieb bis zur Abenddämmerung bei ihr, er entschuldigte sich, daß er nicht früher zu ihr gekommen

sei, erzählte ihr den Auftritt zwischen ihm und ihrem Vater und wiederholte ihr unter feierlichen Schwüren die Versicherung seiner treuen, innigen und unwandelbaren Liebe.

Ach, wie glücklich, wie namenlos glücklich hätten diese Worte sie gemacht, wenn nicht die Sorge um den Vater so schwer und drückend gewesen wäre! Aber sie konnte an ihnen sich aufrichten und, wenn auch nur für einen kurzen Augenblick, die finsteren Wolken vergessen, die über ihrem Haupte hingen.

Sie sagte ihm, daß sie in der Wohnung ihres Vaters bleiben wolle, und er bestärkte sie in diesem Vorhaben, nur als sie hinzufügte, daß sie fleißig arbeiten werde, um sich die Mittel zur Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu verschaffen, schüttelte er mißbilligend das Haupt.

Wenn sie in diesem Augenblick einen Blick in seine Seele hätte werfen können! Wenn sie geahnt hätte, welche Fülle von Bosheit, Selbstsucht und niedriger Leidenschaft in dieser Seele sich barg, der sie so arglos vertraute!

Sie las es nicht in seinen Augen, sie las in ihnen nur Liebe, zwar eine Liebe, deren wild lodernde Gluthe:i manchmal sie erschreckten, die sie aber auch entzückte und beseligende Gefühle in ihrem Herzen weckte.

Sie sprach auch von dem Vorhaben seines Vaters, aber er leugnete, daß jemals von einem solchen Plane die Rede gewesen sei, er äußerte nur, es sei unzweifelhaft, daß ihr Vater an fixen Ideen leide, und man könne nicht wissen, ob das Gericht sich nicht veranlaßt sehen werde, ihn

in einem Asyl unterzubringen. Wenn dies geschehe, dann möge sie der Familie deshalb keinen Vorwurf machen, sein Vater hege nur den Wunsch, sich mit dem Bruder auszusöhnen, er werde Alles aufbieten, um ihn aus dem Gefängniß zu befreien.

Ganz fühlte Röschen sich durch diese Worte nicht beruhigt, aber sie glaubte nun auch, daß die Warnungen Konrad's übertrieben gewesen seien, nichtsdestoweniger wollte sie ihren Oheim Mathias besuchen, um ihn zu bitten, ihr Gewißheit über diesen Punkt zu geben. Mit ihm hatte ja der Bankier darüber gesprochen, sie kannte ihn als einen ehrlichen, aufrichtigen Mann, der mit der Wahrheit niemals hinter dem Berge hielt.

Hermann äußerte im Laufe des Gesprächs, daß Konrad ihn besucht und sich in einer sehr ungebildeten Weise als Beschützer Röschen's ihm vorgestellt habe; er könne nicht glauben, daß er hierzu berechtigt gewesen sei, überdies habe dieser Besuch das Geheimniß in Gefahr gebracht, welches jetzt strenger als zuvor gehütet werden müsse.

Röschen könne wohl denken, daß nach den jüngsten Ereignissen ihr Vater wie auch der seinige ihre Einwilligung in die Verbindung mit hartnäckiger Entschiedenheit verweigern würden, die Hindernisse seien gewachsen, man müsse sie allmälig zu beseitigen suchen und dürfe erst dann die Einwilligung von ihnen fordern, wenn man die Bahn geebnet habe.

Er sagte das Alles in einem so festen und zuversichtlichen Tone, daß Röschen sich trotz aller auf sie einströmenden Besorgnisse wunderbar beruhigt fühlte, und als er endlich Abschied von ihr nahm mit dem Versprechen, sie nun recht oft besuchen zu wollen, da warf sie noch einmal sich an seine Brust und drückte ihn fest und innig an sich.

Sie glaubte an ihn, wie an sich selbst, den, der ihr gesagt hätte, daß dieser Mann sie betrügen könne, würde sie einen boshaften Verleumder genannt haben.

Er war nun ihr einziger Freund, ihr Ein und Alles, sie vertraute darauf, daß sein starker Arm die Wolken zerreißen werde, die jetzt noch sie umhüllten.

Als der Geliebte sie verlassen hatte, rüstete sie sich zum Ausgehen, Onkel Mathias sollte ihr rathen, sie wußte ja nicht, welche Schritte sie thun mußte, um ihrem Vater das harte Loos zu erleichtern und ihm das Gefängniß wieder zu öffnen.

Aber als sie in dem Hause des Tischlermeisters ankam, bereute sie schon, diesen Schritt gethan zu haben, sie hörte den alten Mann in der Wohnstube heftig schelten, und die Worte, mit denen er sie empfing, ließen sie über den Grund seines Zornes nicht in Zweifel.

»So – da bist Du ja!« rief Meister Mathias, dessen Antlitz braunroth war. »Hättest auch besser gethan, dem Lump nicht nachzulaufen, und hast Du's, nun sitzt er im Zuchthaus und –«

»Onkel, der Mann, den Du beschimpfst, ist mein Vater und Dein Bruder!« fiel Röschen ihm entrüstet in's Wort.

»So lange die Schuld eines Angeklagten nicht bewiesen ist, darf Niemand ihn verurtheilen.«

Helene umarmte die Freundin, auch die Mutter schloß sie in ihre Arme, während Konrad ihr beide Hände reichte mit der Frage, ob es denn wirklich wahr sei, was Beier ihnen erzählt habe. Er könne es nicht glauben wollte er fortfahren, als das Prinzeßchen traurig nickte, aber der alte Mann schnitt ihm das Wort ab und erging sich in heftigen Schmähungen über den Bruder, den er die Zuchtruthe der ganzen Familie nannte.

Keiner hörte auf ihn, wie er immer heftiger scheltend in dem Zimmer auf und niederwanderte, Helene, Konrad und die Mutter waren nur mit dem Prinzeßchen beschäftigt, das so sehr des Trostes und der Ermuthigung bedurfte.

Es war rührend zu beobachten, wie die schlichte, einfache Frau mit der ganzen Fülle ihrer Liebe das gebeugte Herz aufzurichten versuchte, mit welcher innigen Theilnahme die treuen Augen Konrad's auf dem bleichen Gesicht des Mädchens ruhten, und wie herzlich und aufrichtig Helene die Freundin bat, nicht zu verzagen und auf Gott zu vertrauen!

Röschen mußte in dem Kreise dieser biederen, treuen Menschen sich ermuthigt fühlen, hier konnte sie die Sorgenlast abwälzen und an dem wohlthuenden Gefühl sich aufrichten, daß sie nicht verlassen sei, so lange solche Freunde ihr tröstend und helfend zur Seite ständen.

Meister Mathias schien sich endlich beruhigen zu wollen, er zündete eine Pfeife an und ließ sich in seinem

Sorgenstuhle nieder, in welchem er schon so manchen schweren Sturm hatte austoben lassen.

Röschen richtete jetzt an ihn die Frage, ob es wahr sei, daß Onkel Theodsor beabsichtige, oder beabsichtigt habe, ihren Vater in's Irrenhaus zu bringen, sie erhielt in keineswegs freundlichem Tone die Antwort, die Familie könne nur wünschen, daß dies längst geschehen sei, und es werde nun auch jedenfalls geschehen. Er sehe kein anderes Mittel, um den Schandfleck von seinem ehrlichen Namen zu tilgen er werde nun auch beantragen, daß der Geisteszustand seines Bruders erforscht und beurtheilt werde, er könne nur annehmen, daß Hugo die Verbrechen im Wahnsinn begangen habe.

Diese lieblosen Worte empörten das fein fühlende Gemüth des Prinzeßchens, sie vertheidigte ihren Vater und wies den Glauben an seine Schuld mit Entrüstung zurück, aber sie machte nun auch die Entdeckung, daß sie mit diesem Glauben allein stand, der von allen Seiten mit einer Entschiedenheit bekämpft wurde, welche sie befremdete und entrüstete.

Sie erfuhr jetzt auch die zweite Anklage, welche wider ihren Vater erhoben wurde, nun wußte sie, weshalb der Richter so großes Interesse für das Dolchmesser gezeigt hatte, und die bange Ahnung, daß ihr Vater wirklich in einem Anfall von Geistesstörung die That begangen habe, durchzuckte ihre Seele.

Aber nein – fort mit diesem entsetzlichen Gedanken, es war ja ganz unmöglich. Hätte ihr Vater selbst im Wahnsinn jene Verbrechen begangen, dann würde er gewiß

nicht so ruhig geblieben sein, – nein, sie durfte sich in ihrem Glauben an seine Schuldlosigkeit nicht beirren lassen.

Nein, fort mit diesem Gedanken und fort auch aus dem Kreise, in welchem man ihr diesen Glauben, den letzten Trost, nehmen wollte; gaben sie auch Alle den Unglücklichen auf, sie durfte es nicht, sie mußte ihm eine Stütze bleiben.

»Na, Du wirst einsehen, daß es für ihn und für uns Alle ein Segen wäre, wenn die Untersuchung niedergeschlagen und Dein Vater in einem Asyl untergebracht würde,« sagte Meister Mathias, eifrig bemüht, sich immer dichter in Rauchwolken einzuhüllen; »sein Verstand ist gestört, das kann Niemand bezweifeln, und ich fürchte, in der einsamen Zelle wird der Wahnsinn in Tobsucht ausarten. – Na und Du kannst gleich hier bleiben, es war nicht schön von Dir, daß Du seinetwegen unser Haus verlassen konntest, aber wir wollen Dir das nicht nachtragen der bitteren Erfahrungen wegen, die Du bei ihm machen mußtest.«

Hoch aufgerichtet, das Köpfchen stolz erhoben und die Oberlippe fast trotzig aufgeworfen, stand das Prinzeßchen dem alten Manne gegenüber, der mit Sicherheit erwartete, daß sie ihm für seine Nachsicht und Güte danken werde.

»Er ist mein Vater,« sagte sie mit gepreßter Stimme, die blitzenden Augen fest auf ihren Oheim gerichtet, der mit einigen Lufthieben die Rauchwolken zertheilte, um ihr in's Gesicht schauen zu können. »Ich kann nicht in

einem Hause weilen, in welchem man so kalt, so streng, so ungerecht und herzlos über ihn urtheilt. Ich habe den Glauben an ihn noch nicht verloren, aber ich würde ihn verlieren, wenn ich täglich solche Worte hören müßte! Ihr mögt die Sachlage von einem Standpunkte aus betrachten und beurtheilen, der mir fremd ist und auf den zu stellen mir die Kindespflicht verbietet, ich zürne Euch deshalb nicht, ich kann nur hoffen, daß die Zeit bald kommen möge, in der Ihr Euer Unrecht einsehen werdet, aber zürnt Ihr auch mir nicht, wenn ich Euer freundliches Anerbieten nicht annehme.«

»Kind, bist Du bei Sinnen?« rief Meister Mathias ärgerlich. »Wo willst Du ein Obdach finden?«

»In der Wohnung meines Vaters. Ich werde arbeiten, ich bin nun so alt geworden, daß ich endlich versuchen muß, für meinen Unterhalt selbst zu sorgen, ich theile dieses Loos mit tausend Anderen, die eine sorgenvolle, aber unabhängige Stellung der Abhängigkeit von ihren Verwandten vorziehen.«

Helene, die Mutter, Konrad, Alle bestürmten sie mit Bitten, diesen Entschluß fallen zu lassen und in das alte, schöne Verhältniß zurückzutreten, aber das Prinzeßchen beharrte bei ihrem Vorhaben, verbat sich jede Begleitung und verließ das Haus, in welchem sie viele Jahre hindurch so glücklich gewesen war, mit blutendem Herzen.

Wohl ängstigte sie die trostlose Einsamkeit in der Wohnung ihres Vaters, aber sie war dort nicht genöthigt, täglich das vernichtende Urtheil über den Unglücklichen hören zu müssen und zudem hatte ihr Vater sie ja auch gebeten, nicht zu ihren Verwandten zurückzukehren, keine Almosen von ihnen zu nehmen.

Als sie im Begriff stand, die Thüre ihrer Wohnung zu öffnen, hörte sie, wie eine sanfte Stimme ihren Namen nannte, sie wandte sich um und sah sich einer bereits bejahrten Frau gegenüber, die ein Zimmer neben der Wohnung des Malers bewohnte.

Frau Margarethe Wiedemann war, wie der kleine Rentner, der Eigenthümer dieses Hauses, behauptete, »ein hülfloses Geschöpf, welches von Unterstützungen aus der Armenkasse lebte, daneben eine gute, treue, fromme Seele, die keiner Fliege ein Leid anthun konnte.«

Röschen hatte diese Frau schon mehrmals gesehen, aber bisher noch keine Gelegenheit gefunden, sich mit ihr zu unterhalten; nun bot ihr diese gute, treue fromme Seele, die bereits von der Verhaftung des Malers, sammt ihren Gründen unterrichtet war, ihren Trost an.

Röschen konnte die Einladung der alten Frau, sie in ihr Stübchen zu begleiten und eine Tasse Thee mit ihr zu trinken, nicht ablehnen; sie folgte ihr und fühlte sich bald heimisch in dem zwar sehr einfach, aber traulich eingerichteten Gemach, in dem eine fast peinliche Ordnung und Sauberkeit herrschten.

Es lag in dem welken Gesicht der Frau Wiedemann viel Verstellung, Scheinheiligkeit und Heuchelei, manchmal

konnten ihre grauen Augen, die von ihrem Glanz und früherer Frische nichts verloren hatten, recht schadenfroh und tückisch blicken, aber Rosa sah das nicht, die Thränen, die noch immer aus dem Herzen ausstiegen, trübten ihren Blick.

Das Vertrauen eines von schweren Sorgen niedergebeugten Menschenherzens sich zu erringen, verstand die Alte vortrefflich, auch sie glaubte an die Unschuld des Verhafteten, an elende Machinationen seiner Feinde und seine baldige Rückkehr aus dem Gefängnisse, sie billigte den Entschluß des Mädchens, pflichtete ihr darin bei, daß sie in dem Hause ihres Oheims nicht habe bleiben dürfen, führte dabei unzählige Bibelsprüche an, die Röschen trösten und beruhigen sollten und auch wirklich insofern trösteten, als durch sie das Vertrauen des armen Mädchens auf die Hülfe Gottes befestigt wurde – kurz, sie wußte das Vertrauen des Prinzeßchens so rasch und in so hohem Grade zu gewinnen, daß Röschen sich glücklich schätzte, in dieser theilnehmenden, verständigen Frau eine Freundin gefunden zu haben.

Frau Wiedemann gab ihr manchen guten Rath, manchen beherzigenswerthen Wink aus dem reichen Schatze ihrer Erfahrungen, sie versprach, ihr Arbeit besorgen zu wollen, und fügte hinzu, daß sie früher auch für Stickereigeschäfte gearbeitet habe.

Dann wollte sie wissen, ob das Herz Röschen's noch frei sei. Rosa bejahte diese Frage, weil sie ihr Geheimniß so rasch nicht preisgeben wollte, aber ihre Verwirrung

und ihr Erröthen verriethen der alten Frau, was sie zu wissen wünschte.

So saßen sie plaudernd beisammen und Röschen fühlte sich ordentlich erleichtert, als sie vor dieser theilnehmenden Frau ihr Herz ausgeschüttet hatte; jetzt hatte sie doch einen Menschen, mit dem sie über ihre Sorgen und ihren Kummer sprechen konnte, ohne befürchten zu müssen, daß sie auf feindliche Gesinnungen gegen ihren unglücklichen Vater stoßen werde.

Mitternacht war nahe, als das Prinzeßchen die neue Freundin verließ. Ja, jetzt war sie getröstet und ermuthigt, jetzt blickte sie wieder mit der freudigen Zuversicht, die festes Gottvertrauen jedem wahrhaft frommen Herzen einflößt, in die Zukunft, in deren schwarze Nacht ein heller Lichtstreif gefallen war.

Ob auch die Alte erfreut war darüber, daß sie so unerwartet diese Freundin gefunden hatte? – Gewiß, man mußte das annehmen, wenn man in ihre blitzenden Augen schaute, aus denen nur triumphirende Freude leuchtete.

In brütendem Sinnen versunken saß sie lange in sich zusammengekauert auf dem Rande ihres dürftigen Bettes, gewiß dachte sie darüber nach, wie dem Mädchen zu helfen und die ungerechte Anklage gegen den Maler zu entkräften sei.

Endlich erhob sie das Haupt, noch einmal leuchtete es freudig und dabei doch tückisch-boshaft in ihren Augen auf, dann löschte sie die Talgkerze, die neben dem Bette

auf einem Stuhle stand, und nicht lange darauf verkündeten ihre geräuschvollen Athemzüge, daß sie den Schlaf des Gerechten schlief!

Fünftes Kapitel.

Das harte Regiment des Winters war zu Ende. Ein ohnmächtiger Greis, schüttelte er noch einmal zornig die Flocken aus seinem silberweißen Bart, dann verließ er das Land, welches er mit der unerbittlichen Härte eines grausamen Tyrannen beherrscht hatte.

Die Genien des Frühlings zogen mit Singen und Klingen durch die Lande und lösten alle Fesseln, welche der Tyrann geschmiedet hatte, und das aus der Erstarrung erwachende Leben sah sich geschmückt mit unzähligen, duftenden Blüthen, die aus dem unerschöpflichen Füllhorn des Frühlings niederfielen.

Ja, der Frühling war gekommen, und die Glücklichen jauchzten ihm entgegen und schmückten sich mit seinen Blüthen.

Ach, wie manches Herz blieb ihm verschlossen, weil es so unendlich viel Kummer und Sorge barg, daß es keinen Raum mehr hatte für die Freude!

In dumpfer Zelle saß noch immer einsam und trostlos der hagere Mann, der oft wild an den Eisenstäben rüttelte und dann wieder still für sich hin weinte wie ein Kind.

Sie hatten ihn gequält Tag um Tag mit unzähligen Fragen, Vermuthungen und Drohungen, sie hatten ihm ein Gemälde seiner Verbrechen, gemalt mit den grellsten Farben, vor die Augen gehalten und ihre Stimmen erhoben,

daß sie klangen wie die Posaunen des jüngsten Gerichts, um ihm zuzurufen, der Judas auf dem Bilde sei er!

Sie hatten ihm den Trost versagt, sein Kind zu sehen, aber sie sagten ihm, er werde es in seine Arme schließen dürfen, sobald er seine Schuld eingestehen wollte.

Da war er aufgefahren wie ein zum Tode verwundeter Löwe, er hatte ihnen den Hohn und die Schmach zurückgegeben und nichts weiter dadurch erreicht, als daß sie ihm drohten mit Zwangsjacke und entwürdigenden Strafen.

Nun waren endlich die Acten geschlossen, und der hagere Mann mit dem bleichen, verstörten Gesicht, der durch die Stäbe des eisernen Gitters so sehnsüchtig zum blauen Frühlingshimmel aufschaute, wußte nicht, ob sie seine Schuld, oder seine Unschuld ermittelt hatten. Sie sagten ihm nichts davon und er sah Keinen, mit dem er darüber sprechen konnte, aber in ihren triumphirenden Mienen hatte er gelesen, daß sie entschlossen waren ihn zu verderben, und daß sie die Mittel gefunden zu haben glaubten, diesen Entschluß auszuführen.

Ja, der Frühling war gekommen, und sein strahlender Sonnenglanz drang auch in das Stübchen, in welchem das Prinzeßchen vom frühen Morgen bis in die Nacht hinein emsig die Nadel führte, um aus bunten Fäden Blumen zu weben!

In ihr blutendes, von Gram und Sorgen gefoltertes Herz drang der Sonnenschein nicht ein, sie hatte das Verständniß für die Segnungen des Frühlings verloren, seitdem die Blüthen ihres eignen Frühlings unter den Stürmen des Schicksals verdorrt waren.

Die Rosen auf ihren Wangen waren verblüht und die schönen Augen hatten ihren Glanz verloren, ach, es lag eine schwere, trübe Zeit hinter ihr; und nur mit Angst und Sorgen drang der Blick in die schwarze, sturmdurchtobte Nacht der Zukunft.

Sie hatte in der Arbeit Trost gesucht und gefunden, aber sie konnte den Gedanken nicht wehren, die sie in ihrer Einsamkeit besuchten und ihre Seele folterten. Der Rentner Beier, mit dem sie oft Rücksprache nahm, machte kein Hehl daraus, daß die Schuld ihres Vaters so gut wie erwiesen sei, sein Sohn hatte es ihm mitgetheilt und hinzugefügt, man befürchte täglich den Ausbruch der Tobsucht und habe für diesen Fall alle nöthigen Maßregeln getroffen.

Hermann, der seine Braut nicht so oft besuchte, wie sie es wünschte und erwarten zu dürfen glaubte, hatte ihr das auch gesagt, sie fand auch an ihm keinen Trost und keine Stütze, so wenig wie an den übrigen Mitgliedern ihrer Familie, mit denen sie mehr und mehr zerfallen war.

Konrad und Helene kamen jetzt auch seltener, seitdem das Prinzeßchen ein so inniges Freundschaftsbündniß mit Frau Wiedemann geschlossen hatte, es war seltsam und befremdlich, daß Niemand die Tugenden dieser »treuen Seele« anerkennen wollte.

Ja, sie war eine »treue Seele,« sie hatte ein Herz ohne Arg und Falsch und ein auf Gott vertrauendes, gläubiges Gemüth, und in diesem Gemüth fand das tiefgebeugte Mädchen einen festen Ankergrund, der es vor dem Schiffbruch bewahrte.

Es kümmerte sich ja Niemand so sehr und mit solcher Liebe, solcher Aufopferung um das Prinzeßchen, wie diese alte Frau, Niemand, selbst ihr Bräutigam nicht, der seine freie Zeit lieber dem reichen Rittergutsbesitzer widmete.

Wenn sie ihm Vorwürfe machte, daß er so selten komme, verschanzte er sich hinter dem Vorwande, daß das Geheimniß der Verlobung streng bewahrt werden müsse, dann sah er sie so innig, so treuherzig und schmerzlich wehmüthig an, daß sie ihm nicht gram sein konnte! O, er verstand es vortrefflich, ihr argloses Herz zu täuschen und zu betrügen; an ihrem felsenfesten Vertrauen auf die Reinheit seiner Gesinnungen und die Festigkeit seines Charakters prallten alle Zweifel, alle offenen und versteckten Warnungen des treuen Konrad ab.

Ja, wenn sie gewußt hätte, daß er so manche Stunde, die er ihr hätte widmen müssen, im Boudoir der schönen fremden Dame verbrachte, die noch immer in der Stadt weilte, über der noch immer ein dunkler, geheimnißvoller Schleier ruhte!

Sie ahnte den Verrath nicht, sie schaute vertrauend in die Augen des Geliebten und das Herz flüsterte ihr zu, diese Augen könnten nicht lügen und betrügen.

Wie hätte sie auch an der Wahrheit seiner Worte zweifeln können wenn er ihr sagte sein Freund, der reiche Rittergutsbesitzer von Wollheim, nehme ihn mehr in Anspruch, als ihm lieb sei, aber er müsse sich aus geschäftlichen Rücksichten den Wünschen dieses Herrn fügen und ihm manchen Abend opfern, den er tausendmal lieber bei seiner süßen Geliebten verbringen möge!

Er fügte dann jedesmal hinzu, diese Rücksichten würden bald schwinden, wenn Herr von Wollheim mit Eleonore verlobt sei, was nun wohl bald erfolgen werde, dann sei er fest an die Familie wie auch an das Geschäft gekettet, und der Edelmann werde alsdann die Abende im Kreise der Familie seiner Braut verbringen, in dem er jetzt nur noch ein Gast sei.

Weshalb hätte sie das Alles nicht glauben sollen?

Sie sah in seinem Antlitz nicht die Spuren durchwachter Nächte, sie sah die verzehrenden Gluthen sinnlicher Leidenschaften nicht die oft wild in seinen Augen aufloderten, sie fühlte Mitleid und Theilnahme für ihn, wenn er ihr sagte, daß der Kummer darüber, Röschen nicht öffentlich seine Braut nennen zu dürfen, an seinem treu und innig liebenden Herzen nage.

Er wollte auch nicht, daß die alte Frau das Geheimniß erfahren sollte, auch er erklärte, was Helene und Konrad oft erklärt hatten, er könne ihr das Vertrauen nicht schenken, mit dem Röschen ihr entgegenkomme.

Es war überflüssig, daß er es ihr verbot, Frau Wiedemann fragte nie, in welchen Beziehungen ihre Freundin zu dem eleganten jungen Herrn stehe, sie wußte ja,

daß dieser Herr der Vetter des Prinzeßchens war, in Geheimnisse, die nicht aus freiem Antriebe ihr mitgetheilt und anvertraut wurden, drängte sie sich nie ein.

Ja, es war Frühling geworden, und die Herzen, die seine Segnungen empfanden, badeten sich in seinem Sonnenschein und schmückten sich mit seinen duftenden Blüthen.

Und es war ein heller, strahlender Sonntagmorgen, einer jener köstlichen Frühlingssonntage, an denen die Natur im festlichen Brautgewande prangt, und auch durch das Gemüth des verbissenen Zweiflers eine leise Himmelsahnung zieht.

Meister Mathias im Sonntagsrock kam aus der Kirche, und der kleine Rentner begleitete ihn, um über einen Flug seltener und werthvoller Tauben, welche der alte Mann am Tage zuvor erhalten hatte, sein Urtheil abzugeben.

Es war so still und feierlich in dem Hause des Meisters, die Sonne schien so hell und warm durch das offene Fenster in's Wohnzimmer, den Silbersand vergoldend, der in seltsam verschlungenen Arabesken den weißgescheuerten Fußboden bedeckte.

Helene und die Mutter traten in das Zimmer und verließen es gleich darauf wieder, nachdem sie flüchtig den Gruß des kleinen Herrn erwidert hatten, und Konrad war

auch so ernst und nachdenklich, so schweigsam und zerstreut, daß Meister Mathias sich der Frage nicht enthalten konnte, was denn während seiner Abwesenheit vorgefallen sei, daß er nur verlegene und verstörte Mienen sehe.

Konrad wich einer bestimmten Antwort aus, er holte die Liqueurflasche und bot dem kleinen Herrn, der eifrig die Gläser seiner Brille putzte, eine Herzstärkung an, die mit einigen Worten des Dankes angenommen wurde.

»Na, es ist nicht mehr so in meinem Hause, wie es früher war,« sagte der Meister, und ein wehmüthiger Schatten glitt über sein treues, ehrliches Gesicht, »sie vermissen Alle das Prinzeßchen, mit ihm ist die alte Fröhlichkeit aus dem Hause fortgezogen. Ist es nicht so Konrad?«

»Ja, es kann wohl sein,« erwiderte der junge Mann seufzend.

»Aber ich kann's nicht ändern,« fuhr Meister Mathias fort. »Ich kann das Mädchen nicht zwingen, den starren Kopf zu beugen! Sie kümmert sich ja nicht mehr um uns, sie sieht es nicht einmal gerne, daß man sie besucht.«

»Das macht die Freundschaft mit der alten Heuchlerin,« sagte Konrad ärgerlich, »der Himmel mag wissen –«

»Meinen Sie die Wiedemann?« fiel der kleine Herr ihm rasch in's Wort. »Ah, die Frau ist eine gute, treue Seele, eine wahrhaft fromme Frau! Nein, junger Herr, die steht nicht zwischen dem Prinzeßchen und der Familie, ganz gewiß nicht!«

Konrad zuckte die Achseln und der alte Mann wiegte leicht das Haupt, sie schienen Beide dieser Versicherung ihres Freundes keinen Glauben schenken zu können.

Der Rentner bot ihnen eine Prise an und nippte an seinem Glase, dann schlug er die kleinen Beinchen übereinander und nachdem er also sich in Positur gesetzt und die Brille dicht vor die klugen Aeuglein geschoben hatte, fuhr er fort:

»Ich will Ihnen besser sagen, weshalb Röschen mit ihrer Familie so ganz zerfallen ist. Das arme Kind glaubt mit inniger Ueberzeugung an die Unschuld ihres Vaters, aber außer der Wiedemann findet sie kein Menschenherz, welches diesen Glauben theilt –«

»Und eben deshalb ist das Weib eine Heuchlerin!« sagte Konrad grollend.

»Verzeihen Sie, ich kann das nicht glauben. Sie theilt den Glauben und die Hoffnungen Röschen's, und ich finde das sehr natürlich und begreiflich, sie kennt den Stand der Dinge nicht, nur einmal ist sie als Zeugin vernommen worden, und der Untersuchungsrichter wird ihr gewiß nicht die Acten vorgelegt haben. Sie glaubt an die Unschuld des Verhafteten, weil sie nur von dem Standpunkte urtheilt, auf dem das Prinzeßchen steht. Wir Alle, die wir die Sachlage besser kennen und objectiv, unparteiisch urtheilen, können das arme Mädchen in seinen Hoffnungen nicht bestärken, unsere Zweifel erbittern das schwer bedrückte Herz.«

»Ja, so ist's,« sagte Meister Mathias gedankenvoll, während er seine Pfeife stopfte, aber ich meine, es sei

besser, wenn Röschen auf den unausbleiblichen Schicksalsschlag vorbereitet würde! Es ist ein kindischer Unsinn, daß sie deshalb uns grollt; wenn das Urtheil gesprochen ist, muß sie ja doch zu uns zurückkehren!«

»Sie wird es nicht thun erwiderte Konrad leise.

»Nicht?« fuhr der Meister zornig auf. »Na, dann kann ich ihr nicht helfen, dann muß ich sie ihrem Schicksal überlassen. Man sollte es nicht glauben, daß dieses Menschenkind so thöricht sein kann! Aus Gram über das Schicksal eines Menschen, dem sie keinen Dank und keine Liebe schuldet, der nur dem Namen nach ihr Vater ist, von dessen Lippen sie nie ein liebevolles Wort vernommen hat, überwirft sie sich mit ihrer Familie, in deren Kreise sie erzogen wurde die – – na, ich will mich nicht weiter aufregen, habe mich genug darüber geärgert. Sie wird ihre Erfahrungen machen, wer nicht hören will, muß fühlen! Da setzt sie ihr ganzes Vertrauen auf Hermann – prosit die Mahlzeit, der Bursche wird sie schmählich betrügen. Es ist eine perfide Sorte, ich mag nichts davon hören! Im vorigen Herbst, als Hugo um jeden Preis beseitigt werden sollte, konnte der Bankier mich besuchen und mir mit seinen weichen Glacéhandschuhen den Bart streichen, jetzt weiß er nicht mehr, wo ich wohne! Damals lud er mich ein, er machte mir Vorwürfe, daß ich nicht zu ihm komme, und als ich bald darauf einmal hinging, ließ er sich entschuldigen, er habe keine Zeit, aber wenn ich in der Mittagsstunde, etwa

um drei Uhr kommen und eine Tasse Kaffee bei ihm trinken wolle – – bah, weshalb ärgere ich mich darüber, ich hätte es ja voraussehen können!«

Ueber die Lippen des Rentners glitt ein spöttischer Zug.

»Wer in den Salons eines Bankiers tanzen will, darf keine Nägel in den Schuhsohlen haben,« sagte er ironisch. »Der Rittergutsbesitzer von Wollheim ist ein täglicher Gast im Hause Ihres Bruders.«

»Ja – der paßt besser in das vornehme Haus, wie ich, der schlichte Handwerker!«

»Alltagsmenschen geruht Vetter Hermann uns zu nennen,« warf Konrad ein.

»Der Windbeutel mag sich auch noch rühmen, daß er ein Sonntagskind sei!« polterte Mathias Bauerband, eine mächtige Rauchwolke vor sich hin paffend. »Sein Verdienst ist es nicht, und ich wüßte auch nicht, inwiefern es ihm zur Ehre gereichen dürfte, daß er auf eine volle Tasche schlagen und mit seinem Gelde sich brüsten kann! Er soll ja sehr intim sein mit dem Rittergutsbesitzer. Man hat mir gesagt, sie säßen manche Nacht hindurch im Gasthofe, und dann würde nur Champagner getrunken, na, was er noch nicht weiß, das kann er in dieser Gesellschaft lernen, aber etwas Gutes ist es nicht, was er lernen wird.«

»Ja, sie sollen viel ausgeben,« sagte der kleine Herr sinnend, »aber dafür werden sie auch viel verdienen. Ich hab's jetzt heraus, weshalb Herr von Wollheim seit dem Herbst hier ist.«

Er öffnete bedächtig seine Dose und lächelte geheimnißvoll, dann nahm er geräuschvoll eine Prise.

»Der Herr hat viele Güter und Häuser angekauft, auch der Bankier soll viel zu hohen Preisen gekauft haben.«

»Ja, das habe ich auch gehört,« versetzte Meister Mathias.

»Und wissen Sie, zu welchem Zweck?«

»Ich habe keine Ahnung davon.«

»Sie wollen eine Eisenbahn bauen.«

»Na, Gott segne sie!« sagte der alte Mann, die Brauen hoch hinaufziehend. »Hat denn mein Bruder Theodor den Verstand verloren?«

Der kleine Herr schüttelte mit seiner sehr ernsten, mißbilligenden Miene das Haupt.

»Ist das eine Frage!« sagte er vorwurfsvoll. »Der Bankier ist ein kluger Mann, und wenn er nicht wüßte, daß die Eisenbahn ihn zum Millionär machen würde, ließe er gewiß die Hände davon. Eine Eisenbahn direct nach der Hauptstadt, man sagt, sie warteten jetzt nur noch auf die Genehmigung der Regierung, um dann sofort mit der Ausführung des Projects zu beginnen!«

»Also ein Projectenmacher ist der vornehme Herr geworden!« spottete Mathias Bauerband, dem es nicht einleuchten wollte, daß ein Anderer, als der Staat, an Straßen- und Eisenbahn-Anlagen Interesse und Gewinn haben könne. »Na, meinetwegen, die großen Rosinen verführen Manchen zu Narrheiten, die ihn an den Bettelstab bringen. Vielleicht heirathet Herr von Wollheim

die stolze Tochter meines vornehmen Bruders, dann fehlt dem Bankier nur noch ein Titel und ein Orden –«

»Die er wahrscheinlich auch binnen Kurzem erhalten wird,« fügte der Rentner hinzu.

Meister Mathias hatte sich erhoben, er wanderte gedankenvoll auf und nieder, die glänzende Perspective, welche Beier dem Bankier eröffnete, blendete ihn nicht, er sah nur die Kehrseite des schönen Bildes, – den Bettelsack.

»Und dabei ein Bruder im Zuchthause!« seufzte er aus beklommener Brust tief auf.

»Oder in der Irrenanstalt! Herr Theodor Bauerband hat, wie mein Sohn mir sagt, den Vertheidiger des Angeklagten dringend darauf aufmerksam gemacht, daß der gesunde Verstand seines Bruders sehr in Frage gestellt und ein ärztliches Gutachten eingefordert werden müsse. Es ist noch sehr fraglich, ob man damit durchkommen wird; der Untersuchungsrichter leugnet das Vorhandensein von Geistesstörungen, er nennt den Angeklagten einen aufgeregten, exaltirten Mann und bestreitet ganz entschieden die Krankheit des Geistes.«

»Um so schlimmer!« sagte Meister Mathias. »Hat er die Verbrechen nicht im Wahnsinn, sondern bei vollem Verstande begangen, dann fällt die Schande auf die ganze Familie zurück. Na, ich bin einstweilen froh, daß die Sache nun endlich spruchreif geworden ist, man hat wohl keine überzeugenden Beweise für seine Schuld gefunden?«

»Außer den Edelsteinen nicht.«

»So darf man noch immer hoffen, daß er wegen Mangel an Beweis freigesprochen wird; wenn das geschieht, muß er sofort die Stadt verlassen. Er muß!«

»Werden sie ihn zwingen können?«

»Schwerlich, aber ich denke, er wird so vernünftig sein, einzusehen, daß die Verhältnisse ihn dazu zwingen.«

»Jetzt appelliren Sie an seine Vernunft und vorhin beriefen Sie sich auf seinen Irrsinn. Ich verhehle Ihnen nicht, daß an ihm selbst mir nichts liegt, und sein Geschick mir ziemlich gleichgültig ist, denn er ist ein verlorener Mensch, verloren für seine Familie und für die ganze Gesellschaft. Aber das Prinzeßchen dauert mich, sie wird sich seinetwegen zu Tode grämen, sie wird ihm in Noth und Elend folgen, einzig und allein, weil ihr gutes, frommes Herz ihr sagt, sie sei ihm Liebe und Gehorsam schuldig. Er hat ihr verboten, Almosen von ihrer Familie anzunehmen, er hat ihr befohlen, in seiner Wohnung zu bleiben und durch Arbeit ihres Lebens Unterhalt zu verdienen, sie befolgt diesen Befehl, trotzdem sie voraussehen muß, daß er sie frühe in's Grab bringen wird.«

»Weshalb thut sie es?« rief der Meister zornig.

»Weil die Wiedemann sie gegen ihre Familie aufhetzt,« sagte Konrad mit einem flammenden Blick auf den kleinen Herrn, dem er nicht verzeihen konnte, daß er dieses Weib in Schutz nahm. »Ich weiß, welche Gesinnungen diese Frau gegen uns hegt, ich kann auch in den Augen lesen.«

Mathias Bauerband sah fragend den Rentner an, als ob er von ihm eine Antwort auf diese Bemerkung erwarte, aber Beier schwieg, er schüttete energisch ein gewaltig großes Seifenbecken aus und zuckte dann die Achseln, als wolle er sagen, er habe seine Meinung bereits geäußert, man möge nicht verlangen, daß er sie wiederholen solle.

Das Gespräch wurde in diesem Augenblick überhaupt abgebrochen durch den Eintritt der Mutter, deren verlegene Miene den Gedanken des alten Mannes plötzlich eine andere Richtung gab.

Die alte Frau schlich so scheu und ängstlich an ihrem Gatten vorbei, daß Konrad, der am Fenster stand und sie beobachtete, hell auflachen mußte.

»Da siehst Du, welchen gewaltigen Respect die Frauen vor Dir haben,« sagte er, sich zu dem Vater wendend, »die Mutter möchte, wie es mir scheint, Dir ein im Grunde recht erfreuliches Ereigniß am liebsten verheimlichen, weil sie fürchtet, die Enthüllung desselben könne Dir im ersten Augenblick nicht so ganz angenehm sein.«

Der alte Mann, der eifrig bemüht war, sich in dichte Rauchwolken einzuhüllen, runzelte die Stirne, die Einleitung gefiel ihm nicht, er liebte keine Geheimnisse in der Familie, und am wenigsten solche, die man nur mit Zittern und Zagen ihm enthüllen durfte.

»Strom war gestern Abend hier,« nahm Konrad wieder das Wort, und die Mutter nickte ihm zu, als ob sie ihn ermuthigen und auffordern wolle, fortzufahren, »er glaubte, Dich hier anzutreffen.«

»So? Was wollte er?« fragte Meister Mathias, dessen Stirne sich aufheiterte, während ein seltsames Zwinkern in den Augenwinkeln verrieth, daß es ihm Mühe kostete, seine Heiterkeit hinter einer kalten, strengen Miene zu verbergen.

»Ja – was wollte er?« erwiderte Konrad mit einem forschenden Blick auf den kleinen Herrn, der jetzt Anstalten traf, sich zu entfernen. »Bleiben Sie nur, Herr Doctor, es ist kein staatsgefährliches Geheimniß, und überdies sind Sie ja ein aufrichtiger Freund unserer Familie! Hast Du in letzter Zeit in dem Wesen und Benehmen unseres Altgesellen keine Veränderung wahrgenommen, Vater?«

»Ei gewiß!« sagte Mathias Bauerband vergnügt. »Er kleidet sich sorgfältiger, ist stiller und ernster geworden, arbeitet für Drei und kann unserer Helene nicht mehr in's Auge sehen.«

Die Mutter faltete die Hände und blickte mit leuchtenden Augen zu dem alten Manne auf, der das so heiter und vergnügt gesagt hatte, als ob er sich recht innig über diese Veränderung freue.

»Na, und Helene ist auch ernst und still geworden,« entgegnete Konrad, »aber gestern Abend –«

»Ging ihr das Mundstück wie ein Mühlrad!« fiel Meister Mathias ihm lachend in's Wort. »O, ich kann mir das so recht lebhaft denken, Du nicht auch, Käthe? Hast es ja gerade so gemacht, als ich um Dich freite.«

Er reichte ihr mit einem innigen Blick die Hand, sie schlang den Arm um ihn und sah ihm mit einer unendlichen Fülle von Liebe in die Augen.

»Er ist ein guter Mensch, Mathias,« sagte sie leise, als ob sie noch immer nicht ihrer Sache so ganz sicher sei und deshalb glaube, seine Fürsprecherin sein zu müssen, »er hat ein treues Herz und ein braves Gemüth, und er hat vorgestern eine kleine Summe in der Lotterie gewonnen, damit wollen sie ihren Hausstand einrichten und auch das nöthige Werkgeräth anschaffen.«

»Ei, ei, auch das noch!« scherzte der alte Mann, und der Sonnenschein draußen konnte nicht heller sein, wie der Sonnenschein in seinem Herzen, der aus seinen treuen Augen strahlte. »Na, den Hausstand richten wir ein, das muß er sich schon gefallen lassen, und das Werkgeräth schaff' ich ihm auch an, wenn er nun Meister werden will.«

»Er ist draußen, Mathias, um mit Dir zu reden –«

»So? Das hättest Du gleich sagen sollen!« rief der Meister, zur Thüre eilend. »Na, nur herein, altes Haus, und nicht viel Worte gemacht. Hab' Euch immer gern gehabt, Strom, ich denke, wo das Herz spricht, sind Worte überflüssig! Also viel Glück und Segen, über das Andere sprechen wir später! Gratulire, seid ein tüchtiger, braver Kerl, Euch gebe ich mein Kind mit tausend Freuden!«

Er zog den über und über erglühenden Jüngling an seine breite Brust, küßte seine Tochter und seine Frau, schüttelte dann dem Sohne und zuletzt dem kleinen Rentner die Hand, ohne zu beachten, daß er es ihm dadurch unmöglich machte, mit dem emsigen Ausschütten unzähliger Seifenbecken fortzufahren.

»Heute Nachmittag wird die Verlobung mit Gläserklang eingeläutet!« rief er in die zahllosen Glückwünsche hinein, die dem Brautpaare gespendet wurden. »Käthe, eine famose Maiweinbowle, verstanden? Der Herr Doctor wird uns hoffentlich auch die Ehre erzeigen – wie?«

»Gewiß – mit großem Vergnügen – sehr dankbar,« stammelte der kleine Herr, seinen glänzenden Schädel reibend, den ein Sonnenstrahl vergoldete.

»Na, und wenn ich mir erlauben darf, Ihren Sohn, den Herrn Referendar, auch einzuladen –«

»Wird ihm eine große Ehre sein.«

»Bitte, die Ehre ist auf meiner Seite! Gut, ich denke, es soll ein heiteres Fest werden!«

»Wenn Du das Prinzeßchen einlüdest!« sagte die Mutter in bittendem Tone.

Der alte Mann, der seinen Spaziergang durch das Zimmer wieder aufgenommen hatte blieb stehen, sein Blick schweifte sinnend durch das Fenster in den Garten, der im Blüthenschmuck des Frühlings prangte.

Helene vereinte ihre Bitten mit denen der Mutter, Konrad und der Rentner erboten sich, dem Prinzeßchen die Einladung zu überbringen.

»Nein,« sagte Mathias Bauerband, indem er mit der Hand über seine Stirne strich, »das muß ich selbst thun, aber ich zweifle, ob sie die Einladung annehmen wird. Ja, ich will nach Tisch hingehen, ihr sagen, daß wir noch immer sie von Herzen lieb haben, und daß sie am heutigen Tage in unserm Kreise nicht fehlen dürfe.«

War die Erinnerung an sie ihm in diesem Augenblicke so sehr schmerzlich, daß er wünschte, mit ihr allein zu sein, um die Bilder der Vergangenheit noch einmal an seinem geistigen Auge vorüberziehen zu lassen?

Er gab dem Rentner das Geleit zur Hausthüre, sah dem kleinen Herrn nach, wie er eilfertig ein Seifenbecken nach dem andern ausschüttend, die Straße hinunterschritt, und ging dann in den Garten, in welchem Konrad unter den mit Blüthen überschütteten Bäumen sinnend auf und ab wanderte.

Er wußte, mit welchem Bilde sein Sohn sich beschäftigte, aber er mochte nicht mit ihm darüber reden, die Wunden konnten ja nicht heilen und vernarben, wenn er immer und immer wieder hineingriff.

Nach dem Mittagessen nahm er Hut und Stock; es war für ihn ein schwerer Gang, die Besorgniß, abgewiesen zu werden, konnte er nicht zurückdrängen, er kannte zu gut den Starrsinn des Prinzeßchens, er wußte auch, daß sie ihm grollte.

Sein umwölktes Antlitz heiterte sich auf, als er in ihr Stübchen trat, er hatte gefürchtet, sie in einer ärmlichen Umgebung, in Noth und Elend zu finden, es that seinem zartfühlenden Herzen wohl, zu sehen, daß eine gewisse Behaglichkeit das Mädchen, welches er als sein Kind betrachtete, umgab.

Das Prinzeßchen hatte überrascht sich erhoben und die Stickerei hingelegt, ein Lächeln glitt über ihr bleiches Gesicht, aber diesem flüchtigen Sonnenschein folgten bald wieder dunkle Schatten. Der alte Mann reichte

ihr die Hand und sah sie mit rührender Liebe an, dann schweifte sein Blick flüchtig die Stickerei, die vor ihr auf dem Arbeitstischchen lag.

»Wir feiern heute ein kleines Fest in unserm Familienkreise,« sagte er, und seine sonst so rauhe Stimme klang weich und sympathisch, »da darfst Du auch nicht fehlen, die Freude wäre nicht vollständig.«

Röschen schlug die dunklen Augen fragend zu ihm auf, ihre kleine Hand, die er noch immer gefaßt hielt, zitterte.

»Helene feiert ihre Verlobung mit Strom,« fuhr der Meister fort, »wir Alle wünschen, Dich in unserer Mitte zu sehen. Nicht heute allein, nein immer, so lange, bis auch Dir die Hand eines Mannes den Myrthenzweig in's Haar flechtet.«

Das Prinzeßchen schüttelte wehmüthig das Köpfchen.

»Ich wünsche dem Brautpaare von ganzem Herzen des Himmels reichsten Segen,« sagte sie mit zitternder Stimme, »gewiß, ich nehme recht innig Theil an dem Glücke unserer lieben, guten Helene!«

»Du wirst kommen und ihr selbst das sagen, mein liebes Kind, nicht wahr?«

»Was soll ich in dem Kreise der Frohen und Glücklichen? Nein, Onkel das Glück und die Freude Anderer würden mir wehe thun, und meine Stimmung würde die Heiterkeit der Anderen trüben.«

»So darfst Du nicht reden.«

»Wollte Gott, ich könnte der Freude wieder mein Herz öffnen.«

Der alte Mann schüttelte den Kopf, der Aerger wollte sich in seinem Herzen regen, aber er drückte ihn gewaltsam nieder.

»Können Gram und Sorgen das Geschick Deines Vaters ändern?« fragte er. »Bist Du denn noch immer nicht geheilt von der thörichten Idee, daß wir, seine Brüder, an seinem Unglück Schuld seien? Weshalb zürnst Du uns? Weshalb meidest Du unser Haus, an das tausend Erinnerungen aus einer fröhlichen Kindheit für Dich sich knüpfen? Weshalb bestehst Du so eigensinnig darauf, Dich zu isoliren, durch unvernünftiges Arbeiten Deine Gesundheit zu untergraben? Daß Du dem Vater damals folgtest – nun, ich will Dir, deshalb keinen Vorwurf mehr machen, will denken, daß die Stimme der Natur mächtiger gewesen sei, als die Anhänglichkeit an uns, die Du doch in Wahrheit Deine Eltern nennen dürftest. Ja, das Alles will ich annehmen und entschuldigen, aber weshalb bist Du nicht zu uns zurückgekehrt, als Du wieder vereinsamt warst? Weshalb willst Du auch jetzt noch nicht unseren Bitten nachgeben? Sieh, mein liebes, armes Kind, was Deinen Vater betrifft, so –«

»Sprich nicht von ihm,« bat das Mädchen, »Du verurtheilst ihn, Du kannst nicht glauben, daß er schuldlos sei.«

»Nein, ich kann es nicht,« erwiderte Meister Mathias, »ich kann nicht lügen, so gern ich auch Dich trösten und ermuthigen möchte! Ja, wenn die Edelsteine nicht in seinem Besitz gefunden worden wären! Aber Du hast Recht, wir wollen nicht davon reden, in den nächsten Tagen muß es sich ja entscheiden, ob die Geschworenen an

seine Unschuld glauben, oder nicht! Wenn er freigesprochen wird und Du willst wieder Dein Geschick mit dem seinigen vereinen –«

»Ja, das werde ich thun, Onkel, ich verlasse ihn nicht.«

»Und was sagt Dein Verlobter dazu?«

Das Prinzeßchen preßte beide Hände auf den Busen und athmete aus schwer beklommener Brust tief auf.

»Ich weiß es nicht,« sagte sie, »ich weiß überhaupt nicht, was daraus werden soll. Manchmal ist es mir, als ob das Alles nur ein böser, verworrener Traum sei, aus dem ich bald erwachen müsse.«

»Armes Kind!«

»Ja, seitdem ich Dein Haus verlassen habe, bin ich arm und unglücklich,« schluchzte das Mädchen, und aus den dunklen Augen stürzten die Thränen ungehindert über die bleichen Wangen, »arm und unglücklich, aber muß nicht das Geschick eines Jeden sich erfüllen? Onkel, ich will Dir mein Herz öffnen und Dich einen Blick hineinwerfen lassen, ich weiß, Du wirst verschweigen, was Du in ihm gesehen hast, wenn ich Dich darum bitte.«

Der alte Mann nickte und stützte das sorgenschwere Haupt auf den Arm, er hatte keine Ahnung von den überraschenden Entdeckungen, die er machen sollte.

»Ich bin recht glücklich gewesen im Kreise Deiner Familie, und ich danke Euch Allen bis zum letzten Athemzuge dafür, daß Ihr diese glücklichen Tage mir geschaffen habt,« nahm das Prinzeßchen, wie in Sinnen verloren, wieder das Wort. »Wir waren Kinder, die Jahre der Kindheit schwanden, die Knospen im Herzen erschlossen

sich, und das geheimnißvolle Sehnen und Ahnen, Wünschen und Hoffen begann, welches dem Lebensfrühling vorauszieht. Konrad war mir von Herzen gut, ich wußte es, aber er wollte mir nur ein Bruder sein, er wollte nicht in die Tiefen meines Herzens schauen, nicht den Sonnenstrahl der Liebe hineinsenden, in dem alle Knospen sich erschlossen hätten.«

Meister Mathias erhob hastig das Haupt, aus seinen treuen Augen leuchtete ein Strahl der innigsten Freude.

»Du liebes, herziges Kind,« sagte er, aber das Prinzeßchen sah ihn so flehend an, daß er nicht wagte, die Worte zusprechen, die ihm auf der Zunge schwebten.

»Das muß ein Geheimniß bleiben,« versetzte sie ernst, »versprich es mir, Onkel, er darf es nie erfahren! Weshalb wollte er damals nicht in meinen Augen lesen? Weshalb wartete er damit, bis ich die Braut eines Andern war? Ich liebte ihn, aber ich sagte mir, da er mir nur ein Bruder sein wolle, so dürfe auch ich ihm nicht mehr sein, als eine Schwester. Ich gewöhnte mich endlich an diesen Gedanken, Hermann gewann mein Herz –«

»Und bethörte Dich!« unterbrach Mathias Bauerband sie erregt. »Er wird Dich betrügen, glaube mir, Röschen, seine Liebe ist nichts weiter als ein Rausch –«

»Nein, Onkel, ich vertraue auf ihn, und wenn mir auch Manches an ihm nicht gefällt, wenn auch manchmal Zweifel in meiner Seele aufsteigen wollen, er ist mein Verlobter, ich habe ihm Treue und Liebe gelobt für das ganze Leben. Ich weiß, daß Konrad leidet, daß er mich

nicht vergessen kann, und daß der Schmerz in ihm aufgerüttelt wird, so oft er mich sieht, ich weiß das Alles und kann ihm nicht helfen. Es wäre wohl Alles anders gekommen, wenn ich das früher gewußt hätte! Aber es sollte nicht sein und dem Spruch des Schicksals muß Jeder sich fügen. Nein, betrügen wird Hermann mich nicht, aber ich fürchte, er wird zu schwach sein, um die Schranken niederreißen zu können, die zwischen uns immer höher sich aufthürmen. Und vielleicht ist auch das der Wille des Schicksals.«

Der alte Mann schüttelte wieder das Haupt, und eine düstere Wolke glitt flüchtig über sein treuherziges Gesicht.

Er konnte nicht begreifen, daß Röschen diese Fesseln nicht zerreißen wollte, die so schwer sie drückten. Sie konnte es ja mit einem einzigen Worte; wenn sie nur das Steuer ergreifen und lenken wollte mit fester Hand, konnte sie den Kahn in den sichern Hafen bringen, den sie jetzt kraft- und willenlos der Klippe zutreiben ließ, an der er zerschellen mußte.

»Nein, seine Eltern werden nie in diese Verbindung einwilligen,« sagte er, »und wie bald wird er in dem Kampfe mit ihnen und den Vorurtheilen seines Standes erlahmen! Röschen, kehre zu uns zurück! Offene Arme und Herzen voll inniger Liebe erwarten Dich!«

»Und meine Ehre?«

»Sie ist erhaben über Alles!«

»Mein Gewissen?«

»Es kann Dir keinen Vorwurf machen!«

»Doch, es wäre ein Wortbruch, ein Meineid, Onkel, ich muß meinen Schwur einlösen.«

Der alte Mann konnte es auf seinem Sitz nicht mehr aushalten, er mußte das Zimmer durchmessen, um sich Bewegung zu verschaffen. Er öffnete das Fenster und athmete schwer und tief, eine Centnerlast lag auf seiner Brust und beengte ihm den Athem.

»Wenn Konrad das wüßte!« sagte er leise. »Er würde auf Tod und Leben mit seinem Nebenbuhler kämpfen, bis zum letzten Athemzuge würde er mit ihm um diesen Preis ringen. Röschen, ich meine, Dein eigenes Gewissen müsse Dir sagen –«

»Es sagt mir, daß ich dem die Treue nicht brechen darf, dem ich sie gelobt habe!«

»?Trotzdem Du weißt, daß er sie Dir brechen wird?«

»Weiß ich das? Gewiß nicht Onkel! Wer sagt Dir denn, daß ich ihn nicht liebe?«

»Es ist nicht die echte, wahre Liebe!«

»Wäre sie es nicht, würde ich ihm das Jawort nicht gegeben haben.«

»Nein, Kind, sie ist es nicht. Frage Dich selbst, ob Du Dich glücklich fühlst.«

»Wenn ich es nicht in dem Grade bin, in dem ich es sein könnte und müßte, dann mag es wohl daher rühren, daß ich mich vernachlässigt glaube. Vielleicht wünsche und erwarte ich zu viel, ich will fortan bescheidener sein.«

»Na, komm mit, Röschen,« sagte Meister Mathias, aus seinem Sinnen erwachend, »wir reden nachher noch mehr darüber, Du wirst ja auch verständig sein.«

Er hatte sich bei den letzten Worten dem Prinzeßchen genähert, aber Röschen erhob, wie zur Abwehr, den Arm, und abermals sah er ihre schönen Augen so flehend auf sich gerichtet, daß er ihr nicht zürnen konnte.

»Nein, nein,« erwiderte sie fest und bestimmt, wenn auch ihre Stimme leise zitterte, »ich kann es nicht. Ich kann ja nicht fröhlich sein, Onkel, und auch Deines Sohnes wegen ist es besser, wenn ich nicht mit Dir gehe, er kann mich rascher vergessen, wenn ich ihm fern bleibe. Und daß Du ihm verschweigen wirst, was ich Dir gesagt habe, darauf vertraue ich fest, es ist die Geschichte eines Menschenherzens, welches, wie so viele andere, sich unter die räthselhaften Fügungen des Schicksals beugen, dulden und entsagen muß.«

Sie trat dem alten Manne näher und ergriff seine Hand, mit einem kindlich liebevollen Blick schaute sie ihm in die klaren, ehrlichen Augen.

»Du kannst mir deshalb nicht zürnen,« fuhr sie fort, »wie es kommen sollte, so ist es gekommen, wozu kann es nützen, daß wir in die blutenden Wunden des Herzens hineingreifen, die Zeit wird sie allmälig schließen und vernarben. Konrad wird mich vergessen und eine Andere als sein treues, geliebtes Weib heimführen, und ich – o, ich hoffe an der Seite Hermann's recht glücklich zu werden! Und wenn es nicht sein soll, wenn unsere vereinten Kräfte zu schwach sind, die Schranken niederzureißen, – nun, dann werde ich geduldig entsagen und mich an dem Glücke derer erfreuen, die ich liebe.«

Der alte Mann hatte das Haupt auf die Brust gesenkt, in Sinnen verloren stand er lange schweigend da, es war ihm nicht möglich, ein Wort über die Lippen zu bringen.

Was auch sollte er ihr antworten? Er wußte es nicht, er konnte nur den Muth, die Fassung und Geduld bewundern, womit das schöne Mädchen alle diese schweren Schicksalsschläge ertrug. Und im Herzen mußte er ihr Recht geben, wenn auch sein schlichter Verstand dagegen protestirte.

Sie war die Braut Hermann's, sie hatte ihm Liebe und Treue gelobt, sie mußte das Gelübde halten, solange er das seinige nicht brach. Und da war es besser, wenn Konrad die Geheimnisse ihres Herzens nicht erfuhr, und Röschen ihm fern blieb, ihr Bild trat dann immer weiter in den Hintergrund zurück.

Noch einmal versuchte Meister Mathias, sie zu einer Aenderung ihres Entschlusses zu bewegen, aber wie er es vorausgesehen hatte, beharrte sie mit fester Ruhe bei demselben.

Sie trug ihm Grüße auf an seine Angehörigen, sie bat ihn, in dem fröhlichen Kreise ihrer zu gedenken und sie noch einmal zu besuchen, wenn seine Zeit es ihm erlaube, dann geleitete sie ihn mit erzwungenem Lächeln zur Thüre und nahm hier Abschied von ihm.

Gedankenvoll stieg der alte Mann die steile Treppe hinunter, er verließ das Haus mit ganz anderen Gesinnungen, als mit denen er es betreten hatte; er zürnte jetzt

dem Prinzeßchen nicht mehr, nachdem er die ganze Fülle ihres Unglücks kannte, die seine Seele mit tiefem Weh erfüllte.

Ja, wie ganz anders wäre Alles gekommen, wenn Konrad es verstanden hätte, sein Glück in ihren Augen zu lesen!

Vielleicht hatte sie Recht: es sollte nicht sein, vielleicht aber auch barg hinter dieser schwarzen Wolkenmasse die Sonne noch immer ihr leuchtendes Antlitz, vielleicht war der Augenblick nicht mehr fern, in dem ihr blendender Strahl den finsteren Schleier durchbrach und zerriß!

Vielleicht – wer konnte es wissen, wer die Zukunft ergründen!

Oben, in ihrem traulichen Stübchen saß Röschen, das schöne Antlitz mit den Händen bedeckt, und weinte bitterlich.

Sechstes Kapitel.

Zu derselben Zeit, in der im Hause des Meisters Mathias das fröhliche Verlobungsfest gefeiert wurde, saß Hermann im eleganten Salon des Rittergutsbesitzers von Wollheim.

Das Roulette stand unter halbleeren Flaschen und Gläsern auf dem Tische, und Herr von Wollheim spielte mit der kleinen elfenbeinernen Kugel, die er leicht über die Tischdecke rollen ließ.

»So ist es, mein Freund,« sagte er, »und deshalb bat ich Sie, mich heute Nachmittag zu besuchen. Ich fühle mich immer mehr vereinsamt, ein Gefühl, welches ich

bisher nicht kannte, raubt meiner Seele den Frieden und meinem Geiste die Schärfe und Klarheit, ich muß diesem Schweben zwischen Hangen und Bangen ein Ende machen.«

»Und Sie thun wohl daran,« erwiderte Hermann, die Asche von seiner Cigarre streifend. »Ich gestehe Ihnen ohne Hehl, daß Ihre Eröffnungen mich nicht überrascht haben, ich war längst auf dieselben vorbereitet.«

»Sie konnten es sein,« fuhr Wollheim fort, »ich glaube, Ihnen hie und da Andeutungen gemacht zu haben, welche meine Wünsche und Hoffnungen verriethen. Und ich müßte sehr irren, wenn ich nicht in den Augen Eleonore's etwas gefunden hätte, was wohl geeignet ist, mich zu diesem Schritt zu ermuthigen. Vielleicht können Sie mir darüber Gewißheit geben.«

Er blickte fragend den jungen Herrn an, und ein tückischer Zug glitt flüchtig über sein hübsches Gesicht, als Hermann, sichtbar verlegen, die Augen niederschlug.

»Gewiß, ich bin ganz Ihrer Ansicht,« sagte der junge Mann, der in diesem Augenblick sich erinnerte, daß sein Vater ihm noch vor wenigen Tagen gesagt hatte, der Graf von Bentheim werde nun bald eintreffen, er habe seinen Besuch definitiv zugesagt. »Erlauben Sie mir, daß ich von Ihren Mittheilungen im Familienkreise Gebrauch mache?«

»Nein, ich wünsche das nicht,« entgegnete Wollheim rasch, »selbst ist der Mann, und ich glaube, keines Vormundes zu bedürfen. Ich werde morgen mit Ihrem Herrn

Vater reden. Nur über die Gesinnungen Ihrer Frau Mutter gegen mich bin ich noch im Unklaren. Die Dame ist artig und höflich, aber kalt und zurückhaltend, ich muß leider vermuthen, daß es mir nicht gelungen ist, ihr Herz zu gewinnen.«

»Machen Sie sich deshalb keine Sorgen –«

»O doch, mein Freund, im Familienrath hat die Stimme der Mutter oft entscheidendes Gewicht, und nach den Beobachtungen, die ich gemacht habe, glaube ich annehmen zu müssen, daß dies in Ihrem Hause der Fall ist.«

»Aber wenn mein Vater, Eleonore und ich Ihnen ihre Stimmen geben, »so haben Sie ja die Majorität,« sagte Hermann, der seine Verlegenheit noch immer nicht ganz beherrschen konnte, überdies werden Sie auch wissen, daß meine Mutter gegen Jeden, selbst gegen ihre eigenen Angehörigen, eine kalte Zurückhaltung beobachtet.«

Der Rittergutsbesitzer nickte zustimmend und füllte die Gläser, dann zündete er seine erloschene Cigarre wieder an.

»*Audentes fortuna juvat*,« erwiderte er mit einer Miene stolzen Selbstbewußtseins, während er den blonden Vollbart strich, »ich werde wagen und hoffe zu gewinnen. Und nun genug davon, – wie ist's, machen wir ein Spiel?«

»Heute nicht.«

»Wie, mein Freund, so plötzlich werden Sie der Fahne untreu?« fragte Wollheim mit leisem Spott, indeß ein stechender Blick das Antlitz des jungen Mannes traf. »Ich glaubte, mein Vorschlag werde Ihnen angenehm sein.«

»Später vielleicht – nicht jetzt!« sagte Hermann mit einer ablehnenden Geberde. »Offen gestanden, beunruhigt es mich sehr, daß meine Verpflichtungen gegen Sie täglich wachsen, die Ehrenschuld drückt mich.«

Der Gutsbesitzer lächelte spöttisch.

»Es ist eine Bagatelle!« erwiderte er achselzuckend.

»Vielleicht für Sie, der Sie über Ihr Vermögen verfügen können, nicht aber für mich.«

»Sind Sie nicht Associé Ihres Herrn Vaters?«

»Nur dem Namen nach, die Verwaltung der Kasse ruht in seinen Händen.«

Wieder zuckte Wollheim die Achseln, die demüthigende Geringschätzung, die er dadurch an den Tag legte, trieb dem jungen Manne das Blut in die Wangen. »Ich glaube, meine Schuld beträgt etwas über sechstausend Thaler,« sagte er mit unsicherer Stimme, »wir müssen uns darüber einigen in welcher Weise sie abgetragen werden soll. Ich kann mich nicht mehr mit der Hoffnung beruhigen, daß das Glück mich begünstigen und die Schuld allmälig verringern werde, ich muß nun endlich wissen, wie ich mit Ihnen stehe.«

»Wozu das?« fragte der Edelmann ruhig. »Ich habe Ihnen oft gesagt, ich spiele nicht des Gewinnes, sondern der Zerstreuung wegen, in Wahrheit, Sie beleidigen mich dadurch, daß Sie sich wegen der Bagatelle beunruhigen. Ich werde meinen Schwager nicht als Schuldner anerkennen, mein Freund,« fügte er mit einer leichten Verbeugung in verbindlichem Tone hinzu, »am Tage meiner Verlobung mit Ihrer Fräulein Schwester ist die Schuld auf

Heller und Pfennig getilgt. Was also hält Sie ab, das Glück noch einmal auf die Probe zu stellen, selbst auf die Gefahr hin, die eingebildete Schuld zu vergrößern? Wahrlich nichts –«

»Doch, Herr von Wollheim,« fiel Hermann ihm in's Wort, »sehr viel hält mich davon ab. Ich kann diese Art und Weise, eine Ehrenschuld zu tilgen, nicht anerkennen.«

Unmuthig warf der Gutsbesitzer die Kugel in das Rad, seine Stirn zog sich in Falten, aber der tückische Blick, der unter den buschigen Brauen hervorschoß, verrieth mehr triumphirende Freude, als Aerger.

»Ich wüßte nicht, inwiefern mein Anerbieten Ihrer Ehre zu nahe treten könnte,« sagte er, lassen wir das, vielleicht denken Sie morgen anders darüber.«

»Gewiß nicht.«

»Nun, wohlan, wenn Sie es nicht anders wollen, so machen Sie mir einen Vorschlag.«

»Ich werde die Schuld in Raten tilgen.«

»Gut.«

»Sie erhalten die erste Rate binnen drei Monaten.«

»Sehr wohl.«

»Und jede Rate beträgt tausend Thaler.«

Wieder erschien das spöttische Lächeln auf den Lippen des Edelmannes, dessen gemessene Ruhe scharf mit der wachsenden Erregung des jungen Herrn contrastirte.

»Darf ich mir erlauben, Ihnen einen guten Rath zu geben?« fragte er, sinnend auf die blauen Rauchwölkchen schauend die in seltsam verschlungenen Formen

über dem Tische schwebten. »Bevor ich ihn ausspreche, muß ich Sie bitten, ihm keine anderen Absichten, als die freundschaftlichsten Gesinnungen zu Grunde zu legen, wollen Sie mir das versprechen?«

»Ich bin von Ihrer Freundschaft zu sehr überzeugt –«

»Gut, so hören Sie meinen Rath. Die schöne Fremde nimmt Ihren Etat zu sehr in Anspruch, mein junger Freund! – Bitte, leugnen Sie es nicht, ich habe längst gewußt, daß Sie mit der Dame liirt sind.«

»Und wer sagte es Ihnen?« fragte Hermann, in Stimme, Blick und Miene seine Bestürzung verrathend.

»Niemand! Ach, mein Freund, schon an jenem Morgen, an welchem wir zuerst auf der Promenade dieser Dame begegneten, wußte ich, daß ein Geheimniß zwischen ihr und Ihnen obwaltete. Sie haben die Kunst noch nicht gelernt, hinter der glatten Maske kalter Gleichgültigkeit Ihre Regungen und Empfindungen zu verbergen, einem scharfen, geübten Blicke ist es nicht schwer, in Ihre Seele einzudringen. Denken Sie nicht, ich habe spionirt, o, bewahre, das wäre eines Edelmannes durchaus unwürdig! Ich habe Sie nur beobachtet, unwillkürlich, fast ohne es zu wollen, und die Resultate meiner Beobachtungen führten mich zu dem Schlusse, daß Sie in sehr nahen Beziehungen zu dieser Dame stehen.«

Inmitten seiner wachsenden Bestürzung empfand Hermann plötzlich ein Gefühl der Furcht vor diesem Manne; die Ahnung, daß der Edelmann ihn mit unsichtbaren Ketten an sich gefesselt habe, um ihn zu benutzen als

ein sklavisch geknechtetes Werkzeug, stieg in seiner Seele auf, und vergeblich suchte er sie niederzudrücken.

»Nachdem ich zu diesem Schlusse gekommen war, konnte ich mir auch erklären, weshalb Sie so oft plötzlich das Spiel abbrachen und Ermüdung vorschützend, mich verließen,« fuhr Wollheim in seiner höflichen, glatten Weise fort. »Aber ich wollte nicht indiscret sein, mein Freund, Sie beachteten die leisen Andeutungen nicht, die ich Ihnen machte, ich mußte daraus entnehmen, daß Ihre Beziehungen zu dieser Dame mir, wie allen Anderen, ein Geheimniß bleiben sollten. Nun, ich finde Ihre fast ängstliche Verschwiegenheit gerechtfertigt, zumal, wenn ich mich eines Vorfalls erinnere, der nach meinem Dafürhalten Sie nöthigt, diese Verschwiegenheit zu beobachten.«

Der Edelmann nahm sein Glas und setzte es an die Lippen, er blickte über den Rand desselben lauernd seinen Freund an, der schwer athmend seine nasse Stirne trocknete.

»Ich schwieg meiner Familie wegen,« sagte Hermann mit gepreßter Stimme, »überdies hat Fanny selbst mich auf Ehrenwort dazu verpflichtet.«

»Sehr wohl, mein Freund, diese Gründe sind triftig, der gute Ruf der Dame, die Vorurtheile Ihres Standes –«

»Sie erwähnten eines besondern Vorfalls.«

»Ganz recht. Man weiß noch immer nicht, wer in seiner Vertheidigung gegen einen Nachtwächter so unglücklich gewesen ist, diesen Mann zu tödten,« versetzte der

Edelmann in derselben höflichen, glatten Weise. »Die Untersuchung gegen Ihren Oheim, der bekanntlich dieser That angeklagt ist, hat keine Beweise für seine Schuld ergeben; man weiß nur, daß der Thäter aus jener Gasse gekommen sein muß, die hinter dem Garten der fremden Dame liegt. Sie werden wissen, daß Fräulein Wilde im Verhör ausgesagt hat, sie habe keine Ahnung davon, wer die That begangen haben könne –«

»Und nun halten Sie mich für den Thäter?« fuhr Hermann in leidenschaftlicher Erregung auf.

»Nein, mein Freund,« erwiderte Wollheim ruhig, aber der stechende, höhnische Blick, den er dem jungen Herrn zuwarf, strafte seine Antwort Lüge, »ich sage nur, dieser Vorfall nöthige Sie, Ihre Beziehungen zu Fräulein Wilde geheim zu halten. Es könnte Ihnen ja nur unangenehm sein, wenn Sie öfentlich vor den Schranken des Gerichts Rechenschaft darüber ablegen müßten, überdies weiß man nie voraus, wie in den Händen eines ehrgeizigen Untersuchungsrichters die Aussage eines Zeugen zur Waffe gegen ihn werden kann.«

»Zu einer Waffe gegen mich?«

»Weshalb nicht? Glauben Sie, daß es unmöglich wäre? Aber wir sind von unserm eigentlichen Thema abgekommen. Habe ich Recht, wenn ich behaupte, daß die junge Dame Ihren Etat zu stark belastet?«

Hermann mußte die Augen niederschlagen, diesen stechenden Blick konnte er nicht ertragen. Ja, es wurde ihm klar, dieser Mann hatte lange heimlich an den Fesseln geschmiedet, die ihn zum willenlosen Sklaven desselben

machten, er empfand immer schwerer den Druck dieser Fesseln, und immer klarer wurde es ihm, daß er sie nicht mehr zerreißen und abschütteln konnte.

»Sie mögen in mancher Beziehung Recht haben,« sagte er verwirrt, »aber was jenen Vorfall betrifft –«

»So stehen Sie ihm fern,« erwiderte Wollheim, »ich habe nie daran gezweifelt.«

»Auch habe ich eben so wenig wie Sie eine Ahnung davon, wer die That begangen haben könnte!«

»Gewiß, ich glaube Ihnen das, es war ganz unnöthig, daß Sie es mir sagten.«

»Und was Fräulein Wilde betrifft, so – so –«

»So werden Sie nun bald mit ihr brechen, nicht wahr?«

»Vielleicht!«

Die Blicke Beider begegneten sich, in den Augen Hermann's spiegelten sich Angst und Verlegenheit, der Blick des Edelmannes hatte Aehnlichkeit mit dem Blick eines tückischen Raubthiers, welches aus einem Hinterhalt sein argloses Opfer belauert.

»Ich will sie Ihnen abtreten!« rief Hermann lachend, aber sein Lachen klang rauh und heiser.

»Da müßte doch zuvor die Dame gefragt werden, ob sie sich den Tausch gefallen lassen will,« erwiderte Wollheim, leicht das Haupt schüttelnd, während seine Züge wieder den glatten, ruhigen Ausdruck annahmen. »Auch bin ich kein Freund dieser Passion, ich habe oft mit vollen Zügen aus dem Becher getrunken, aber schließlich und zuletzt immer bittere Hefe auf dem Boden gefunden. Wer ist diese Dame? Kennen Sie ihre Vergangenheit?«

»Sie sagt, sie sei eine Waise –«

»Ah – das sind sie Alle!«

»Freilich, an die Märchen, die sie mir erzählt hat, glaube ich nicht.«

»Sie können mir das später einmal erzählen, mich interessirt es jetzt nur, zu erfahren, wer diese Dame ist, das heißt, welche Stellung in der Gesellschaft Sie ihr einräumen.«

»Keine!«

»Ah, um so schlimmer für Sie!«

»Inwiefern?

»Insofern, als Sie in diesem Falle voraussichtlich ein großes Opfer bringen müssen, wenn Sie Ihre Freiheit zurückerhalten wollen. Augenblicklich sind Sie noch mit Rosenketten an sie gefesselt, aber sobald Sie versuchen, die duftende Kette zu zerreißen, wird sie sich in bleierne Fesseln verwandeln.«

Hermann blickte betroffen den Edelmann an. Das war es ja, was er fürchtete und weshalb er zögerte, seinen Entschluß, mit Fanny zu brechen, auszuführen.

Es war wahr, sie hatte im vergangenen Winter manches Opfer von ihm gefordert, nicht direct, im Gegentheil, wenn sie ihn durch ihre Schmeicheleien, Sorgen und Vorwürfe so weit gebracht hatte, daß er ihr die Summe versprach, welche sie zu erhalten wünschte, wies sie stets sein Anerbieten zurück; aber brachte er das Geld, so nahm sie es doch, und oft lohnte ihm nicht einmal ein Wort des Dankes dafür.

Gar oft hatte er, zitternd vor innerem Groll, sich gesagt, sie spiele mit ihm, wie die Katze mit der Maus, und dann sich vorgenommen, diesem ihn erniedrigenden Spiel ein Ende zu machen; aber nie fand er den Muth dazu; die Fesseln, welche ihn an sie ketteten, drückten ihn immer schwerer, und doch konnte er sie nicht abschütteln.

Und immer deutlicher war im Laufe der Zeit ihre eigentliche Natur zu Tage getreten, es unterlag für ihn keinem Zweifel mehr, daß sie eine schlaue Betrügerin war und daß sie auch ihn betrog, wie sie vor ihm Andere betrogen hatte; aber er wagte nicht, ihr zu sagen, daß er die Komödie, die sie spiele, durchschaue.

Einmal, als die Gluthen der Eifersucht wieder wild in ihm aufloderten, hatte er eine leise Andeutung gemacht, aber gleich darauf lag er wieder zu ihren Füßen und bettelte um ihre Liebe.

Er war allmälig erwacht aus dem betäubenden Rausch seiner Leidenschaften, aber stärker als dieser fesselte ihn nun die Furcht an sie, die Furcht, daß sie öffentlich ihn compromittiren und den Verdacht der Ermordung des Wächters auf ihn werfen könne.

Ja, sie hatte ihm, mit einem bezaubernden Lächeln auf den schwellenden Lippen, damit gedroht, freilich nur in scherzendem Tone, aber in ihren flammenden Augen las er in jenem Moment, daß sie nicht zögern würde, ihre Drohung auszuführen, wenn er ihre Feindschaft herausforderte.

So blieb er in ihren Fesseln, ein schwacher, willenloser Knabe und gleichwohl knirschend in ohnmächtiger Wuth über die Schmach seiner Erniedrigung.

An das Alles dachte er bei den Worten des Edelmannes, die seine ernsten Besorgnisse nur noch steigerten.

»Bedenken Sie, welches Aufsehen es erregen würde, wenn diese Dame ihre Beziehungen zu Ihnen veröffentlichte!« fuhr Herr von Wollheim mit schärferer Betonung fort. Vielleicht, ja gewiß hat sie Versprechungen von Ihnen in Händen, deren Erfüllung sie alsdann hartnäckig verlangen würde! Bedenken Sie die Scene im Familienkreise, wenn diese Dame zwischen den Sohn und Vater träte und Rechte geltend machte, welche Sie ihr im Taumel der Sinnenlust leichtfertig zugesagt haben! Bedenken Sie ferner den Vorfall, über den wir vorhin redeten, die Behörde würde ihr Augenmerk auf Sie richten und schon in Ihrem bisherigen Schweigen über diesen Vorfall eine Bestätigung ihres Verdachts finden.«

»Mein Gott, ich gebe das Alles zu,« sagte Hermann völlig verwirrt. »Aber was soll ich thun?«

»Was wollen Sie thun? Wollen Sie mit ihr brechen?«

»Ja, – das heißt – ich kann mich noch nicht entschließen.«

Der Rittergutsbesitzer zuckte die Achseln und fuhr langsam mit der Hand durch seinen Vollbart.

»Entschließen müssen Sie sich,« antwortete er. »Wollen Sie Ihre Freiheit zurück erhalten, so sprechen Sie ganz offen mit der Dame, sagen Sie ihr, was Sie auf dem Herzens haben, und hören Sie ihre Forderung. Dann aber

knickern Sie nicht, zahlen Sie die verlangte Summe und bedingen Sie sich nur aus, daß Fräulein Wilde nach Erhalt derselben die Stadt verläßt. Wollen oder können Sie das nicht, dann, mein Freund, bleibt Ihnen nichts Anderes übrig, als die Fesseln noch länger zu tragen und sich den Launen der jungen Dame zu fügen, die eine so große Macht über Sie gewonnen hat.«

Hermann wanderte mit großen Schritten auf und nieder; es stürmte und tobte gewaltig in ihm, er fühlte sich beschämt, erniedrigt vor dem Freunde, und sein ganzer Groll richtete sich gegen Fanny, die er eine listige Betrügerin nannte, ohne zu bedenken, daß er selbst darauf ausgegangen war, sie zu betrügen. Die Blume hatte ihre Reize für ihn verloren, jetzt würde er sie gerne in den Staub getreten haben, wenn er nicht durch die Furcht davon abgehalten worden wäre.

Es litt ihn nicht mehr in dem engen Zimmer, er mußte hinaus, um die fieberglühende Stirne zu kühlen und Luft zu schöpfen.

Herr von Wollheim sah erstaunt auf, als sein Freund den Hut ergriff.

»Sie wollen mich verlassen?« fragte er, einen theilnehmenden Ton anschlagend. »Haben meines Worte Sie geängstigt? Nicht doch, mein Freund, Sie haben keine Ursache, den Muth zu verlieren.«

»Ich werde über Ihren Rath nachdenken,« sagte Hermann mit einem verstörten, irren Blick auf den Edelmann, »ich sehe ein, daß etwas geschehen muß, um

den Gefahren vorzubeugen, die mit jedem Tage näher rücken.«

Der Gutsbesitzer nickte, als ob er sagen wolle, es freue ihn, daß sein Freund dies einsehe und als muthiger, entschlossener Mann der Gefahr die Stirne biete.

»Auf meinen Rath und Beistand dürfen Sie in allen Stücken zählen,« erwiderte er, handeln Sie nur nicht vorschnell, thun Sie in dieser Angelegenheit nichts ohne reifliche Ueberlegung. Werde ich Sie heute Abend wiedersehen?«

»Vielleicht.«

»Ich vertraue darauf.«

Hermann nickte grüßend und ging hinaus, eine ihm selbst unerklärliche Ahnung warnte ihn vor diesem Manne.

Weshalb hatte der Gutsbesitzer ihn so scharf beobachtet? Weshalb sagte er ihm, daß er das Geheimniß erforscht habe? Wollte er ihm dadurch zeigen, daß er eine Macht über ihn erhalten hatte? Und weshalb rieth er ihm, Alles zu vermeiden, was zu einem Bruch mit Fanny führen, ihre Feindschaft herausfordern könne? Hatte es nicht fast den Anschein, als ob er im Interesse Fanny's das Alles gesagt habe?

Er wußte nicht was er davon halten sollte, er wußte nur, daß er jetzt auch dieses Mannes Sklave geworden war.

Freilich, er hätte den Gefahren die ihn bedrohten, zuvorkommen können durch eine offene Erklärung gegenüber seinem Vater.

Er hätte ihm seine Verirrungen und Besorgnisse eingestehen, ihn bitten können, das Opfer zu bringen, durch welches Fanny aus der Stadt entfernt werden konnte.

Aber er fürchtete zu sehr den Zorn seines Vaters und die Vorwürfe seiner stolzen Mutter, und er war auch dann noch nicht überzeugt, daß seine Beziehungen zu der Betrügerin verschwiegen bleiben würden.

Und wenn Röschen sie erfuhr, dann wandte auch sie voll Abscheu dem Verlobten den Rücken, sie war ja ohnedies schon seit der Verlobung kälter und zurückhaltender geworden.

In dem Maße, in welchem seine Leidenschaft für Fanny abnahm, in demselben Maße wuchs sie für das Prinzeßchen.

Er wollte nur warten, bis ihr Vater verurtheilt oder im Irrenhause war, und dann die Pläne ausführen, die er entworfen hatte.

Eine unbestimmte Furcht vor dem Jähzorn des hagern Mannes, der in einsamer Zelle hinter Schloß und Riegel saß, hatte ihn noch immer abgehalten, sich ernstlich mit der liebreizenden Blüthe zu beschäftigen, deren Schönheit ihn entzückte, aber nun war der Tag nahe, an welchem diese Furcht schwinden mußte.

Mit ihrem Bilde beschäftigt, trat er in das Haus, in welchem sie wohnte, aber als er in ihr bleiches, abgehärmtes Antlitz, in ihre vom Weinen gerötheten Augen schaute und die Spuren vergossener Thränen noch auf ihren Wangen sah, bemächtigte sich seiner ein Gefühl des Unmuths; Thränen in schönen Augen waren ihm zuwider.

Und der frostige Empfang Röschen's erheiterte ihn auch nicht, er zog die Brauen finster zusammen und gab sich den Anschein, als sehe er die kleine Hand nicht, die sich ihm entgegenstreckte.

»Wie ganz anders Du in der kurzen Zeit geworden bist!« sagte das Prinzeßchen mit leisem Vorwurf, die dunklen Augen mit wehmüthiger Trauer auf ihn geheftet. »Ich sehe Dich so selten, und wenn Du kommst, dann bist Du kalt, ernst, schweigsam und zerstreut.«

»Vielleicht nur deshalb, weil ich hier stets ein trauriges Gesicht und verweinte Augen sehe,« erwiderte Hermann, Hut und Handschuhe auf den Tisch legend. »Ich trage keine Schuld an Deinen Sorgen, Deinem Kummer, und doch läßt Du mich Alles entgelten, was drückend auf Dir ruht.«

»Vergieb mir, Hermann!« bat Röschen. »Mich drückt so Manches, es ist mir nicht möglich, Heiterkeit und Freude zu heucheln, wenn trübe Stimmungen sie aus dem Herzen verbannen.«

Sie schlang ihre Arme um seinen Nacken und, sah ihm mit inniger Liebe in die Augen.

»Es ist mir manchmal, als wollten Zweifel an Deiner Liebe in mir aufsteigen,« sagte sie leise, »ach, ich hatte mir den Brautstand so ganz anders gedacht. Du hast keine Schuld daran, daß er nicht so ist, wie ich ihn mir wünsche, nein, ich weiß es, und die Absicht, Dir einen Vorwurf zu machen, liegt mir fern. Die Verhältnisse tragen allein Schuld daran, Geliebter, aber Du könntest doch öfter kommen.«

Der sanfte, einschmeichelnde Ton ihrer Stimme und bestrickende Zauber ihres Blicks verscheuchten die Schatten von seiner Stirne und gossen neues Oel in die verzehrenden Gluthen seiner Leidenschaften.

Er versprach ihr, indem er sie an sich drückte, daß ihren Wunsch erfüllen wolle, er bat sie, sich zu zerstreuen, nicht so anhaltend zu arbeiten und die Unterstützung nicht länger zurückzuweisen, die er so oft vergeblich ihr angeboten habe.

Röschen war erfreut über die herzliche Theilnahme, die er ihr zeigte, und die sie so lange schmerzlich entbehrt hatte, aber in Bezug auf den letzten Punkt war sie unerbittlich, eine Unterstützung, in welcher Form er sie auch bieten mochte, wollte sie nicht annehmen.

Er sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, daß es ihm gelingen werde, alle Schwierigkeiten, die jetzt noch drohend vor ihnen sich aufthürmten, zu überwinden, er sagte, er habe schon den Anfang damit gemacht, ohne sich aber auf nähere Erörterungen einzulassen.

Röschen berichtete ihm die Verlobung Helene's, und sie sprachen auch hierüber, wie über die ganze Familie des Meisters Mathias, dann zeigte das Prinzeßchen mit schüchternem Stolz ihm ihre feinen Stickereien, was ihn abermals zu der Bitte veranlaßte, ihre Gesundheit und ihre schönen Augen zu schonen.

So verplauderten sie eine Stunde, wie zwei heitere, unbefangene Kinder, nur dann und wann verrieth noch ein halb unterdrückter Seufzer die Last, die mit Felsenschwere auf der Seele des Mädchens ruhte.

Auch auf die Frau Wiedemann kam die Rede, Röschen sprach von der aufopfernden Freundschaft der alten Frau, die sich unausgesetzt bemühe, ihr lohnende Arbeit zu verschaffen, und daneben ihr manche Stunde opfere, um die trüben Gedanken ihr fern zu halten. Hermann machte aus seiner Abneigung gegen diese Frau kein Hehl, aber er konnte die Geliebte von der Berechtigung seiner Abneigung nicht überzeugen.

Der Abend war schon ziemlich weit vorgeschritten, als Hermann sich unter dem Vorwande verabschiedete, daß auch im Kreise seiner Familie heute Abend ein kleines Fest gefeiert werde, bei dem er nicht fehlen dürfe; er versprach am nächsten Tage, wenn er dies eben ermöglichen könne, wiederzukommen, nahm dann noch einmal in zärtlicher Weise Abschied von ihr und entfernte sich.

In sehr nachdenklicher Stimmung stieg er die Treppe hinunter, es war ihm bei dieser Zusammenkunft Manches aufgefallen, was ihn befremdete und beunruhigte.

Er glaubte bemerkt zu haben, daß die Liebe Röschen's nicht mehr so glühend und leidenschaftlich sich äußerte, er machte sich Vorwürfe, daß er sie im Laufe des vergangenen Winters vernachlässigt hatte, das ernste, sinnige Gefühl, welches sie jetzt ihm zeigte, gefiel ihm nicht, es drohte, seine Rechnung zu durchkreuzen.

Sie mußte sich ihm zu eigen geben im betäubenden Rausche der Sinnenlust, wenn er seinen Zweck erreichen wollte, das überschäumende Herz mußte in der Minute der Entscheidung den kalten, die Folgen ermessenden Verstand betäuben.

Er wollte eben das Haus verlassen, als er hinter sich seinen Namen nennen hörte; er wandte sich um und erkannte im Zwielicht der Dämmerung Frau Wiedemann, in deren grauen Augen er noch nie zuvor eine solche Fülle tückischer Bosheit gefunden hatte, wie in diesem Moment.

Sie bat ihn um eine kurze Unterredung, er wollte ablehnend antworten, aber eine unbestimmte Ahnung trieb ihn, die Bitte zu erfüllen.

Die alte Frau führte ihn nicht in ihre Wohnung, sondern in ein Zimmer des Erdgeschosses, dessen Thüre sie sorgfältig hinter sich zuschloß.

»Wir sind allein,« sagte sie, indem sie eine Talgkerze anzündete, die auf einem gebrechlichen Tische in der Mitte des unsaubern, ärmlich ausgestatteten Raumes stand. »Eine Freundin hat mir das Zimmer für eine halbe Stunde überlassen, ich durfte Sie nicht in meine Wohnung führen, denn die Wände in diesem Hause sind dünn und mein Zimmer liegt neben dem Ihrer Braut.«

Das war eine sonderbare Einleitung, welche den jungen Mann überraschen und zugleich seine Neugier wecken mußte.

Aber die Alte ließ ihm keine Zeit, über ihre Worte nachzudenken, die hageren Arme vor der Brust gekreuzt und das graue Haupt erhoben, blickte sie ihn mit ihren grauen Falkenaugen so fest und scharf an, als ob sie durch diesen Blickihn einschüchtern und ihrem Willen unterwerfen wolle.

»Wir wollen ganz offen miteinander reden,« fuhr sie fort, »und ich hoffe, daß wir uns verstehen und verständigen werden. Ich kann Ihnen keinen Stuhl anbieten, Sie sind gewohnt, auf weichen Polstern zu sitzen –«

»Lassen Sie das, kommen Sie zur Sache!«

»Wohlan; Röschen vertraut auf Sie, aber ich weiß, daß der reiche, vornehme Herr sie nicht heirathen wird. Bleiben Sie ruhig, ganz ruhig,« fuhr die Alte fort, als Hermann eine leidenschaftlich heftige Bewegung machte, unterbrechen Sie mich nicht. Glauben Sie nicht, daß ich diese Behauptung so ganz gedankenlos aufgeworfen habe; ehe ich mich entschloß, sie auszusprechen, verschaffte ich mir Gewißheit über Ihre Lebenswise. Ich habe an manchem Abend mich wie Ihr Schatten an Ihre Fersen geheftet, Sie ahnten nicht wenn Sie in eine gewisse Gasse traten, daß zwei scharfe Augen aus der Ferne Sie beobachteten, und daß diese Augen Sie wieder sahen, wenn Sie nach mehreren Stunden aus der Gasse zurückkehrten.«

»Weib!« fuhr Hermann zornig auf, den Arm drohend erhebend; aber die Alte lächelte spöttisch, und der tückische Ausdruck ihres eingeschrumpften Gesichts flößte ihm Angst ein.

»Was wollen Sie?« sagte sie sarkastisch. »Jeder will leben, und die Geheimnisse Anderer sind oft eine Goldgrube. Wer eine solche Goldgrube findet, der wäre ein Narr, wenn er sie nicht ausbeuten wollte! Ja, ich weiß, daß Sie Röschen nicht heirathen werden, Sie werden sie betrügen, wie Sie so manche Andere schon betrogen haben!

Bah, was liegt mir daran, es gab eine Zeit in der auch ich jung und schön war, eine Zeit, in der auch ich mich betrogen sah. – Und wenn Sie nicht betrügen, dann werden Sie betrogen! Röschen liebt Ihren Vetter Konrad, sie bereut schon, Ihnen ihr Jawort gegeben zu haben.«

»Das ist eine Lüge!« sagte Hermann, dem dieses Weib Abscheu und Verachtung einflößte.

»Hm, Röschen würde mich ebenfalls der Lüge zeihen, wenn ich ihr sagte, Ihre Liebe sei nichts weiter als sinnliche Leidenschaft. Meister Mathias, ihr Oheim, war heute Nachmittag bei ihr – ich sagte Ihnen ja vorhin, die Wände seien dünn in diesem Hause.«

»Was weiter?« knirschte der junge Mann mit einem zornflammenden Blick auf die Frau, die sich durch seine Erregung ihre Fassung nicht rauben ließ.

»Ihm hat sie geklagt und gebeichtet, sie liebt Konrad noch immer, sie kann ihm nicht verzeihen, daß er es nicht bemerkt hat. Ihnen will sie treu bleiben, weil Sie ihr Jawort haben, aber sie glaubt nicht, so glücklich an Ihrer Seite zu werden –«

»Ich sage noch einmal, es ist eine Lüge!« fiel Hermann ihr leidenschaftlich in's Wort. »Sie haben spionirt und einzelne Worte gehört, in welche Sie keinen andern Zusammenhang zu bringen wissen.«

Das Weib zuckte die Achseln.

»Ich vernahm die ganze Beichte,« sagte sie.

»Nun denn, nehmen wir an, es sei wahr, was Sie mir berichtet haben,« erwiderte der junge Herr, der vor

ihrem durchdringenden Blick die Augen niederschlug, »was wollen Sie von mir?«

»Ich will Sie fragen, was Ihnen die Geheimnisse werth sind, die ich kenne.«

»Ah – Sie glauben wohl auch eine Goldgrube entdeckt zu haben?«

»Ganz gewiß!«

»Darin könnten Sie sich getäuscht sehen.«

»Ich denke nicht,« sagte Frau Wiedemann ruhig. »Wenn ich dem Mädchen diese Geheimnisse enthülle, wird sie ohne Zögern den Rath ihres Oheims befolgen und sein Anerbieten annehmen. Er hat sie dringend gebeten, in sein Haus zurückzukehren, das Jawort von Ihnen zurückzufordern und seinen Sohn glücklich zu machen. Sie schwankte schon heute Nachmittag, der Beweis Ihrer Untreue wird ihrem Schwanken ein Ende machen.«

Der junge Herr ballte in ohnmächtiger Wuth die Fäuste.

Stürmte denn heute Alles auf ihn ein, um ihn zu ärgern und zu ängstigen? Sollte er heute keine freudige Stunde haben und statt des erträumten Sonnenscheins nur einen gähnenden Abgrund vor seinen Füßen sehen?

»Ja, wenn Sie Röschen öffentlich als Ihre Braut anerkennen könnten!« spottete das Weib. »Aber Sie dürfen es nicht Ihrer Familie wegen, nein, Sie haben auch nicht den Muth, es zu thun und Ihrem ganzen Stande, Ihren adligen Verwandten den Handschuh in's Gesicht zu werfen. Wenn Meister Mathias seinem Sohne das Herzensgeheimniß des Prinzeßchens verräth, was, meinen Sie, wird

dann geschehen? Konrad wird Sie im Beisein Ihrer Eltern auffordern, entweder das Mädchen zu heirathen oder ihr das Jawort zurückzugeben. Glauben Sie, daß der Meister schweigen wird? Weiter, wenn der verrückte Maler verurtheilt, oder in's Irrenhaus gebracht wird, glauben Sie, daß Röschen alsdann noch lange dem Anerbieten ihres Oheims widersteht? Und selbst wenn sie es thut, wenn sie Arbeit, Noth und Elend vorzieht, können Sie glauben, daß das Mädchen schutzlos Ihnen preisgegeben sei? Was haben Sie vor? Nichts Anderes, als Röschen zu betrügen! Das ist die Wahrheit, und ich denke, es ist gut wenn wir das Kind bei seinem wahren Namen nennen, wir werden uns dann leichter und rascher verständigen. Wohl, versuchen Sie, den Betrug auszuführen, gelingt er Ihnen nicht, dann sind Sie verachtet von Ihrer ganzen Familie, gelingt er Ihnen, dann wird die Rache Ihres Vetters Sie vernichten.«

Der junge Herr stand in brütendem Sinnen versunken; es lag viel Wahres in diesen Worten, Vieles, woran er selbst noch nicht gedacht hatte und was erst jetzt, als die Alte ihn darauf aufmerksam machte, einen beunruhigenden Einfluß auf ihn übte.

Aber mit den Schwierigkeiten wuchs auch die Macht seiner Leidenschaft, er wollte um keinen Preis auf die reizende Knospe verzichten, mochte der Kampf um sie auch noch so mühsam sein.

Es war ihm unzweifelhaft, daß die Alte ihm ihren Beistand anbieten wollte, daß sie bereits guten Rath wußte;

aber er konnte sich nicht so rasch entschließen, ein Bündniß mit diesem Weibe einzugehen.

Und doch mußte er es, auch sie besaß eine Waffe, mit der sie ihn dazu zwingen konnte.

»Das Alles gebe ich Ihnen zu bedenken,« sagte das Weib, nachdem sie eine geraume Weile ihn seinen Gedanken überlassen hatte, die ihren eigenen Wünschen nur günstig sein konnten. »Und nun frage ich Sie noch einmal, was sind Ihnen meine Geheimnisse, mein Rath und meine Hülfe werth?«

»Sprechen Sie,« erwiderte Hermann, »ich will Ihren Rath hören.«

»Gut. Vor Allem muß rasch gehandelt werden.«

»Das sehe ich ein.«

»Sodann muß Röschen bewogen werden, diese Stadt zu verlassen. Sie folgen ihr erst nach einigen Tagen.«

»Glauben Sie das Mädchen dazu bewegen zu können?«

»Ich gelte viel bei ihr.«

»Ich weiß es, mehr als mir lieb ist.«

Das Weib lachte höhnisch.

»Desto besser für Sie,« sagte sie, und ein seltsames Gemisch von Spott, Bosheit und Schadenfreude leuchtete aus ihren grauen Augen. »Sie machen ihr den Vorschlag, und ich unterstütze ihn. Sollte ein leiser Zweifel an der Aufrichtigkeit des Vorschlags in ihr aufsteigen, so wird mein Rath ihn beseitigen.«

»Ich weiß noch nicht, von welchem Vorschlag die Rede ist,« versetzte der junge Herr ungeduldig.

Die Alte blickte sich scheu um, dann erhob sie sich auf den Fußspitzen und näherte ihre farblosen, eingeschrumpften Lippen seinem Ohr.

Er beugte sich zu ihr nieder und horchte, was sie mit gedämpfter Stimme ihm sagte, in seinen Augen leuchtete ein Strahl dämonischer Freude auf, und der Ausdruck dieser wilden, boshaften Freude breitete sich über sein vorhin noch so finsteres Gesicht.

Er griff in die Brusttasche, öffnete sein Portefeuille und nahm aus ihm einige Banknoten, die er dem alten Weibe überreichte; das Zittern seiner Hände verrieth, wie gewaltig die Erregung war, die seinen ganzen Körper erschütterte.

»Nehmen Sie das auf Abschlag,« sagte er mit klangvoller Stimme, »ich werde mich dankbar bezeigen, wenn Sie mir treu dienen. Aber was dann, wenn sie dort den Vater nicht findet?«

»Dann ist er schon am Tage vorher weitergereist, und Sie machen mit dem Mädchen eine Spazierfahrt hinüber. Kann es nicht anders sein, dann – – na, dann lassen Sie die Ceremonie ruhig über sich ergehen, und wenn Sie des jungen Weibchens müde sind, giebt's, denke ich, drüben Mittel genug, die Last zu beseitigen.«

Die Stirne des jungen Mannes hatte sich wieder umwölkt, er blickte finster, durchdringend die Alte an, und über sein Gesicht breitete sich der Ausdruck des Mißtrauens.

Er schien sie fragen zu wollen, ob sie den Vorsatz hege, ihn zu einem Verbrechen zu verleiten, damit sie Macht über ihn erhalte, solange noch ein Athemzug in ihm sei?

»Das wird sich dann finden,« sagte er in rauhem, kurz angebundenem Tone, »in der Hauptsache handelt es sich ja einstweilen darum, daß das Mädchen isolirt, allen verwandtschaftlichen Einflüssen entzogen wird. Um das Uebrige, kümmern Sie sich nicht, ich möchte Ihnen später nicht gerne noch einmal auf meinem Wege begegnen.«

Das alte Weib kniff die Lippen zusammen und lächelte höhnisch, sie hatte ja schon jetzt eine Gewalt über ihn erlangt, der er sich nicht mehr entziehen konnte, sie hatte ihn auf einen Weg geführt, den er nun verfolgen mußte, und es war vorauszusehen, daß er auf diesem Wege einer öfteren Begegnung mit ihr nicht auszuweichen vermochte.

»Das Andere ist Ihre Sache, natürlich!« erwiderte sie, und ein schneidender Hohn lag in dem Tone, in welchem sie das sagte. »Aber die Sache muß rasch begonnen und dann energisch betrieben werden, noch vor dem Tage, an welchem ihr Vater vor den Geschworenen steht. Sie verstehen mich, leiten Sie die Geschichte ein, ich werde Sie dann mit dem ganzen Einfluß, den sich besitze, unterstützen.«

»Und wenn der Plan mißlingt?« fragte Hermann gedankenvoll.

»Dann entwerfen wir einen andern; aber er wird nicht mißlingen.«

»Sie könnte sich mit ihren Verwandten darüber berathen wollen!«

»Glauben Sie?« spottete das Weib. »Werden Sie ihr nicht sagen, daß ihre Verwandten entschlossen seien, den Mann in die Irrenanstalt zu bringen? Wird sie mit solchen Verwandten berathen wollen?«

»Sie haben Recht,« sagte der junge Herr beruhigt; »wenn wir vorsichtig zu Werke gehen, müssen wir das Spiel gewinnen. Wohlan, in dieser Sache handeln wir gemeinschaftlich, aber damit hat auch die Gemeinschaft ein Ende, vergessen Sie das nicht. Sie werden Ihren Lohn erhalten, aber ich warne Sie vor jeder weiteren Spionage.«

»Sie ist nun unnütz geworden, nachdem ich meinen Zweck erreicht habe!« erwiderte Frau Wiedemann achselzuckend. »Aber einen Rath will ich Ihnen noch geben: hüten Sie sich vor der schönen Unbekannten, Sie sind nicht der Einzige, der sich ihrer Gunst rühmen darf.«

Hermann, der sich schon der Thüre näherte, wandte sich hastig um, jäh flammte die Gluth des Zornes in seinen Augen auf.

»Woher wissen Sie das?« fragte er heiser. »Wer ist mein Nebenbuhler?«

»Sie haben deren zwei!«

»Wer sind sie?«

»Ja, wenn ich das wüßte!« sagte die Alte mit geheimnißvollem Lächeln.

»Ah – Sie wissen es, aber Sie denken, das Geheimniß habe Werth für mich! Sprechen Sie, nennen Sie den Preis –«

»Ich wiederhole Ihnen, daß ich es noch nicht weiß,« unterbrach ihn die Frau, »aber ich hoffe es zu erfahren.«

Der junge Herr blickte sie noch einmal mißtrauisch an, dann ging er rasch hinaus. Die alte Frau sandte ihm einen tückischen Blick nach und stieg darauf langsam die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf.

Siebentes Kapitel.

Herr von Wollheim rechnete mit Zuversicht darauf, daß die Familie des Bankiers sich durch seine Werbung hochgeehrt fühlen und ihm das Jawort ohne Zögern geben würde.

Freilich wußte er, daß Madame Bauerband, geborne von Wurzer, ihm nicht sonderlich zugethan war, ihre Kälte und Zurückhaltung mußten ihn dies ja erkennen lassen; aber er baute auf die Freundschaft des Bankiers, auf die Verpflichtungen, die Hermann ihm schuldete, und die Zuneigung Eleonore's, deren Aufrichtigkeit er nicht bezweifeln konnte.

Daß ein Graf Bentheim zwischen ihm und Eleonore stehen könne; daß Madame Bauerband, geborne von Wurzer, mit Geringschätzung auf den Briefadel hinabsah, daß der Bankier unter dem Pantoffel seiner schönen, stolzen Gattin seufzte, und daß die letztere nur aus Rücksichten auf die Interessen ihres Gatten sich herabließ, den schlesischen Gutsbesitzer in ihren Salons zu empfangen, das Alles ahnte Herr von Wollheim nicht, der seines Sieges bereits sicher zu sein glaubte.

Aber Herr Theodor Bauerband dachte sofort an den Grafen von Bentheim, als Hermann ihm die Vorsätze, Wünsche und Hoffnungen seines Freundes berichtete.

Er zog die Stirne in Falten und schüttelte ernst das Haupt; es war ihm sehr unangenehm, dem Edelmann eine ablehnende Antwort geben zu müssen, aber er durfte auch nicht wagen, die Pläne seiner stolzen Gattin durch eine Zusage zu durchkreuzen.

Ueberdies schmeichelte es auch seiner Eigenliebe, Eleonore mit dem Grafen von Bentheim verbunden zu sehen, er zog aus dieser Verbindung Consequenzen, die seinem Ehrgeiz zu sehr schmeichelten, als daß er auf sie hätte verzichten mögen.

Sofort, nachdem Hermann ihm die Mittheilungen gemacht hatte, berieth er sich mit seiner Gattin, die mit einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung über die Wünsche des Rittergutsbesitzers spottete und ihrem Gemahl erklärte, daß sie nun und nimmer ihre Zustimmung zu dieser Verbindung geben würde.

Sie sagte es ihm in ihrer ruhigen, kalten Weise, in einem Tone, der eher bittend, als befehlend klang; aber Theodor Bauerband kannte diesen Ton, er wußte, daß der Friede seines Hauses gestört war, wenn er es wagte diese Bitte nicht als Befehl zu betrachten.

Eleonore wurde nicht gefragt, es unterlag ja nicht dem leisesten Zweifel, daß sie dem Grafen von Bentheim den Vorzug geben würde und es war eine ernste und heilige Pflicht der Eltern, die Interessen ihres Kindes in allen Stücken zu vertreten.

Hermann machte den Vater darauf aufmerksam, daß eine engere Verbindung mit dem Gutsbesitzer von unberechenbarem Vortheil für das Geschäft sein werde, während eine ablehnende Antwort diesen Herrn erzürnen und bewegen könne, die bereits angeknüpften und vielversprechenden Beziehungen wieder abzubrechen.

Der Bankier konnte nicht leugnen, daß diese Warnung begründet war, sie beunruhigte ihn und bildete hauptsächlich den Grund seiner Verlegenheit, die sich seiner bemächtigte, als Herr von Wollheim in das Cabinet trat.

Indeß, die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit des Edelmannes, die Heiterkeit, mit der dieser Herr die Unterhaltung anknüpfte, und die Unbefangenheit, die in seinem ganzen Wesen sich kundgaben, verscheuchten bald die Wolken von der Stirne des Bankiers, er konnte nicht glauben, daß Wollheim heute schon seinen Vorsatz ausführen werde.

Der Edelmann sprach über den Fortschritt seiner Unternehmungen, er bat Hermann, die Situationspläne vorzulegen, die im Laufe des Winters angefertigt worden waren, und bezeichnete auf diesen mehrere Güter, die noch angekauft werden mußten.

Er sagte, daß er sein Project an die Oeffentlichkeit bringen werde, sobald er die Genehmigung der Regierung erhalten habe, daß er diese Genehmigung schon seit mehreren Tagen erwarte, und daß, sobald dieselbe eingetroffen sei, eine Actiengesellschaft gebildet werden müsse, an deren Spitze hoffentlich Herr Bauerband treten werde.

Er werde alsdann dafür sorgen, daß Herr Hermann Bauerband mit einem glänzenden Gehalt als Director angestellt werde, während Herr Theodor Bauerband in den Verwaltungsrath trete, und wenn je ein solches Unternehmen die Actionäre bereichert habe, so werde es bei diesem der Fall sein, welches eine sehr große Zukunft habe.

Der Bankier rieb vergnügt die Hände, zumal als Herr von Wollheim ihn darauf aufmerksam machte, daß erfahrungsmäßig die Directoren und Verwaltungsräthe solcher Gesellschaften mit Orden und Titeln vom Staate überschüttet würden, er sah im Geiste seine kühnen Träume schon verwirklicht, seinen Namen geadelt, seine Brust mit Orden geschmückt.

Dem scharfen Blicke des Edelmannes konnte der außerordentlich günstige Eindruck, den seine Worte auf den ehrgeizigen Bankier machten, nicht entgehen, er rückte jetzt mit seinem Anliegen heraus und wechselte, während Theodor Bauerband die Brauen unmuthig zusammenzog, manchen bedeutsamen Blick mit dem jungen Herrn, der, wohl um seine Verlegenheit zu verbergen, sich den Anschein gab, als ob die Beantwortung der vor ihm liegenden Briefe seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nähme.

Er sprach von der Ungemüthlichkeit seiner Verhältnisse, von dem längst gehegten Wunsche, sich eine trauliche Häuslichkeit zu gründen, von so mancher fehlgeschlagenen Hoffnung und der Nothwendigkeit, ernstlich an die Verwirklichung jenes Wunsches zu denken, so lange er noch im rüstigen Mannesalter stehe. Sodann ging er mit

einer geschickten Wendung dazu über, die Gastfreundschaft im Hause des Bankiers zu preisen, und während er, anscheinend in träumendem Sinnen verloren, gedankenvoll vor sich hinblickte, sprach er von der innigen Liebe, die Eleonore in seinem Herzen geweckt habe, um gleich darauf an den alten Herrn die Frage zu richten, ob er ihm erlauben wolle, um Herz und Hand der geliebten Dame zu werben.

Theodor Bauerband hatte ihn schweigend angehört; je länger der Edelmann sprach, desto klarer war es ihm geworden, daß eine ablehnende Antwort zum Bruch mit ihm führen würde, und dieser Bruch mußte unter allen Umständen vermieden werden.

So erwiderte er ihm denn mit diplomatischer Zurückhaltung, er fühle sich außerordentlich geehrt durch die Frage des Rittergutsbesitzers, auf dessen Freundschaft er stolz sei, und was ihn betreffe, so würde er ohne Zögern seine Zustimmung geben, aber er habe allein nicht darüber zu entscheiden, und er wisse nicht, wie seine Frau und Eleonore selbst darüber dächten.

Bisher habe er noch keine Veranlassung gefunden, mit ihnen darüber zu reden; daß Herr von Wollheim ihm die Ehre erzeigen werde, habe er ja nicht ahnen können, sie überrasche ihn in hohem Grade, und wenn er selbst auch eine Antwort auf jene Frage schon gefunden habe, so wünsche er doch, daß der Rittergutsbesitzer ihm eine kurze Frist gönne, damit er Frau und Tochter vorbereiten und mit dem Gedanken an diese Verbindung vertraut machen könne.

Es war im Grunde genommen eine nichtssagende Antwort, und den Bankier konnte es nicht wundern, daß sie den Edelmann nicht befriedigte, aber er wußte nicht, welche andere Antwort er ihm geben durfte, wenn er die Interessen seines Geschäfts wahren wollte.

Herr von Wollheim ließ seinen Unmuth nur leise durchblicken, er erklärte sich mit dem Wunsche des Bankiers einverstanden, bedauerte, daß er nur auf Umwegen sich dem ersehnten Ziele nähern dürfe, und sprach die zuversichtliche Hoffnung aus, binnen einer Woche Eleonore seine Braut nennen zu dürfen. Er sagte das in einem heitern, unbefangenen Tone, als ob er andeuten wolle, daß er mit fester Zuversicht auf das Jawort rechne, dann richtete er in demselben Tone an Hermann die Frage, ob seine Zeit ihm erlaube, ihn auf einem Spaziergange zu begleiten, er wünsche diese Begleitung, weil der Spaziergang einen geschäftlichen Zweck habe.

Theodor Bauerband winkte seinem Sohne zu, und während der letztere sich zu dem Spaziergange rüstete, suchte er durch harmloses Geplauder den üblen Eindruck zu verwischen, den, wie er selbst fühlte, seine ausweichende Antwort auf den Edelmann gemacht haben mußte.

Es beruhigte ihn, daß Wollheim weder Aerger noch Unmuth zeigte, vielmehr seine Unbefangenheit und Heiterkeit bewahrte und es war ihm außerordentlich lieb, daß man ihm Zeit gelassen hatte, zu überlegen, in welches Gewand er seine ablehnende Antwort kleiden könne.

Denn daß die Antwort nur ablehnend lauten konnte, unterlag nicht dem leisesten Zweifel, Madame Bauerband geborne von Wurzer, hatte mit allzu großer Entschiedenheit sich gegen die Verbindung mit dem Rittergutsbesitzer ausgesprochen.

Der alte Herr athmete erleichtert auf, als der Edelmann in Begleitung Hermann's das Haus verließ; daß die schwarzen, Unheil drohenden Wolken, die sein geistiges Auge nur in weiter Ferne erblickte, schon über seinem Haupte sich zusammenballten, ahnte er nicht.

Herr von Wollheim warf einen finstern Blick auf seinen Begleiter, aber als Hermann in demselben Moment die Augen zu ihm aufschlug, änderte sich der Ausdruck seines Gesichts sofort wieder.

»Sie haben meinen Wunsch nicht erfüllt, mein junger Freund,« sagte er, während er mit seinem kleinen Spazierstöckchen die Asche von seiner Cigarre streifte, »ich weiß nicht, ob ich Ihnen dafür danken oder zürnen soll. Bitte, vertheidigen Sie sich nicht,« fuhr er lebhaft fort, als Hermann befremdet zu ihm aufblickte, »Ihr Herr Vater war auf meinen Besuch vorbereitet, Sie hatten vorher über mein Vorhaben mit ihm geredet.«

»Lag es nicht in Ihrem Interesse, daß ich es that?« fragte der junge Herr, den es einigermaßen in Verlegenheit setzte, daß der Edelmann die Situation so klar durchschaute.

»Wenn ich die Wahrheit sagen soll – nein!«

»Dann muß ich um Verzeihung bitten, ich that es in der besten Absicht –«

»Ich weiß das,« fiel Wollheim seinem Freunde in's Wort, »und eben weil ich es weiß, zürne ich Ihnen nicht. Wir wollen in meiner Wohnung ausführlich darüber reden, ich habe eine Niederlage erlitten, sehen wir nun, wie die Scharte ausgewetzt werden kann.«

»Sie gehen zu weit!«

»Keineswegs; ich weiß, wie ich die Worte Ihres Herrn Vaters zu deuten habe.«

»Wenn er allein entscheiden könnte –«

»Würde er vielleicht sich genöthigt gesehen haben, mir sofort eine definitive, ablehnende Antwort zu geben, unter den obwaltenden Verhältnissen aber konnte er sich hinter Ihrer Frau Mutter verschanzen.«

Hermann wagte nicht, den Blick zu seinem Begleiter zu erheben, er wußte, daß er in dem Gesicht desselben einen höhnischen Zug finden würde, der seine Verlegenheit nur noch vermehrt hätte.

Was sollte er ihm auf diese Bemerkung erwidern? Mit allgemeinen, nichtssagenden Redensarten konnte er den Edelmann nicht überzeugen, daß seine Vermuthungen unbegründet seien.

Er begnügte sich damit, den Kopf zu schütteln, und überließ es dem Freunde, diese Pantomime zu deuten, wie es ihm beliebte, und da Herr von Wollheim als Erwiderung darauf nur die Achseln zuckte, so blieb die peinliche Unterhaltung einstweilen abgebrochen.

Sie erreichten bald den Gasthof, der Rittergutsbesitzer führte seinen Begleiter in den Salon, den er bewohnte, und forderte Burgunder.

»Ja, wir müssen darüber reden,« sagte er mit scharfer Betonung, während er durch einen Wink den Freund aufforderte, ihm gegenüber Platz zu nehmen, »die Niederlage läßt sich nicht leugnen, ich aber bin nicht der Mann, der sich durch irgend ein Hinderniß abhalten läßt, die einmal gewählte Bahn zu verfolgen. Alles, was ich Ihrem Herrn Vater mitgetheilt habe, beruht auf Wahrheit, ich liebe Eleonore und suche in der Vereinigung mit ihr das Glück, welches ich bisher leider entbehren mußte, ich werde mit allen Kräften danach trachten, dieses Glückes theilhaftig zu werden.«

Er bot bei den letzten Worten seinem Freunde eine Cigarre an, Hermann nahm sie und zündete sie an, während der Kellner, der inzwischen eingetreten war, die Flasche entkorkte.

»Sie sprechen von einer Niederlage,« nahm der junge Mann das Wort, nachdem der Kellner sich entfernt hatte, »ich weiß in Wahrheit nicht, was Sie dazu berechtigt.«

»Die Antwort Ihres Herrn Vaters.«

»Liegt in ihr eine Ablehnung Ihres uns ehrenden Antrages?«

»Allerdings!«

»Dann haben Sie die Worte falsch aufgefaßt, mein Vater wünscht nur eine kurze Frist, um die Damen vorzubereiten.«

Herr von Wollheim lächelte spöttisch, ergriff sein Glas und stieß mit dem Freunde an.

»Die Damen müssen längst vorbereitet sein,« erwiderte er, »ich glaube sogar die Hoffnung hegen zu dürfen,

daß Eleonore meinen Antrag schon vor einigen Wochen erwartete. Glauben Sie das nicht?«

»Ich weiß nicht –«

»Ah, mein Freund, mir scheint fast, man hat ein Complott gegen mich angezettelt, man wünscht nicht, daß ich engere Beziehungen als die seitherigen mit der Familie anknüpfe. Ich würde das recht sehr bedauern, gewiß, diese unerwartete Feindschaft würde mich nöthigen, an Revanche zu denken. Ein Edelmann darf nicht ungestraft seine Ehre beleidigen lassen, und diese Niederlage, ich gestehe es ohne Hehl, wirft einen Flecken auf meine Ehre.«

Der scharfe drohende Ton, in welchem Herr von Wollheim diese Worte gewissermaßen wie eine Herausforderung hingeworfen hatte, bestürzte und beunruhigte den jungen Herrn, der sich des Gesprächs erinnerte, welches er am Tage vorher mit dem Edelmanne führte. Schon gestern hatte Wollheim Drohungen durchblicken lassen, insofern, als er ihm die Waffen zeigte, mit denen er ihn vernichten konnte, wenn er dies wollte. Heute machte er ihm Vorwürfe, die anscheinend berechtigt waren, er konnte sich durch sie veranlaßt sehen, von jenen Waffen Gebrauch zu machen.

Er protestirte gegen die Vermuthung, daß ein aus feindseligen Gesinnungen hervorgegangenes Complott gegen den Gutsbesitzer geschmiedet worden sei, er versicherte ihn wiederholt seiner aufrichtigen Freundschaft, aber Herr von Wollheim schüttelte ungläubig das Haupt und erwiderte mit beißendem Sarkasmus, er glaube nicht

an diese Freundschaft, von der er bisher noch keine Beweise erhalten habe.

»Sie werden mich nöthigen, an Revanche zu denken,« sagte er ernst. »Wie? Aus meinen geschäftlichen Unternehmungen will man reichen Gewinn ziehen, aber der Ehre einer engeren Verbindung hält man mich nicht würdig! Wenn Fräulein Eleonore mir einen Korb gäbe, so wäre das ein Ereigniß, welches jedem Sterblichen begegnen kann, ich würde schweigen und denken, diese junge Dame sei nicht bestimmt, mich durch das Leben zu begleiten. Aber man erlaubt mir nicht einmal, sie zu fragen, ob sie das Gefühl erwidere, welches ich für sie hege, man weist mich ab, wie man an der Hausthüre einen Bettler abweist. Können Sie es mir übel nehmen, wenn ich die Gründe dafür wissen will? Sie leugnen die Thatsache und weichen mir aus, Sie beleidigen mich, indem Sie mir sagen, ich habe die Worte Ihres Herrn Vaters nicht in dem Sinne aufgefaßt, in welchem sie gesprochen wurden! Ich kann die Schwelle Ihres elterlichen Hauses nun nicht mehr überschreiten, wenigstens so lange nicht, bis ich eine definitive Antwort erhalten habe. Fällt dieselbe so aus, wie ich es jetzt schon erwarten muß, so werde ich alle Beziehungen abbrechen, das projectirte Unternehmen entweder fallen lassen oder Anderen übertragen und alsdann die Stadt verlassen. Ich würde das lebhaft bedauern, umsomehr, als Ihr Herr Vater auf meine Veranlassung mehrere Güter in den Umgegend zu ziemlich hohen Preisen angekauft hat, die im Werthe sinken müssen, wenn das Unternehmen nicht zu Stande kommt. Ich

habe Ihnen meinen Rath und Beistand in Ihrer Angelegenheit mit Fräulein Wilde angeboten, ich würde alsdann nicht mehr in der Lage sein, Ihnen hierin nützlich sein zu können.«

Die Bestürzung Hermann's wuchs, die Entschiedenheit, mit der Herr von Wollheim sich aussprach, bewies ihm, daß der Edelmann entschlossen war, seine Drohungen auszuführen, und er dachte mit Entsetzen daran, daß in diesem Falle auch seine Beziehungen zu Fräulein Wilde der Oeffentlichkeit preisgegeben werden könnten.

Er dachte an die Ermordung des Wächters, an die Summen, die er der schönen Betrügerin geopfert hatte, an das Prinzeßchen, welches seine Untreue zum Vorwand für den Bruch nehmen konnte, um sich in die Arme Konrad's zu werfen – nein, er durfte nicht gleichgültig warten, bis dies Alles eintraf, er mußte vorbeugen und dem Freunde beweisen, daß er an der ablehnenden Antwort seines Vaters keine Schuld trug.

Er hielt es für rathsam, ihm ohne Winkelzüge die Wahrheit zu sagen, der Edelmann mochte dann selbst zusehen, wie er sich mit der stolzen Mutter Eleonore's abfand.

Er berichtete ihm, daß ein Graf von Bentheim Eleonore im Bade kennen gelernt und geäußert habe, er werde binnen einem Jahre die schöne Dame als seine Gattin heimführen; die Mutter Eleonore's sehe dadurch einen längst gehegten Wunsch verwirklicht und erwarte nun den Grafen, der im Laufe des Frühlings kommen werde, um sein Wort einzulösen.

Hieraus könne Herr von Wollheim entnehmen, daß durchaus keine persönliche Feindschaft gegen ihn vorliege; er würde ihm schon gestern diese Mittheilung gemacht haben, aber sie sei ihm selbst erst heute Morgen gemacht worden.

Der Rittergutsbesitzer hörte ihm schweigend zu während er auf dem weichen Teppich auf und ab wanderte, kein Zug in seinem Antlitz verrieth, welche Gefühle diese Mittheilungen in ihm weckten.

Nur ein Zug des Unmuths glitt leicht über sein Gesicht, als Hermann erwähnte, daß der Graf schon bald kommen werde; dann blieb er stehen, und sein Blick ruhte durchdringend auf dem jungen Manne, als wolle er erforschen ob er ihm die lautere Wahrheit gesagt habe.

»Der Graf von Bentheim ist wohl schon ein alter Mann?« fragte er scharf.

»Wie mein Vater sagt, ja,« erwiderte Hermann, verwirrt die Augen niederschlagend, »ich selbst erinnere mich nicht, ihn je gesehen zu haben.«

»Eleonore kennt das Project?«

»Nein.«

»Können Sie dies mit Sicherheit behaupten?«

»Es soll ihr bis zur Ankunft des Grafen ein Geheimniß bleiben.«

»Ah – Ihre Eltern glauben, sie werde ohne Weiteres diesem Greis ihr Jawort geben?« spottete Wollheim. »Seien Sie aufrichtig mein Freund, sagen Sie mir ohne Rückhalt, wer in Ihrem Familienkreise ist für dieses Project?«

»Nur meine Mutter.«

»Ihr Vater nicht?«

»Seine Interessen lassen ihn die Verbindung mit Ihnen vorziehen.«

»Und Sie?«

»Bestimmen mich nicht dieselben Interessen?«

»Freilich, und es freut mich, daß Sie dies einsehen,« sagte Wollheim in spöttischem Tone. »Wie wird Eleonore darüber denken?«

»Ich glaube nicht, daß das Project der Mutter ihr sonderliche Freude bereiten wird,« erwiderte Hermann, der sich durch das offene Geständniß bedeutend erleichtert fühlte, »ich müßte sehr irren, wenn ich nicht die Entdeckung gemacht hätte, daß sie bei Weitem lieber mit Ihnen durch das Leben wandern würde.«

»Sie haben Recht,« versetzte der Edelmann lebhaft, während er die Gläser wieder füllte und durch eine Geberde seinen Freund aufforderte, dem feurigen Wein sein Recht anzuthun, »Sie irren sich darin nicht. Ihr Herr Vater wird dem Wunsche seiner Gattin den eigenen Willen unterordnen, fürchten Sie das nicht auch?«

»Gewiß!«

»Er wird dadurch die Interessen seines Geschäfts gefährden, aber dennoch nicht wagen, seinem Willen Geltung zu verschaffen. Nehmen Sie mir diese Aeußerung nicht übel, mein Freund, Ihr Herr Vater ist nun einmal eine von denjenigen Naturen, die nicht den Muth noch die Kraft besitzen, das Joch abzuschütteln, welches eine schöne Hand ihnen auferlegt hat. Vielleicht auch bedenkt Ihr Herr Vater nicht so ernst die Folgen, die aus

einer ablehnenden Antwort ihm entspringen müssen. Ich verhehle Ihnen nicht, daß ich sofort nach Erhalt dieser Antwort abreisen werde, nicht deshalb, weil ich mich durch die Antwort beleidigt fühlen könnte, sondern weil ich Eleonore liebe. Ich brauche Ihnen das wohl nicht näher auseinander zu setzen, Sie werden mich verstehen. Ich verbiete Ihnen aber, dies Ihrem Herrn Vater zu sagen, ich will keine Pression auf ihn üben, um keinen Preis ihn zwingen, mir seine Zustimmung zu geben. Nein, ich will den Frieden in Ihrem Hause nicht stören, was doch die unausbleibliche Folge wäre, wenn Ihr Herr Vater für mich Partei nähme. Aber ich glaube einen andern Weg zu kennen, auf welchem alle Bedenken und Schwierigkeiten überwunden werden können.«

Hermann blickte fragend den Edelmann an, der seinen Spaziergang wieder aufgenommen hatte, es war auch ihm lieb, wenn ein solcher Weg gefunden wurde.

Es war ihm nicht allein deshalb lieb, weil er alsdann mit dem Edelmanne befreundet blieb und seine Ehrenschuld in einer ihm höchst bequemen Weise getilgt wurde sondern auch aus dem Grunde, weil er selbst wünschte, das Project seiner stolzen Mutter zu vereiteln, deren hochmüthige Verwandte er haßte.

»Es fragt sich, ob Sie mich als redlicher, treuer Freund unterstützen wollen,« fuhr Herr von Wollheim fort, denn da ich Ihr Haus nun nicht mehr betreten kann, so ist es mir auch nicht möglich, mit Eleonore über den Plan

Rücksprache zu nehmen, den ich bereits entworfen habe, um sie der Vormundschaft ihrer Mutter zu entziehen –«

»Lassen Sie hören!«

»Es steht fest, daß Eleonore nicht meine Gattin wird, so lange ihr Jawort von der Einwilligung ihrer Mutter abhängt. Es steht ferner fest, daß Ihr Herr Vater zu schwach ist, die Einwilligung seiner Gattin zu erzwingen, und daß er gleichwohl mich dem Grafen von Bentheim vorziehen würde. Und drittens steht es fest, daß Eleonore an meiner Seite ein Glück findet, welches der Greis, an den sie verkuppelt werden soll, ihr nicht bieten kann. Nun wohl, verbünden wir Alle uns, mit Ausnahme Ihres Herrn Vaters, Ihre Mutter zu zwingen, die Verbindung anzuerkennen. Wir können dies, mein Freund, wenn wir vorsichtig zu Werke gehen. Sie werden der jungen Dame sagen, welchem Project ihr Lebensglück geopfert werden soll, Sie werden ihr einen Brief von mir überbringen und sie bestimmen, mir ein Rendezvous an irgend einem Orte zu bewilligen, Sie werden sie zu diesem Orte hinführen und dafür sorgen, daß kein Verdacht die Ehre der jungen Dame in Frage stellen kann. Wollen Sie das thun?«

»Sehr gerne,« erwiderte Hermann, »was aber soll dann geschehen?«

Der Edelmann strich über seinen Vollbart und blickte sinnend vor sich hin, dann streifte ein lauernder Blick flüchtig den jungen Herrn, der seine erloschene Cigarre wieder anzündete.

Es war ein boshafter, triumphirender Blick, in ihm spiegelte sich eine tückische Freude darüber, daß dieser Mann vergeblich an den Fesseln rüttelte, die so schwer ihn drückten.

Ja, er hatte ihn eng und fest an sich gefesselt, er konnte im nächsten Augenblicke ihn vernichten, und er war entschlossen, dies zu thun, wenn der Gefesselte sich nicht mehr zu seinem Werkzeuge hergeben wollte.

»Sie wissen, daß an dem Tage, an welchem Eleonore meine Gattin wird, meine Forderung an Sie erlischt,« sagte er, sich den Anschein gebend, als ob er die Frage Hermann's nicht gehört habe, »es liegt also auch in Ihrem speciellen Interesse –«

»Ich bitte Sie dringend, diesen Punkt nicht mehr zu erwähnen,« fiel Hermann, leidenschaftlich aufwallend, ihm in's Wort, »ich sagte Ihnen schon, daß ich diese Art, eine Ehrenschuld zu tilgen, nicht anerkennen könne.«

»Wie Sie wollen! Ich habe Ihnen aus freiem Antriebe die Proposition gemacht und überlasse es Ihnen, ob Sie dieselbe annehmen wollen oder nicht.«

»Ich fragte Sie vorhin, was Sie zu thun gedächten, um die Pläne meiner Mutter zu durchkreuzen.«

»Mein lieber Freund, es giebt nur einen Weg, sie wirksam zu durchkreuzen, Eleonore muß in eine Entführung einwilligen.«

»Nimmermehr!« rief der junge Herr bestürzt, aber Herr von Wollheim zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, das sei eine außerordentlich kindische und lächerliche Antwort, die nicht den geringsten Werth für ihn habe.

»Ich will Ihnen das etwas näher erklären,« fuhr der Edelmann in kühlem Tone fort, »vielleicht flößt Ihnen mein Vorhaben dann nicht mehr einen so großen Schrecken ein. Wir werden eines Morgens einen Ausflug machen, Sie, Eleonore und ich, von diesem Ausfluge kehren Sie am Abend allein zurück, um allen theilnehmenden Freunden und Bekannten zu sagen, daß Eleonore auf einige Wochen zu einer Freundin gereist sei. Eleonore begleitet inzwischen mich nach England, dort lassen wir unserm Bunde den Segen der Kirche geben. Ihre Frau Mutter wird allerdings gewaltig in Zorn gerathen, aber ich hoffe, daß Ihr Herr Vater mir im Stillen dafür dankt, daß ich den gordischen Knoten zerhauen habe; überdies liegt es im Interesse der ganzen Familie, die Thatsache anzuerkennen, ein Protest gegen dieselbe würde nur den bösen Zungen Veranlassung geben, ihr Gift und ihre Galle auszugießen. Nun, Ihre Frau Mutter wird auch die Thatsache anerkennen, dann kehren wir zurück, um mit vereinten Kräften unsere Unternehmungen zu beginnen.«

Hermann war keineswegs so ganz mit diesem Project einverstanden, welches auf die Ehre seiner Familie einen Makel werfen und den Frieden im häuslichen Kreise für immer zerstören konnte.

Aber er mußte aus zu vielen Gründen die Feindschaft des Edelmanns fürchten, als daß er den Muth gehabt hätte, ihm entgegen zu treten und den verlangten Beistand zu verweigern.

Und auf der andern Seite war es ja ganz unglaublich, daß der reiche, vornehme Herr von Wollheim die Tochter eines angesehenen Bankiers betrügen werde, in dieser Beziehung durfte man ganz unbesorgt sein.

Das plötzliche Verschwinden Eleonore's konnte man denen die sich dafür interessirten, in einer so harmlosen Weise erklären, daß der wahre Sachverhalt ihnen ein Geheimniß bleiben mußte, und kehrte später die junge Dame als Frau von Wollheim zurück, so fand man gewiß auch dafür eine natürliche, jedem Argwohn vorbeugende Erklärung.

Zudem bereitete der Gedanke daran, daß das stolze Project der Mutter zu Wasser werden solle, schon jetzt dem jungen Manne eine besondere Genugthuung, es war eine Revanche für so manche mißbilligende Bemerkung ihrerseits über seine Lebensweise.

Und wenn er sich auch den Anschein gab, als ob er die Tilgung der Ehrenschuld in der Weise, wie Wollheim sie ihm angeboten hatte, nicht anerkennen könne, so war er doch im Innern erfreut darüber, daß dieses Anerbieten ihn von einer schweren Sorgenlast befreite.

Er hatte im Laufe des Winters die Kasse seines Vaters über die Gebühr in Anspruch genommen, um die Wünsche und Forderungen Fanny's zu erfüllen und die Kosten seiner eigenen verschwenderischen Lebensweise zu bestreiten, er bedurfte jetzt weiterer Summen, um das Verhältniß mit Fanny zu lösen und die Pläne, die sich auf das Prinzeßchen bezogen, auszuführen. An das Alles dachte er, während Herr von Wollheim seinen Plan entwickelte,

und die Selbstsucht, der er jedes Opfer bringen konnte, bestimmte ihn, neben seiner eigenen Ehre auch die Ehre seiner Schwester preiszugeben.

Er ging auf das Project selbst nicht näher ein, aber er versprach, Alles, was in seinen Kräften liege, aufzubieten, um seine Schwester demselben geneigt zu machen.

Damit erklärte der Rittergutsbesitzer sich zu frieden, er schrieb einige Zeilen an Eleonore und übergab das Billet seinem Freunde mit der Bitte, ihm baldigst eine Antwort darauf zu bringen.

In sehr gedankenvoller Stimmung kehrte Hermann heim, und die Verstimmung seines Vaters war keineswegs geeignet, ihn zu erheitern und die Nebel zu zerstreuen, die er selbst heraufbeschworen hatte.

Der alte Herr wollte wissen, ob Herr von Wollheim Groll über die ihm zu Theil gewordene Antwort geäußert habe; Hermann verneinte die Frage, ohne aber ganz zu verhehlen, daß der Edelmann nichts weniger als erfreut über jene Antwort gewesen sei.

Theodor Bauerband gab zu, daß ein Bruch mit dem Rittergutsbesitzer den Interessen seines Geschäfts einen gewaltigen Stoß geben könne, aber er hatte dennoch nicht den Muth, für diese Verbindung energisch in die Schranke zu treten, als er nach dem Mittagessen der Mutter Eleonore's den Inhalt seiner Unterredung mit Wollheim berichtete.

Madame Bauerband, geborne von Wurzer, warf verächtlich die Oberlippe auf und zog einen Vergleich zwischen dem Grafen von Bentheim und dem Rittergutsbesitzer von Wollheim, der ganz natürlich zu Gunsten des Ersteren ausfiel.

Sie erklärte in einem sehr ruhigen, gelassenen, aber auch sehr entschiedenen Tone, daß sie hoffe, Herr von Wollheim werde so viel Tact und Zartgefühl besitzen, daß er sie fortan mit seinen Besuchen verschone; sie wolle nicht behaupten, daß er ein Schwindler sei, aber es werde sie auch nicht befremden, wenn er sich später als solcher entpuppe, sie habe seit dem Augenblicke ihrer ersten Begegnung mit ihm eine unüberwindliche Abneigung gegen ihn empfunden, deren Ursache sie nicht erforschen könne, noch möge.

Der Bankier wagte, ihn zu vertheidigen, er berief sich auf den Reichthum, die gediegene weltmännische Bildung und die großartigen Unternehmungen des Edelmannes, um ihr zu beweisen, daß derselbe kein Schwindler sein könne, aber Madame Bauerband, geborne von Wurzer, schnitt ihm die Rede mit der Bemerkung ab, sie habe sich ihre Ansicht über ihn gebildet, und es sei vergebliche Mühe, sie eines Bessern belehren zu wollen.

Darauf brachte sie die Rede auf den Grafen von Bentheim, sie hatte ihn eingeladen, in ihrem Hause zu wohnen, und hoffte zuversichtlich, daß er ihr die Ehre erzeigen werde, diese Einladung anzunehmen.

Für diesen Fall mußten mehrere Aenderungen getroffen und die Gastzimmer neu ausgestattet, auch das ganze

Haus einer gründlichen Renovation unterzogen werden, wozu natürlich die Genehmigung des Hausherrn nöthig war.

Theodor Bauerband fand manches Project zu kostbar, manches hingegen nicht ausreichend; eine so große Summe wollte er nicht gerne für diesen Zweck ausgeben, aber seine Gattin machte ihm begreiflich, daß er nicht geizen und sparen dürfe, daß diese unvermeidliche Ausgabe eine Saat sei, die ihm tausendfältige Früchte bringen werde. Sie stellte ihm Orden und Titel in Aussicht, sprach von dem gewaltigen Einfluß, den der Graf am Hofe besitze, bewies ihm durch Beispiele aus der jüngsten Vergangenheit, daß schon mancher Bankier das Portefeuille des Finanz- oder Handelsministers erhalten habe, und zeigte ihm also in der Perspective ein verlockendes Bild, welches den ehrgeizigen, leicht erregten Mann fesseln und entzücken mußte.

So wußte sie geschickt die Besorgnisse zu verscheuchen, die kurz vorher noch den Bankier beunruhigt hatten, ja, sie wußte ihn so vollständig zu ihrer Ansicht zu bekehren, daß er selbst zuletzt erklärte, sie habe Recht, Herr von Wollheim sei keine Partie für Eleonore, so lange der Graf von Bentheim den Vorsatz hege, ihr seine Hand und seinen hohen Titel anzubieten.

Während dieser Verhandlung im Speisezimmer saßen Hermann und Eleonore im Garten in der Laube.

Hermann hatte seiner Schwester das Billet des Edelmannes übergeben und ihr die Unterredung seines Freundes mit dem Vater mitgetheilt.

Freudig leuchtete es in den schönen Augen des Mädchens auf, als sie über das duftende Papier schweiften, ein Lächeln innerer Befriedigung umspielte die schwellenden Lippen.

Aber dieses Lächeln verschwand rasch wieder, als Hermann ihr die Gründe nannte, welche den Vater bewogen hatten, dem Rittergutsbesitzer eine ablehnende Antwort zu geben, ihr Stolz mußte sich ja aufbäumen bei dem Gedanken, daß sie ohne Rücksicht auf ihre eigenen Wünsche und Hoffnungen verkuppelt werden sollte.

Vielleicht hätte die Grafenkrone sie bestochen und mit diesem Gedanken befreundet, wenn der Graf von Bentheim ein junger, stattlicher Mann gewesen wäre, aber nimmer konnte und wollte sie zugeben, daß ihr Geschick mit dem eines hinfälligen, mürrischen Greises verknüpft werden sollte. Es war ihr unbegreiflich, daß ihre Eltern ein so schweres Opfer von ihr forderten, sie fand in der hohen, bevorzugten Stellung, welche allerdings durch die Verbindung mit dem Grafen von Bentheim ihr zu Theil wurde, keine Entschädigung für dieses Opfer, und sie war fest entschlossen, diesem Werber ihr Jawort zu verweigern, welche Folgen ihr daraus auch erwachsen mochten.

Hermann bestärkte sie in diesem Entschlusse, und es war ihm leicht, sie zu bewegen, den Wunsch seines Freundes zu erfüllen.

Sie bewilligte das erbetene Rendezvous; auf dem Spaziergange, auf welchem Hermann sie begleiten sollte, wollte sie mit dem Rittergutsbesitzer zusammentreffen.

Ja, es war wahr, sie hatte längst erwartet, daß er sich erklären und um ihre Hand werben würde, sie war schon seit Wochen auf diese Werbung vorbereitet gewesen. Mußte es sie nicht empören, daß er im Cabinet ihres Vaters abgewiesen, ihm nicht einmal gestattet wurde, ihr die Frage vorzulegen, die über sein und ihr Lebensglück entschied?

Mußte es sie nicht kränken und verletzen, daß man ohne ihr Wissen über ihre Hand schon verfügt hatte, daß die stolze Mutter ihrer Selbstsucht das Lebensglück des Kindes opfern wollte?

Sie kannte den Grafen, er war ein Greis, ein mürrischer, gichtgelähmter Misanthrop, der die Genüsse des Lebens bis zum Ueberdruß gekostet, ihnen seine Kraft und seine Gesundheit geopfert hatte, – und an diesen Mann wollte die Mutter sie ketten?

»Nein und tausendmal nein,« sagte sie mit einem flammenden Blick auf den Bruder, der nicht erwartet hatte, daß er seine Aufgabe so rasch und glücklich lösen werde, »ehe das geschieht, ehe ich diesem Manne meine Hand für Zeit und Ewigkeit reiche, verlasse ich dieses Haus und wandere als eine heimathlose Fremde in die weite Welt hinaus!«

»Vielleicht wird Dir kein anderer Weg bleiben,« erwiderte Hermann, »Du kennst den Starrsinn der Mutter und weißt auch, wie sehr sie den Vater beherrscht; sie wird in die Verbindung mit Herrn von Wollheim nur dann einwilligen, wenn sie durch ein *fait accompli* dazu gezwungen wird.«

Eleonore blickte ihn befremdet an.

»Was willst Du damit sagen?« fragte sie.

»Daß Dir nichts Anderes übrig bleiben wird, als Dich von dem Manne, der Dich liebt, entführen zu lassen. In England fragt man nicht nach allen möglichen Papieren, nach der Einwilligung der Eltern und dem ganzen übrigen Unsinn, den das Gesetz hier vorschreibt, dort werdet Ihr keine Schwierigkeiten finden, wenn Ihr Eurem Bunde den bindenden Segen der Kirche geben lassen wollt. Ist dies aber geschehen, dann kann kein Protest das Band wieder lösen, und es liegt im Interesse unserer ganzen Familie, Dich als Frau von Wollheim anzuerkennen.«

Eleonore wollte dagegen einen Einwurf machen, aber ihr Bruder ließ ihr keine Zeit dazu, indem er rasch fortfuhr:

»Es wäre unnütz, wolltest Du der Mutter damit drohen und versuchen, ihre Einwilligung zu erzwingen! Du würdest dadurch nur Unfrieden stiften, ärgerliche Scenen hervorrufen, Dir selbst und uns Allen das Leben verbittern und nichts weiter erreichen, als eine scharfe Ueberwachung aller Deiner Schritte. Sei klug, Leonore, sprich ohne Rückhalt mit Wollheim und höre, welche Vorschläge er Dir machen wird, vielleicht hat er bereits einen Weg gefunden, auf dem Ihr Euer Ziel mit Sicherheit erreichen könnt.«

Eleonore fand manches Wahre in seinen Worten, überdies wuchs ihre Erbitterung gegen die Mutter mehr und mehr, je länger sie über das Project derselben nachdachte.

Hermann rieth ihr, sie möge den Eltern gegenüber sich den Anschein geben, als habe sie nicht die leiseste Ahnung von der Werbung Wollheim's, dadurch werde sie jedem Argwohn vorbeugen und sich selbst die Bahn ebnen, die allein zu dem ersehnten Ziele führe, und es gelang ihm rasch, sie von der Vortrefflichkeit seines Rathes zu überzeugen.

Der junge Herr hatte bei tieferem Nachdenken über das Project seines Freundes gefunden, daß dieses Project die Ausführung seiner eigenen Pläne begünstigte.

Die heimliche Flucht Eleonore's mußte den Vater so sehr beschäftigen, daß er keine Zeit fand, die Handlungen seines Sohnes zu überwachen und Rechenschaft von ihm zu fordern über die Verwendung der Summen, deren Hermann bedurfte, um die Ansprüche Fanny's zu befriedigen und seine übrigen Pläne auszuführen.

Achtes Kapitel.

»Na, etwas Kopfweh bringt man von solchen Gelagen immer mit heim,« sagte der kleine Rentner, als er am Tage nach dem Verlobungsfeste im Hause des Tischlermeisters mit seinem Sohne beim Mittagessen saß. »Du hast jedenfalls mehr getrunken, als Dir gut war, in Deinem Alter kennt man kein Maß, ich weiß das aus eigener Erfahrung.«

»Zudem war der Wein schlecht,« erwiderte der Referendar, die Augen mit der Hand bedeckend; aber der kleine Herr wollte dieses Urtheil nicht gelten lassen, er schüttelte ärgerlich den Kopf und entgegnete, Meister Mathias

Bauerband setze seinen Gästen nur das Beste vor, es sei Unrecht, wenn man das Gegentheil behaupten wolle.

»Es war ein heiterer Abend,« sagte er, nachdem er seinen Appetit gestillt und Gabel und Messer hingelegt hatte, »na, unter guten Menschen fühlt man sich immer wohl.«

»Nur eine Person paßte nicht in den Kreis,« warf Wilhelm ein.

»Du meinst Rudolf?«

»Allerdings.«

»Ja, ja, er dünkt sich mehr als die Anderen, freilich, ein Künstler in dem schlichten, bescheidenen Kreise eines Tischlermeisters! Na, Wilhelm, ich sehe es kommen, daß Meister Mathias an diesem Sohne großen Aerger erleben wird.«

Der Referendar nickte gedankenvoll und zündete eine Cigarre an, während der kleine Herr mit vielem Behagen eine Prise nahm.

»Meister Mathias trägt keine Schuld daran,« fuhr der Rentner fort, »er hat seine Kinder mit der nöthigen Strenge erzogen und es an ernsten Ermahnungen und guten Beispielen nicht fehlen lassen, aber wenn man einen Tropfen Wein in ein mit Essig gefülltes Gefäß gießt, so wird dieser Tropfen auch zu Essig werden, während man umgekehrt immerhin einen Tropfen Essig in ein Faß Wein gießen kann, ohne den letzteren zu verderben. Rudolf ist in schlechte Gesellschaft gekommen, und böse Gesellschaft verdirbt gute Sitten. Nimm Dir ein Beispiel daran, Wilhelm. Der Bursche mag ein tüchtiger und geschickter

Arbeiter sein, aber er hat deshalb keine Ursache und noch weniger eine Berechtigung, sich mit seinem Talent zu brüsten und sich mehr zu dünken, als andere Menschen. Er führte gestern Abend das große Wort, mich wunderte es, daß Meister Mathias es so geduldig ihm hingehen ließ.«

»Meister Mathias war verstimmt, er muß kurz vorher Unannehmlichkeiten gehabt haben.«

»Ich kenne sie und begreife, daß seine Laune getrübt war,« sagte der kleine Herr, während er auf und nieder schreitend, zahllose Seifenbecken ausschüttete. »Er hatte das Prinzeßchen besucht, sie eingeladen, an dem Feste Theil zu nehmen, und eine ablehnende Antwort erhalten. Röschen ist noch immer sein Liebling, der Kummer, der so schwer auf ihr lastet, drückt auch ihn nieder. Sie ist entschlossen, dem Willen ihres Vaters zu gehorchen, der ihr verboten hat, irgend welche Unterstützung von ihren Verwandten anzunehmen.«

»Auch dann noch, wenn ihr Vater verurtheilt wird?« fragte der Referendar.

»Ja, auch dann noch! Sie hat ein trotziges Köpfchen, Meister Mathias wird vergeblich versuchen, sie von ihrem Entschluß abzubringen.«

Der Rentner war stehen geblieben, seine kleinen Aeuglein blickten fragend den jungen Mann an, der, leicht das Haupt wiegend, die Asche von seiner Cigarre streifte.

»Glaubst Du wirklich, daß er verurtheilt wird?« fragte er. »Es liegen ja, wie Du selbst mir gesagt hast, keine überzeugenden Beweise gegen ihn vor.«

»Die Edelsteine, die in seinem Besitz gefunden wurden, beweisen genügend seine Schuld,« erwiderte der Referendar kühl, »der Mord kann ihm freilich nicht bewiesen werden.«

»Na, Ihr werdet schon dafür gesorgt haben, daß die Geschworenen von vorn herein an seine Schuld glauben müssen, man weiß ja, wie die Verhör-Protokolle abgefaßt werden, da werden Kameele gespeist und Mücken verschluckt. Aus den Zeugenaussagen kann eine geschickte Hand mit leichter Mühe einen Strick für den Angeklagten drehen, vorzüglich, wenn man einen Schuldigen haben muß.«

Der junge Herr zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, es sei ihm zu geringfügig, über diese thörichte Ansicht mit seinem Vater zu streiten.

»Wird er nicht verurtheilt, so blüht ihm das traurige Loos, im Irrenhause den Rest seines Lebens zu verbringen,« sagte er. »Ein darauf bezüglicher Antrag seitens seiner Familie liegt bei den Acten, ich weiß nicht, ob ich nicht einige Jahre Gefängnißhaft diesem Loose vorzöge.«

Der kleine Herr fuhr eifrig mit dem Taschentuche über seinen glänzenden Schädel, hinter den Gläsern seiner Brille funkelten und blitzten die glühenden Aeuglein.

»Was liegt mir an dem Manne!« rief er zornig. »Nichts! Ich bin sein Freund nicht, und wenn das Prinzeßchen nicht seine Tochter wäre, so würde sein Schicksal mir außerordentlich gleichgültig sein! Aber mich empört die Ungerechtigkeit, mit der man gegen ihn vorgeht. Er ist

so wenig irrsinnig, wie wir beide es sind, so gut er seinen Sparren hat, so gut hat ihn Jeder von uns. Und eines unschuldigen Sparrens wegen sperrt man Niemand in's Irrenhaus!«

»Nun, nun, wir richten ja nicht über seinen Geisteszustand,« sagte der Referendar in begütigendem Tone, »das ist Sache der Aerzte, wenn sie –«

»Ja wohl, es ist ihre Sache, aber – – na, es wird sich ja ausweisen, ich sage Dir nur, Herr Theodor Bauerband, der reiche, stolze Bankier wird kein Opfer scheuen, um einen Menschen zu beseitigen, den er fürchten muß. Ich habe oft und ernst darüber nachgedacht, und Manches ist mir klar geworden, was bisher mir dunkel geblieben war. Ich glaube fest, daß der Bankier triftige Gründe hat, seinen Bruder zu fürchten.«

»Bah, welche Gründe könnten es sein!« spottete der junge Mann. »Der Angeklagte haßt seinen Bruder, aber nicht ihn allein, er haßt alle Menschen mit alleiniger Ausnahme seines Kindes. Es ist möglich, daß sein Haß ihn zu Drohungen hingerissen hat, aber der Bankier muß sich sagen, daß es ein ohnmächtiger Haß sei, der ihm keinen Schaden bereiten könne.«

»Du kennst die Gründe nicht, und ich kann sie Dir nicht nennen.«

»Wer hat sie Dir genannt? der Maler? Er ist ein reizbarer, erregter Mensch voll fixer Ideen –«

Der Referendar brach ab, ein leises Pochen bewog ihn, den Blick erwartungsvoll auf die Thüre zu richten, welche der Rentner öffnete, um das Prinzeßchen einzulassen.

Das schwarze Trauerkleid, welches das Mädchen trug, ließ die Blässe ihres Gesichts schärfer hervortreten, nicht ohne Rührung und herzliche Theilnahme konnte man in dieses abgehärmte Antlitz schauen, das die deutlichen Spuren schlafloser Nächte und vergossener Thränen trug.

Der kleine Herr reichte ihr die Hand und führte sie zu einem Sessel, er füllte ein Glas mit Wein und schob es ihr hin, dann erst, nachdem er dies Alles in seiner lebhaften, hastigen Weise gethan hatte, fragte er sie, was sie zu ihm führe.

Das Mädchen schlug die großen Augen auf und blickte bittend den jungen Herrn an, der jetzt den Zweck ihres Kommens schon ahnte.

»Mein Besuch gilt Ihnen, Herr Referendar,« sagte sie mit leise bebender Stimme, »Helene war heute Morgen bei mir, sie theilte mir mit, die Untersuchungsacten seien geschlossen, die öffentlichen Verhandlungen würden im Laufe der nächsten Tage beginnen.«

»Das ist die Wahrheit,« erwiderte Wilhelm, »ich selbst sagte es gestern Abend im Kreise Ihrer Familie, als ich darum befragt wurde.«

»So berichtete mir Helene. Ich erinnere mich, daß der Herr Gerichtsrath mich auf den Schluß der Untersuchung

vertröstete, als ich ihn um die Erlaubniß bat, meinen Vater besuchen zu dürfen. Vielleicht wird man mir nun diese Erlaubniß bewilligen.«

»Sie wäre Ihnen sofort bewilligt worden, wenn Ihr Vater sich dazu verstanden hätte, ein offenes Geständniß seiner Schuld abzulegen,« sagte der Referendar, der seine Verlegenheit nicht ganz verbergen konnte. »So lange er sich weigerte, dies zu thun, verbot uns das Gesetz, Ihnen die erbetene Erlaubniß zu geben.«

Ein herber, bitterer Zug umzuckte die Lippen des schönen Mädchens, aus ihren dunklen Augen traf ein vorwurfsvoller, zürnender Blick den jungen Mann, auf dem jetzt auch der Blick des Rentners mit ernstem Vorwurf ruhte.

»Was sollte er gestehen?« fragte sie. »Ein Verbrechen, welches er nicht begangen hat? O, ich weiß wohl, in Ihren Augen ist er schuldig, muß er schuldig sein, weil der wahre Thäter nicht zu finden ist, aber wenn auch Alle ihn verurtheilen, ich werde niemals an seiner Unschuld zweifeln. Ihn verlangt nach seinem Kinde, er sehnt sich danach, es wiederzusehen, sein heißester Wunsch soll nur dann Erfüllung finden, wenn er sich schuldig bekennt! Ist das nicht auch eine Folter?«

»Mein Fräulein, das Gesetz –«

»Ja, das Gesetz und immer wieder das Gesetz!« schnitt der kleine Herr ärgerlich seinem Sohne die Rede ab. »Wer sich hinter diesem Bollwerk verschanzen kann, der hat einen großen Vortheil vor dem Gegner voraus. Aber wenn man will, kann man jedes Gesetz umgehen, und

ich meine, hier müsse eine gewisse Berechtigung dazu vorliegen. Die Unterredung des Angeklagten mit seiner Tochter würde ja ohnedies vor Zeugen stattfinden, welche Gefahr also kann für die Untersuchung in dieser Zusammenkunft liegen? Fürchtet Ihr, der Anblick seines Kindes könne den Muth des Gefangenen stählen? Na ja, Ihr hättet gerne, daß er in Euren Händen weiches Wachs würde, aber ich glaube nicht, daß Euch das gelingen wird.«

»Um so schlimmer für ihn,« sagte der Referendar, der vor dem strafenden Blicke des Prinzeßchens verwirrt die Wimpern senkte. »Die Edelsteine sind bei ihm gefunden worden, das Dolchmesser paßt ganz genau in die Wunde des Wächters, – es wäre besser für ihn, wenn er gestehen wollte.«

Der junge Herr hatte sich bei den letzten Worten von seinem Sitz erhoben, er trat an's Fenster und wandte dem Mädchen den Rücken, offenbar konnte er den Blick ihrer zürnenden Augen nicht ertragen.

»Vielleicht weiß er selbst nicht, was er gethan hat,« fuhr er im Tone des Bedauerns fort, »es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß er die That in einem Augenblicke begangen hat, in welchem –«

»Halten Sie ein, Herr Referendar, jedes Wort welches Sie reden, trifft mein Herz wie ein Dolchstoß!« rief Röschen, die Hand wie zur Abwehr erhebend. »Ich weiß, was Sie sagen wollen, ich weiß nun auch, daß mein Oheim, der Bankier, mächtige Verbündete gegen seinen unglücklichen Bruder gefunden hat, durch welche Mittel

es ihm gelungen ist, sie zu gewinnen, will ich nicht erforschen, aber es ist mir nun sonnenklar, daß mein Vater nicht mehr hoffen darf, seine Freiheit wieder zu erhalten. Wenn die Geschworenen ihn nicht schuldig finden, wird die Irrenanstalt ihm ihre Pforte öffnen – ich kenne den ganzen entsetzlichen Plan, der ihn verderben, für immer von der menschlichen Gesellschaft fern halten soll. Ich will nicht sagen, daß Sie dabei betheiligt seien, ich will außer meinem Oheim Niemand anklagen, so lange mir nicht Beweise das Recht dazu geben. Vielleicht sind Sie auch ein persönlicher Feind meines armen Vaters, und da glauben Sie gern die bösen Gerüchte, die seine übrigen Feinde über ihn verbreiten.«

Der Referendar hatte die Brauen finster zusammengezogen, flammende Blitze schossen aus seinen Augen auf das Mädchen, welches so kühn gewesen war, ihm eine so schwere, kränkende Anklage in's Gesicht zu schleudern.

Aber er bezwang sich, er mußte diese Anklage der gereizten Stimmung des Mädchens zu gute halten.

»Sie haben mir harte, verletzende Worte gesagt, mein Fräulein,« erwiderte er, »Worte, für die ich jeden Andern, als Sie, zur Rechenschaft ziehen würde. Ich kenne die Pläne Ihres Oheims nicht, mit dem ich überhaupt nie über den Angeklagten geredet habe, ich würde das Ansinnen, solche Pläne zu unterstützen, mit Entrüstung zurückweisen. Im Uebrigen glaube ich nicht, daß der Bankier sich so sehr mit dem Schicksal seines Bruders beschäftigt, andere Dinge nehmen seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch. Und ich fürchte, daß diese Dinge ihn

in der nächsten Zeit ausschließlich beschäftigen werden. Man sagt, er sei mit einem Herrn von Wollheim in großartige Unternehmungen verwickelt, die bedeutenden Güterankäufe, welche Beide gemacht haben, unterstützen dieses Gerücht. Vielleicht wird es sich schon bald herausstellen, daß dieser adlige Herr ein raffinirter Schwindler ist; sobald die nöthigen Beweise zur Stelle sind, hat er hier seine Rolle ausgespielt, alsdann dürfte Herr Theodor Bauerband sich genöthigt sehen, seine ganze Zeit der Abwicklung dieser großartigen Verwicklungen zu widmen.«

»Ah – ist das wirklich die Wahrheit?« fragte der Rentner, der mit hoch emporgezogenen Augenbrauen seinen Sohn in maßloser Ueberraschung anstierte. »Dann müßte man ja den Bankier warnen.«

»Willst Du das übernehmen?« fragte Wilhelm mit leisem Spott. »Glaubst Du, daß der Bankier irgend einen Werth auf Deine Warnung legen würde? Wäre es Dir gleichgültig, wenn er Dir erwiderte, Du seiest ein Verleumder, und so sehr er es auch bedaure, müsse er Dir doch aus diesem Grunde die Thüre zeigen? Der Bankier hat diesem Herrn sein volles Vertrauen geschenkt, er wird es ihm bewahren, so lange, bis Beweise ihn überzeugen, daß Herr von Wollheim seines Vertrauens nicht würdig war. Wir werden in der nächsten Zeit wohl über manche Person unserer Stadt überraschende Aufschlüsse erhalten, unter Andern auch über die fremde Dame, über die so manches Gerücht verbreitet wurde.«

»Fräulein Wilde?« fragte der kleine Herr. »Na, es sollte mich nicht wundern, wenn dieser bunte Schmetterling

sich wieder zur häßlichen Raupe einspänne, ich habe nie Veranlassung gefunden, sie zu vertheidigen, wenn man ein nichts weniger als günstiges Urtheil über sie fällte. Aber daß Herr von Wollheim ein Schwindler sein soll, kann ich nicht glauben, man sagt sogar, er sei bereits heimlich mit Fräulein Eleonore Bauerband verlobt.«

Jetzt breitete sich über das Gesicht des jungen Mannes der Ausdruck der Ueberraschung.

»Wer sagt das?« erwiderte er in einem so scharfen Tone, daß Röschen fast erschreckt aus ihrem Sinnen emporfuhr. »Bah – was wird's weiter sein, als ein leeres Gerücht? Oder ist es eine zuverlässige Quelle, aus der Du diese Nachricht geschöpft hast? Fräulein Bauerband die Verlobte Wollheim's? Ich dagegen habe gehört, er sei den Damen im Hause des Bankiers kein angenehmer Gast, er selbst soll sich bitter beklagt haben über den hochmüthigen Stolz und die Kälte, die in jenem Hause herrschen.«

»Wie mir mein Verlobter mittheilte, steht die Verlobung meiner Cousine Eleonore mit Herrn von Wollheim in den nächsten Tagen zu erwarten,« nahm jetzt das Prinzeßchen das Wort. »Aber wir sind von unserm früheren Thema ganz abgekommen, Herr Referendar, ich bitte Sie, sagen Sie mir aufrichtig, darf ich die Hoffnung nicht hegen, daß ich die gewünschte Erlaubniß erhalten werde?«

»Ich will sehen was ich thun kann,« sagte der junge Mann, dessen leidenschaftliche Erregung das Mädchen befremden mußte, weil sie die Ursache derselben nicht

ahnen konnte, »wenn es möglich ist, soll Ihr Wunsch erfüllt werden. Sie können ja mit Ihrem Vater correspondiren, der Gerichtsrath hat es Ihnen erlaubt –«

»Und ich habe von dieser Erlaubniß Gebrauch gemacht,« fiel Röschen ihm hastig in die Rede. »Aber liegt darin für ihn oder mich irgend welcher Trost? Ihn wird es trösten und ermuthigen, wenn er mich in seine Arme schließen, mir in's Auge schauen kann, er ist so namenlos unglücklich, daß Sie ihm diesen Trost nicht versagen dürfen.«

»Aber kann ich denn –«

»O, Sie können bei dem Gerichtsrath ein gutes Wort einlegen, und mir die Erlaubniß auswirken,« sagte das Prinzeßchen in flehendem Tone, während sie durch einen bedeutungsvollen Blick den kleinen Herrn aufforderte, seine Bitten mit den ihrigen zu vereinen. »Ich werde Ihnen sehr dankbar dafür sein! Der Herr Gerichtsrath möge bedenken, daß er eine große Verantwortung auf sich genommen hat –«

»Inwiefern?« warf der Referendar ein.

»Schon insofern, daß er nur für die Schuld meines Vaters, nicht aber für die Unschuld desselben Beweise gesucht hat.«

»Erlauben Sie, die Edelsteine mußten die Schuld genügend beweisen!«

»Sie mußten?« erwiderte Röschen scharf. »Es ist derselbe schwache, unhaltbare Beweis wieder, welchen Sie vorhin für den Mord angeführt haben. Weil mein Vater

ein Dolchmesser besaß, dessen Klinge genau in die Wunde paßt, kann nur er die That begangen haben?«

»Das behaupte ich nicht.«

»O, doch, Sie sagten es mit dürren Worten. Und doch sagte mein Vater dem Untersuchungsrichter in der Stunde seiner Verhaftung, er habe zwei solcher Messer besessen und eins derselben seinem Neffen geschenkt. Wie viele dieser Messer können sich in der Stadt befinden! Die Behörde hat es nicht der Mühe werth gehalten, danach zu forschen.«

»Doch, das ist geschehen,« erwiderte der junge Mann, der seine Erregung noch immer nicht bemeistern konnte. »Es ist Alles geschehen, was nur geschehen konnte, um Licht in das räthselhafte Dunkel zu bringen, aber alle Nachforschungen blieben fruchtlos. Ich kann Ihnen die beruhigende Versicherung geben, daß die Geschworenen Ihren Vater des Mordes nicht schuldig finden werden, wenn nur der Vertheidiger sich des Angeklagten mit Wärme annimmt, in Bezug auf den Juwelenraub hingegen darf ich Ihnen keine Hoffnung machen. Ich verspreche Ihnen nochmals, daß ich Alles, was in meinen Kräften liegt, aufbieten werde, um Ihnen die Zelle Ihres Vaters zu öffnen, wenn es mir nicht gelingt, dann lassen Sie es mich nicht entgelten. Nun aber möchte ich auch an Sie eine Bitte richten! Sie sagten vorhin, Ihre Cousine werde sich mit Herrn von Wollheim verloben, das darf nicht geschehen, denn dieser Wollheim ist nicht der Mann, der sie glücklich machen kann. Ich will Ihnen unter dem Siegel der Verschwiegenheit gestehen, daß die Behörde sich

sehr ernstlich mit ihm beschäftigt, wenn der auf ihm ruhende Verdacht sich bestätigt, wird er die elegante Wohnung im Gasthofe mit einer Zelle im Gefängniß vertauschen müssen.«

»Herr von Wollheim ist der Freund meines Verlobten.«

»Eben deshalb werden Sie sehr leicht erfahren können, wie weit die Angelegenheit schon gediehen ist. Darf ich Sie bitten, dies zu erforschen und mir das Resultat mitzutheilen?«

»Sie glauben also, daß ich meinen Verlobten warnen solle?«

»Nein, Sie dürfen weder ihm, noch irgend einer andern Person mittheilen, was ich Ihnen gesagt habe, es könnte mir große Unannehmlichkeiten bereiten, überdies würde Ihre Warnung fruchtlos bleiben. Wenn ich nur weiß, wie die Sachen stehen, werde ich schon Mittel finden, Fräulein Eleonore vor dem Elend zu bewahren, in welches die Verbindung mit diesem Manne sie stürzen würde. Wollen Sie meine Bitte erfüllen?«

»Von Herzen gern,« antwortete Röschen, »ich werde meinen Verlobten fragen, sobald ich ihn sehe.«

»Und Wilhelm wird sein Wort auch halten,« sagte der Rentner, der sich schon seit einer geraumen Weile damit beschäftigte, den Deckel seiner Tabakdose zu poliren, »ich hoffe, daß es ihm gelingen wird, Ihnen die ersehnte Erlaubniß auszuwirken.«

Der junge Herr hatte inzwischen Hut und Stock genommen, er nahm Abschied unter dem Vorwande, daß die Stunde geschlagen habe, in der er seine Tagesarbeit

fortsetzen müsse, und versprach noch einmal, Alles aufzubieten, um den Wunsch des Prinzeßchens zu erfüllen.

Er schlug nicht den geraden Weg zum Gerichtsgebäude ein, er wäre in diesem Augenblick zur Arbeit nicht fähig gewesen, die Stürme, die in ihm tobten, mußten vorher beschwichtigt werden. Seitdem er Eleonore kennen gelernt, Blicke und Worte mit ihr ausgetauscht hatte, konnte er sie nicht mehr vergessen, beständig schwebte das schöne Bild vor seinen Augen, und je länger er es betrachtete, desto begehrenswerther erschien es ihm.

Wenn er sich auch sagte, daß er ein Thor sei, denken zu können, daß er jemals dieses Bild sein nennen werde, wenn er auch manchmal sich ernstlich vornahm, diesen thörichten Hoffnungen zu entsagen und zu vergessen, daß er sie jemals gehegt habe, so baute er doch stets wieder neue Luftschlösser, die er mit aller Pracht ausstattete, deren seine lebhafte Phantasie habhaft werden konnte.

Es kamen oft Stunden, in denen er meinte, wenn Eleonore seine Liebe erwidere, sei die Partie keineswegs so ungleich, er habe ja auch ein nicht unbedeutendes Vermögen, und die Bahn, die vor ihm liege, verspreche ihm eines glänzende Zukunft. Aber er sah gleich darauf ein, daß er in einem Utopien umherwanderte und seine Hoffnungen auf Phantasmagorien baute, die in Nebel zerrannen, sobald er sich ihnen näherte.

Er hatte seit jener Zeit nicht mehr gewagt, sich der schönen Tochter des Bankiers zu nähern, dann und wann sah er sie in einem Concerte oder auf dem Casinoballe, aber er fand nicht den Muth, sie anzureden.

Und nun sprach man schon davon, sie sei die Verlobte eines Mannes, auf den die Behörde ein scharfes Auge gerichtet hielt, weil sie in ihm einen Betrüger zu wittern glaubte!

Wenn auch der Referendar das schöne Mädchen nicht für sich gewinnen konnte, so wollte er doch verhindern, daß sie die Gattin dieses Mannes wurde.

Eine directe Anklage konnte gegen den schlesischen Edelmann nicht erhoben werden, er ließ sich durchaus nichts zu Schulden kommen, was dazu berechtigt hätte, es lag nur ein unbestimmter Verdacht gegen ihn vor, für dessen Begründung die Behörde bisher vergeblich Beweise gesucht hatte.

Das erschwerte das Vorhaben des Referendars, er war nicht berechtigt, vor diesem Manne zu warnen, er lud den anscheinend gerechten Vorwurf boshafter Verläumdung auf sich, wenn er es that.

Also mußte er außerordentlich vorsichtig zu Werke gehen, aber so groß und zahlreich auch die Schwierigkeiten waren, die vor ihm sich aufthürmten, hielt er doch fest an seinem Entschlusse, ja er zog sogar die Möglichkeit eines Duells mit dem Edelmann in den Kreis seines Nachdenkens, für den Fall, daß er kein anderes Mittel fand, diese Heirath zu hintertreiben.

Während der junge Herr diesen Gedanken nachhing, begleitete der Rentner das Prinzeßchen auf dem Heimwege.

Er sprach ihr mit Worten einer herzlichen und aufrichtigen Theilnahme Trost, Muth und Hoffnung zu, bedauerte, daß sie die Einladung ihres Oheims zu dem Verlobungsfest nicht angenommen habe, und rieth ihr, in das Haus des Meisters Mathias zurückzukehren.

Er folgte ihr in ihre Wohnung und bat sie so herzlich, den Groll gegen ihre Familie fahren zu lassen, daß Röschen sich fast versucht fühlte, ihm dieselben Geständnisse zu machen, welche am Tage vorher Meister Mathias so sehr überrascht hatten.

Aber es war ihr nicht möglich, die Worte über die Lippen zu bringen, und so sagte sie ihm denn, daß sie niemals einen Groll gegen ihre Familie gehegt habe, vielmehr andere Gründe, die außer ihr nur Onkel Mathias kenne, ihr nicht gestatteten, in das Haus und den Familienkreis des wackern Mannes zurückzukehren.

Der kleine Herr schüttelte ungläubig das kahle Haupt, nahm unzählige Prisen und schüttete nach jeder Prise sein Seifenbecken aus, aber da das Prinzeßchen eigensinnig sich weigerte, ihm jene Gründe zu nennen, so mußte er sich mit ihrer Antwort begnügen.

Er stand im Begriff, Abschied von ihr zu nehmen, als sich plötzlich über seinem Haupte ein gewaltiger Lärm erhob.

Es war, als ob in dem Zimmer über ihm ein Faustkampf auf Tod und Leben ausgefochten werden sollte; Stühle wurden umgeworfen, rauhe Stimmen schrieen durcheinander und die Decke des Zimmers erzitterte unter schweren Tritten.

Der kleine Herr blickte mit seinen klugen Aeuglein bestürzt und zugleich entrüstet empor.

»Was ist denn das?« fragte er. »Haben Sie diesen Heidenlärm schon oft vernommen?«

»O ja, sehr oft in der jüngsten Zeit,« erwiderte Röschen, die eine innere Angst nicht ganz verbergen konnte. »Oft am hellen Tage und oft auch mitten in der Nacht, daß ich erschreckt aus dem Schlafe emporfuhr in dem Wahne, das Haus stehe in Flammen.«

»He – das ist ja eine saubere Wirthschaft,« sagte der Rentner mit wachsender Entrüstung, während er hastig seine Dose hervorholte und eine Prise nahm. »Weshalb sagten Sie es mir nicht?«

»Ich sprach mit Frau Wiedemann darüber, sie meinte, es sei besser, man mische sich nicht hinein; Jeder habe seine besondere Weise sich ein Vergnügen zu bereiten, und in seinem Vergnügen dürfe man Niemand stören, wenn man nicht den Haß herausfordern wolle.«

»So?« fragte der kleine Herr erstaunt. »Ei, ei, ich hielt bisher Frau Wiedemann für eine vernünftige Frau. Wer wohnt da oben?«

»So viel ich weiß, zwei Arbeiter.«

»Mit Familie?«

»Nein. Aber das müssen Sie doch wissen, das Haus ist ja Ihr Eigenthum.«

»Ich? Ja so, Sie haben Recht,« sagte der Rentner zerstreut. »Freilich müßte ich's wissen, und es ist eigentlich eine Schande, daß ich's nicht weiß. Aber ich habe die Verwaltung dieses Hauses der Frau Wiedemann übertragen,

sie vermiethet und kündigt auf in meinem Namen, dafür hat sie freie Wohnung. Hm – sie soll nicht Jeden aufnehmen, solche rohe Burschen will ich in meinem Hause nicht haben, es ist mir lieber, wenn die Wohnung leer bleibt, bis ein ordentlicher Miether sich dafür findet. Bitte rufen Sie die Frau, Röschen, ich will dieser sauberen Wirthschaft sofort ein Ende machen.«

Das Prinzeßchen trat an die Wand und klopfte, es war das verabredete Zeichen, daß sie mit der alten Frau zu reden wünschte.

Inzwischen dauerte der Lärm im oberen Stock fort, auch dann noch, als Frau Wiedemann eintrat, die das unerwartete Zusammentreffen mit dem Rentner bestürzte.

Der kleine Herr heftete die zornfunkelnden Aeuglein durchdringend auf sie, während er die Frage an sie richtete, wer das Zimmer über ihm bewohne.

Im ersten Augenblick verwirrt, hatte die Alte ihre Fassung bald wieder gefunden.

»Ich habe das Zimmer an zwei Arbeiter vermiethet,« sagte sie, »die Leute dauerten mich, sie waren ohne Verdienst und Obdach und machten auf mich den Eindruck ehrlicher Männer.«

»Na, es werden schöne Helden sein,« grollte der Rentner, »weshalb habt Ihr sie nicht längst hinausgeworfen? Es ist nicht das erste Mal, daß sie einen solchen Heidenlärm vollführen.«

»Aber wie kann man denn die armen Leute so ohne Weiteres aussetzen, Herr Doctor?« erwiderte die Frau vorwurfsvoll. »Ich wollte ihnen gestern aufkündigen, sie

versprachen, sich fortan ruhig zu verhalten, ich kann mit den armen Leuten nicht so hart sein, weil ich selbst arm bin.«

Der kleine Herr hörte die letzten Worte nicht mehr, ein schwerer Fall da oben, dem ein lautes Gebrüll folgte, hatte ihn bewogen die Thüre zu öffnen und hastig die Treppe hinaufzustürmen.

Bald darauf stand er, braunroth vor Zorn, nach Athem ringend, vor der geschlossenen Thüre, die er ungestüm mit seinem Stock bearbeitete.

Es wurde jetzt still hinter der Thüre, die Aufforderung des Rentners, ihn einzulassen, blieb lange erfolglos, aber als er mit der Polizei drohte, wurde die Thüre geöffnet und eine mit Fuseldunst und Tabakqualm geschwängerte Atmosphäre quoll dem kleinen Herrn entgegen, der eilfertig hineinstürzte und das Fenster öffnete.

Erst nachdem dies geschehen war, sah er sich in dem Raume um, der außer einem Tisch, einer Bank und zwei Stühlen nichts enthielt, als einen dünnen, modrigen Strohsack.

Karten bedeckten den unsaubern Fußboden, auf dem Tische stand ein Steinkrug neben einem noch halb gefüllten Glase, die Vermuthung lag nahe, daß die Burschen beim Kartenspiel in Streit gerathen waren und in ihrer Weise die Meinungsverschiedenheit im Faustkampf ausgefochten hatten.

Die beiden Burschen, welche so trotzig vor ihm standen, kannte der Rentner, sie waren die beiden Arbeiter, welche Meister Mathias im vergangenen Herbst vor die

Thüre gesetzt hatte, weil sie seine Gesellen aufwiegeln wollten.

Ein dritter lag auf dem Strohsack, er wandte dem kleinen Herrn den Rücken und schien seinen Rausch auszuschlafen.

Die Burschen schlugen vor dem zornglühenden Blick des Rentners die Augen nicht nieder, im Gegentheil, ihre Haltung wurde so feindselig und herausfordernd, daß mancher Andere sich beeilt haben würde, das Zimmer zu verlassen.

Aber Beier war nicht der Mann, der sich so rasch einschüchtern ließ.

»Kennt Ihr mich?« fragte er in drohendem Tone. »Wißt Ihr wer ich bin?«

»Hm, es ist noch nicht lange her, da waren Sie noch ein Bartscheerer,« spottete Klas, »ich habe Sie oft mit dem langen Scheerbeutel durch die Straßen laufen sehen.«

»Na, der Bartscheerer ist durch seiner Hände Arbeit ein vermögender Mann geworden,« erwiderte der Rentner mit einem flammenden Blick auf den Spötter, »das werdet Ihr von Euch niemals sagen können.«

»O, doch, wenn wir auch einmal das Glück haben, in der Lotterie zu gewinnen!« sagte Klas.

»Was jedem Esel begegnen kann,« fügte sein Genosse hinzu.

»Jawohl, wenn Ihr das große Loos gewännet, würdet Ihr Euch todt saufen.«

»Hm, das wäre ein schöner Tod!«

»Und da Ihr dies zum Wohle der Menschheit dienende Ende nicht nehmen könnt, weil die Mittel dazu Euch fehlen, so werdet Ihr Euer Leben im Zuchthause beschließen.«

Drohend erhob Peter den Arm, aber Klas lachte und trat rasch zwischen seinen Genossen und den kleinen Herrn, den er mit einem verächtlichen Blick von der Spitze seines Hutes bis hinunter zur Schuhsohle musterte.

»Wir sind ehrliche Arbeiter und keine Verbrecher,« sagte er, »wer das Zuchthaus immer im Munde führt, der hat selbst Angst davor! Mit dem Zuchthaus und dem Galgen will man die Arbeiter einschüchtern, wenn sie fordern, was ihnen gebührt, aber Geduld, die Zeit des Herrschens kommt auch an uns, dann wehe denen, die uns behandelt haben, wie Sklaven. Wehe Allen, die mit unserm Schweiß und Blut sich gemästet haben!«

»Na, ich beruhige mich einstweilen damit, daß dies nur leere Drohungen sind, Drohungen einzelner Vagabunden, die nicht arbeiten wollen, während die große Mehrzahl der Arbeiter sich ehrlich durch das Leben schlägt und mit dem zufrieden ist, was die Arbeit ihm einbringt,« entgegnete der Rentner mit mühsam erzwungener Fassung. »Ihr habt ein Einkommen gehabt, welches Euch ernährte, Ihr hättet mit Ausdauer, Fleiß und ernstem Willen vorwärts kommen und den eigenen Heerd gründen können, aber Ihr wolltet es nicht. Vielleicht seid Ihr von Anderen verführt worden, die liederliche Bahn einzuschlagen, das entschuldigt Euch nicht, denn Ihr wart alt genug

geworden, um zu wissen, wohin diese Bahn Euch führen mußte. Müßiggang ist aller Laster Anfang! Was seid Ihr jetzt? Faullenzer, denen Niemand Arbeit geben mag, Lumpen –«

»Haltet den Rand, Mann, oder wir werden Euch zeigen, daß wir noch immer gesunde Fäuste haben!« schrie Peter in leidenschaftlicher Aufwallung.

»Ruhig,« sagte Klas, »mich ergötzt diese Predigt, wenn er's zu bunt macht, setze ich ihn vor die Thüre. Also fahren Sie fort, mein werther Herr Verschönerungsrath, beginnen Sie den zweiten Theil, wir werden geduldig zuhören.«

»Ich sehe keinen Zweck dabei,« erwiderte der kleine Herr, der, auf seinen Stock gestützt, unverwandt die Beiden beobachtete, »vernünftiges Zureden bessert Euch nicht, weshalb also könnte ich Lust haben, Euch den Spiegel vorzuhalten? Aber in meinem Hause dulde ich solche Leute nicht, unter diesem Dache wohnen nur ordentliche Leute, deshalb werdet Ihr heute noch ausziehen!«

»Bewahre,« spottete Klas, »wir haben von Ihnen die Wohnung nicht gemiethet.«

»Einerlei, Frau Wiedemann hat sie in meinem Namen Euch vermiethet.«

»So kann auch nur die Wiedemann uns aufkündigen. Wir haben mit ihr ausgemacht, daß die Kündigung nur am Ersten eines jeden Monats erfolgen kann!«

»Wenn auch – Ihr werdet ausziehen.«

»Ende nächsten Monats!«

»Nein – heute!« rief der Rentner, zornig mit dem Stock aufstoßend.

»Das sollte uns einfallen!« höhnte Peter. »Rechnet Ihr die Wiedemann auch zu den ordentlichen Leuten? Wenn Ihr von Lumpen redet, dann will ich Euch sagen, daß noch ganz andere, wirkliche Lumpen unter diesem Dache wohnen! Wir sind ehrliche Leute, wer das bezweifelt, der mag sich vor unseren Fäusten hüten.«

Er wollte sich auf den kleinen Herrn stürzen, aber Klas schleuderte seinen Genossen mit einem kräftigen Stoß zurück.

»Pfui,« sagte er, »wer wird sich an diesem Knirps vergreifen! Ich wiederhole Ihnen, daß wir nicht ausziehen werden; jetzt thun Sie, was Sie wollen.«

Der Rentner ließ allen Hohn und Spott über sich ergehen, nur das Zacken seiner Mundwinkel und die Flammenblitze, die aus seinen Augen schossen, verriethen, wie gewaltig es in seinem Innern tobte.

»Dann werdet Ihr der Gewalt weichen müssen,« entgegnete er, »ich bestehe auf meinem Rechte. Gegen Demokraten helfen Soldaten, gegen Socialisten Polizisten; ich gehe zur Polizei, dann wollen wir sehen, was geschieht.«

»So schlag den Hund doch nieder!« schrie Peter, außer sich vor Wuth.

»Unsinn,« spottete Klas, »was würden wir dadurch gewinnen? Seine Stunde ist noch nicht gekommen, wir wollen abwarten, was er thut, und später mit ihm abrechnen.«

Der Rentner stürmte hinaus, begleitet von dem heisern Gelächter der Vagabunden. Kaum hatte er sich entfernt, als der Mann auf dem Strohsacke sich erhob und, den stieren Blick unverwandt auf die Thüre gerichtet, seine Genossen durch einen Wink aufforderte, die letztere zu schließen.

Dieser Mann mit dem fahlen Gesicht, welches den Stempel des Entsetzens trug, dem wirr über die Stirne niederhängenden Haar und den weit geöffneten, stieren Augen war Rudolf, der Sohn des Tischlermeisters Mathias Bauerband.

»Das habt Ihr davon,« sagte er, den Blick noch immer auf die Thüre gerichtet, »aber was hilft es, ob man Euch warnt! Jetzt könnt Ihr Euch nach einer andern Wohnung umsehen, und wer weiß, welche Unannehmlichkeiten die Polizei Euch bereiten wird! Hätte der Mann mich erkannt, dann wäre Alles verloren gewesen!«

»Wer konnte auch denken, daß er im Hause sei?« brummte Klas ärgerlich, »die Wiedemann darf nichts sagen, sie hätte uns warnen müssen.«

»Bah – was liegt daran!« versetzte sein Genosse, der sich damit beschäftigte, die Karten aufzuheben. »Wir finden überall eine Wohnung. Es reut mich noch, daß ich den Knirps nicht niedergeschlagen habe!«

»Wodurch du auch nichts gewonnen hättest!« spottete Klas. »Ich mag nicht gerne die Polizei auf der Ferse haben, es ist besser, wir räumen das Quartier, ehe sie kommt.«

»Ihr werdet ja ohnedies nach einigen Tagen die Stadt verlassen,« warf Rudolf ein, der noch immer sich vergeblich bemühte, seine innere Angst zu bemeistern. »Hier könnt Ihr nicht bleiben, wenn die Sache ausgeführt ist, Ihr würdet ein zu flottes Leben führen und den Verdacht auf Euch lenken, da ist es besser, Ihr verzehrt draußen, was Ihr hier gewonnen habt.«

Klas füllte das Glas aus dem Kruge und leerte es hastig, sein Genosse warf mit einem Fluch die Karten auf den Tisch.

»Wir werden nicht eher gehen, bis wir Eurem Vater einen Denkzettel gegeben haben!« fuhr er wild auf. »Der Leuteschinder soll seine Strafe haben –«

»Wenn das Euer ernster Vorsatz ist, dann sind wir von diesem Augenblicke an geschieden!« fiel Rudolf ihm in's Wort. »Mögt Ihr es betrachten, wie Ihr wollt, ich kann nicht einsehen, daß mein Vater Euch Unrecht gethan haben soll. Wer nicht arbeiten will, kann auch auf Lohn keinen Anspruch machen, und daß man Gesellen entläßt, die ihre Kameraden gegen den Meister aufwiegeln, ist Pflicht der Selbsterhaltung!«

Klas zuckte verächtlich die Achseln und warf seinem Genossen einen bedeutungsvollen Blick zu, als ob er ihn warnen und auffordern wolle, diesen Vorsatz nicht mehr zu erwähnen.

»Wir wollen darüber mit Euch nicht streiten,« erwiderte er, »Ihr seid der Sohn eines Meisters, und habt die Taschen voll Geld, und wenn die Börse leer ist, wißt Ihr, wo Ihr sie wieder füllen könnt. Uebrigens haben wir Euch

nicht gesucht, junger Herr, Ihr seid zu uns gekommen, und wenn der Wahrheit die Ehre gegeben werden soll, so können wir uns sagen, daß Ihr uns verführt habt, die schlechte Bahn zu betreten. Wir sind bisher ehrliche Leute gewesen, in der nächsten Woche werden wir es nicht mehr sein, wer kann dann wissen, wo wir enden werden.«

»Mir ist es einerlei,« sagte Peter höhnisch, »ich nehme das Meinige, wo ich's finde, wer mehr hat wie ich, der hat mich darum betrogen. Es kann ja nicht lange mehr dauern, dann bricht's los an allen Enden, bis dahin muß man sich durchschlagen so gut es geht.«

Rudolf hatte sich inzwischen der Thüre genähert, er musterte seinen Anzug und reinigte ihn von dem Schmutz, den er durch die Berührung mit dem Strohsack angenommen hatte.

»Ich kann mich also auf Euch verlassen?« fragte er, mit einem forschenden Blick auf Klas, an den die Frage allein gerichtet zu sein schien.

»Wir haben's übernommen, so führen wir's auch aus,« erwiderte Peter für seinen Genossen, »aber das sage ich Euch, wenn es geschehen ist, erwarten wir –«

»Ich werde Wort halten,« unterbrach Rudolf ihn. »Bis wann sind die Schlüssel fertig?«

»Wenn *wir* sie anfertigen könnten, würden wir den Termin mit Sicherheit angeben können, antwortete Klas, »kommt morgen oder übermorgen wieder, bis dahin werden wir's wissen.«

»Wo treffe ich Euch?«

»Wenn wir hier nicht mehr wohnen, dann findet Ihr uns in der Schenke vor dem Thor.«

»Wo ich vor einigen Tagen zuerst Euch gefunden habe?«

»Ja, wo Ihr uns aufgesucht habt. Wie sind da ganz ungestört, sollten aber noch andere Gäste da sein, so daß wir nicht wagen dürfen, mit einander zu reden, dann erwartet uns eine Stunde später am weißen Kreuz.«

Rudolf hatte die Thüre geöffnet, er warf einen scheuen, ängstlichen Blick in den dunklen Korridor, nickte den Vagabunden zu und schlich auf den Fußspitzen hinaus, während die Burschen, unbekümmert um die Drohungen des Rentners, sich am Tische wieder niederließen, um das unterbrochene Kartenspiel fortzusetzen.

Dritter Band.

Erstes Kapitel.

Fanny Wilde wohnte noch immer in dem kleinen Hause, anscheinend zurückgezogen, jeden Verkehr mit der Außenwelt ängstlich vermeidend.

Die anfangs über sie verbreiteten Gerüchte waren im Laufe des Winters verstummt, man beschäftigte sich nicht mehr mit ihr, andere Interessen hatten inzwischen die Aufmerksamkeit der Bürger und Bürgerinnen von ihr abgelenkt.

Es war in der Dämmerstunde desselben Tages, an welchem der kleine Rentner die beiden Vagabunden vor die Thüre gesetzt hatte.

Fanny saß in ihrem Boudoir am Fenster und schaute träumerisch in den Garten hinunter, während Franziska im Hintergrunde des Zimmers beschäftigt war, den kleinen Tisch zu einem Souper für zwei Personen zu ordnen.

Die junge Dame war augenscheinlich verstimmt, sie antwortete entweder gar nicht oder nur kurz auf die Fragen ihrer Dienerin, welche das Bedürfniß zu fühlen schien, eine längere Unterhaltung anzuknüpfen.

Das schöne Haupt auf den Arm gestützt, hielt sie den Blick unverwandt auf die blühenden Bäume gerichtet, deren Blüthenschnee die Wege und den saftig grünen Rasen bedeckte.

Aber plötzlich hob sie das Haupt empor, ein Lächeln innerer Befriedigung glitt über ihr feines Gesicht.

»Da kommt er,« sagte sie, tief aufathmend, als ob eine schwere, drückende Last von ihr genommen sei, »Franziska, sorge, daß wir nicht überrascht werden. Sieh zu, ob die Riegel vor geschoben sind, und laß Niemand ein, lange wird mein Bruder nicht bleiben.«

»Dann hat's keine Gefahr,« erwiderte das Mädchen gelassen, »die Anderen kommen erst später.«

»Ich hoffe, sie werden heute kommen, jetzt gehe und thue, wie ich Dir gesagt habe.«

Franziska hatte die Thüre noch nicht erreicht, als diese geöffnet wurde, und der Rittergutsbesitzer Ernst von Wollheim eintrat.

Fanny eilte ihm nicht entgegen, sie empfing ihn mit einem zürnenden Blick und erhob sich langsam von ihrem Sitz.

»So sehe ich endlich nach vier Wochen Dich wieder!« sagte sie in vorwurfsvollem Tone. »Wie oft habe ich vergeblich Dich bitten müssen um diesen Besuch, und Du wußtest doch aus meinen Briefen, in welcher Angst und Ungewißheit ich schwebte.«

Der Gutsbesitzer hatte Hut und Stock niedergelegt, er zuckte die Achseln und ließ sich auf dem Divan nieder, vor welchem der gedeckte Tisch stand.

»Angst und Ungewißheit?« erwiderte er mit leisem Spott. »Worüber? Ich denke, Deine Sachen stehen so vortrefflich, daß Du keinen Grund haben könntest, Dich in irgend einer Weise beunruhigt zu fühlen.«

»Ich bin es, weil ich nicht weiß, wie Deine Sachen stehen!«

»Ah – was kümmern sie Dich?«

»Müssen wir nicht Hand in Hand gehen?«

»Das wohl, aber daneben geht Jeder seinen eigenen Weg,« sagte Wollheim gleichgültig, während er eine Flasche entkorkte und ein Glas füllte. »Habe ich das nicht damals schon gesagt, als wir unsere Pläne entwarfen? Ich glaube, mich dessen genau zu erinnern. Wir erfuhren in dem Badeort, daß diese Stadt unsern Operationen ein außerordentlich günstiges Terrain bieten würde, und beschlossen, unser Glück hier zu versuchen. Ich rüstete Dich aus, so weit unsere Kasse es erlaubte, Du kamst hier an, spieltest Deine Rolle vortrefflich und schriebst mir bald darauf, es sei Dir gelungen, einen Goldfisch zu fangen. Du machtest mich auf seine schöne Schwester aufmerksam, und aus Deinen Berichten über seine Familie erkannte ich, daß auch für mich hier etwas zu gewinnen sei, wenn ich es richtig anfasse. Ich kam an und begann mit der Ausführung meines Planes, und bei unserer ersten Zusammenkunft sagte ich Dir, daß nun Jeder auf seinen eigenen Vortheil bedacht sein müsse.«

»Das heißt mit anderen Worten, daß unsere Wege fortan getrennt seien!« versetzte Fanny schmollend.

»Und wenn ich dies wollte, kannst Du Dich über mich beklagen? Ich habe Dir die Mittel gegeben, diese Rolle durchzuführen, ich habe Dir mit Rath und That zur Seite gestanden und thue es auch noch. Daß ich nicht persönlich zu Dir kam, mußt Du gerechtfertigt finden, glaube

nicht, wir könnten hier thun und lassen, was wir wollten, wir sind Beide, ohne es zu wissen, von Spionen umgeben, unser Spiel ist verloren, sobald wir uns in die Karten blicken lassen.«

Der Gutsbesitzer nippte an seinem Glase, legte ein Stückchen Geflügel auf seinen Teller und zerlegte es, wie ein Mann, der gewohnt ist, nur solche Speisen, auf Silber servirt, auf seinem Tische zu finden.

»Aber Du hättest doch dann und wann einmal kommen können!« sagte Fanny, während sie den Bruder bediente. »Du bist der beste Freund Hermann's, der junge Herr gefällt mir seit einiger Zeit nicht mehr –«

»Hm, daran trägst Du allein die Schuld!« unterbrach Wollheim sie, leicht die Stirne runzelnd. »Weshalb hast Du das Verhältniß mit dem Andern angeknüpft? Dieser Mensch ist mir ein Dorn im Auge, ich begreife nicht, wie Du an ihm Gefallen finden kannst!«

»So denke, es sei ein Räthsel, dessen Lösung keinen Werth für Dich habe. Ich liebe ihn.«

»Und er beherrscht Dich!«

»O nein, er ist mein Sklave.«

»Bah – ich weiß das besser! Er ist ein armer Schlucker, der sich mit den Brosamen begnügen könnte, die von Deinem Tische fallen, in Wahrheit, ich begreife es nicht.«

»Weil Du nie geliebt hast!« sagte Fanny, in deren dunklen Augen die verzehrenden Gluthen der Leidenschaft aufloderten.

Wollheim schüttelte mißbilligend das Haupt und schob seinen Teller zurück.

»Ich begreife es um so weniger, da Du Dir doch sagen mußtest, daß Du Deinen Goldfisch dadurch verlieren würdest,« entgegnete er. »Du kennst die Eifersucht und das jähzornige Temperament des jungen Herrn, Du mußtest alle diese Unannehmlichkeiten voraussehen und hieltest dennoch an dem armen Schlucker fest. Als ich am Tage meiner Ankunft zum ersten Male Dich besuchte, sagte mir schon am Morgen darauf Hermann, er habe mich gesehen, ich sei hinter Deiner Gartenpforte verschwunden. Es ist mir gelungen, ihn zu überzeugen, daß er sich geirrt haben müsse, aber Du ersiehst daraus, mit welchen Argusaugen er Dich überwacht.«

»Und nun?« fragte Fanny. »Will er mit mir brechen?«

»Ja, und ich habe ihm dazu gerathen.«

»Du?«

»Meine theure Schwester, ich vergesse Deinen Vortheil nie, wenn ich an den meinigen denke! Hast Du die Hoffnung gehegt, der stolze Sohn des reichen Bankiers werde Dich heirathen?«

»Frage mich lieber, ob ich seine Werbung annehmen würde, wenn er sich herabließe, mir diese Ehre zu erzeigen!«

»Ich glaube nicht, daß Du je darüber nachgedacht hast, es kann Dir ja nicht zweifelhaft sein, daß der Nimbus, der in den ersten Wochen Eurer Bekanntschaft Dich umgab, allmälig geschwunden ist! Er bot Dir seine Unterstützung an, er zahlte Dir namhafte Summen, in dem Augenblick, in welchem Du sie annahmst, hatte er ein Recht auf Dich. Er hat die Blume gepflückt, nun wirft er sie fort,

Du kannst Dich nicht darüber beklagen. Er fürchtet die Vorwürfe seiner Eltern, er fürchtet noch mehr. Wenn es ruchbar würde, daß er das Recht hat, Dich in der Nacht zu besuchen, könnte es nicht ausbleiben, daß die Polizei sich mit ihm beschäftigte, die Ermordung des Wächters ist noch immer in Dunkel gehüllt.«

»Ah – hast Du damit ihn geängstigt?« fragte Fanny entrüstet.

»Nein, er selbst sagte mir, daß er mit Dir brechen wolle und müsse, er wird Dich fragen, ob und unter welchen Bedingungen Du ihm die Freiheit zurückgeben willst! Dann wahre Deinen Vortheil, Fanny, mehr kann ich Dir nicht sagen. Er wird jedes Opfer bringen, wenn er es nur eben vermag, aber spanne den Bogen nicht zu straff!«

Der Gutsbesitzer zündete eine Cigarre an und lehnte sich behaglich in den Divan zurück, Fanny blickte schweigend vor sich hin, nur das krampfhafte Zucken ihrer trotzig aufgeworfenen Lippen verrieth, wie gewaltig es in ihrem Innern tobte.

»Du hast, denke ich, diesen Fang genugsam ausgebeutet,« fuhr Wollheim nach einer Weile fort, »ich rathe Dir, die Stadt zu verlassen, sobald der junge Herr Deine letzte Forderung befriedigt hat. Wenn Du willst, kannst Du in London mich aufsuchen, oder erwarten, ich werde Dir dort meine junge Frau vorstellen.«

Fanny blickte überrascht den Bruder an, der das so zuversichtlich sagte, als ob er bereits verheirathet sei und sich augenblicklich mit seiner jungen Frau auf der Hochzeitsreise befinde.

»Ist das so sicher?« fragte sie zweifelnd.

»Würde ich es sagen, wenn ich meiner Sache nicht ganz gewiß wäre?«

»Du bist schon mit ihr verlobt?«

»Noch nicht. Ich habe heute Morgen um ihre Hand geworben und von ihrem Vater einen Korb erhalten. Die stolzen Leute wollen aus ihrer schönen Tochter eine Gräfin machen, aber der Graf ist ein gichtbrüchiger Greis, und die junge Dame will von dieser Verbindung nichts wissen. Sie hat mir eine Zusammenkunft auf morgen zugesagt, unter den obwaltenden Verhältnissen wird es mir nicht schwer fallen, sie meinen Vorschlägen geneigt zu machen.«

»Du bist entschlossen, sie zu heirathen?«

»Gewiß. Die Heirath mit der Tochter des reichen Bankiers wird manchen Flecken tilgen, der auf meiner Vergangenheit ruht, und mich außerdem in den Stand setzen, auf solideren Bahnen durch das Leben zu wandern. Sie wird die drohenden Wolken verscheuchen, die über mir hangen, und strahlenden Sonnenglanz auf meinen Lebensweg werfen. Ich habe den Bankier in Unternehmungen verwickelt, die er ohne meine Hülfe nicht lösen kann, ich schulde ihm große Summen, für die er Deckung zu haben glaubt in Wechseln, welche später mit Protest zurückkommen werden. Bin ich der Gatte seiner Tochter, so kann an der Thatsache nichts mehr geändert werden, ein Ehescheidungsproceß würde ihn compromittiren, es bleibt ihm nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen.«

»Und was wird dann geschehen?« fragte Fanny mit steigender Spannung.

»Ich weiß es nicht,« erwiderte Wollheim achselzuckend. »Kann man hier den Groll nicht überwinden, so bleibe ich in England, ich hoffe, mein Schwiegervater wird alsdann mich unterstützen, thut er es nicht, dann schreite ich weiter auf der alten Bahn und betrachte die Heirath als eine verfehlte Speculation. Verzeiht er mir, dann kehre ich im Triumph zurück, und nach der Rückkehr wird es meine erste Sorge sein, meinem liederlichen Schwager fern von Madrid Zeit zum Nachdenken zu geben.«

»Das verstehe ich nicht.«

»Nun, ich werde seinen Vater von der Nothwendigkeit überzeugen, diesem Vogel die Flügel zu stutzen, ihn hinauszuschicken unter strenger Aufsicht. Ist er einmal draußen, so geht er auch unter, und ich bin der alleinige Erbe!«

»Der Plan ist nicht übel, aber ob Du ihn ausführen kannst und wirst, unterliegt manchem Zweifel,« sagte Fanny, leicht das Köpfchen wiegend.

Der Gutsbesitzer füllte sein Glas wieder und blies eine dünne Rauchwolke gedankenvoll vor sich hin.

»Ich verkenne die Hindernisse und Schwierigkeiten nicht, auf die ich stoßen werde,« entgegnete er, »aber ich bin nicht der Mann, der dadurch sich zurückschrecken läßt. Wir werden uns in London wiedersehen, – hier ist meine Adresse.«

Er zog ein Portefeuille aus der Tasche, öffnete es und schrieb einige Zeilen auf ein Blättchen Papier, welches er seiner Schwester überreichte.

»In diesem Gasthofe findest Du mich,« sagte er, »vielleicht bin ich eher dort wie Du. Ich habe auch eine Forderung an den Bruder Eleonore's, aber ich mache sie Deinetwegen nicht geltend, Du sollst zuvor den Vogel rupfen, nachher komme ich und sehe, was Du mir übrig gelassen hast. Wenn mein Plan gelingt, schenke ich ihm die Schuld, scheitert er, dann – – na, ich will das vorerst abwarten.«

»Bis wann glaubst Du abreisen zu können?« fragte Fanny.

»Vielleicht schon übermorgen.«

»Dann wirst Du früher in London sein, wie ich.«

»Ah – wenn Hermann Dir sofort die Summe zahlt –«

»Kann ich doch nicht Alles hier im Stich lassen!«

»Bewahre! Aber ich glaube, hier wohnen Leute genug, welche gern das gesammte Mobiliar übernehmen, nimm, was sie Dir bieten, und gieb Deinen Gläubigern zum Schluß Zahlungsanweisungen auf Deinen Goldvogel, er wird auch sie honoriren, und Dir liegt ja nichts daran, woher er das Geld zu diesem Zwecke nimmt. Das Alles kann sehr rasch abgemacht werden, Deine Pässe sind in Ordnung, also steht Deiner sofortigen Abreise kein Hinderniß entgegen.«

»Nur ein Project, welches nicht so rasch ausgeführt werden kann.«

»Ah – Du hast außerdem noch Privatgeschäfte?« sagte Wollheim überrascht. »Das wußte ich nicht, es muß mich befremden, daß Du mir bisher sie verschwiegen hast.«

Fanny rückte dicht an den Bruder hinan und näherte ihre Lippen seinem Ohre, offenbar machte sie ihm Mittheilungen, die kein anderes Ohr, selbst das ihrer vertrauten Dienerin nicht, hören durfte.

Sie sprach lange flüsternd, und der Gutsbesitzer zog immer höher die Augenbrauen hinauf, während seine Lippen sich fest aufeinander preßten.

Endlich schwieg sie, ein triumphirender Blick traf aus ihren blitzenden Augen den Bruder, der in Nachdenken versunken mit ernster Miene das Haupt schüttelte.

»Das ist ein gefährliches Wagniß,« sagte er warnend, »ich würde Dir nimmer dazu gerathen haben!«

»Hm – wer nichts wagt, gewinnt nichts,« erwiderte Fanny enttäuscht, »ich hatte statt des Tadels Lob erwartet. Kann denn auf mich ein Verdacht fallen?«

»Wäre das unmöglich?«

»Gewiß! Niemand hat eine Ahnung davon, daß –«

»Sage das nicht so zuversichtlich, Fanny, ich wiederhole Dir, wir sind von Spionen umgeben.«

Wollheim hatte sich erhoben, er legte die Hände auf den Rücken und wanderte langsam auf und nieder, die Mittheilungen seiner Schwester mußten einen sehr beunruhigenden Eindruck auf ihn gemacht haben.

»Mir gefällt es nicht, daß Du diesen Menschen so eng an Dich gekettet hast,« fuhr er fort, »ich weiß nicht, was Du an ihm findest, was mich betrifft, so taxire ich ihn

als einen eingebildeten Pinsel, der weder Muth, noch Energie, noch irgend etwas besitzt, was den Mann vor dem Weibe auszeichnet. Ein Mensch, der den Augenblick nimmt, wie er sich ihm bietet, leichtfertig in den Tag hinein lebt und unsern Herrgott für die kommende Zeit sorgen läßt. Ein solcher Mensch muß und wird untergehen, es ist in Wahrheit eine unverzeihliche Thorheit, ihn an sich zu ketten, Du mußt ja voraussehen, daß er als Bleigewicht sich an Deine Fersen hängen wird. Wenn er noch ein hübscher, stattlicher Mann wäre! Aber auch das ist er nicht! Ein junger Bursche, der durch ausschweifende Lebensweise seine Gesundheit und seinen Körper ruinirt hat.«

»Und trotz alledem liebe ich ihn!« sagte Fanny mit einer Entschiedenheit, die genügend bekundete, daß sie entschlossen war, an diesem Manne fest zu halten bis an das Ende ihres Lebens.

»Das begreife, wer kann!« erwiderte Wollheim, ärgerlich die Achseln zuckend. »Gestatteten die augenblicklichen Verhältnisse mir, von dem Rechte des Bruders Gebrauch zu machen, so würde ich diesem Burschen die Thüre zeigen und Dir verbieten, ihn je wieder zu empfangen, schon deshalb, weil seine Hände mit dem Blute eines Menschen befleckt sind.«

Er blieb stehen, sein zürnender Blick ruhte durchdringend auf ihr, als ob er in die Tiefen ihrer Seele eindringen und versuchen wolle, das schlummernde Gewissen zu wecken.

»Schon deshalb!« wiederholte er. »Hast Du es schon vergessen?«

Das Antlitz Fanny's war fahl geworden, verwirrt wandte sie ihr Gesicht ab, seinen glühenden Blick konnte sie nicht ertragen.

»Er ist schuldlos,« sagte sie mit gedämpfter Stimme, »er hat die That in einem Anfalle von Verzweiflung begangen.«

»Das rechtfertigt ihn nicht!«

»Er beging sie, um mir meinen guten Ruf zu bewahren!«

»Auch das entschuldigt den Mord nicht. Und nun zwingst Du ihn, auf der Bahn des Verbrechens weiter zu schreiten – – wohl, wenn er der Esel ist und den Kopf in's Loch hält, um Dich zu bereichern, will ich's hingehen lassen, aber ich verlange, daß Deine Abreise auch dieser thörichten Liebelei ein Ende macht.«

Jetzt schlug Fanny die Augen auf, ein harter, scharfer Zug umspielte ihre Mundwinkel, die kleinen Hände, die auf dem Tische lagen, ballten sich.

»Ich nehme keine Befehle von Dir an,« sagte sie trotzig, »Du äußertest vorhin selbst, unsere Wege seien fortan getrennt, so will ich auch, daß sie es bleiben. Ich habe diesen Mann an mich gekettet, nicht durch die Liebe allein, auch durch Verbrechen, wehe ihm, wenn er es wagt, an seiner Kette zu rütteln. Ich fühle, daß, wenn er mir untreu würde, meine Liebe sich in Haß verwandeln müßte, dann aber würde mein Haß ihn vernichten! Wenn ich abreise, wird er mich begleiten, oder mir folgen –«

»Und Du wirst ihn heirathen und einen Mörder Deinen Gatten nennen!« fiel Wollheim ihr mit schneidendem Hohne in's Wort.

»Nein, das werde ich nicht thun,« fuhr Fanny fort, »ich werde meine Freiheit mir bewahren. Wenn ich seiner überdrüssig würde, und es ist ja möglich, daß ich es werde dann möchte ich nicht gerne länger an ihn gefesselt sein.«

Das Mädchen erhob sich jetzt auch und zündete eine Lampe an, dann schloß sie die Jalousien, während ihr Bruder noch immer unermüdlich auf und nieder wanderte.

Endlich blieb der Gutsbesitzer stehen, um einen Blick auf seine Uhr zu werfen, die Zeit schien ihm rascher verstrichen zu sein, als er geglaubt hatte, denn er trat hastig an den Tisch, leerte sein Glas und näherte sich darauf dem Stuhle, auf welchem sein Hut lag.

»Ich würde Deinetwegen sehr bedauern, wenn Du meinen Rath nicht befolgen wolltest,« sagte er ernst, »aber ich weiß nur zu gut, daß Dein eigensinniges Köpfchen sich nicht beugen läßt. So muß ich Dich Deinem Schicksal überlassen und darauf hoffen, daß Du nicht zu spät zur Einsicht kommen wirst. Sollte aber dieser Mensch mir einmal begegnen, so darf er sich auf einen unfreundlichen Empfang gefaßt machen, denn ich kann ihn nicht ausstehen. Wir sehen uns vielleicht hier nicht wieder, Fanny, ich reise ab, sobald die Verhältnisse es mir gestatten, sei klug und vorsichtig und sorge auch Du, daß Du die Stadt bald verlassen kannst. Auf Wiedersehen also,

sei es hier oder in London, oder an einem andern Orte, leb' wohl und denke über das, was wir heute mit einander besprochen haben, ernstlich nach.«

Er reichte seiner Schwester die Hand, blickte ihr lange in die Augen, als ob er ihr Bild seinem Gedächtniß für ewige Zeiten einprägen wolle, und ging dann hinaus, ohne sich noch einmal umzusehen.

Was er ihr hatte sagen wollen, das hatte er ihr gesagt, und mit dem letzten Blick hatte er, wie er glaubte, Abschied von ihr genommen für immer, denn ihre Wege mußten nun getrennt bleiben.

Sie konnte und durfte ihn nicht begleiten auf dem Pfade, auf dem die schöne Tochter des reichen Bankiers ihn fortan durch das Leben führen sollte, und überdies hatte sie ja einen andern Begleiter gefunden, den er zu sehr verachtete, als daß er sich mit ihm hätte befreunden können.

Es war unmöglich, daß ihre Wege jemals wieder sich vereinigen konnten, sie führten zu entgegengesetzten Zielen und mußten immer weiter auseinander weichen.

Ob Fanny auch darüber nachdachte, als sie, das Haupt auf den Arm gestützt, sinnend auf dem Divan saß?

Ihre Brauen waren leicht zusammengezogen, und ein trotziger Ausdruck lag auf ihrem schönen Gesicht, Unmuth und Zorn blickten aus ihren dunklen Augen, und ein Zug der Energie umspielte ihre fest aufeinander gepreßten Lippen.

Die Unterredung mit dem Bruder entsprach den Wünschen und Erwartungen nicht, die sie darauf gebaut hatte, es war auch ihr klar geworden, daß er sich von ihr lossagte, weil die Sorge für sie ihm lästig fiel.

Freilich, sie konnte es ihm so sehr nicht verdenken, er hatte sich eine glänzende Bahn geöffnet, auf der sie ihm ein Hinderniß gewesen wäre, aber es empörte sie dennoch, daß er so rücksichtslos sie in die Welt hinausstieß.

Franziska brachte ihr einen Brief, sie öffnete ihn, er war in einer Schrift geschrieben, die nur sie und der Schreiber des Briefes entziffern konnten.

In ihren Augen flammte ein Strahl dämonischer Freude auf, hastig eilte sie zum Schreibtisch, um das Billet zu beantworten.

Franziska trug inzwischen das Geschirr ab und holte eine neue Flasche Wein, sie hatte das kleine Geschäft eben beendet, als Fanny ihr Billet siegelte.

»Für ihn!« sagte die junge Dame. »Er erwartet Dich morgen an der bewußten Straßenecke, um meine Antwort in Empfang zu nehmen.«

»So kommt er heute Abend nicht?«

»Nein. Er ist beschäftigt, binnen zwei bis drei Tagen soll das Unternehmen ausgeführt werden wenn es gelingt, reisen wir ohne Verzug ab.«

»Und Herr Bauerband?« fragte Franziska mit einem lauernden Blick auf das Antlitz ihrer Herrin, welches vor innerer Erregung glühte.

»Die Komödie ist zu Ende!« erwiderte Fanny gelassen.

»Ah – ah – ich dachte es mir längst! Er ist nicht mehr so freigebig wie früher. Aber werden wir einen guten Tausch machen?«

Fanny spielte nachlässig mit dem Petschaft und zuckte leicht die Achseln.

»Wie kann ich es wissen!« sagte sie. »Vorläufig beruhige ich mich damit, daß ich genug von hier mitnehmen werde; was es später giebt, wird sich finden.«

»Geht er auch mit?«

»Jedenfalls! Ist es Dir unangenehm? Ich weiß, Ihr Alle haßt ihn; wenn er freigebig gegen Dich gewesen wäre, würde er Deine Gunst gewonnen haben.«

»Nein, auch dann nicht!« entgegnete Franziska in spöttischem Tone, »so wenig wie Herr Bauerband meine Gunst gewonnen hat trotz seiner Goldstücke. Wohin werden wir reisen?«

»Ich weiß es noch nicht. Triff alle Vorbereitungen und erkundige Dich bei unserem Hausherrn, wer in dieser Stadt geneigt wäre, mein Mobiliar zu kaufen. Bringe es unter die Leute, daß ich vorhabe, abzureisen, meine Abreise soll Niemand überraschen.«

»Aber die Gläubiger –«

»Ich werde sie alle befriedigen.«

»Nun, dem Himmel sei Dank, daß wir dieses langweilige Nest verlassen!« sagte Franziska mit einem fröhlichen Lächeln auf den schwellenden Lippen. »Wir haben hier ein recht trauriges Leben geführt.«

»Ja, ein trauriges Leben!« murmelte Fanny, als sie sich wieder allein befand. »Wer weiß, ob ein schöneres ihm

folgen und wie es enden wird! Ernst hat Recht, wenn er diese Bahn verläßt, ich wollte, daß ich es auch vermöchte. Wenn Hermann ein ernster, willensfester Mann gewesen wäre, wenn er mich wahrhaft geliebt und aus Liebe zu mir den Kampf mit seinen Eltern und den Vorurtheilen seines Standes aufgenommen hätte, wenn – – – ja, wenn und immer wenn, es ist Thorheit, daß ich über Möglichkeiten nachgrüble, während die Thatsachen mir beweisen, daß diese Möglichkeiten nur Phantasiegebilde sind!«

Sie hatte wieder auf dem Divan Platz genommen, um abermals in Nachdenken zu versinken.

Eine halbe Stunde später trat Hermann in das Boudoir, er entdeckte sofort, daß kurz vorher ein Herr in diesem Raume gewesen war, der Duft, den die Cigarre Wollheim's hinterlassen hatte, verrieth es ihm.

Nichts konnte ihm willkommener sein, als diese Entdeckung; jetzt hatte er den Beweis der Untreue gefunden, jetzt war er in seinem Rechte, wenn er auf Grund dieses Beweises ihr den Bruch ankündigte.

Aber so schlau er auch zu sein glaubte, in diesem Punkte übertraf Fanny ihn doch, welche Waffe er ihr auch zeigen mochte, um sie zu zwingen, sich überwunden zu erklären, stets zeigte sie ihm eine andere Waffe, gegen die er machtlos war.

Fanny hörte seine Vorwürfe lächelnd an, und die Geringschätzung, die in ihrem Lächeln sich spiegelte, mußte seine Erbitterung auf's Höchste steigern; sie erwiderte kein Wort, aber als er endlich schwieg, öffnete sie ein

aus Ebenholz verfertigtes und mit Perlmutter zierlich eingelegtes Kästchen und bot ihm eine duftende Havanna-Cigarre an, mit der Versicherung, daß es echt importirte Waare sei.

Und als er nun verduzt sie anblickte, zündete sie mit dem größten Gleichmuth eine Cigarre an und blies ihm lachend die Rauchwolken in das blasirte Gesicht.

Er wußte wohl, daß er wieder überlistet und betrogen werden sollte, wenngleich er auch für seinen Verdacht keinen anderen Beweis als die Andeutungen der Frau Wiedemann hatte, aber diesmal sollte sie ihm so rasch und glatt nicht entschlüpfen.

Mit wachsendem Groll hielt er ihr vor, daß sie vom ersten Tage ihrer Verbindung an sein Vertrauen mißbraucht und ihn hintergangen habe, er zählte die Summen auf, die er ihr geopfert hatte, und äußerte, daß er keine Lust fühle, einer Geliebten, die ihn betrüge, weitere Summen in den Schooß zu werfen, er wollte in diesem heftigen und verletzenden Tone fortfahren, aber sie schnitt ihm die Rede ab und schlug nun auch einen ernsten, festen Ton an, jenen Ton, der ihn vordem immer eingeschüchtert und in die kaum gelockerten Fesseln zurückgeführt hatte.

»Du wünschest den Bruch,« sagte sie, während sie ihm abermals, wie in trotzigem Uebermuth, eine Rauchwolke in's Gesicht schickte, »wohlan, wir können darüber in aller Ruhe mit einander reden, es ist eben nicht nöthig, daß wir deshalb uns ereifern und aufregen. Nehmen Sie

Platz, mein Herr, Sie werden mir erlauben, Ihnen ein Glas Wein anzubieten –«

»Ich danke, ich werde keinen Tropfen trinken!«

»Nach Belieben, es ist das erste Mal, daß Sie mir einen Korb geben und sogar meinen Wein verschmähen, daraus entnehme ich, daß der Bruch fest beschlossen ist. Sehr wohl, es kann ja auch mir nicht angenehm sein, mich an einen Mann gefesselt zu wissen, der, vom Dämon der Eifersucht besessen, über Alles und Jedes, was ich thue, Rechenschaft von mir fordert, der Vertrauen von mir fordert, aber selbst nur Mißtrauen mir schenkt, an einen Mann, der mit dem festen Vorsatz, mich zu betrügen, sich mir genähert hat, und mit den Zähnen knirscht, wenn er nur glaubt, selbst betrogen zu sein.«

Der junge Herr, der sich inzwischen auf dem ihm angebotenen Stuhle niedergelassen hatte, blickte befremdet das schöne Mädchen an, die alten Zweifel, daß er ihr dennoch Unrecht thue, erwachten wieder in seiner Seele, die Gluthen seiner Leidenschaft flammten wieder auf.

»Ich habe Ihre Annäherung geduldet, ja noch mehr, ich habe sie begünstigt, weil ich glaubte, Sie liebten mich wahrhaft,« fuhr Fanny fort. »Ich wähnte, Sie seien ein Mann, der sich über thörichte Vorurtheile hinwegsetzen und mit starker Hand mich zu dem Ziele führen werde, das zu erreichen jedes Mädchen in meinem Alter trachtet. Ich sah mich getäuscht, ich erkannte bald, daß nur meine Schönheit Sie reizte, daß nur das unstät flackernde Strohfeuer der Leidenschaft –«

»Fanny, das ist ein Irrthum!«

»Keineswegs! Ich habe Sie scharf beobachtet und geprüft, ich habe dann und wann Komödie mit Ihnen gespielt, um in die innersten Tiefen Ihres Herzens eindringen zu können, ja ich habe sogar mit jenem Briefe eine Komödie gespielt, um mir über Ihre Gesinnungen Gewißheit zu verschaffen. Ich schrieb mit verstellter Hand an Ihren Vater, ich schrieb auch den zweiten Brief, und verbrannte ihn vor Ihren Augen, als Sie, gefoltert von Mißtrauen und Eifersucht, die Herausgabe desselben verlangten. Sie haben die Probe schlecht bestanden, Sie wollten die schöne Blume pflücken und sie in den Staub treten, wenn Sie später ihrer überdrüssig wurden. Als ich dies erkannte, da nahm ich mir vor, Gleiches mit Gleichem zu vergelten und Ihrem Betrage zuvor zu kommen dadurch, daß ich Sie betrog.«

Der junge Mann hatte in leidenschaftlicher Aufwallung hastig sich erhoben, aber der kalte, strenge Blick, der aus den dunklen Augen ihn traf, bannte ihn auf seinen Sitz zurück.

Daß sie jetzt noch, in dieser Stunde, Komödie mit ihm spielen könne, ahnte er nicht, der ernste, feste Ton, in welchem sie zu ihm sprach, und der fast verächtliche Ausdruck ihres schönen Gesichts ließen diese Ahnung nicht in ihm aufkommen.

»Ich wiederhole, es ist ein Irrthum,« sagte er, vor ihrem durchdringenden Blick die Augen niederschlagend, »ich habe nie die Absicht gehegt, Dich zu betrügen.«

»Nie! O, nein, wie wäre es auch möglich, daß so viel Falsch in dem Herzen eines Mannes sein könnte! Nie!

Wie könnte solche Absicht auch mit Deinen Gesinnungen, Deiner musterhaften Lebensweise und Deinem ehrenwerthen Charakter vereint werden! Nie! Wie könnte ich mich eines solchen Scharfblicks rühmen, daß ich sagen dürfte, ich habe Dein falsches Herz schon in den ersten Tagen ergründet! – Ich forderte Geld, Sie gaben es mir. Ich weiß, daß es für Sie ein schweres Opfer war, daß Sie das Geld stehlen mußten, aber sinnlicher Leidenschaft konnten Sie Ihre Ehre opfern; vor dem Gedanken, meinetwegen den Kampf mit albernen Vorurtheilen aufnehmen zu sollen, bebten Sie zurück! Ich steigerte meine Forderungen, ohne Ihnen das zu gewähren, was Sie von mir verlangten. So war der Betrüger zum Betrogenen geworden, Sie trugen die Sklavenkette geduldig wie ein Lamm. Nun haben Sie das Spiel satt, und ich bin der Komödie auch überdrüssig – wohlan, sehen wir, wie die Kette gesprengt werden kann.«

Sie lehnte sich in den Divan zurück und blickte den Rauchwölkchen ihrer Cigarre nach, und Hermann hätte in diesem Moment laut aufschreien mögen vor Wuth über den Hohn, mit dem sie ihm zeigte, wie sehr sie ihn genarrt und ihn als den Spielball ihrer Launen benutzt hatte.

»Ich wünsche den Bruch nicht,« sagte er mit mühsam erzwungener Fassung, aber sie unterbrach ihn, indem sie mit gemessener Ruhe erwiderte:

»So wünsche ich ihn, weil ich einsehe, daß er eine Nothwendigkeit ist. Und Sie wünschen ihn auch,« fuhr sie fort, die blitzenden Augen fest auf ihn gerichtet, »ja,

Sie wünschen ihn aus drei Gründen. Der erste Grund ist die Furcht vor dem Zorne Ihres Vaters, dessen Kasse Sie schon zu sehr in Anspruch genommen haben. Die Verbindlichkeiten, die Sie gegen mich zu haben glauben, drücken Sie, durch den Bruch können Sie sich von ihnen befreien. Der zweite Grund ist die Besorgniß, daß die Behörde Sie in Anspruch nehmen könne wegen des Vorfalls, an den Sie nicht gerne erinnert sein wollen. Und in der That, diese beiden Gründe sind so triftig, daß ich durchaus nichts gegen sie einwenden kann! Der dritte Grund sodann ist die Angst, daß Ihre Braut erfahren könne, in welchen Beziehungen Sie zu mir stehen. Vielleicht lieben Sie das Mädchen, welches Sie Ihre Braut nennen, obschon ich Sie eines solchen Gefühls nicht fähig halte, in diesem Falle thun Sie klug, bei Zeiten zurückzutreten, denn Ihre Braut würde Ihnen den Treubruch nicht verzeihen.«

»Wer hat Ihnen gesagt, daß ich verlobt sei?« fiel Hermann ihr betroffen in's Wort.

»Sie hören, daß ich es wisse!«

»Dann haben Ihre Kundschafter Sie falsch berichtet!«

»Bitte, keine Beleidigungen! Ich besolde keine Kundschafter.«

»So hat Franziska die Lüge ersonnen!«

»Sie nennen Lüge, was Wahrheit, und Wahrheit, was Lüge ist, ich habe das oft gefunden. Weshalb ereifern Sie sich? Ich habe Ihnen die Gründe genannt, um Ihnen zu beweisen, wie genau ich Sie kenne. Ich habe Ihnen auch

gesagt, daß ich diese Gründe anerkenne und bereit bin, Ihren Wunsch zu erfüllen. Was verlangen Sie mehr?«

»O, nichts, durchaus nichts,« erwiderte der junge Herr, zitternd vor Erregung, während er jetzt selbst ein Glas füllte und es hastig leerte. »Ich möchte Ihnen nur noch sagen, daß Sie ein falsches, unwürdiges Spiel mit mir gespielt haben, und daß –«

»Daß Sie mich deshalb verachten, nicht wahr?«

»Fanny, wie wäre mir das möglich!« rief Hermann leidenschaftlich. »Vergessen wir, was vorgefallen ist, fordere von mir was Du willst –«

»Mein Entschluß steht fest,« unterbrach das Mädchen ihn kalt, »ich verlasse die Stadt.«

»So werde ich Dir folgen!«

»Ich wünsche Ihre Begleitung nicht.«

»Fanny!«

»Nein, mein Herr, ich wünsche sie nicht. Sie selbst haben das Band zerrissen, die Blüthen der Liebe sind verdorrt unter dem giftigen Mehlthau Ihres Mißtrauens, Ihrer Eifersucht und Ihrer Falschheit. Ich werde abreisen und für Sie spurlos verschwinden, alsdann sind Sie Ihrer Sorgen und Befürchtungen überhoben.«

Wenn es die Absicht Fanny's gewesen wäre, den jungen Mann wieder an sich zu ketten, so hätte sie sich sagen dürfen, daß sie diese Absicht vollständig erreicht habe.

Hermann kannte in diesem Augenblick keinen andern Wunsch, als den, sich mit dem verführerisch schönen

Mädchen auszusöhnen, ja, es wäre ihr nicht schwer gefallen, ein bindendes Eheversprechen von ihm zu erhalten, wenn sie dasselbe zur *conditio sine qua non* gemacht hätte, so sehr entflammten ihre Reize seine Leidenschaft.

Sie war ihm selten so schön und begehrenswerth erschienen, wie in diesem Moment, in welchem sie gleichwohl so kalt und ruhig wie eine Statue ihm gegenüber saß.

Aber Fanny wollte eine solche Aussöhnung nicht, der Bruch mit ihm lag in ihrem Interesse, und Liebe hatte sie nie für ihn gefühlt.

Er bat sie um Verzeihung, sie erwiderte, sie wisse nicht, was sie ihm zu verzeihen habe, da er ja für seinen Betrug bestraft und selbst in die Grube gefallen sei, die er ihr gegraben habe.

Er machte einen Versuch, sie zu umarmen, sie drohte ihm, daß sie ihre Dienerin rufen werde, wenn er nicht ruhig ihr gegenüber sitzen bleibe, und als er nun gar vor ihr niederkniete, wie er es vordem oft gethan hatte, um sein Haupt in ihrem Schooß zu betten, da lachte sie laut auf, und in ihrem Lachen lag eine solche Fülle von Hohn, daß er wild aufsprang, wie ein aufgescheuchtes Raubthier.

Er hätte Alles ertragen, ihre Vorwürfe, ihre Kälte und ihren Spott, aber der schneidende Hohn aus diesem schönen Munde trieb ihm die Galle in's Blut, daß er vor maßloser Wuth mit den Zähnen knirschte, weil er nicht wußte, wie er in anderer Weise seinem Grimm Luft machen sollte.

»Es ist also *Dein* Wille, nicht der meinige,« sagte er heiser, mit einem zornflammenden Blick auf das schöne Mädchen, »daraus muß ich entnehmen, daß ein Anderer glücklicher ist, als ich es je gewesen bin.«

»Ja, es ist mein Wille,« entgegnete Fanny, sich den Anschein gebend, als ob sie die letzten Worte nicht vernommen habe, »ich bin es müde, mich länger von Deiner Eifersucht quälen zu lassen. Machen wir ein Ende. Sobald ich die nöthigen Mittel zur Bestreitung der Kosten erhalte, werde ich meine Reise antreten; ich zweifle nicht, daß Du mir diese Mittel schaffen wirst.«

»Daß ich ein Narr wäre!« fuhr Hermann wild auf.

»Ah – nennen Sie das Narrheit?«

»Ich nenne es Narrheit, wenn ich noch länger Dein Narr sein wollte!«

»So darf ich also nicht hoffen?«

»Nein!«

»Gut,« sagte Fanny entschlossen, »ohne Geld kann ich nicht reisen, ich werde also zuerst Ihren Vater besuchen und ihn bitten, mir die nöthige Summe einzuhändigen.«

»Er wird Dir die Thüre zeigen.«

»Dann gehe ich zu Ihrer Braut.«

»Sie ist arm.«

»Also geben Sie nun zu, daß Sie verlobt sind,« fragte das Mädchen scharf.

Der junge Herr klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne und schlug die Augen verwirrt nieder, er konnte nun die Worte nicht mehr zurücknehmen, durch die er sich verrathen hatte.

»Da haben Sie einen eclatanten Beweis Ihrer Falschheit,« fuhr Fanny mit schneidender Kälte fort. »Nicht wahr, es ist nicht möglich, daß das Herz eines Mannes so viel Falschheit bergen kann? Ah – Ihr Herr Vater wird gerne ein Opfer bringen, wenn ich ihm berichte, wie gefährlich meine Anwesenheit seiner Kasse war, er wird mein Schweigen erkaufen, um zu verhüten, daß Sie mit der Behörde in Conflict kommen.«

»Das ist eine leere Drohung,« sagte Hermann, in dessen Brust sich jetzt der Trotz regte. »Ich habe das Verbrechen nicht begangen, Sie aber wissen, wer es verübt hat, die Behörde wird Sie verhaften und zwingen, den Namen meines Nebenbuhlers zu nennen.«

»Ihres Nebenbuhlers!« spottete Fanny. »Können Sie durch einen Eid bekräftigen, daß jener Mann Ihr Nebenbuhler war? Haben Sie gesehen, daß er aus meinem Hause kam? Die Anklage gegen mich würde auf Ihr Haupt zurückfallen. Nein, es ist keine leere Drohung, wie ich überhaupt keine Drohung beabsichtige. Ich wünsche nur die Mittel zur Reise zu erhalten und zwar spätestens bis übermorgen, Sie wollen sie mir nicht geben, also muß ich mich an andere Leute wenden. Und wer stände mir da näher, wie Ihr Herr Vater, der ja auch ein Interesse dabei hat, daß ich diese Stadt verlasse? Er wird mir nicht die Thüre zeigen, ich hege die feste Ueberzeugung, daß er meine Bitte erfüllt und mir sogar dankbar ist für die Mittheilungen, die ich ihm machen werde.«

So sehr es auch den jungen Mann empörte, daß Fanny ihn zwingen wollte, ihr neue, fast unerschwingliche Opfer zu bringen, überwog doch die Furcht vor dem Zorne des Vaters, den Vorwürfen Röschen's und dem Conflict mit der Polizei seine Entrüstung.

Er sah ein, daß er ihre Forderung erfüllen mußte, es konnte ja für ihn keinem Zweifel unterliegen, daß sie fest entschlossen war, ihre Drohung auszuführen, selbst an die Gefahr hin, ihren eigenen Ruf dabei auf's Spiel zu setzen; er hatte sie nun durchschaut, und es ärgerte ihn gewaltig, daß er so lange ihr geduldiger Sklave gewesen war.

Mühsam seine Fassung behauptend, erklärte er ihr, daß er bereit sei, ihr das Geld zu zahlen, fügte aber hinzu, er wisse nicht, ob er dies in der kurzen Frist, die sie ihm stelle, ermöglichen könne, sie möge deshalb sich gedulden, bis er sich die Summe verschafft habe, es liege ja nun auch in seinem Interesse, ihre Abreise zu beschleunigen.

Fanny äußerte ihre Zufriedenheit über dieses Versprechen, sie wollte jetzt einen heitern Ton anschlagen, aber der junge Herr befand sich nicht in der Stimmung, die Unterhaltung fortzusetzen. Sein Rausch war verflogen, er sah in dem schönen Mädchen jetzt nur noch die schlaue Betrügerin, und in ohnmächtiger Wuth bäumte sein Stolz sich auf bei dem Gedanken an die demüthigende Niederlage, die er erlitten hatte, und an den Triumph, den sie über ihn feierte.

Nur der Wunsch, diese Niederlage zu rächen, beseelte ihn, als er Abschied von ihr nahm. So hatte noch kein Weib ihn betrogen, so listig noch keins ihm eine Falle gestellt!

Jetzt wußte er auch, daß seine Eifersucht begründet gewesen war, daß er einen Nebenbuhler, hatte der sich der ungetheilten Gunst Fanny's rühmen durfte.

Und er? Ha – es war zum Verzweifeln, er hatte, wie sie selbst ihm mit dürren Worten sagte, seinen Vater bestohlen, um ihre Börse zu füllen, er war der Narr gewesen, jedes Lächeln, jeden freundlichen Blick mit Gold aufzuwiegen! Bebend vor Grimm verließ er das Haus, Franziska gab ihm das Geleite bis zur Gartenpforte.

Nein, so konnte er nicht scheiden, Fanny sollte erfahren, daß auch er sie durchschaut hatte, daß er nun sie in demselben Grade verachtete, in welchem er vordem ihr unterthan gewesen war.

In kurzen, abgebrochenen Sätzen machte er dem Groll, der in ihm tobte, Luft, er hielt Franziska fest, während er ihr mit heiserer Stimme sagte, welches vernichtende Urtheil er sich über ihre Herrin gebildet hatte, sie sollte es hören und Wort für Wort ihr wieder berichten. Er ließ ihr auch sagen, sie solle sich nicht unterstehen, die Schwelle seines elterlichen Hauses zu überschreiten, wage sie es, so werde sie ihn zum Kampfe mit ihr gerüstet finden, dann sei es sehr fraglich, wer aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen werde.

Diese Erklärung erleichterte ihm für einen kurzen Augenblick die Last, die drückend auf ihm ruhte, aber als

die Pforte hinter ihm geschlossen war, stürmten Aerger, Wuth und Sorgen wieder auf ihn ein.

Die Summe, welche Fanny gefordert hatte, war so bedeutend, daß er keine Möglichkeit sah, sie sich zu verschaffen, und doch mußte er sie zahlen, wenn er Ruhe vor ihr haben wollte.

Er hatte eben die Gasse verlassen, als plötzlich aus einem nahen Thorwege eine Gestalt heraus und ihm in den Weg trat.

Hermann erkannte seinen Vetter Konrad, sofort richtete seine Wuth sich gegen diesen.

»Was beliebt?« fragte er barsch, noch ehe Konrad ein Wort an ihn gerichtet hatte. »Seit wann betreiben Sie das ehrenhafte Gewerbe eines Spions?«

Aus den hellen, ehrlichen Augen Konrad's schoß ein flammender Blitz auf das fahle Gesicht des jungen Herrn.

»Unsere Väter sind Brüder, und wir waren in unserer Kindheit Schul- und Spielkameraden,« sagte er in ernstem, festem Tone. »Vielleicht schämt sich der Sohn des Bankiers, die Verwandtschaft mit dem Handwerker anzuerkennen, nun wohl, in diesem Falle kann ich freier und ernster mit meinem Vetter reden.«

»Ich wüßte nicht, was Sie mit mir zu reden hätten!« warf Hermann trotzig ein. »Ist es eine Angelegenheit von besonderer Wichtigkeit, so kommen Sie morgen zu mir.«

»Um von einem Lakaien an der Hausthüre abgewiesen zu werden!«

»Ich werde Sie erwarten, wenn Sie mir sagen, wann Sie kommen wollen.«

»Nein, was ich Ihnen zu sagen habe, das muß ich Ihnen jetzt auf dieser Stelle sagen. Sie kommen aus dem Hause der fremden Dame, das Gerücht, welches im vergangenen Herbst behauptete, Sie ständen dieser Dame sehr nahe, hat also nicht gelogen.«

»So lange haben Sie spionirt, bis Sie darüber Gewißheit hatten?« spottete Hermann.

»Der Zufall hat es mir entdeckt,« erwiderte Konrad. »Vor einer Stunde kam ich auf dem Heimwege durch diese Straße, ich sah Sie in jene Gasse einbiegen und beschloß, Ihre Rückkehr zu erwarten. Ich erinnerte mich jenes Gerüchts und dachte an Röschen.«

»Ah – es ist wahr, Sie haben sich zum Beschützer und Vormund meiner Braut aufgeworfen!«

»Röschen hat mir die Rechte eines Bruders eingeräumt, ich bin entschlossen, diese Rechte zu wahren, meine Schwester zu schützen vor dem Abgrunde, dem ein Mann ohne Herz und Charakter sie zuführt. Ich stehe hier in ihrem Namen und fordere von Ihnen Rechenschaft über den Treubuch, den Sie begangen haben, ich verlange, daß Sie mit der Fremden brechen und binnen vierundzwanzig Stunden Ihren Eltern die Verlobung mit Röschen berichten.«

Der ernste, scharfe Ton, in welchem Konrad diese Forderung stellte, schüchterte allerdings den Sohn des Bankiers ein, der sich nicht verhehlen konnte, daß er an seinem Vetter einen gefährlichen Gegner gefunden hatte.

Aber er war zu stolz, seine Besorgnisse zu zeigen, er würde sich vor dem Handwerker erniedrigt haben, wenn er es gethan hätte.

Einen Gleichmuth heuchelnd, der seiner Seele fremd war, erklärte er, das sei eine unverschämte Forderung, er werde das Versprechen, welches er seiner Braut gegeben habe, einlösen, sobald er dies ermöglichen könne. Röschen wisse, welche Hindernisse und Schwierigkeiten er überwinden müsse, sie sei von der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen überzeugt, und ihr Vetter erzeige ihr damit, daß er in dieser brüsken Weise für sie in die Schranken trete, durchaus keinen Gefallen.

Seine Beziehungen zu Fräulein Wilde seien anderer Natur, wie Konrad in seiner Weisheit glaube; er habe sich keines Treubruchs schuldig gemacht, aber selbst wenn dies auch geschehen sei, habe Konrad kein Recht, deshalb Rechenschaft von ihm zu fordern.

Wenn sein ehrenwerther Vetter das Prinzeßchen beunruhigen und ihr den vermeintlichen Treubruch berichten wolle, so möge er dies thun, dabei aber wohl bedenken, daß die Folgen auf ihn zurückfallen müßten. Er könne sich ohne Mühe von dem Verdacht reinigen, wenn auch der Schein gegen ihn sei, ob dann der Verleumder sich ebenfalls rechtfertigen könne, das zu beurtheilen, müsse er ihm überlassen.

Mit diesen Worten hatte der junge Herr seinen Weg fortgesetzt, jetzt bog er rasch in eine Nebenstraße ein, und Konrad, wohl einsehend, daß alle Vorwürfe, Warnungen und Drohungen an der Selbstsucht und dem

Hochmuth seines Vetters abprallen würden, verschmähte es, ihm weiter zu folgen.

Das Schicksal Röschen's erfüllte seine treue Seele mit ernsten Besorgnissen, er sah in der Nacht, die sie umgab, keinen Stern, zu dem sie mit freudigem Hoffen emporschauen durfte, er sah nur, daß die schwarzen Wolken sich immer drohender zusammenballten.

Es war gut für ihn, daß er nicht wußte, welches Geständniß Röschen seinem Vater gemacht hatte.

Wenn er gewußt hätte, daß sie ihn liebte, daß er selbst das Glück, welches ihm so nahe gewesen war, von sich gestoßen hatte, würde er noch unglücklicher gewesen sein, wie er es jetzt schon war.

Der Treubruch Hermann's unterlag für ihn keinem Zweifel, aber er wagte dennoch nicht, dem Prinzeßchen die gemachte Entdeckung mitzutheilen.

Nicht, daß er gefürchtet hätte, den Vorwurf böswilliger Verleumdung auf sich zu laden, obgleich im Hinblick auf die Glattzüngigkeit Hermann's auch diese Besorgniß nahe lag, nein – diese Gefahr fürchtete er nicht, er wollte nur die Sorgenlast des unglücklichen Mädchens nicht vermehren, ihr den Glauben an die Treue ihres Verlobten nicht rauben.

Es gab ja noch andere Mittel, Hermann zu zwingen, sein Wort einzulösen oder zurückzunehmen, eins von diesen beiden mußte geschehen, so wie es jetzt war, durfte es nicht länger bleiben.

Konrad glaubte das Mittel schon gefunden zu haben, er hatte bereits früher oft darüber nachgedacht, ob er es

anwenden solle, um seinen Vetter zu einem entscheidenden Schritt zu nöthigen, jetzt, nach dieser Entdeckung trug er kein Bedenken mehr, seinen Vorsatz auszuführen.

Wenn dann der hochmüthige Sohn des reichen Bankiers sein Wort zurücknahm, wenn, wie zu erwarten stand, der Maler verurtheilt wurde, dann ließ Röschen vielleicht sich bewegen, in das Haus ihres Oheims zurückzukehren, und dann – ja dann war es möglich, daß im Laufe der Zeit, wenn die Stürme schwiegen und die Wunden vernarbt waren, der leuchtende Sonnenschein die schwarzen Wolken wieder durchbrach.

In Sinnen versunken erreichte Konrad das elterliche Haus, es befremdete ihn, daß er trotz der späten Stunde die Hausthüre noch offen fand.

Er ging hinein, durchschritt, von einer ihm unerklärlichen Ahnung getrieben, den Hausflur und trat in den Hof.

Die Nacht war hell genug, um ihn erkennen zu lassen, daß die Thüre der Werkstätte, auf die, als er über den Hofraum schaute, sein Blick zuerst fallen mußte, offen stand; er ging hin, um sie zu schließen und zugleich sich zu überzeugen, ob Diebe eingedrungen seien.

Als er in die Werkstube trat, fiel ihm sofort ein brandiger, stark nach Schwefel riechender Gestank auf, und als er nun der Ursache desselben nachforschte, fand er in einem Winkel des Raumes neben den aufgethürmten Hobelspänen eine brennende Lunte, die allem Anscheine nach erst vor Kurzem hingelegt worden war. Der Brand hätte binnen einer halben Stunde ausbrechen müssen,

und wenn auch das Wohnhaus ziemlich weit von der Werkstätte entfernt lag, so wäre es dennoch keinesfalls von dem Feuer verschont geblieben, denn die mit bedeutenden Holzvorräthen angefüllten Schuppen verbanden das Hintergebäude mit dem Wohnhause, und das Feuer war gerade in der Ecke angelegt worden, in der es Werkstätte und Schuppen zugleich in Flammen setzen mußte.

Konrad hatte unverzüglich die Lunte ausgetreten, er durchsuchte noch einmal genau den Raum, dann ging er in das Wohnhaus zurück, um im Familienzimmer zu wachen. Nur ein boshafter, rachsüchtiger Feind konnte das Feuer angelegt haben, ein Feind, der mit den Räumlichkeiten bekannt war und überdies Gelegenheit gehabt hatte, sich die Schlüssel zu mehreren Thüren zu verschaffen.

Wer aber dieser Feind gewesen sein konnte, das war und blieb vielleicht ein Räthsel, welches niemals gelöst wurde.

Konrad saß in dem dunklen Zimmer am Fenster, er hatte absichtlich die Hausthüre offengelassen, in der Hoffnung, der Brandstifter werde zurückkehren, wenn er, in der Nähe versteckt, eine Zeit lang vergeblich auf den Ausbruch des Brandes gewartet habe.

Aber es schien, als ob er sich in dieser Hoffnung getäuscht sehen solle, eine Stunde war schon verstrichen, Niemand zeigte sich auf dem Hofraume, kein verdächtiges Geräusch unterbrach die Stille ringsum.

Da plötzlich vernahm der junge Mann eine rauhe, heisere Stimme, der eine andere antwortete, er hörte, wie

die Hausthüre geöffnet und hastig wieder geschlossen wurde, und bemerkte gleich darauf eine Gestalt die sich rasch der Werkstätte näherte.

Der junge Mann trat hinaus, Lärm wollte er nicht machen, um seine Eltern nicht zu erschrecken, mit dem Einzelnen glaubte er ohne große Mühe fertig zu werden.

Aber als er nun diesem Manne gegenüberstand, erkannte er in ihm seinen Bruder, und die Bestürzung über diese Entdeckung raubte ihm im ersten Augenblick die Fassung.

Er konnte nicht glauben, daß Rudolf das Verbrechen begangen haben solle, und doch sprach der Schein gegen ihn, denn lag nicht darin, daß Rudolf sofort auf die Werkstube zugeschritten war, in der er sonst nie sich blicken ließ, die Angst eines bösen Gewissens?

Und sprach nicht diese Angst auch aus seinen verstörten Zügen, aus der Fieberhast, mit der er an den Bruder die Frage richtete, weshalb er noch wache?

Konrad forderte ihn auf, ihm in's Wohnzimmer zu folgen, er zündete eine Kerze an und heftete nun den Blick durchdringend auf ihn. Ein schmerzlicher Zug breitete sich über sein Gesicht, als Rudolf vor diesem Blick die Augen niederschlug. Er mußte ihn des Verbrechens anklagen, wenn auch sein Herz dabei blutete, er mußte ihn fragen, was ihn bewogen habe, dieses entsetzliche Verbrechen zu begehen.

Mit Entrüstung wies Rudolf die Anklage zurück, aber er schwieg, als Konrad darauf erwiderte, der Brandstifter

sei ihm bekannt, und er habe gewußt, daß das Feuer in dieser Stunde ausbrechen solle.

Er sprach ernst mit ihm, er drang in ihn, die Schuld einzugestehen, und gelobte ihm die strengste Verschwiegenheit, er bat ihn, durch ein offenes Geständniß sein Gewissen zu erleichtern, und hielt ihm, als auch auf diese Bitte keine Antwort erfolgte, seinen Lebenswandel vor. Er schilderte ihm die Sorgen und den Kummer, den er seinen Eltern bereitete, er zeigte ihm mit grellen Farben das Ende der Bahn, die er betreten hatte, aber er fand ein verstocktes, verhärtetes Gemüth, an welchem alle Vorwürfe, Bitten und Ermahnungen wie stumpfe Pfeile abprallten.

Erst die Drohung Konrad's, daß er seinem Vater Alles berichten und ihm überlassen werde, den Vorfall zu untersuchen, konnte Rudolf bewegen, sein Schweigen zu brechen.

Er sagte, daß er heute länger wie sonst im Wirthshaus geblieben und bei seiner Heimkehr einem halb berauschten Strolch begegnet sei, der ihm im Vorbeigehen höhnisch zugerufen habe, auf dem Dach des Meisters Mathias werde in dieser Nacht der rothe Hahn krähen. Er wisse nicht, wer dieser Vagabund gewesen sei, habe auch nicht daran gedacht, ihn festzuhalten oder einen Wächter zu rufen; erschreckt durch die Drohung, sei er heimgeeilt, um die Gefahr abzuwenden. Weiter könne er nichts berichten, es schmerze ihn tief, daß sein eigener Bruder ihn eines solchen Verbrechens fähig halte, aber er ersehe daraus auch, wie er im Kreise seiner Familie angeschrieben stehe, die schmerzliche Entdeckung, die er in dieser

Stunde gemacht habe, befestige seinen Entschluß, dem Elternhause den Rücken zu wenden und in der Fremde eine neue Heimath zu suchen.

Damit ließ er den Bruder stehen, um sich in sein Schlafzimmer zu begeben.

Konrad hätte gern an die Wahrheit der vernommenen Rechtfertigung geglaubt, aber er konnte es nicht, er hatte die Angst des bösen Gewissens zu deutlich in dem verstörten Gesicht seines Bruders gelesen, er mußte sich sagen, daß der Verdacht, den er gegen ihn hege, begründet sei.

Rudolf mußte den Brandstifter kennen und von dem Vorhaben desselben unterrichtet gewesen sein, das war seine feste Ueberzeugung; er dachte mit Schrecken an den Abgrund, dem sein Bruder zuschritt, und nahm sich vor, am nächsten Tage noch einmal ernst und eindringlich mit ihm zu reden.

Dem Vater wollte er nur die Brandstiftung berichten, ohne dabei seinen Verdacht zu erwähnen; der alte Mann hatte ohnedies Gram und Aerger genug über seinen leichtsinnigen Sohn.

Mit diesem Entschluß ging nun auch Konrad zu Bett, nachdem er vorher alle Thüren geschlossen hatte; aber so sehr erschöpft auch sein Körper war, die Sorgen, die auf ihn einstürmten, ließen ihn keine Ruhe finden; der Tag dämmerte schon, als er endlich die Augen zu einem kurzen, unruhigen Schlummer schloß.

Zweites Kapitel.

Am Morgen nach dieser Nacht erwachte Hermann mit sehr unangenehmen Empfindungen.

Nicht allein das Versprechen, welches er Fanny gegeben hatte, auch die Begegnung mit Konrad beunruhigte ihn und bereitete ihm große Sorgen.

Wenn Konrad ihn bei dem Prinzeßchen anklagte, so war es keineswegs unmöglich, daß Röschen ihm Glauben schenkte und auf Grund dieser Anklage dem Verlobten das bindende Wort zurückgab.

Und that dieser es nicht, so lag die Gefahr nahe, daß Fanny ihn verrieth, sie hatte ihm damit gedroht und ihn deutlich genug erkennen lassen, daß sie entschlossen war, der Drohung die That folgen zu lassen.

Er wußte nicht, durch welche Mittel er sich in den Besitz der Summe bringen sollte, welche Fanny von ihm verlangte. Seine Privatkasse war leer, und die Kasse des Geschäfts hatte er im Laufe des Winters so stark in Anspruch genommen, daß er nicht wagen durfte, noch tiefer hineinzugreifen.

Er hatte bisher seinen Vater damit zu beruhigen gewußt, daß er die entnommenen Summen im Interesse des Geschäfts verwende, es war ihm nicht allzu schwer gefallen, den Groll des ehrgeizigen Mannes mit der Aussicht auf den Titel eines Commerzienraths zu beschwichtigen, aber damit durfte er ihm nun auch nicht mehr kommen.

Herr Theodor Bauerband hatte noch vor wenigen Tagen seine Zweifel darüber geäußert, daß das Geld wirklich zu diesem Zwecke verausgabt worden sei, und hinzugefügt, er verbiete seinem Sohne ganz entschieden, fortan nur noch einen Groschen dafür zu verwenden.

Also war diese Quelle versiegt, eine andere mußte gesucht werden.

Hermann war durchaus nicht geneigt, der schlauen Betrügerin, die ihn genarrt hatte und nun verspottete, das Geld zu geben, er konnte dasselbe für seine eigenen Zwecke besser verwenden; überdies gereichte es ihm gewissermaßen zur Genugthuung, wenn er jetzt sie betrog.

Er wollte heute noch mit dem Prinzeßchen reden, den Plan, den Frau Wiedemann entworfen hatte, ausführen und alsdann unverzüglich abreisen; er hoffte, daß es ihm binnen zwei bis drei Tagen gelingen werde, seinen Zweck so vollständig zu erreichen, daß er die Stadt verlassen konnte, bis dahin wartete Fanny voraussichtlich, und war er fort, so hatte sie das Nachsehen. Es war ihm gleichgültig, ob nach seiner Abreise seine Beziehungen zu ihr an die Oeffentlichkeit kamen, er blieb jedenfalls einige Wochen, vielleicht noch länger, draußen, bis zu seiner Rückkehr waren die Gerüchte verstummt.

Aber woher nahm er das Geld?

Diese Frage beschäftigte ihn unablässig; er wußte, daß der Kassirer die Weisung hatte, keine bedeutende Summe ohne vorherige Anfrage bei dem Chef ihm zu zahlen, und er fand keinen Verwand, unter dem er die Erhebung einer solchen Summe wagen durfte.

Er dachte vorübergehend an den Rittergutsbesitzer, der ihm die nöthige Summe wohl hätte vorstrecken können, aber sein Stolz duldete nicht, ihn darum anzusprechen, zumal die alte Schuld noch nicht getilgt war. Zudem fürchtete er auch den höhnischen Spott des Edelmannes, wie er auf der andern Seite sich vor ihm schämte; – nein, ihn durfte er nicht in Anspruch nehmen. So fand er keine befriedigende Antwort auf seine Frage, die ihn heute untauglich zur Erledigung der ihm obliegenden Geschäfte machte; er wußte nur ein einziges Mittel, aber der letzte schwache Rest seines Ehrgefühls verbot ihm, es zu benutzen.

Im Gegensatz zu seinem Sohne, der gedankenvoll und zerstreut vor seinem Pulte saß, war der Bankier an diesem Vormittage sehr heiter gelaunt.

Unter den eingelaufenen Brieer hatte er einen von dem Grafen von Bentheim gefunden, der in außerordentlich schmeichelhaften Ausdrücken ihm den längst erwarteten Besuch ankündigte.

Herr Theodor Bauerband las diesen Brief seinem Sohne vor und sah ihn mit strahlenden Augen an, als ob er ihn auffordern wollte, seine Freude über diese hohe Ehre zu äußern, und es mußte ihn sehr befremden, daß er keinen Zug in dem blasirten Gesicht des jungen Herrn entdeckte, der dieser mit Sicherheit erwarteten Freude Ausdruck gab.

»Na, von diesem Tage an datirt eine neue Aera unseres Hauses,« sagte er, indem er den Brief auf seinen Schreibtisch legte und die unstäten Falkenaugen zu der

mit Stuccaturarbeiten reich verzierten Zimmerdecke aufschlug, als ob er da oben den Stern seines Hauses leuchten sehe. »Dieser Brief ist eine indirecte Werbung um die Hand Eleonore's, nur ihr gilt der Besuch des Herrn Grafen, wir werden binnen acht Tagen die Verlobung feiern.«

»Wenn Eleonore einwilligt, dem gichtbrüchigen Greise ihre Hand zu geben!« warf Hermann mit leisem Spott ein, aber der alte Herr ließ sich durch diesen Spott nicht beirren.

»Sie wäre keine Tochter Eva's, wenn sie es nicht thäte,« fuhr er fort, »ist er ein gichtbrüchiger Greis, um so besser für sie! Die Verbindung mit ihm wird ihr die Cirkel der höchsten Stände, ja der Gesellschaft am Hofe öffnen, Eleonore wird als die junge Wittwe des reichen Grafen von Bentheim eine eben so freie als beneidenswerthe Stellung einnehmen. Dann kann es nicht ausbleiben, daß auch unser Name geadelt und in den Freiherrnstand erhoben wird, daß die hohe Regierung mich begünstigt, mich an die Spitze ihrer Unternehmungen stellt, und wer weiß, ob nicht bei Gelegenheit einer Ministerkrisis mir das Portefeuille angeboten wird!«

Die Lippen Hermann's umspielte ein spöttisches Lächeln, der Bankier bemerkte es nicht, er träumte weiter:

»Hochgeachtet wird unser Name am Horizont der Finanzwelt als Stern erster Größe prangen, die Fürsten der

Börse werden sich beeilen, in Verbindung mit uns zu treten, und von allen Seiten wird man uns einen unbegrenzten Credit anbieten. Dann, mit ungeheuren Mitteln ausgerüstet, werden wir, gleich dem Hause Rothschild, unsere Netze über Europa ausbreiten, wir werden die Hauptgläubiger der regierenden Fürsten sein und den Geldmarkt beherrschen.«

»Und Herr von Wollheim?« fragte Hermann ironisch. »Noch sind wir nicht auf dem Punkte angekommen, auf dem Du in Gedanken schon stehst, noch sind wir nicht die Freiherren von Bauerband, die Gläubiger der regierenden Fürsten und die Herrscher auf dem Geldmarkte. Wenn das Unternehmen Wollheim's in die Brüche geht, verlieren wir enorme Summen, unser Haus würde einen Stoß erhalten –«

»Mein lieber Sohn, Du mußt bedenken, daß Herr von Wollheim ebenfalls viel Geld verlieren würde, und daß er schon deshalb das Project nicht fallen lassen wird. Für die Summen, die er uns schuldet, sind wir gedeckt, er hat uns Wechsel übergeben, die prompt eingelöst werden. Nein, in dieser Beziehung hege ich nicht die leisesten Besorgnisse; wenn Herr von Wollheim auch in seinen Hoffnungen auf eine engere Verbindung mit uns sich getäuscht sieht, so thöricht wird er nicht sein, daß er seine eigenen Interessen dem Groll über diese Täuschung opfert. Ich werd's auf die Mutter schieben, ihm sagen, sie habe schon vor einem Jahre Eleonore mit dem Grafen von Bentheim verlobt, dann kann sein Groll uns nicht treffen.«

Herr Theodor Bauerband stand, während er dies sagte, am Fenster und wandte seinem Sohne den Rücken, er konnte also den wechselnden Ausdruck auf dem Antlitz des jungen Herrn nicht beobachten.

Wenn es ihm möglich gewesen wäre, dies mit dem durchdringenden Blicke seiner Falkenaugen zu thun, so würde er in den blasirten Zügen bald Spott, bald boshafte Freude, dann wieder kalten Hohn und mitunter herzliches Bedauern entdeckt haben, je nachdem seine Worte diese Gefühle im Herzen seines Kindes weckten.

Aber selbst diese Entdeckungen hätten ihn keinesfalls überzeugen können, daß seine stolzen Luftschlösser auf Sand gebaut seien; wie er die Rechnung für die Zukunft aufgestellt hatte, so meinte er, müsse sie vom Schicksal auch anerkannt werden, die Zweifel seines Sohnes wären nicht im Stande gewesen, sie zu durchkreuzen.

Er hing noch lange seinen Träumen nach, er sah über sich die Azurbläue eines heitern Horizonts, vor sich strahlenden Sonnenglanz und in diesem Sonnenschein unzählige Blüthen, nach denen er nur die Hand auszustrecken brauchte, um sie zu pflücken.

Wenn er zufällig in der Ferne eine dunkle Wolke bemerkte, wandte er den Blick ab, er hielt es nicht der Mühe werth, zu prüfen, ob sie ihn erreichen, über ihm sich entladen könne.

Er war noch in seinen Träumen versunken, als der Doctor Horn in das Cabinet trat.

Der Arzt hatte Madame Bauerband einer leichten Unpäßlichkeit wegen besucht und nicht die leiseste Spur einer Krankheit entdeckt, dennoch glaubte er den Bankier über den Zustand der Patientin beruhigen zu müssen. Er ahnte nicht, daß man ihn nur deshalb hatte rufen lassen, um die Entscheidung über die Werbung des Rittergutsbesitzers einige Zeit hinausschieben zu können. Die Unpäßlichkeit der Hausfrau war nichts weiter als ein Vorwand, mit dem Herr von Wollheim hingehalten werden sollte, bis der Graf von Bentheim die mit Sicherheit erwartete Erklärung gegeben hatte.

Der Bankier hörte mit einem heitern Lächeln auf den Lippen die Diagnose des Arztes an, der in seinem eigenen Interesse, und zwar des Honorarpunktes wegen, das Vorhandensein einer leichten Erkältung constatirte, dann bat er ihn, Platz zu nehmen und ein Glas Madeira oder Bordeaux zu trinken.

Der Doctor nahm die Einladung an, Theodor Bauerband zog die Glocke und befahl dem Diener, eine Flasche Madeira zu bringen.

Er unterhielt sich in den ersten Minuten mit seinem Gast über das Wetter und die Politik, aber als die Gläser gefüllt waren, und der Diener sich wieder entfernt hatte, rückte der Bankier seinen Sessel näher, und der Arzt, in richtiger Vermuthung dessen, was nun folgen würde, nahm ziemlich geräuschvoll eine Prise.

»Die Verhandlungen gegen meinen Bruder werden anfangs der nächsten Woche beginnen,« sagte Theodor Bauerband mit einem scheuen Blick auf beide Thüren des

Cabinets, »dürfen wir hoffen, daß sie in einer Weise enden werden, die keinen Makel auf unsere Familie werfen wird?«

Der Doctor spielte mit seinem Glase und wiegte leicht das Haupt, dann schlug er plötzlich die Augen auf, und ein scharfer, forschender Blick traf den alten Herrn, der leicht zusammenzuckte und darauf mit dem Taschentuch über seine Stirne strich.

»Wir, müssen an dieser Hoffnung festhalten,« erwiderte er, »aber ich verhehle Ihnen nicht, daß es eine schwache Hoffnung ist. Ich habe Erkundigungen eingezogen, welche ein wenig erfreuliches Resultat lieferten. Meine Collegen, die mit der Beobachtung des Angeklagten beauftragt wurden, theilen nicht in allen Stücken meine Ansicht. Sie geben zwar zu, daß der Mann an Monomanie leide, erklären aber zugleich, es sei eine *mania sine delirio*, eine Manie ohne Irresein. Auch leugnen sie die Möglichkeit nicht, daß der Wahnsinn später einmal ausbrechen könne, aber gegenwärtig wollen sie noch keine Vorboten desselben entdeckt haben. Eben so wenig, behaupten sie, könne er die Verbrechen in einem Anfall des Wahnsinns verübt haben, denn es sei nicht anzunehmen, daß nach der That sofort der normale Geisteszustand wieder eingetreten sei. Es ist mir nicht gelungen, einen meiner Collegen zu meiner Ansicht zu bekehren, obgleich in dem Benehmen und dem ganzen Wesen des Gefangenen triftige Gründe genug zu finden wären, um den Irrsinn zu documentiren.«

»So glauben Sie also, daß das Gericht dem Antrag der Familie nicht Folge geben wird?« fragte der Bankier, die Stirne runzelnd.

»Wenn meine unausgesetzten Bemühungen kein besseres Resultat haben werden, – nein!«

»Dann müssen wir leider zulassen, daß er in's Zuchthaus gebracht wird.«

»Auch dies ist neuerdings fraglich geworden.«

»Ah – in der That?«

»Ja. Der Mord kann ihm nicht bewiesen werden, man hat keinen andern Beweis gegen ihn gefunden, als ein Dolchmesser, dessen Klinge indeß nicht die geringste Blutspur zeigte.«

»Ganz recht, ich weiß das, aber der Diebstahl, Herr Doctor!«

»Man hat ja die gestohlenen Edelsteine in seinem Besitz gefunden,« fügte Hermann der Bemerkung seines Vaters hinzu.

»Sehr wohl, aber wie ich höre, soll jetzt der Juwelier Stern Bedenken tragen, die gefundenen Edelsteine als sein Eigenthum anzuerkennen.«

Der Bankier sprang hastig von seinem Sitz empor, es war schwer, festzustellen, ob eine freudige oder eine unangenehme Ueberraschung ihn in diese Aufregung versetzte.

»Das sagt er erst jetzt?« fragte er. »Hat er nicht in jedem Verhör die Steine anerkannt? Und nun, nach sechs Monaten, tauchen Zweifel in ihm auf? Ah, das wäre ein frevelhaftes Spiel, Herr Doctor, hier heißt es: entweder –

oder, von Bedenken kann hier nach meiner Ansicht nicht mehr die Rede sein.«

Der Arzt nickte gedankenvoll und stützte sein Kinn auf den Knopf seines Stockes.

»Sie haben freilich Recht,« sagte er im Tone des Bedauerns, »aber den Verhältnissen muß man stets Rechnung tragen. Ich bin Hausarzt in der Familie des Juweliers, und Sie wissen, wie sehr ich mich für die Angelegenheit interessire. So brachte ich denn auch gestern, als ich den Juwelier besuchte, die Rede auf die bevor stehenden Verhandlungen gegen den Maler, und Sie können sich mein Erstaunen denken, als Herr Stern mir erklärte, was ich soeben Ihnen mitgetheilt habe. Ich richtete fast dieselbe Frage an ihn, welche Sie aufwarfen, er war bereit, mir die Gründe für seine Bedenken zu nennen. Daß er die Steine damals als sein Eigenthum erkannte, lag in den Verhältnissen begründet; er hatte den Maler allein in seinem Laden angetroffen und gesehen, wie der Angeklagte mit glühenden, begehrlichen Blicken die Schmucksachen betrachtete. Die Grobheit des Mannes und sein ärmlicher Anzug, der ihm das Ansehen eines Vagabunden verlieh, mußten seinen Verdacht bestätigen, und als nun einige werthvolle Steine, darunter sogar Brillanten, im Besitz dieses Vagabunds gefunden worden, lag es nahe, daß der Bestohlene in diesen Steinen sein Eigenthum zu erkennen glaubte. Dies ist um so leichter zu begreifen, weil die Brillanten eine sehr große Aehnlichkeit mit denjenigen besitzen, die dem Juwelier abhanden gekommen

waren, und die Steine selbst kein sicheres Erkennungszeichen trugen.«

»Aber jetzt, Herr Doctor –«

»Geduld. In der jüngsten Zeit sah der Juwelier sich veranlaßt, seinen Gehülfen, dem er bisher sein volles Vertrauen schenkte, scharf zu beobachten, und das Resultat dieser Beobachtungen hat jene Bedenken in ihm wach gerufen.«

»Ich hoffe, der Sohn meines Bruders Mathias ist dieser Gehülfe nicht,« sagte der Bankier, die Brauen hoch hinaufziehend.

»Leider ist es gerade dieser!«

»Gütiger Himmel, auch das noch!« seufzte der alte Herr. »Aber ich kann es nicht glauben, der Juwelier scheint mir ein außerordentlich leichtfertiger Mensch zu sein.«

»Dieses Zeugniß kann ich ihm nicht geben,« erwiderte der Arzt, das Haupt schüttelnd, »im Gegentheil, er ist ein ernster, ruhiger Mann. Positive Beweise dafür, daß Ihr Neffe sein Vertrauen mißbraucht, hat er noch nicht gefunden, aber moralisch glaubt er davon überzeugt zu sein. Die liederliche Lebensweise des jungen Mannes, die ihn oft zur Arbeit untauglich macht, ist die erste Stütze dieser moralischen Ueberzeugung. Sodann hat der Juwelier bemerkt, daß dann und wann kleine Beträge aus seiner Ladenkasse verschwinden, auch stimmt das Gewicht der Goldabfälle in der Werkstube nicht immer mit den

Berechnungen. Dies Alles genügt freilich nicht, einen bisher unbescholtenen Mann des Diebstahls zu beschuldigen, aber es reicht hin, die erwähnten Bedenken wach zu rufen.«

»Nein, es genügt nicht, eine Anklage wider meinen Neffen zu erheben,« erwiderte der Bankier erregt, »und wenn der Juwelier bisher die Steine als sein Eigenthum anerkannt hat, so –«

»Irren ist menschlich, und in diesem Falle ist es Pflicht des Juweliers, seinen Irrthum zu bekennen.«

Theodor Bauerband kniff die Lippen zusammen und zuckte ärgerlich die Achseln, während er verstohlen einen bedeutsamen Blick mit seinem Sohne wechselte.

»Ich bestreite das nicht,« sagte er, »es wird mich von Herzen freuen, wenn mein Bruder von der Anklage freigesprochen wird. Ja, von ganzem Herzen, nicht allein seinetwegen, es liegt ja auch in meinem Interesse, daß der Makel von unserer Familie getilgt wird. Aber was dann, Herr Doctor? Sie sagen selbst, der Mann sei wahnsinnig. Sie kennen den glühenden Haß, mit dem er seine Familie verfolgt, glauben Sie, daß er geneigt sein wird, sich mit uns auszusöhnen?«

»Nein, denn er hegt die fixe Idee, daß seine Familie durch elende Machinationen ihn in's Gefängniß gebracht habe.«

»Also ist es unsere ernste Pflicht, dafür zu sorgen, daß er unschädlich gemacht wird,« versetzte Hermann.

»Gewiß, gewiß,« erwiderte der Doctor, »was in meinen Kräften liegt, Sie in der Erfüllung dieser Pflicht zu unterstützen, soll geschehen.«

»Was es auch kosten mag, die Summe liegt zu Ihrer Verfügung,« sagte der Bankier.

»Und wenn es uns nicht gelingt, das Gericht von seinem Irrsinn zu überzeugen, so bringen wir ihn später fort.«

Nach diesen Worten leerte der äußerst gewissenhafte und sehr ehrenwerthe Hausarzt sein Glas und erhob sich, um Abschied zu nehmen.

»Warten wir das Resultat der Verhandlungen vor dem Schwurgericht ab,« sagte er, »nachher bleibt uns noch immer Zeit genug zum Handeln. Gehorsamer Diener, meine Herren!«

Theodor Bauerband schüttelte gedankenvoll das Haupt und rollte seinen Sessel wieder vor den Schreibtisch.

»Was sagst Du dazu?« fragte er, zu seinem Sohne aufblickend, der nicht minder gedankenvoll wie sein Vater in den Garten hinausstierte. »Der Doctor versteht uns, ich denke, wir können die Sorge ruhig ihm überlassen. Aber Mathias würde mich dauern, wenn der Verdacht des Juweliers sich bestätigte.«

»Rudolf war stets ein leichtfertiger Geselle,« erwiderte Hermann, ohne zu bedenken, daß er sich selbst das Urtheil sprach, »sein Vater hätte die Zügel straffer anziehen sollen!«

Der Bankier sah seinen Sohn an, als wollte er ihn fragen, ob das in Wahrheit sein Ernst sei, dann schüttelte

er abermals das Haupt. So verstrichen einige Minuten, schon wollte Theodor Bauerband die unterbrochene Arbeit wieder beginnen, als plötzlich ziemlich derb angepocht wurde.

Der Bankier blickte erwartungsvoll auf die Thüre und erhob sich überrascht, als Meister Mathias und Konrad eintraten.

Er sah nicht, daß eine erdfahle Blässe das Antlitz seines Sohnes überzog, der, den starren Blick auf die Eintretenden geheftet, dastand, wie Jemand, vor dessen Augen plötzlich ein drohendes Gespenst aus dem Boden aufsteigt.

»Das ist eine seltene Ehre,« sagte er mit erzwungener Freundlichkeit, »ich bin zwar beschäftigt, aber ein so angenehmer Besuch – bitte, setzt Euch. Wie geht es Dir, Mathias? Ich hoffe, recht wohl. Ah – ich gratulire zu dem frohen Ereigniß, man hat mir gesagt, Dein künftiger Schwiegersohn sei ein tüchtiger, fleißiger Mann, um so mehr Grund, Dir von Herzen Glück zu wünschen. Darf ich mit einem Glas Madeira aufwarten?«

»Ich danke!« unterbrach Meister Mathias den Redefluß seines Bruders während er mit dem Taschentuch, welches er im Hute trug, seine nasse Stirne trocknete.

»So nimm doch Platz – ein Gläschen Wein wird Dir gewiß nicht schaden!«

»Das nicht, aber ich weiß nicht, ob und wann ich es vergelten kann,« erwiderte der alte Mann in seiner offenherzigen Weise.

Der Bankier blickte betroffen seinen Bruder an, und sein Befremden wuchs, als er sah, daß Beide, Vater und Sohn, sich in demselben Augenblicke erhoben, in welchem Hermann Miene machte, das Cabinet zu verlassen.

Der junge Herr trat hinter sein Pult zurück, ein trotziger Zug glitt über sein fahles Gesicht, er sah jetzt ein, daß er dem Kampfe nicht mehr ausweichen konnte, so wollte er ihn denn annehmen und durchfechten, im Vertrauen darauf, daß der Mangel an Bildung seiner Gegner ihm wirksame Waffen gegen sie geben werde.

»Es geht Dir also wohl?« fragte der Bankier, der wohl ahnte, daß ein besonderer Zweck die Beiden in sein Haus geführt haben müsse, und deshalb vorzog die Dinge an sich herankommen zu lassen.

»Was meine Gesundheit betrifft, so kann ich nicht klagen,« erwiderte Meister Mathias, während er sich niederließ, »aber wer weiß, ob ich nicht bald Ursache dazu haben werde.«

»Ja, ja, wir werden alt, Mathias!«

»Das nicht allein, die Bosheit rachsüchtiger Feinde und die Niederträchtigkeit gesinnungsloser Menschen rütteln auch an der Gesundheit.«

»Gewiß,« nickte Theodor Bauerband, »Feinde und Neider hat Jeder, ich ärgere mich über ihre Bosheiten nicht mehr. Konrad, ein Glas Madeira?«

»Ich danke!«

»Aber das ist ja geradezu kränkend, Ihr lehnt Beide ab?«

»Wir sind nicht gekommen, um Deinen Wein zu trinken, Theodor,« sagte der alte Mann mit einem zornglühenden Blick auf Hermann, und überdies darf ich auch heute nichts trinken, ich bin zu aufgeregt. In der vergangenen Nacht hat man versucht, mein Haus anzuzünden, nur der Wachsamkeit Konrad's verdanke ich's, daß das Project des Bandstifters scheiterte, die brennende Lunte lag schon in meiner Werkstätte.«

»Ah – das ist infam!« erwiderte der Bankier entrüstet. »Hast Du eine Ahnung, wer der Thäter ist?«

»Nein!«

»Aber Du wirst doch der Polizei Anzeige machen?«

»So lange ich den Thäter nicht bezeichnen kann, – nein, ich will nicht, daß Unschuldige eingekerkert werden. Vielleicht haben die Subjecte, die ich im vorigen Winter vor die Thüre setzte, sich in dieser Weise zu rächen versucht, mit Sicherheit kann ich es nicht behaupten, deshalb schweige ich. Aber ich werde die Schlösser an meinen Thüren ändern und einige kräftige Riegel anbringen lassen, das ist Alles, was ich einstweilen thun kann.

Theodor Bauerband warf einen Blick auf seinen Schreibtisch und blätterte in den Papieren, die auf demselben lagen, als ob er dadurch andeuten wolle, daß er von seiner kostbaren Zeit dem Besuch keine Minute mehr widmen könne.

Aber Mathias gab sich den Anschein, als verstehe er diese Andeutung nicht, er legte ein Bein über das andere und hielt die treuen, ehrlichen Augen, in denen jetzt Zornesgluth blitzte, fest auf den Bruder gerichtet.

»Das ärgert mich nicht so sehr, als die Niederträchtigkeit, mit der gesinnungslose Menschen Eide schwören und brechen, mit dem Lebensglück anderer Menschen spielen und die edelsten Gefühle in den Staub treten,« sagte er.

Der Bankier nestelte seine goldene Uhr aus der Westentasche und blickte flüchtig, wie in Gedanken abwesend, auf das Zifferblatt.

»Willst Du mir das nicht ein anderes Mal erzählen?« fragte er in entschuldigendem Tone. »Ich bin wirklich sehr beschäftigt, vielleicht komme ich im Laufe des Nachmittags zu Dir.«

»Ah – der Herr Onkel ist schon vorbereitet!« sagte Konrad erbittert.

»Gleichviel, so soll er auf uns hören,« entgegnete Meister Mathias, dem das Blut in die Wangen stieg.

Hermann arbeitete so emsig, als ob er für sein tägliches Brod auf die Feder angewiesen sei, erschien dem ganzen Gespräch nicht den geringsten Theil seiner Aufmerksamkeit zu widmen.

Der Bankier aber blickte jetzt betroffen auf, die Bemerkungen der Beiden hatten ihn beunruhigt, ihn verlangte jetzt, den Zweck ihres Besuchs zu erfahren, obgleich er noch immer vermuthete, daß derselbe das Schicksal des Malers betraf.

»Hat Dein Sohn Dir schon gesagt, daß er mit der Tochter unseres Bruders Hugo verlobt ist?« richtete jetzt Mathias Bauerband in grollendem Tone die Frage an den Bankier.

»Mit dem Prinzeßchen? Mathias, das wird wohl nur ein Scherz sein!«

»Ein Scherz?« polterte der alte Mann. »Na, für einen solchen Scherz würde ich Rechenschaft verlangen!«

»Nein, es ist Ernst,« nahm Konrad mit einem durchbohrenden Blick auf seinen Vetter das Wort. »Es war im vorigen Herbst, am Abend des Krönungsballs der Schützengilde, als Hermann um die Hand Röschen's warb. Er gelobte ihr auf Manneswort, sie als sein ehrliches Weib heimzuführen, und sie glaubte ihm, weil sie ihn liebte.«

»Na, wenn sie wüßte, was wir wissen, würde sie ihm mit Verachtung die Thüre zeigen!« rief Meister Mathias. »Statt sein Wort einzulösen, ist er einer Andern nachgelaufen –«

»Genug!« fiel Hermann ihm scharf in's Wort. »Um meine Privatangelegenheiten hat Niemand sich zu kümmern.«

Der alte Mann fuhr in leidenschaftlicher Erregung von seinem Sitz empor, der mühsam verhaltene Zorn verlangte Luft.

»Um diese Privatangelegenheit kümmere ich mich, und ich habe nicht nur das Recht, sondern auch die Verpflichtung dazu!« rief er. »Röschen ist mein Pflegekind und meine Nichte, mir liegt es ob, über ihr Wohl und

Wehe zu wachen. Wären Sie nicht der Sohn meines Bruders, junger Herr, so würde ich Ihnen das in einer weniger schonenden Weise begreiflich machen.«

»Ruhe, Ruhe!« bat der Bankier, der in seiner Verwirrung nur begriff, daß er einer ärgerlichen Scene vorbeugen müsse, die ihn vor seinem Geschäftspersonal compromittiren konnte.

»Hermann, ich bitte Dich, zu schweigen, was Du zu Deiner Rechtfertigung anführen willst, kannst Du mir später sagen. Mathias sprich, wessen klagst Du meinen Sohn an?«

Der alte Mann fuhr mit dem Taschentuch emsig über die Stirne, es fiel ihm unsäglich schwer, seine Aufregung zu bemeistern.

»Du hast bereits gehört, daß er sich mit Röschen verlobte und ihr auf Manneswort versprach, sie zu ehelichen,« entgegnete er. »Ich hätte damals sofort Einsprache thun sollen, aber ich hoffte, Hermann werde noch so viel Ehre besitzen –«

»Bitte, keine Beleidigung, Mathias!«

»Na, es fällt mir schwer, mit meiner Meinung über ihn zurückzuhalten, aber Deinetwegen und weil wir uns hier in Deinem Hause befinden, will ich schweigen. Es wird Dir bekannt sein, daß im vorigen Jahre eine junge Dame hier ihren Wohnsitz nahm, angeblich, um hier ihre Gesundheit zu kräftigen.«

»Ah – Fräulein Wilde?« fragte der Bankier, dessen Brauen sich immer finsterer zusammenzogen.

»Dieselbe. Vielleicht sind Dir auch die Gerüchte bekannt, die über sie verbreitet wurden, man nannte sie damals schon eine Abenteurerin, die nur hieher gekommen sei, um ihre Netze nach reichen Herren auszuwerfen.«

»So lautete das Urtheil der Spießbürger und Klatschbasen!« warf Hermann mit beißendem Spott ein.

»Ruhig!« sagte der Bankier, und ein ernster, fast drohender Blick traf aus seinen Falkenaugen den Sohn, auf dem auch der Blick Konrad's drohend ruhte.

»Es war das Urtheil Aller, welche diese Dame beobachteten,« fuhr Meister Mathias mit gehobener Stimme fort. »Sie empfing keine Besuche, lebte streng zurückgezogen und hüllte sich in einen Tugendschein ein, der vielleicht Manchen bethörte, aber den scharfen Beobachter nicht irre machte. Nur auf ihren Spaziergängen duldete sie die Annäherung der Herren, und man wußte schon damals allgemein, daß Hermann von ihr bevorzugt wurde. Daß er das Recht hatte, sie zur Nachtzeit zu besuchen, daß er in der Nacht durch die Gartenpforte zu ihr schlich, das ahnte Niemand.«

Der Bankier erhob sich; jetzt wußte er, in welche Hände die Summen geflossen waren, die sein Sohn im Laufe des Winters unter verschiedenen Vorwänden erhoben hatte. Die Mittheilung, welche Mathias ihm machte, schmerzte ihn nicht so tief, wie die Entdeckung, daß sein Sohn ihn belogen und betrogen hatte.

Hermann wollte sich rechtfertigen, aber ein Blick seines Vaters befahl ihm, zu schweigen, und er hatte nicht den Muth, diesem Befehle zu trotzen.

»Du wirst das schwerlich beweisen können,« sagte Theodor Bauerband, während er langsam auf und ab wanderte, »so sehr kann mein Sohn sich nicht vergessen –«

»Ich sah ihn mit meinen eigenen Augen aus der Gasse kommen, die hinter dem Garten der fremden Dame liegt,« fiel Konrad ihm in's Wort. »Ich sah ihn hineingehen und war sofort entschlossen, mir Gewißheit zu verschaffen, aber ich mußte lange, sehr lange warten, bis er zurückkehrte. Dann stellte ich ihn zur Rede, er wies mich mit Grobheiten ab, er leugnete und hüllte sich in das wohlfeile Gewand gekränkter Unschuld.«

»Und eben dadurch zwang er uns, mit Dir darüber zu reden,« sagte Meister Mathias mit mühsam erzwungener Fassung. »Es kann Dir nicht lieb sein, wenn die vertraulichen Beziehungen Deines Sohnes zu diesem Frauenzimmer dem Urtheil der öffentlichen Meinung unterbreitet werden, man würde der Vergangenheit des Fräuleins nachforschen und vielleicht Dinge erfahren, die auch auf Hermann ein schlechtes Licht würfen. Sodann glaube ich, hoffen zu dürfen, daß die Ehre und der gute Ruf Röschen's auch Dir nicht gleichgültig sein werden, sie war ja bis zur Heimkehr ihres Vaters auch Dein Liebling.«

Der Bankier nickte gedankenvoll, er blieb vor seinem Bruder stehen und sah ihn fragend an.

»Und was verlangst Du, das ich in dieser Sache thun soll?« erwiderte er.

»Ich denke, die Antwort auf diese Frage liegt sehr nahe. Hermann muß mit der Fremden brechen und sein Ehrenwort einlösen.«

»Das heißt: Röschen heirathen?«

»Ganz gewiß.«

Theodor Bauerband wandte hastig dem Bruder den Rücken, sein hageres Gesicht nahm einen höhnischen Ausdruck an, der dem ehrlichen Meister, wenn er ihn bemerkt hätte, gewiß sofort verrathen haben würde, daß diese Forderung an dem Stolz des vornehmen Mannes scheiterte.

»Wenn er es nicht thut, dann ist er ein ehrloser Lump,« fuhr der alte Mann fort, ohne sich durch den flammenden Blick einschüchtern zu lassen, der aus den stechenden Augen Hermann's ihn traf.

»Wenn er es nicht will, dann soll er dem Mädchen erklären, daß er ihr das bindende Wort zurückgiebt,« sagte Konrad. »Er soll ihr sagen, sei es mündlich oder schriftlich, daß er ein –«

»Daß er ein Lump sei,« schnitt Meister Mathias in aufwallendem Zorne ihm die Rede ab, »ja das soll er! Und dafür wirst Du sorgen, Theodor, wenn es nicht geschieht, dann öffne ich dem Prinzeßchen die Augen, und es ist mir alsdann außerordentlich gleichgültig, ob die öffentliche Meinung sich mit diesem saubern Herrn beschäftigen wird.«

Bei den letzten Worten hatte der alte Mann sich erhoben, er würdigte von diesem Moment an seinen Neffen keines Blickes mehr.

»Ueberlaß es mir, das Alles zu ordnen,« sagte der Bankier, »Du würdest aus der Mücke einen Elephant machen. Ich mische mich ja auch nicht in Deine Familienangelegenheiten, sorge Jeder von uns dafür, daß es vor der eigenen Thüre sauber ist.«

»Ich glaube, der Herr Onkel wird in der nächsten Zeit Arbeit genug vor der eigenen Thür finden,« spottete Hermann mit einem boshaften Blick auf den alten Mann. »Bis dahin will ich warten, dann werde ich ihm die Beleidigungen zurückgeben, die er heute so kühn mir in's Gesicht geworfen hat.«

Meister Mathias gab sich den Anschein, als ob er diese Worte nicht vernommen habe, aber er faßte doch seinen Sohn am Arm, als dieser eine feindselige Bewegung machte, die für den jungen Herrn nichts Gutes verhieß.

»Ich erwarte binnen drei Tagen die Angelegenheit geordnet zu sehen,« sagte er, indem er die Hand auf die Schloßkrücke legte, »es würde mir leid thun, wenn ich mich genöthigt sähe, einzugreifen, aber Röschen steht mir näher, als Dein Sohn.«

»Ueberlaß es mir,« erwiderte der Bankier nochmals. »Wir wollen zusammenhalten, Mathias, es stürmt jetzt so Vieles auf uns ein, diese Geschichte, die bevorstehende Verhandlung gegen Hugo, ich weiß wahrlich nicht, wie ich alle die Sorgen überwältigen soll. Wegen unseres Bruders müssen wir auch noch mit einander reden, es wäre ein Unglück für uns, wenn – – aber wir sprechen später darüber, vielleicht besuche ich Dich am Sonntag, die Verhandlungen beginnen am Montag.

»Es wird mir lieb sein,« sagte Meister Mathias, aber der Ton, in welchem er dies sagte, ließ keineswegs erkennen, daß der ihm angekündigte Besuch ihn erfreuen würde. »Ich hoffe noch immer, daß Hugo freigesprochen wird, und daß er alsdann auf meinen damaligen Vorschlag eingeht, er hat nun Zeit und Muße genug gefunden, darüber nachzudenken. Auf Wiedersehen also, Theodor, ich vertraue darauf, Du wirst mit der nöthigen Strenge und Energie handeln.«

Der Bankier schloß hinter den Beiden die Thüre, verschränkte die Arme auf der Brust und heftete die unstäten Augen durchdringend auf den Sohn, der erleichtert aufathmete, als er sich mit seinem Vater allein sah.

»Du hast Recht, er soll vor seiner eigenen Thüre kehren,« nahm Hermann das Wort, aber weiter ließ Theodor Bauerband ihn nicht kommen, er unterbrach ihn mit der scharfbetonten Frage, was er nun zu thun gedenke, um den durchaus berechtigten Anforderungen des Oheims zu genügen.

»Nichts!« erwiderte Hermann leichtfertig.

Da aber blitzte es jäh in den Augen des alten Herrn auf.

»Willst Du denn in Wahrheit der ehrlose Lump sein!« fragte er mit gedämpfter Stimme. »Entschuldige und rechtfertige Dich nicht, Deine Antwort hat mir schon bewiesen, daß die Anklage meines Bruders begründet ist! Wo sind die Summen geblieben, über deren Verwendung ich so oft Rechenschaft von Dir forderte? Denkst Du, ich werde jetzt noch an die Lügen glauben, mit denen

Du mich bisher hinter das Licht geführt hast? Du hast das Geld vergeudet, es einer Buhlerin in den Schooß geworfen, glaubst Du, ich werde jetzt dazu schweigen und Dir die Mittel bewilligen, diese Lebensweise fortzusetzen? Willst Du wissen, was aus Dir geworden ist? Sieh in den Spiegel, und wenn noch ein Tropfen Blut in Deinen Adern ist, so muß die Scham ihn Dir in die Wangen treiben! Du hast Deine Selbstachtung, Deine Ehre verloren, leichtsinnig schreitest Du einem Abgrunde zu, in den Du rettungslos hinunterstürzen wirst, wenn Du diese Bahn verfolgst.«

Der junge Herr hatte wohl erwartet, daß sein Vater ihm Vorwürfe machen werde, aber auf diesen gewaltigen Zornesausbruch war er nicht vorbereitet.

Die Vertheidigung, die er ersonnen hatte, stürzte zusammen, wie ein schwaches Kartenhaus, er begriff, daß jedes Wort der Rechtfertigung den Zorn des Vaters nur noch mehr entflammen würde, und daß die Klugheit ihm gebot, durch ein offenes Geständniß und das Versprechen der Besserung diesen Zorn zu entwaffnen.

So wild sein Stolz sich auch gegen diese Demüthigung sträubte, blieb ihm doch nichts Anderes übrig, als durch dieses Mittel den erzürnten Vater zu versöhnen, aber im Stillen gelobte er sich, an seinen Verwandten Rache dafür zu nehmen, sie sollten es entgelten, daß sie ihn gezwungen hatten, sich so tief zu erniedrigen.

»Wie stehst Du mit ihr?« fragte der Bankier nach einer Pause, während der er hastig in seinen Papieren gesucht und endlich ein kleines Notizbuch geöffnet hatte. »Sag'

mir die Wahrheit, der Versuch, mich noch einmal zu belügen, könnte mich bestimmen, meine Hand ganz von Dir abzuziehen.«

»Ich habe gestern Abend sie zum letzten Male besucht,« erwiderte Hermann kleinlaut.

»Ist das die Wahrheit?«

»Ja, Vater.«

»Und sie?«

»Sie verlangt Reisegeld von mir, um die Stadt für immer zu verlassen.«

»Wie viel?«

»Zweitausend Thaler!«

»Nicht mehr?« spottete der alte Herr. »Sie wird sich mit dem vierten Theil begnügen müssen.«

»Sie hat mir gedroht.«

»Womit?«

»Mit der Veröffentlichung meiner Beziehungen zu ihr.«

»Aus dieser Drohung ersiehst Du, in welche Hände Du gefallen bist! Man sollte sagen, Du seiest alt genug geworden, um das unsaubere Gewebe solcher Netze prüfen zu können, aber es scheint, daß Du noch der Vormundschaft eines erfahrenen Mannes bedarfst. Was liegt an jener Drohung? Die Buhlerin wird sich hüten, ihr die That folgen zu lassen, sie würde dadurch der Polizei Anlaß geben, sich angelegentlich mit ihr zu beschäftigen, ich glaube nicht, daß ihr dies wünschenswerth sein kann.«

Hermann dachte an die Ermordung des Wächters und die Consequenzen, die im Hinblick hierauf aus der Drohung Fanny's für ihn entstehen konnten, aber er wagte nicht, seinen Vater darauf aufmerksam zu machen.

»Ich werde ihr das Geld schicken,« nahm der Bankier wieder das Wort, während er in fieberhafter Hast seine Kassette öffnete, einige Banknoten herausnahm und sich darauf vor seinem Schreibtische niederließ, um unverzüglich sein Vorhaben auszuführen. »Wenn sie nicht binnen einigen Tagen die Stadt verläßt, oder wenn sie nur ein Wort von dem verlauten läßt, was zwischen Euch vorgefallen ist, so werde ich ein ernstes Wort mit dem Polizeidirector reden. Du hast vielleicht nicht nachgerechnet, wie theuer Dir diese noble Passion gewesen ist – wie? Elftausend Thaler hast Du seit dem vorigen Herbst aus der Kasse entnommen – es ist unverantwortlich, daß ich so lange dazu schwieg und mich durch Deine Lügen irre führen ließ. Aber nun hat's ein Ende!«

Der alte Herr nickte drohend und schrieb rasch einige Zeilen nieder, dann schob er das Billet sammt den Banknoten in ein Couvert, welches er siegelte und adressirte.

Nachdem dies geschehen war, zog er hastig zweimal an der Glockenschnur, das Zeichen, daß er seinen Kassirer zu sehen wünschte.

Hermann zuckte zusammen, in ohnmächtiger Wuth preßte er die blutleeren Lippen auf einander, mußte er doch nun schon vermuthen, welche Demüthigung sein Vater ihm bereiten wollte.

Er wandte dem eintretenden Kassirer hastig den Rücken, dem boshaften Blick dieses Mannes, der seinetwegen schon so manchen Vorwurf empfangen und deshalb seinen Groll auf ihn geworfen hatte, mochte er nicht begegnen.

»Lassen Sie diesen Brief sofort durch einen Boten besorgen,« sagte der Bankier erregt, »ohne Verzug, der Portier kann ihn hinbringen, wenn der Kassendiener augenblicklich verhindert sein sollte. Und dann noch Eins. Sie werden fortan bis auf Weiteres meinem Sohne keinen Betrag über hundert Thaler auszahlen, wenn ich ihn nicht bevollmächtigt habe, eine größere Summe zu erheben. Unter keinen Umständen, ich mache Sie dafür verantwortlich.«

»Du hast mich vor diesem Menschen erniedrigt,« versetzte Hermann entrüstet, als der Kassirer sich entfernt hatte. »Welche Stellung nehme ich ihm gegenüber nun ein?«

»Die, welche Dir gebührt,« erwiderte Theodor Bauerband in einem sehr ernsten und festen Tone, »die eines jungen Verschwenders, der unter Curatel gestellt ist. Glaubst Du, es sei mir angenehm, Dich vor unserm Geschäftspersonal compromittiren zu müssen? Der Kassirer wird schweigen, er ist ein treuer, ehrlicher Diener, er weiß, daß ich es streng ahnden würde, wenn er meine Familien- und Geschäftsgeheimnisse ausplauderte.«

»Du hättest Dich mit meinem Wort begnügen sollen!« warf Hermann mit steigender Erbitterung ein, aber vor

dem strengen, drohenden Blick des Vaters schlug er beschämt und verwirrt die Augen nieder.

»Daß ich auf Dein Wort keinen Werth mehr legen kann, wirst Du begreiflich finden,« sagte der Bankier, »Du hast mich zu oft betrogen, als daß ich Dir so bald wieder Vertrauen schenken könnte! Wie steht's mit dem Prinzeßchen? Ist es wahr, daß Du Dich mit ihr verlobt und ihr die Ehe versprochen hast?«

»Ich habe Röschen lieb, sehr lieb,« antwortete Hermann, über dessen fahles Gesicht eine brennende Röthe sich ergoß, »sie kam oft in unser Haus –«

»Ich frage Dich nur, ob es wahr ist, was mein Bruder behauptet hat.«

»Es ist möglich, daß ich an jenem Ballabend ihr einige Worte gesagt habe, welche sie in diesem Sinne deutete.«

»So? Du sagst nur, das sei möglich? Ah, ich erkenne immer deutlicher, daß ich mich in Deinem Charakter sehr getäuscht habe! Gilt Dir denn das Glück eines Menschenherzens nichts? Du durftest kein Wort mit dem Mädchen reden, welches für Dich oder für sie bindend sein konnte, Du wußtest ja, daß ich in diese Verbindung niemals einwilligen werde. Schon die Blutsverwandtschaft verbietet mir die Einwilligung, sodann ist die Tochter des armen Malers keine Partie für Dich. Das siehst Du ein, nicht wahr?«

»Ja, allerdings – aber –«

»Um so unverzeihlicher ist es, daß Du dem Mädchen Dein Wort verpfändet hast.«

Der alte Herr wanderte lange auf und ab, die Stürme in seinem Innern schienen ausgetobt zu haben, die anscheinende Reue des Sohnes hatte sie rasch wieder beschwichtigt.

Der Bankier dachte an seine eigene Jugend, er hatte seinem Vater auch manchen Aerger, manche Sorge bereitet, er war damals auch leichtfertig und genußsüchtig gewesen, vielleicht würde er sich derselben Verirrungen schuldig gemacht haben, wenn ihm die Mittel zu Gebote gestanden hätten, über die sein Sohn verfügen konnte.

Er dachte auch daran, daß Vorwürfe, Ermahnungen und Drohungen auf ihn nur einen vorübergehenden Eindruck gemacht und ihn von der Bahn des Leichtsinns nicht zurückgeführt hatten, daß er gebessert worden war durch die Forderungen, die an ihn gestellt wurden, als der Ernst des Lebens an ihn herantrat. Er blieb am Fenster stehen und blickte lange schweigend in den strahlenden Sonnenglanz hinaus; er ahnte nicht, daß in diesem Augenblick sein Sohn sich nur mit dem Plane beschäftigte, der das Leben Röschen's vergiften, ihr Glück zertrümmern sollte.

Das Prinzeßchen war in Wahrheit lange sein Liebling gewesen, seit der Heimkehr ihres Vaters hatte er sie nicht wieder gesehen, jetzt war sie ihm gleichgültig geworden, einen Theil seines Grolls gegen den Maler hatte er auch auf sie übertragen. Aber er wollte nicht, daß sie unglücklich wurde, die Handlungsweise seines Sohnes empörte ihn, zumal sie ihm große Verlegenheiten bereitete.

Von einer Heirath konnte unter keiner Bedingung die Rede sein, das erklärte er jetzt dem jungen Herrn noch einmal in entschiedenem Tone, Röschen war nicht allein arm, sondern auch die Tochter des irrsinnigen Verbrechers.

Hermann hätte ihm darauf Vieles erwidern, ihm sagen können, dieser irrsinnige Verbrecher sei vielleicht durch die Schuld seines eigenen Bruders so tief gesunken, er hätte Röschen in Schutz nehmen und seine Liebe muthig bekennen müssen, aber er schwieg, und der Bankier fand in diesem Schweigen eine Anerkennung seiner Ansichten.

»Du wirst aus unserm, vielleicht aus dem höchsten Stande eine Frau wählen,« sagte er, Du bist noch jung und kannst immerhin noch einige Jahre warten. Vielleicht stehen wir schon im nächsten Jahre auf einer höheren Stufe, dann würde eine Frau aus niederem Stande ein Bleigewicht an Deinen Fersen sein. Wir können Röschen nicht mit Geld abspeisen, ebensowenig kannst Du ihr sagen, es sei eine Spielerei gewesen, die nun ihr Ende nehmen müsse. Aber etwas muß geschehen, damit auch diese Fesseln gelöst werden, mit denen Du so leichtfertig das Mädchen an Dich gekettet hast.«

»Ich werde ihr schreiben.«

»Was – wenn ich fragen darf? Daß ich Dir befohlen habe, die Verlobung aufzuheben?«

»Es wäre der kürzeste Weg!«

»Glaubst Du, ich habe Lust, die Vorwürfe und Drohungen meines Bruders noch einmal zu hören? Du wirst erster Tage eine Reise antreten und Dich einige Monate draußen beschäftigen, ich hoffe, wenn Du zurückkehrst, haben die Verhältnisse hier sich in einer für uns erfreulichen Weise umgestaltet. Vielleicht ist Röschen's Vater dann im Irrenhause, das Prinzeßchen wieder bei meinem Bruder Mathias, inzwischen werde ich auch mit ihr reden und sie langsam darauf vorbereiten, daß die Verlobung nichts weiter als eine jugendliche Verirrung war. Ich gebe Dir Empfehlungen an unsere Geschäftsfreunde in London, Du wirst gewiß bei einem derselben einen Posten als Volontair finden, und es kann Dir nicht schaden, wenn Du die englische Geschäftspraxis aus Erfahrung kennen lernst. Du wirst Gelegenheit finden, die englische Sprache gründlich zu erlernen, kurz, die Reise und der Aufenthalt in England können in jeder Hinsicht nur vortheilhaft für Dich sein. Findet dieser Vorschlag Deine Billigung?«

»Gewiß, ich danke Dir dafür,« erwiderte Hermann, dem die Ausführung seines Planes durch diesen Vorschlag wesentlich erleichtert wurde.

»Sehr gut, wann willst Du reisen!«

»Ende dieser Woche.«

»Ich werde Sorge tragen, daß bis dahin alle nöthigen Vorkehrungen getroffen sind.«

Der Bankier war jetzt vollkommen beruhigt, ja, er bewunderte sogar seinen Scharfsinn, mit dem er die verworrenen Knoten so rasch und geschickt gelöst hatte.

Das Prinzeßchen wollte er für den Verlust entschädigen, mit diesem Vorsatz beschwichtigte er sein Gewissen, welches nur einen schwachen Versuch machte, die mahnende Stimme zu erheben. Er blickte auf die Uhr, es war nahe an Mittag, der Buchhalter brachte die Briefe, welche noch vor Mittag unterzeichnet und abgeschickt werden sollten.

Nachdem der Bankier die Briefe gelesen und unterschrieben hatte, zog er sich in seine Familienzimmer zurück, um mit seiner Gattin über die Vorkehrungen zu berathen, die zum Empfang des Grafen von Bentheim getroffen werden mußten.

Eine Viertelstunde später verließ Eleonore am Arme ihres Bruders das Haus, um in der Promenade mit dem Rittergutsbesitzer von Wollheim zusammenzutreffen.

Drittes Kapitel.

In ihrem traulichen Stübchen saß das Prinzeßchen am Fenster, und trotz der Dämmerung führte ihre kleine Hand noch emsig die Nadel.

Es drang nur wenig Tageslicht durch die von früherem Schmutz und Alter halb erblindeten Fensterscheiben ein, aber es war trotzdem noch hell genug, um die Stiche zu zählen und die Farbenschattirungen des Stickgarns zu unterscheiden.

Frau Wiedemann saß strickend dem Mädchen gegenüber, sie erzählte in ihrer sanften, einschmeichelnden Weise Erlebnisse aus der Zeit, in der sie selbst noch ein junges Mädchen gewesen war und ringsum nur duftende

Blüthen und goldnen Sonnenschein gesehen hatte. Und Röschen hörte ihr aufmerksam zu, nicht ahnend, daß es eitel Lügen waren, was die Alte ihr berichtete.

»Ja, das waren schöne Jugendtage,« sagte das Prinzeßchen schmerzlich seufzend, als die Frau schwieg, »das waren heitere freudenreiche Tage, die das Herz nie vergißt, an die es noch im spätesten Alter sich erinnert.«

Die Alte nickte, sie ließ die Nadeln ruhen und blickte sinnend hinaus auf die hohen vom Rauch geschwärzten Mauern, welche den unsaubern Hof umschlossen.

»Es waren schöne Tage,« wiederholte sie, »aber auch Sie werden diese Tage erleben. Muth, mein Kind, den Stürmen folgt stets der Sonnenschein, auch diese Stürme werden austoben.«

Schmerzlich bewegt schaute Röschen von ihrer Stickerei auf, es war, als hätte sie die Alte bitten wollen nicht Hoffnungen zu wecken, die niemals sich verwirklichen konnten.

»Sie haben eine fröhliche Kindheit gehabt,« fuhr Frau Wiedemann fort, »wenn auch die Eltern Ihnen fehlten, so fanden Sie dafür doch reichen Ersatz in der Liebe derer, die Elternstelle an Ihnen vertraten.«

»Und ich lohnte ihnen dafür mit Undank!«

»O nein, Sie folgten nur der Stimme Ihres Herzens, als Sie zwischen Diesen und dem unglücklichen Vater wählten. Das darf und wird Sie nie gereuen und Niemand hat das Recht, Ihnen einen Vorwurf deshalb zu zu machen.«

»Dennoch geschieht es.«

»So macht ihn die Selbstsucht, meine liebe Freundin! Sagen Sie mir doch, haben Sie nie geliebt?«

Eine glühende Reihe übergoß das Antlitz Röschen's, sie beugte das Köpfchen tief auf die Stickerei nieder, anscheinend emsig die Stiche zählend.

»Ich bin indiscret,« sagte die Alte in einem bedauernden und zugleich entschuldigenden Tone. »Darf ich Ihnen die Geschichte meiner Liebe erzählen?«

»O, gewiß ich werde mit großem Interesse zuhören.«

»Ich war so alt wie Sie, als mein Herz zuerst das beseligende Gefühl der Liebe kennen lernte. Aber ach, so ganz und rückhaltlos durfte ich mich der Seligkeit dieses Gefühls nicht hingeben, denn der Mann, den ich liebte, war reich und hoch angesehen und ich besaß nichts als meine Schönheit und meine Unschuld. Der Vater meines Geliebten war ein vornehmer Mann, ein reicher, stolzer Bankier, der nimmer seinem einzigen Sohne die Heirath mit einem Mädchen aus dem Arbeiterstande erlaubt haben würde. Dennoch konnte ich dem Zauber nicht widerstehen, den die Nähe des Geliebten auf mich übte, meine Bedenken und Besorgnisse schwanden, sobald ich ihm in's Auge schaute und dem Klange seiner Stimme horchte. Er gelobte mir, alle Hindernisse zu beseitigen, und nicht zu ruhen, bis ich sein Weib sei, und ich vertraute ihm, denn ich wußte, daß er mich so innig liebte, daß er sein Leben für mich hingegeben haben würde. Wir mußten unsere Liebe geheim halten, ich sah meinen Verlobten nicht so oft, wie ich es wünschte, und manchmal, wenn er mir versprochen hatte, zu kommen, und ich ihn

dann doch vergeblich erwartete, wollten Zweifel an seiner Treue in mir aufsteigen.«

Röschen legte die Stickerei hin und heftete die großen, sinnigen Augen auf das welke Antlitz der Frau.

Das war ja die Geschichte ihrer eigenen Liebe, wenn anders sie das Gefühl, welches sie jetzt noch für ihren Verlobten empfand, Liebe nennen konnte.

»Waren diese Zweifel begründet?« fragte sie leise.

»O nein aber das ist ja das räthselhafte Wesen der Liebe, daß sie stets zwischen Hoffen und Zweifeln schwankt! Ach, wie gerne zweifelt man in der Liebe, um der Süßigkeit der Versöhnung theilhaftig zu werden! Sie werden das auch empfinden, mein liebes Kind, Sie werden auch zweifeln, dem Geliebten Vorwürfe machen, um im nächsten Augenblick sich an seine Brust zu werfen und ihn um Verzeihung zu bitten. Wer unser Geheimniß verrathen hat und in welcher Absicht es geschehen ist, das ist mir nie klar geworden, ich habe auch nicht danach geforscht, denn dieser Verrath brachte uns an das ersehnte Ziel, also konnte ich dem Verräther nur dankbar sein. Der Vater meines Verlobten gerieth in gewaltigen Zorn, er verbot dem Sohne, mich je wieder zu sehen, ja, er ging so weit, daß er mir Geld schickte mit dem Ansinnen, dies als Ersatz für meinen Verlust zu betrachten. Ich schickte ihm die Banknoten sammt seinem Briefe zurück, es war kaum geschehen, als mein Verlobter kam und mir sagte, es bleibe uns kein anderer Weg als sofortige Flucht.«

Die Alte machte eine Pause, ihr Blick ruhte forschend auf dem Gesicht des Mädchens, in welchem eine fieberhafte Erregung sich kund gab.

»Es war für mich ein schwerer Schritt,« fuhr sie fort, »ich setzte durch ihn Alles, meine Ehre und mein ganzes Lebensglück auf's Spiel, aber mein Vertrauen auf den Charakter des Geliebten war so groß, daß ich mich augenblicklich entschloß, seinem Vorschlage zuzustimmen. Würden Sie es nicht gethan haben?«

»Ich?« fragte Röschen, wie aus einem langen Traume erwachend, während sie mit ihrer feinen Hand über die Augen strich. »Wie kann ich darauf antworten?«

»Denken Sie sich in meine Lage!«

»Ja, ich glaube, daß ich es gethan haben würde, wenn kein anderer Weg übrig blieb, den erzürnten Vater zu versöhnen und seine Einwilligung zu erlangen.«

»Nein, es blieb uns kein anderer Weg.«

»Aber der Fluch des Vaters folgte Ihnen!«

»So steht's häufig in Romanen geschrieben, in Wirklichkeit ist es nicht so schlimm. Die Trauung war vollzogen, ehe der Vater meines Gatten eine Ahnung davon hatte, daß ich seinen Sohn, den er auf einer Geschäftsreise glaubte, begleitete. Und als er nun erfuhr, daß ich die Frau seines Sohnes war, und daß kein Gesetz das Band wieder lösen konnte, welches mich an meinen Gatten fesselte, hatte er da noch das Recht, seinen Fluch auf uns zu schleudern? Es ist wahr, er hat uns diesen Schritt lange nicht verzeihen können, er hat uns gedroht, daß er sein

Kind enterben wolle, aber wir vergalten ihm den Groll durch Liebe und erweichten allmälig sein Herz.«

»Er vergab Ihnen?«

»Ja, es waren noch nicht sechs Monate nach unserer Trauung verstrichen, als er uns erlaubte, zurückzukehren. Wir waren so lange in England.«

»Und wie nahm er Sie auf?«

»Im ersten Augenblick kalt und zurückhaltend, aber schon nach einer Stunde sagte er, es freue ihn, daß sein Sohn eine so gute Wahl getroffen habe. Wir wohnten in seinem Hause, mein Gatte trat als Theilhaber in sein Geschäft ein, und die Beziehungen zwischen mir und meinem noch immer stolzen Schwiegervater gestalteten sich immer inniger, zumal, als ich ihm einen Enkel schenkte.«

Wie in Erinnerungen an eine ferne, ferne Zeit verloren, blickte die Alte mit starren Augen wieder hinaus auf die trostlosen Mauern, und eine Thräne rann langsam an ihren welken Wangen nieder.

Wie hätte Röschen mit ihrem arglosen, kindlich frommen Herzen ahnen können, daß die Trauer dieser Frau nur eine heuchlerische Maske war, hinter der ein tückischer Dämon sich verbarg!

»Was dann folgte, war Elend und Trübsal,« nahm die Alte nach einer Weile wieder das Wort, »Sie wissen es ja, ich habe es Ihnen oft erzählt. Große Verluste und verfehlte Speculationen machten den Bankerott unvermeidlich, mein Schwiegervater wollte die Schande nicht überleben. Man sagte mir, er sei plötzlich in der Nacht gestorben, ein Schlagfluß habe ihn getödtet, aber ich weiß

es besser – Friede seiner Asche! Mein Kind starb an der Bräune, mein Mann grämte sich so lange, bis der Kummer ihm unter steten Kämpfen mit der Noth das Herz gebrochen hatte. Und so bin ich geworden, was ich nun seit einer Reihe von Jahren bin,« schloß sie, tief aufseufzend, »eine Bettlerin, die von den Unterstützungen aus Gemeindemitteln ihr armseliges Leben kümmerlich fristet.«

O, wenn Röschen in diesem Augenblick in das Herz des Weibes hätte schauen können! Gewiß, sie wäre entsetzt gewesen über die Fülle von Bosheit, Gemeinheit und Niederträchtigkeit, die sie in jeder Falte desselben entdeckt hätte!

Sie legte ihre Hand leicht auf den welken Arm der Alten und sah ihr mit inniger Theilnahme in die Augen, die jetzt so unschuldig und tief traurig blickten und keine Ahnung von der boshaften Tücke aufkommen ließen, die zu Zeiten ihre Blitze aus ihnen schleuderte.

»Was Gott thut, das ist wohlgethan,« sagte sie leise, und salbungsvoll fügte das Weib hinzu:

»Es bleibt gerecht sein Wille!«

»Hatten Sie denn nichts, gar nichts aus dem Schiffbruch gerettet?« fragte das Prinzeßchen nach einer Pause.

»Nichts,« erwiderte die Alte kopfschüttelnd. »Mein Mann bemühte sich vergeblich um eine Stelle in irgend einem Handelsgeschäft, dem bankerotten Kaufmann wollte Niemand Vertrauen schenken. Ich arbeitete für uns Beide, ich fand barmherzige Samariter, die

mir Arbeit gaben und den Lohn ehrlich zahlten, aber ich mußte meine Kräfte zu sehr anstrengen und zerrüttete dadurch meine Gesundheit.«

»So wechselt Alles im Leben,« sagte Röschen sinnend. »Wer heute noch in einem Schlosse wohnt und für jeden Wunsch Erfüllung findet, kann nicht wissen, ob er nicht morgen schon mit dem Bettelsack von Thüre zu Thüre wandern muß.«

»Ich klage nicht,« erwiderte die Frau, ihre dürren Hände faltend, »der Herr hat's gegeben, er hat's genommen, sein Name sei gelobt.«

»Und Ihnen ward neben dem Leid auch viel Freude bescheert,« sagte das Prinzeßchen.

»Gewiß, also wäre es Unrecht, wenn ich klagen und murren wollte! Und nun frage ich Sie noch einmal, mein liebes Kind, haben Sie noch nie geliebt?«

Wieder senkte Röschen den Blick, wieder übergoß die verrätherische Gluth ihr schönes Antlitz.

Durfte sie auch jetzt noch leugnen, nachdem die treue, erprobte Freundin ihr die innersten Tiefen ihres Herzens erschlossen hatte?

Und war es nicht die Geschichte ihrer eigenen Liebe, was die Freundin ihr erzählt hatte?

Sah sie nicht schon die Stürme nahen, die über den Frühling ihrer Liebe verheerend hinwegbrausen sollten, und mußte sie, wenn jener Zeitpunkt eintrat, sich nicht danach sehnen, ihre Angst und ihr Leid einem befreundeten Herzen klagen zu können?

Sie schlug die Augen auf und sah die alte Frau groß und voll an, dem Herzen dieser Freundin durfte sie alle ihre Geheimnisse anvertrauen.

»Doch,« sagte sie, »ich kenne dieses Gefühl, aber ich kann nicht sagen, daß es mich beseligt.«

Und nun erzählte sie der aufmerksam horchenden Freundin die Geschichte ihrer Liebe mit allen Zweifeln, Enttäuschungen und Befürchtungen, aber die Alte schüttelte ernst das Haupt und nannte die Zweifel unbegründet, die Befürchtungen unberechtigt und die Enttäuschungen natürliche Folgen allzu hoch gespannter Erwartungen.

»Wie merkwürdig, daß die Geschichte meiner Liebe auch die Ihrige ist!« sagte sie im Tone der Ueberraschung. »Nun möchte ich fast glauben, daß sie auch in ihrer weiteren Entwicklung der meinigen gleichen wird, aber der Vater Ihres Verlobten ist Ihr Onkel, er wird nicht so hart mit Ihnen verfahren.«

»Sagen Sie das nicht so zuversichtlich,« erwiderte Röschen, »er ist ein stolzer Herr, der nur mit Geringschätzung auf seine armen Verwandten hinabsieht. Und selbst, wenn er wollte, würde meine Tante die Heirath nimmer zugeben.«

»Armes Kind!«

»Nein, nicht arm, ich kann entsagen, wenn es sein muß, ich kann es um so leichter, weil ich in der Liebe nicht die Seligkeit gefunden habe, die –«

»Freveln Sie nicht an dem süßesten und heiligsten Gefühl des Menschenherzens!« fiel Frau Wiedemann warnend ihr in's Wort. »Seit dem Tage Ihrer Verlobung haben die Sorgen um den Vater schwer auf Ihnen gelastet.«

»Und diese Sorgen werden so bald nicht schwinden.«

»Nein, gewiß nicht.«

Betroffen über den zuversichtlichen Ton, in welchem die Alte diese Worte gesprochen hatte, richtete Röschen hastig die Frage an sie, ob es denn wirklich wahr sei, daß ihr Vater verurtheilt werden solle?

Frau Wiedemann zuckte die Achseln, es schien, als ob sie bedaure, jene Worte gesprochen zu haben.

»Weichen Sie mir nicht aus,« bat das Prinzeßchen, »Sie wissen mehr, aber Sie wollen es mir verbergen.«

»Ich weiß nur, was hier und da im Publikum geredet wird,« sagte die Frau zögernd.

»Und wie urtheilt das Publikum?«

»Es bricht den Stab über Ihren Vater.«

»Haben Sie Keinen gefunden, der ihn vertheidigte?«

»Keinen!«

»Dann helfe ihm Gott!« seufzte Röschen. »Er ist schuldlos, er hat die Verbrechen nicht begangen –«

»Aber dennoch sprechen die Beweise gegen ihn.«

»Die Edelsteine, die man in seinem Besitz gefunden hat?«

»Und das Dolchmesser!«

»Nein, dieses Verbrechen kann ihm nicht bewiesen werden,« sagte das Mädchen erregt, »der Referendar Beier, der den Verhören beiwohnte, hat es mir gesagt!«

»So hat er Sie beruhigen wollen!«

»O nein, er verhehlte mir nicht, daß ich keine Hoffnung auf Freisprechung hegen dürfe.«

»Liebes Kind, im Publikum urtheilt man anders. Man sagt, wenn der Angeklagte den Diebstahl begangen habe, dann könne man ihm getrost auch das andere Verbrechen in die Schuhe schieben, er sei auf dem Schauplatz der That gesehen worden, und man habe den Dolch in seinem Besitz gefunden, diese Beweise müßten genügen.«

»Um einen Unschuldigen zu verurtheilen!« wallte das Mädchen in leidenschaftlicher Erregung auf. »Ja, er hat viel verbrochen,« fuhr sie er bittert fort, »er hat die, welche ihm ihre Unterstützung anboten, mit Grobheiten zurückgewiesen, er hat über die Thorheiten der Menschen gespottet, sich selbst aus der Gesellschaft ausgeschlossen und Jedem zugemuthet, daß er ihn als einen großen Künstler anerkennen solle. Das sind die Sünden, die er begangen hat –«

»Und über die man ebenfalls sehr scharf urtheilt,« fiel die Alte ihr ernst in die Rede. »Sie haben ihn des Irrsinns verdächtig gemacht –«

»Und seine eigenen Brüder haben den Antrag gestellt, er möge in einer Irrenanstalt untergebracht werden!«

»Wie bitter Sie das sagen!«

»Muß es mich nicht empören?«

»Nein, meine Freundin, die Brüder Ihres Vaters haben es nur in der Absicht gethan, um ihn vor dem Zuchthause zu retten. Wissen Sie, was es heißt, im Zuchthause

sein Leben vertrauern zu müssen? Haben Sie eine Ahnung von dem elenden, trostlosen Leben in jenem finstern Hause?«

»Glauben Sie, daß es im Irrenhause besser sei?«

»Ja, wenn Ihr Vater auch dort ein Gefangener ist, so bleibt ihm doch die Freiheit, innerhalb der Mauern, die ihn umschließen, zu thun und zu lassen, was ihm beliebt.«

»Nennen Sie das Freiheit?«

»Er kann in seiner Zelle lesen, schreiben, malen, er kann im Garten arbeiten –«

»Und sich an den hirnverrückenden Narrheiten der Irren ergötzen, bis er selbst ein Irrer ist.«

Frau Wiedemann schüttelte leicht das Haupt, aber vor dem zornflammenden Blicke des Prinzeßchens schlug sie die Augen verlegen nieder.

»Sie urtheilen darüber zu scharf,« sagte sie begütigend, »die Brüder werden gewiß dafür sorgen, daß er in der Anstalt Alles findet, was er bedarf und was sein Herz begehrt. Mit den Irren kommt er nicht in Berührung – – aber wie können wir uns nur darüber so sehr aufregen? Es kommt ja doch Alles, wie Gott es will, ohne dessen Willen kein Haar von eines Menschen Haupte fällt.«

Wieder faltete sie die Hände, und die grauen, falschen Augen blickten so andächtig zur Zimmerdecke empor, als ob sie durch die Decke hindurch in den geöffneten Himmel hineinschauen könnten.

»Es werden schwere Tage für Sie sein,« fuhr sie mit zitternder Stimme fort, »aber Geduld, auch diese Wolken

müssen fliehen, und hinter ihnen strahlt die ewige Sonne, deren Licht niemals erlöschen kann.«

Ein leises Pochen an der Thüre bewog sie abzubrechen.

Das Prinzeßchen erhob sich rasch und öffnete, ein Knabe stand auf der Schwelle des Zimmers und sah sie forschend an.

So viel List und Verschlagenheit, wie in diesem jugendlichen Gesicht, hatte Röschen noch nie in dem Antlitz eines Kindes gefunden; es war eins jener altklugen, pfiffigen Gesichter, die beim ersten Anblick auf den Gefühlsmenschen einen betrübenden Eindruck machen.

»Wohnt hier Fräulein Bauerband?« fragte der Knabe mit gedämpfter Stimme, nachdem er sich scheu umgeblickt hatte.

Röschen nickte bejahend, mit auffallender Hast und befremdlicher Verstohlenheit überreichte das Kind ihr einen Brief.

»Von ihm,« sagte es geheimnißvoll.

»Von wem?« fragte Röschen mit wachsendem Erstaunen, während sie prüfend das unsaubere Couvert betrachtete, welches keine Adresse trug. »Wer hat Dir den Brief gegeben?«

»Mein Vater.«

»Wer ist Dein Vater?«

Wieder blickte der Knabe sich scheu um, Röschen beugte sich zu ihm nieder; mußte sie doch aus dem Benehmen des Kindes schließen, daß nicht Jeder das, was er ihr zu sagen hatte, hören dürfe.

»Wer ist Dein Vater?« fragte sie noch einmal.

»Schließer im Gefängniß.«

Erschreckt fuhr das Prinzeßchen zusammen, ihr erster Gedanke galt dem Vater.

Schickte er ihr den Brief? Alle früheren Briefe hatte der Bote des Gerichts gebracht, sie waren durch die Hände des Untersuchungsrichters gegangen.

»Weißt Du denn auch gewiß, daß der Brief für mich bestimmt ist?« fragte sie zögernd.

Der Knabe nickte hastig.

»Für Fräulein Bauerband,« erwiderte er. »Mein Vater sagte mir, man werde mir ein Trinkgeld geben, wenn ich warte, bis das Fräulein den Brief gelesen habe.«

Jetzt öffnete Röschen rasch das Couvert; sie sah nicht, daß der tückische Blick ihrer Freundin unverwandt auf sie gerichtet war. Hätte sie in diesem Moment sich plötzlich umgeblickt, würde ihr der wahrhaft teuflische Ausdruck des welken Gesichts Entsetzen eingeflößt haben.

In dem Couvert befand sich ein kleines Billet, sie entfaltete es und las die mit Bleistift sichtbar in großer Hast geschriebenen Worte:

»Vertraue Deinem Bräutigam, ich schulde ihm vielen Dank. Alles in Ordnung, auf Wiedersehen in Hamburg. Gieb dem Boten etwas, ich habe nichts.«

Rathlos schüttelte Röschen den Kopf, sie verstand den Sinn dieser Worte nicht, dann fiel ihr Blick auf den Knaben der mit ausgestreckter Hand vor ihr stand und auf seinen Lohn wartete.

Das Prinzeßchen griff in die Tasche und legte ein Geldstück in die Hand des Kindes.

»Könntest Du auch einen Brief an ihn besorgen?« fragte sie leise.

Der Knabe zuckte zweifelnd die Achseln.

»Wenn mein Vater es thun will, ich allein kann's nicht,« erwiderte er.

»So frage Deinen Vater, ich werde ihm sehr dankbar sein, wenn er meinen Wunsch erfüllt.«

»Dann thut er's gewiß,« sagte der Knabe, pfiffig zu dem schönen Mädchen aufschauend, »wann soll ich den Brief holen?«

»Morgen.«

»Gut, ich werde kommen.«

Der Knabe ging hinaus, das Prinzeßchen schloß hinter ihm die Thüre und trat an den Tisch, um die Lampe anzuzünden.

Nachdem das Letztere geschehen war, überreichte Röschen das Billet der Alten, mit der Bitte, es zu lesen und ihr zu sagen, ob sie den Inhalt verstehe.

Frau Wiedemann bewaffnete ihre grauen Augen mit einer in Horn eingefaßten Brille, die ihrem hageren Gesicht Aehnlichkeit mit einer Eule verlieh, dann entzifferte sie langsam und mit großer Mühe die unleserliche Schrift.

»Es ist die Handschrift meines Vaters,« sagte Röschen, indeß sie über die Schulter der Alten auf den Zettel blickte, »es sind ganz genau die großen, schwerfälligen Buchstaben, wie er sie immer machte.«

»Dann, mein Kind, ist der Inhalt sonnenklar,« versetzte die Frau mit einem triumphirenden Blick auf das schöne

Mädchen. »Ihr Bräutigam hat den Schließer bestochen und Alles für die Flucht des Gefangenen vorbereitet.«

»Mein Gott, wäre das möglich?«

»Es ist die Wahrheit. – Auf Wiedersehen in Hamburg! Welche andere Bedeutung können diese Worte haben, als daß Ihr Vater auf der Flucht in Hamburg mit Ihnen zusammentreffen will?«

»Ja, ja, es ist wahr,« sagte das Prinzeßchen verwirrt, »aber es fällt mir schwer zu glauben, daß mein Vater sich zu diesem Schritt entschlossen haben soll.«

Wieder wurde angeklopft, und als Röschen nun die Thüre öffnete und Hermann eintrat, erhob die Alte sich, um nach einem flüchtigen Gruß das Zimmer zu verlassen.

Hermann sah ihr mit gerunzelter Stirne nach, dann traf ein unwilliger Blick aus seinen Augen, das Prinzeßchen, welches sofort die Ursache seines Aergers errieth.

»Sie kam herüber, um eine Weile mit mir zu plaudern,« sagte sie, gleichsam entschuldigend, »sie ist eine treue, aufrichtige Seele –«

»Mag sein, aber mein Vertrauen hat sie nicht,« unterbrach Hermann sie in unfreundlichem Tone. Lassen wir das,« fuhr er mit einer abwehrenden Geberde fort, als er bemerkte, daß Röschen die Freundin vertheidigen wollte, »ich habe heute Aerger und Aufregung genug gehabt. Unser Geheimniß ist verrathen, es war unklug von Dir, daß Du den naseweisen Vetter Konrad in dasselbe einweihtest.«

»Konrad hat es verrathen?« fragte Röschen bestürzt.

Der junge Mann ließ sich auf einen Stuhl nieder und blickte lange in finsterem Schweigen vor sich hin.

»Konrad?« wiederholte das Prinzeßchen erregt. »Ah, das kann nicht sein, Hermann, er hat mir die strengste Verschwiegenheit gelobt, gewiß, es muß ein Irrthum sein.«

»Keineswegs, Konrad und Onkel Mathias waren heute Morgen selbst bei meinem Vater – aber ich muß Dir den Zusammenhang berichten. Du weißt bereits, daß mein Freund, der Rittergutsbesitzer von Wollheim, meine Schwester ehelichen will, darauf bezügliche Andeutungen wurden von meinem Vater mit so vieler Zurückhaltung aufgenommen, daß der Edelmann sich schon jetzt sagen muß, er habe einen Korb erhalten. Indeß, Eleonore liebt ihn, und zu dieser Liebe tritt der Abscheu gegen den Graf von Bentheim, an den sie verkuppelt werden soll. Sie hatte heute Mittag eine Zusammenkunft mit meinem Freunde, und so viel ich bis jetzt erfahren konnte, ist sie nicht abgeneigt, mit ihrem Geliebten nach England zu fliehen, um sich dort mit ihm trauen zu lassen.«

Röschen erinnerte sich in diesem Augenblick der Bitte des Referendars und des Versprechens, welches sie ihm gegeben hatte, diese Erinnerung ließ sie ihre eigenen Sorgen vergessen.

Sollte sie Hermann warnen, ihm sagen, welche Vermuthungen der Referendar über den Edelmann geäußert hatte?

Sie durfte es nicht, weil ihr die strengste Verschwiegenheit anbefohlen war, zudem würde sie keinen Dank

dafür geerntet haben, sie mußte ja voraussehen, daß Hermann den Verdacht gegen seinen Freund, mit dessen Freundschaft er sich stets gebrüstet hatte, als Verleumdung zurückweisen würde.

So wollte sie denn im Stillen als Schutzengel über Eleonore wachen und das ihr drohende Verderben abwenden, so weit es in ihren Kräften lag.

Ach, sie ahnte nicht, wie nahe ihr selbst das Verderben war!

»Wann wird sie abreisen?« fragte sie so unbefangen, als es ihr möglich war.

»Vielleicht schon in den ersten Tagen.«

»Natürlich heimlich?«

»Mein Freund und ich werden Eleonore begleiten, ich mache mit ihr eine Landparthie, in D. erwartet uns der Edelmann, von dort aus reisen die Beiden mit dem Schnellzuge ab, ich kehre mit meiner Equipage allein heim und sage meinen Eltern, Eleonore sei in D. bei einer Freundin zurückgeblieben.«

»Werden sie Dir glauben?«

»Weshalb sollten sie zweifeln?«

»Aber später, wenn die Wahrheit an den Tag kommt –«

»Ah, dann hoffe ich auch über alle Berge zu sein,« sagte Hermann, über dessen fahles Gesicht sich ein boshafter Ausdruck breitete. »Aber ich wollte Dir ja erzählen, weshalb unser Geheimniß meinem Vater verrathen wurde. Ich weiß nicht, ob es Dir bekannt ist, daß im vergangenen Herbst eine schöne, junge Dame in unsere Stadt kam und seit jener Zeit hier wohnt. Vielleicht hast Du auch

einige von den albernen Gerüchten vernommen, welche über Fräulein Wilde verbreitet wurden? Man hat sogar mich mit ihr in Verbindung gebracht, weil ich einmal auf der Promenade, als ich ihr von einem Freunde vorgestellt wurde, einige Worte mit ihr wechselte.«

Der lauernde Blick des jungen Mannes ruhte forschend auf dem Mädchen, welches, mit der Stickerei beschäftigt, ihm gegenübersaß.

Sie schlug die Augen auf und blickte ihn so unschuldig fragend an, als ob sie ihm zürne, daß er glauben könne, sie habe jemals an seiner Treue gezweifelt.

Er athmete erleichtert auf, jetzt hatte er die beruhigende Gewißheit, daß seine Besorgniß, Meister Mathias oder Konrad seien schon bei ihr gewesen, unbegründet war.

»Mit dieser Dame nun hatte Herr von Wollheim nähere Beziehungen angeknüpft,« fuhr er fort, »es verstand sich von selbst, daß er sie lösen mußte, bevor er sich mit meiner Schwester verlobte. Da er selbst das leidenschaftliche Temperament des Fräuleins fürchtete, so bat er mich, die Angelegenheit für ihn zu ordnen, ich durfte ihm die Bitte nicht abschlagen und besuchte gestern Abend die junge Dame.«

»Das hättest Du nicht thun sollen,« sagte Röschen in mißbilligendem Tone.

»Ich that es aus Freundschaft, ohne die möglichen Folgen ängstlich zu berechnen. Der Zufall wollte, daß Konrad mich in das Haus treten sah, er wartete, bis ich es

wieder verließ, und nahm sich heraus, mich mit Schmähungen, Vorwürfen und Drohungen zu überschütten, auf die ich ihm keine Antwort geben konnte.«

»Sagtest Du ihm denn nicht –«

»War ich verpflichtet, ihm Rechenschaft zu geben, mich ihm gegenüber zu verantworten?« fuhr Hermann zornig auf. »Nein, ich sagte ihm nur, daß er ein Narr sei, daß Du keines Beschützers bedürfest, und er im Uebrigen thun und lassen möge, was ihm beliebe. Heute Morgen kam er mit seinem Vater, der alte Mann klagte mich des Treubruchs an und forderte, ich solle sofort die Verlobung mit Dir veröffentlichen.«

Erschreckt blickte Röschen auf, mit fieberhafter Spannung hing ihr Blick an den Lippen des jungen Mannes, der sichtbar nur mit großer Mühe seine Fassung behaupten konnte.

»Ich konnte mich nicht vertheidigen,« fuhr er fort, »die Wahrheit durfte ich nicht sagen, weil mein Vater zugegen war, sie würde meinen Freund bloßgestellt haben.«

»Und weißt Du, ob Dein Freund dieses Opfer werth ist?« fragte das Prinzeßchen mit leisem Vorwurf. »Du ladest auf Dich den Schein eines Treubruchs, einer ausschweifenden Lebensweise, um einen Freund vor der Verachtung zu schützen, die er verdient hat.«

»Du urtheilst darüber zu scharf,« antwortete Hermann begütigend, »überdies war ich auch verwirrt, die Entrüstung über die Grobheiten des Tischlermeisters machte mich unfähig, ihm in Ruhe zu antworten und die Grundlosigkeit seiner Anklage zu beweisen.«

»Und dann? Was geschah darauf?«

»Mein Vater machte mir Vorwürfe, ich mußte sie über mich ergehen lassen. Sie schmerzten mich nicht so sehr, wie die Erklärung, daß er in meine Verlobung nicht einwilligen werde, so lange Dein Vater im Gefängniß sei.«

Das Prinzeßchen nickte traurig, sie hatte dies erwartet.

»Er hat Dir befohlen, von mir abzulassen,« sagte sie, schmerzlich bewegt, während ihre dunklen Augen, die so tieftraurig ihn anschauten, sich mit Thränen füllten. »Mein armer Vater ist unschuldig, aber Niemand glaubt daran –«

»Nein, Niemand!« fiel Hermann ihr rasch in's Wort. »Und so sehr es Dich auch schmerzen mag, kann ich Dir doch nicht verhehlen, daß Du ihn nie wiedersehen wirst. Der Diebstahl ist bewiesen –«

»In meinen Augen nicht, Hermann, alle diese Scheinbeweise werden mich in meinem Urtheil nicht irre machen, ich glaube fest an die Unschuld meines Vaters.«

»Was hilft es ihm, wenn die Richter vom Gegentheile überzeugt sind? Wird er nicht verurtheilt, so soll er in eine Irrenanstalt gebracht werden, ich weiß das aus zuverlässiger Quelle.«

Das Prinzeßchen blickte ihn voll an.

»Und Du sagst mir nichts, was Du gethan hast, um ihn vor diesem traurigen Geschick zu bewahren?« fragte sie vorwurfsvoll.

»Was ich gethan habe?« erwiderte Hermann, anscheinend in hohem Grade betroffen. »Ich verstehe Dich nicht, mein süßes Herz.«

Mit einem triumphirenden Lächeln auf den rosigen Lippen hielt Röschen den Zettel empor.

»Dein Geheimniß ist verrathen!« sagte sie, dann legte sie das Billet vor ihn hin, und ihre Augen ruhten mit inniger Liebe auf ihm, während er mit finster zusammengezogenen Brauen die Schrift entzifferte.

»Wie thöricht!« versetzte er ärgerlich. »Alles hätte mißlingen könen, wenn dieser Wisch in andere Hände gekommen wäre!«

Von den Lippen Röschen's verschwand das Lächeln, sie begriff die Gefahr, ein ernster Ausdruck breitete sich über ihr schönes Gesicht.

»Wenn mein Vater mir diese Mittheilung nicht gemacht hätte, würde ich wohl nicht erfahren haben, wie nahe ihm die Rettung ist,« sagte sie zürnend. »Weshalb hast Du mir das Geheimniß nicht anvertraut?«

»Um Dir Aufregungen zu ersparen!«

»Aufregungen, die mir lieber sein mußten, wie die schweren Sorgen, die mich drückten.«

»Sind Deine Sorgen nun geschwunden?«

»Nein, aber sie drücken mich nicht so schwer, seitdem ich hoffen darf, daß mein armer Vater die Freiheit wieder erhalten wird.«

Der junge Mann schüttelte den Kopf, dann stützte er ihn auf den Arm, um abermals den verhängnißvollen Zettel zu betrachten.

»Aergert es Dich so sehr, daß ich es erfahren habe?« fragte Röschen. »O, ich danke Dir von ganzem Herzen

für diesen Liebesdienst, durch den Du auch meinen Vater versöhnt hast. Er wird frei sein –«

»Noch ist er es nicht!«

»Sprich, wie hast Du es ermöglicht?«

»Mit Gold läßt Alles sich erzwingen. Als ich die Gewißheit erhielt, daß Dein Vater den Rest seines Lebens im Gefängniß oder im Irrenhause beschließen sollte, setzte ich mich mit einem Schließer in Verbindung. Der Mann ist arm, er hat eine zahlreiche Familie zu ernähren, der Glanz des Goldes blendete ihn. Mit ihm war ich bald einig, aber weit mehr Mühe machte es mir, Deinen Vater mit meinem Plane zu befreunden. Mit seinem hartnäckigen Eigensinn weigerte er sich lange, durch die Flucht den Schein der Schuld auf sich zu laden, erst, als ich ihm sein Loos mit solcher Sicherheit beschrieb, daß er die Wahrheit meiner Mittheilung nicht mehr bezweifeln konnte, willigte er ein. Noch sind nicht alle Vorbereitungen getroffen, deshalb verschwieg ich Dir den Plan, Du solltest ihn erst erfahren, wenn die Ausführung gelungen war. Es wäre eine freudige Ueberraschung gewesen, nun hat Dein Vater –«

»Zürne ihm nicht,« bat das Prinzeßchen, den Arm um seinen Nacken schlingend, »er konnte ja nicht ahnen, daß mir der Plan ein Geheimniß war. Aber wird es auch gelingen?«

»Sieh, da kommen schon die Zweifel und Aufregungen, wie sehr werden sie Dein armes Herz foltern, bis zu dem Augenblick, in welchem Du Gewißheit erhältst.«

»Nein, nein, ich werde ruhig und geduldig sein.«

Der junge Mann zog das Mädchen auf seinen Schooß, von ihrem Arm umschlungen hielt er den Zettel über die Lampe, bis das Feuer ihn verzehrt hatte.

»Vor allen Dingen Verschwiegenheit!« sagte er warnend. »Konrad und Onkel Mathias werden wahrscheinlich kommen, um mich anzuklagen, verrathe ihnen nichts, laß' sie nicht einmal ahnen, daß Du mit Sicherheit auf die Befreiung Deines Vaters hoffst. Höre ihre Klagen an und vertheidige mich, aber auf ein anderes Thema lasse Dich nicht mit ihnen ein. Willst Du mir das versprechen?«

»Gewiß, obschon ich die Zuversicht hege, daß Onkel Mathias sich recht herzlich über die Befreiung seines Bruders freuen wird.«

»Ich könnte Dir beweisen, daß das ein Irrthum ist, aber wozu? Es ist genug, wenn ich Dich warne, ein einziges Wort kann den Plan vereiteln, dann würde nichts Deinen Vater retten! Vielleicht können wir erst am Sonntag, also am Tage vor den Gerichtsverhandlungen unsern Plan ausführen, aber es ist auch möglich, daß er schon heute oder morgen in's Werk gesetzt wird. Dein Vater erhält andere Kleider und einen Paß, er wird Haar und Bart scheeren lassen und mit einer gefüllten Börse die Reise antreten. In Hamburg erwarten wir ihn, er darf sich dort nicht lange aufhalten, mit dem ersten Schiff, welches die Anker lichtet, muß er die Reise nach Amerika fortsetzen. Du wirst also vorausreisen, wenn es sein kann, schon morgen, aber verrathe Niemandem das Ziel Deiner Reise. Ich folge einige Tage später, es ist nöthig, daß wir Alle

einzeln reisen, damit keiner Spur nachgeforscht werden kann.«

Hermann hatte diesen Plan mit gedämpfter Stimme, aber in fliegender Hast entwickelt, das Prinzeßchen hörte ihm aufmerksam zu und erwog im Geiste die Gefahren, die ihren Vater auf seiner Flucht begleiteten.

An sich selbst dachte sie nicht, sie hatte jetzt keine Zeit dazu.

Der junge Herr öffnete sein Portefeuille, nahm einige Banknoten und eine Karte heraus und überreichte dies Alles seiner Braut.

»Dies ist die Adresse des Gasthofs, in welchem wir zusammentreffen werden,« sagte er, und hier ist Geld zur Reise. Es bleibt dabei, Du fährst morgen Abend mit dem Schnellzuge ab, nimm nicht viel Gepäck mit, was Du bedarfst, können wir in Hamburg kaufen. Ich werde bald nach Dir eintreffen, wir erwarten dann Deinen Vater und machen mit ihm die Reise über den Ocean gemeinschaftlich.«

»Du auch?« fragte Röschen erstaunt.

»Glaubst Du, ich werde Dich verlassen?«

»Aber Dein Vater!«

»Bah, er wird eine kurze Zeit grollen und uns dann verzeihen, ich bin ihm unentbehrlich, er wird froh sein, wenn ich mit meinem lieben Weibchen zurückkehre. Wir müssen dann zusehen, wie wir die Sache arrangiren, Du wirst nicht gerne Deinen Vater allein in Amerika zurücklassen, – na, kommt Zeit, kommt Rath, vielleicht wird inzwischen der wahre Schuldige entdeckt. Bist Du bereit,

meine Anordnungen, so wie ich sie getroffen habe, zu befolgen?«

Rosa sah ihren Verlobten ernst an; weshalb sollte sie ihm nicht vertrauen? Und aus welchem Grunde hätte sie an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen und der Wahrheit seiner Worte zweifeln können?

Opferte er ihr nicht seine Heimath und seine Familie? Konnte nach diesem Beweis seiner Liebe noch ein Zweifel an seiner Treue in ihr aufsteigen?

Nein, solche Zweifel mußte sie verbannen, sie waren ungerecht und ein Frevel an ihrer Liebe, sie waren finstere Dämone, die sie um das Glück ihres Lebens betrügen wollten!

Es klang ja Alles so wahrscheinlich, und es war ihre Pflicht, den flüchtigen Vater auf der Fahrt nach Amerika zu begleiten, wie konnte er nur fragen, ob sie bereit sei, diese heilige Pflicht zu erfüllen?

»Ja,« sagte sie mit ungewöhnlichem Ernst, »ich werde thun, wie Du befiehlst, aber ich hoffe, Dich noch einmal zu sehen, ehe ich abreise.«

»Morgen Mittag.«

»Ich werde Dich erwarten.«

»Und Du wirst schweigen gegen Jedermann?«

»Gewiß, ich verspreche es Dir.«

Hermann küßte das Prinzeßchen und erhob sich; er holte seine Handschuhe aus der Tasche und zog sie langsam an.

»Ich danke Dir, daß Du fo rasch und willig auf meinen Plan eingehst,« sagte er, »ich darf jetzt die Zuversicht hegen, daß er gelingen wird.«

»Fürchtest Du nicht, daß Deine Eltern Dir Hindernisse in den Weg legen werden?« fragte Röschen besorgt.

»Nein, mein süßes Herz, mein Vater wird glauben, ich befinde mich auf einer Geschäftsreise, erst von drüben schreibe ich ihm, welchen Schritt ich gethan habe. Dann ist es für ihn zu spät, einzugreifen, und es bleibt ihm nichts mehr übrig, als die Thatsache anzuerkennen.«

»Wenn wir nur schon auf der See wären!« seufzte das Mädchen.

»Geduld, ich hege schon jetzt keine Furcht mehr.«

»Man wird meinen Vater verfolgen.«

»Gewiß, aber unsere Vorkehrungen sind derart getroffen, daß die Häscher eine falsche Spur verfolgen und die kostbare Zeit mit nutzlosen Nachforschungen verlieren werden. Hat er das Gefängniß hinter sich, so wird er auch Hamburg sicher und ungefährdet erreichen, wenn er nicht selbst in einem Anfalle von Geistesstörung sich der Behörde überliefert. Schlaf wohl, mein Schatz, es ist die letzte Nacht unter diesem Dache, vergiß nicht, was ich Dir gesagt habe, und sei verschwiegen.«

Er umarmte noch einmal das Mädchen, küßte sie und ging dann rasch hinaus; Röschen ergriff die Lampe und gab ihm das Geleite bis zur Treppe.

Hier schieden sie, Hermann verbat sich die weitere Begleitung und zwar aus einem sehr triftigen Grunde.

Auf der Hausflur erwartete ihn Frau Wiedemann, sie sah ihn fragend an, er nickte befriedigt und flüsterte ihr im Vorbeigehen zu, er sei mit ihr zufrieden, sie möge nun das Mädchen in seinem Entschluß befestigen.

Er konnte allerdings mit dem Resultat seiner Machinationen zufrieden sein, Röschen ging arglos in die Falle, in Hamburg war sie schutz- und hülflos ihm preisgegeben.

Fanny war abgefunden, und selbst wenn sie auch jetzt noch Ansprüche an ihn hätte erheben wollen, so würde sein Vater ihn vor ihren Bosheiten beschützt haben.

Mußte er die Reise nach Amerika machen, um seinen Zweck zu erreichen, so war das ja für ihn, den reichen Herrn, eine Vergnügungsreise, und der Verzeihung seines Vaters durfte er bei seiner Rückkehr sicher sein.

Das Prinzeßchen war und blieb dann verschollen, er wollte schon dafür sorgen, daß ihre Familie niemals erfuhr, welches Loos sie getroffen hatte.

Eine andere Vergeltung als die, welche ihre Familie an ihm hätte üben können, fürchtete er nicht, sein Gemüth war in Sünden und ausschweifenden Genüssen verhärtet, sein Gewissen war todt, seitdem er die Selbstachtung verloren hatte.

Nur Eins bereitete ihm Sorge, die Frage, woher er das Geld nehmen sollte, dessen er bedurfte?

Daß der Kassirer ihm keine Zahlung machen werde, unterlag nicht dem leisesten Zweifel, der Befehl seines Vaters lautete zu bündig, als daß er in irgend einer Weise umgangen werden konnte.

Aber ohne Geld konnte Hermann die Reise nicht antreten, und das letzte, was er noch besaß, hatte er seiner Braut gegeben.

Er fand keine Antwort auf die Frage, die ihn quälte, und so entschloß er sich endlich, seinen Freund, den Rittergutsbesitzer, um Rath zu bitten.

Herr von Wollheim schien den jungen Mann, erwartet zu haben, er ging ihm mit lebhaften Zeichen der Ungeduld entgegen und beklagte sich bitter, daß Hermann ihn so lange habe warten lassen.

Er theilte ihm mit, er sei vor einer halben Stunde an dem Hause des Bankiers vorbeigekommen und habe vor demselben eine mit großen Koffern und anderen Gepäckstücken beladene Equipage gesehen, er glaube vermuthen zu dürfen, daß der Graf von Bentheim angekommen sei.

Hermann war über diese Nachricht sehr überrascht, so bald hatte man in seinem elterlichen Hause den hohen Gast nicht erwartet, aber als Wollheim hinzufügte, ein schwacher, gebeugter Greis sei aus jener Equipage ausgestiegen und von Madame Bauerband auf der Schwelle des Hauses empfangen worden, konnte auch er nicht mehr zweifeln, daß der Graf eingetroffen war.

Der Rittergutsbesitzer äußerte, die Ankunft seines Nebenbuhlers freue ihn außerordentlich, denn jetzt dürfe er mit Sicherheit darauf rechnen, daß Eleonore ihren Entschluß rasch fassen werde, und es sei nicht zu befürchten, daß ihre Wahl auf den gichtbrüchigen Greis fallen

werde, dessen äußere Erscheinung schon ihr eine unüberwindliche Abneigung einflößen müsse.

Sodann kam er auf die Unterredung zurück, die er am Nachmittag dieses Tages mit seinem Freunde über Fräulein Wilde und die Drohungen des Meisters Mathias gepflogen hatte, er warnte Hermann vor der Rache Fanny's und rieth ihm, sie zu versöhnen, indem er ihn zugleich darauf aufmerksam machte, daß sie sich durch den Brief seines Vaters mit Recht beleidigt fühlen müsse.

Hermann wollte leicht darüber hinweggehen, aber die Warnungen Wollheim's beunruhigten ihn doch. Er theilte ihm, wenn auch mit innerem Widerstreben den Plan mit, den er entworfen und mit dessen Ausführung er schon begonnen hatte, um das Prinzeßchen zu betrügen, die ihm nicht mehr war, als eine schöne, duftige Blüthe, deren Reize er genießen wollte, um sie alsdann in den Staub zu treten.

Herr von Wollheim hörte ihm schweigend zu, der Plan schien seine Billigung zu finden, denn er nickte mehrmals zustimmend und äußerte weder durch ein Wort, noch durch einen Blick sein Mißfallen.

Aber als Hermann damit schloß, er hoffe, sein Freund werde ihm die Summe, deren er bedürfe, vorstrecken, zuckte der Edelmann bedauernd die Achseln und erwiderte, sein Freund habe leider die Rechnung ohne den Wirth gemacht, er sei gegenwärtig nicht in der Lage, diese Bitte erfüllen zu können.

»Sie wissen, daß ich selbst eine weite Reise vorhabe,« sagte er, anscheinend mit aufrichtigem Bedauern, »meine Kasse ist erschöpft, die Gelder, die ich von meinem Hause in Paris erwarte, bleiben aus. So befinde ich selbst mich in der unangenehmen Lage, nach einer Quelle forschen zu müssen, aus der ich meine Kasse füllen kann, und mit welchen Schwierigkeiten das verbunden ist, wird Ihnen nicht unbekannt sein. In allem Ernst, mein Freund, ich dachte schon daran, mich an Sie zu wenden, Sie hatten derzeit den Vorschlag, den ich Ihnen zur Tilgung der kleinen Schuld machte, zurückgewiesen, ich hoffte, Sie würden sich in der angenehmen Lage befinden, mir eine Abschlagszahlung machen zu können.«

Dem jungen Herrn stieg das Blut in die Wangen und goß eine brennende Gluth über sein Antlitz, der gleich darauf eine fahle Blässe folgte. Er hatte sich schon der Hoffnung hingegeben, Wollheim werde ihn an diese Ehrenschuld nicht mehr erinnern, um so unangenehmer mußte die Mahnung ihn überraschen.

»Sie haben Credit,« sagte er ausweichend, »mein Vater wird Ihnen sofort –«

»Ah, glauben Sie, meine Ehre gestatte mir, jetzt noch diesen Credit zu beanspruchen?« fiel der Edelmann ihm ironisch in's Wort. »Nein, mein Freund, unter keiner Bedingung, ich habe mir vorgenommen, die Schwelle Ihres elterlichen Hauses nicht mehr zu überschreiten, wie also könnte ich es über mich gewinnen, von Ihrem Vater die Summe anzunehmen, die ich zu keinem andern Zweck, als zur Entführung seiner Tochter benutzen will?

Er soll keinen Grund zu einem Vorwurf in geschäftlicher Beziehung gegen mich haben. Für die Summen, die ich von ihm entnahm, hat er Deckung, und für den kleinen Verdruß, den ich ihm bereite, werde ich später ihn reich entschädigen. Ich könnte mich an einen andern Bankier wenden, aber ich mag das nicht, aus leicht begreiflichen Gründen. Man würde mich fragen, ob und weshalb ich die Verbindung mit dem Hause Bauerband abgebrochen habe, man würde die Wahrheit ahnen, oder sich in Vermuthungen ergehen, die für mich geradezu beleidigend wären, Sie werden einsehen, ich darf mich diesen Chancen nicht aussetzen. Ich habe sehr gute Wechsel auf Paris und Wien im Portefeuille im Betrage von zwanzigtausend Thalern, aber ich mag sie keinem Bankier anbieten.«

»So will ich sie meinem Hause übergeben –«

»Nein, nein, die Verbindung mit Ihrem Hause bleibt einstweilen abgebrochen.«

»Daran thun Sie Unrecht!«

»Durchaus nicht, ich übe dadurch einen Druck auf Ihren Vater, er wird um so eher mich als seinen Schwiegersohn anerkennen. Besitzen Sie nicht die Procura Ihres Hauses?«

»Allerdings.«

»Wohl, so könnte der Verlegenheit leicht ein Ende gemacht werden, vorausgesetzt, daß Sie mir den kleinen Dienst erzeigen wollen. – Aber ich vergaß ganz, zu fragen, was Sie zu trinken wünschen,« umterbrach der Edelmann sich, indem er zum Schellenzuge eilte, »verzeihen Sie, der Ernst unseres Gesprächs ließ es mich vergessen.«

Hermann dankte für Alles, aber Wollheim wollte die Ablehnung nicht annehmen, er läutete und bestellte Champagner.

»Ja, Sie könnten nicht allein mir, sondern uns Beiden eine Quelle öffnen,« sagte er so gleichgültig, daß ein unbefangener Zuhörer hätte glauben müssen, er lege nicht den mindesten Werth auf diese Quelle, »Sie könnten meine Wechsel im Namen Ihres Hauses verkaufen. Ich girire sie an Sie, Sie setzen das Giro Ihres Hauses darunter und bieten das Papier an der Börse aus, es ist mit Sicherheit vorauszusehen, daß sich ein Käufer dafür finden wird. Es ist durchaus nicht nöthig, daß Ihr Herr Vater etwas davon erfährt, Sie machen da ein kleines Privatgeschäft, zu welchem Sie nur die Unterschrift Ihres Hauses benutzen.«

In Nachdenken über diesen Vorschlag versunken, blickte Hermann schweigend dem Edelmanne zu, wie dieser aus seinem Secretär eine elegante Mappe holte, letztere öffnete und zwei Wechsel auf den Tisch legte.

Fast mechanisch nahm er die Documente auf, es waren anscheinend Wechsel, die man in der Börsensprache »feines Papier« nannte.

»Ich werde Ihnen von diesen zwanzigtausend Thalern viertausend vorstrecken,« fuhr der Edelmann fort, »und da Sie so sehr darauf dringen, der Ehrenschuld gesetzliche Gültigkeit zu geben oder war dies nicht Ihre Absicht?« fragte er mit einem durchdringenden Blick den jungen Mann, der verwirrt antwortete, er habe dies allerdings gewünscht und wünsche es auch jetzt noch.

»Nun wohl, da Sie es wollen, so mache ich Ihnen folgenden Vorschlag. Sie geben mir einen Schuldschein, auf zehntausend Thaler lautend, wenn ich nicht irre, betrug die Spielschuld sechstausend.«

»Etwas mehr!«

»Nehmen wir die runde Summe, also sechstausend und die viertausend, die ich Ihnen jetzt vorstrecke, in Summa zehntausend Thaler. Ich hingegen gebe Ihnen einen Revers, wonach die Schuld am Tage meiner Hochzeit mit Ihrer Fräulein Schwester auf Heller und Pfennig getilgt ist. Finden Sie diesen Vorschlag annehmbar?«

»Ja,« erwiderte Hermann, der in seiner Freude über die unerwartete Hülfe nicht daran dachte, welche Folgen das ihm vorgeschlagene Geschäft für ihn haben könne. »Ich werde Ihnen morgen das Geld bringen.«

Herr von Wollheim nickte befriedigt.

»Und Sie werden gut thun, einen Theil des Geldes, welches Sie von mir erhalten, der schönen Fremden zu schicken,« sagte er, »beherzigen Sie meinen Rath, er stützt sich auf Erfahrung, diese Damen sind gefährlich, wenn man das Unglück gehabt hat, sie zu beleidigen.«

»Ah, bah, die Drohung meines Vaters wird ihre Wirkung nicht verfehlen.«

»Sehr wohl, aber hat Ihr Vater in dem Augenblick, in welchem er den Brief schrieb, an die Ermordung des Wächters gedacht?« fragte der Rittergutsbesitzer mit scharfer Betonung. »Ich glaube das nicht, er würde ihr in diesem Falle nicht gedroht haben. Gehen Sie nicht so

gleichgültig darüber hinweg, die Angelegenheit ist ernster, wie Sie glauben.«

Der junge Herr schob die Wechsel dem Edelmanne hin, der sie rasch unterzeichnete und darauf die beiden Documente über die Schuld entwarf; nachdem die letzteren von Beiden unterschrieben waren, traf Hermann seine Vorbereitungen zum Aufbruch.

Er versprach, den Rath seines Freundes reiflich erwägen zu wollen, und verließ ihn in der heitersten Stimmung.

Es unterlag durchaus keinem Zweifel, daß er für die beiden Wechsel einen Käufer fand, sobald er sie ausbot; darüber, ob diese Documente echt und wirklich »feines Papier« waren, machte er sich keine Sorgen.

Was auch hätte ihn dazu veranlassen können? Es war noch keiner von allen Wechseln mit Protest zurückgekommen, die das Haus Bauerband von dem Rittergutsbesitzer von Wollheim erhalten hatte, selbst das Mißtrauen des alten, vorsichtigen Buchhalters war längst geschwunden, der Name »von Wollheim« genoß an der Börse einen fast unbegrenzten Credit.

So war also kein Grund zu Besorgnissen vorhanden, und was den Schuldschein betraf, so ging Hermann auch hierüber leicht hinweg. Die Schuld war ja am Tage der Hochzeit getilgt, sie konnte ihn nun nicht mehr beunruhigen.

In erhobener Stimmung kehrte Hermann heim, es war schon spät, gleichwohl brannte im Familienzimmer noch Licht.

Als er an der Thüre dieses Zimmers vorbeischritt, vernahm er einen heftigen Wortwechsel, er blieb stehen, um zu lauschen.

Er hörte nur einzelne Worte, aber sie genügten, ihm erkennen zu lassen, daß Eleonore gegen das Project der Mutter mit Entschiedenheit protestirte und ihre Liebe zu Herrn von Wollheim vertheidigte, daß ferner sein Vater mit einer seltenen, an ihm ganz ungewohnten Energie auf der Heirath mit dem Grafen von Bentheim bestand, und Eleonore, durch diesen Widerstand der Verzweiflung nahe gebracht, sich über den gichtbrüchigen Greis lustig machte.

Hermann erschrak, dieser Wortwechsel mußte böse Folgen haben.

Er schlich sich leise in sein Zimmer und erwartete hier seine Schwester, die auf dem Wege zu ihrem Schlafgemach an seiner Thür vorbeikommen mußte.

Er brauchte nicht lange zu warten, Eleonore hatte den Wortstreit abgebrochen, sie trat ohne Verzug in das Zimmer ihres Bruders, als er die Thüre öffnete.

»Der Graf ist da?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Ja, er ist heute schon gekommen,« spottete das Mädchen, die Oberlippe trotzig aufwerfend, »es ließ ihm keine Ruhe, wie er sagte, er mußte seine Cousine wiedersehen. Der alte Geck, ich glaube eher, daß er der Onkel als der Vetter unserer Mutter ist. Ein Jammerbild, elender als ein Krüppel und daneben ein arroganter Mensch, der sich in Dinge mischt, die ihn nichts kümmern, und über

Alles sein Urtheil fällt. Und diesem Manne soll ich angetraut werden?« fuhr sie mit steigender Erregung fort. »Ich begreife nicht, daß die Mutter den Muth hatte, es mir zu sagen, und daß der Vater das abscheuliche Project vertheidigen konnte!«

Hermann schüttelte mit ernster Mißbilligung das Haupt und erwiderte, er könne nicht leugnen, daß der Zorn seiner schönen Schwester eine Berechtigung habe, aber weshalb sie denn so sehr sich errege? Wenn sie den Graf nicht heirathen wolle, so werde Niemand sie dazu zwingen können, wolle sie aber Herrn von Wollheim heirathen, dann bleibe ihr nichts Anderes übrig, als den Weg zu gehen, den der Edelmann ihr gezeigt habe.

»Ich bin fest entschlossen, ihm zu folgen, wenn auch die Reise bis an's Ende der Welt geht!« rief Eleonore in leidenschaftlicher Aufwallung, aber Hermann schnitt ihr die Rede ab, indem er sie bat, sich zu mäßigen und zu bedenken, daß der Plan scheitern müsse, wenn ihre Unterredung belauscht werde.

»Du bist bereit, ihm zu folgen,« sagte er, »wohlan, ich werde die Rolle des Vermittlers übernehmen und weiß schon jetzt, daß Du mir später dafür sehr dankbar sein wirst. Du stehst mit Deiner Freundin in D. noch immer in Briefwechsel?«

»Sie ist meine beste Freundin.«

»Sehr wohl, das begünstigt unsern Plan. Morgen früh wirst Du die Mutter um Verzeihung bitten.«

»Nimmermehr!«

»Du wirst ferner Dich dem Grafen angenehm machen.«

»Das ist mir unmöglich.«

»Du mußt es, Eleonore, Du mußt diese kleine Komödie spielen, um jedem Mißtrauen, jedem Argwohn vorzubeugen. Du wirst der Mutter sagen, Deine Ueberraschung über das unerwartete Heirathsproject habe Dich hingerissen, Worte zu äußern, die Du jetzt bereutest, Du habest über das Project reiflich nachgedacht und neben mancher schlimmen auch manche gute Seite entdeckt, aber so rasch könntest Du Dich nicht entschließen. Du wolltest den Charakter des Grafen prüfen und alsdann ernstlich mit Dir zu Rathe gehen, bis dahin möge man Dir Zeit gönnen.«

»Wird der Graf nicht die Abneigung gegen ihn in meinen Augen lesen?« fragte Eleonore, über den Rath ihres Bruders nachdenkend. »Wird nicht sein Mäkeln, sein Spott und sein verletzendes Richten über Alles und Jedes mir die Galle in's Blut treiben? Ich kann mich nicht verstellen, es wäre schon heute Abend zu einem Scharmützel zwischen uns gekommen, wenn ich gewußt hätte, weshalb er hierher gekommen ist. Denke nur, er machte Erziehungsversuche an mir, er tadelte meinen Gang, meine Haltung, meine Aussprache, kurz, ich konnte ihm nichts recht machen.«

»Eine sonderbare Art der Brautwerbung,« spottete Hermann achselzuckend. »Aber ich wiederhole Dir, Du mußt die Komödie spielen.«

»Wie lange?«

»Bis übermorgen. Du sagst dann der Mutter, sie möge Dir erlauben, nach D. zu fahren, Du wollest mit Deiner Freundin berathen.«

»Glaubst Du, daß ich die Erlaubniß erhalten werde?«

»Gewiß, vorausgesetzt, daß Du verstanden hast, jedem Argwohn vorzubeugen. Ich erbiete mich, Dich zu begleiten; der Vater glaubt, ich begünstige das Heirathsproject, auch das fällt für uns in die Wagschale. Wir nehmen einen Wagen und fahren gleich nach Tisch hinaus. In D. erwartet uns Herr von Wollheim, Du fährst in seiner Begleitung mit dem Schnellzuge weiter und landest darauf in der Themse. Ich sage bei meiner Heimkehr den Eltern, Du seiest bei der Freundin zurückgeblieben, deren Bitten Du nicht habest widerstehen können.«

Sinnend schritt das schöne Mädchen auf dem weichen Teppich auf und nieder.

Sie konnte sich so rasch nicht entschließen; Bedenken, an die sie früher nicht gedacht hatte, stiegen in ihr auf, sie bebte zurück vor dem Urtheil der öffentlichen Meinung, welches sie durch diese heimliche Flucht aus dem Elternhause herausforderte.

Aber Hermann bewies ihr, daß es im Interesse der ganzen Familie liege, darüber zu schweigen und Jedem, der sich dafür interessire, zu erklären, sie weile bei einer Freundin oder bei Verwandten, ein Vorwand lasse sich leicht ersinnen, und der Vater werde schon dafür sorgen, daß sie bald zurückkehren dürfe. Wenn sie bleibe, so werde man entweder sie zwingen, den Greis zu heirathen, oder ihr das Leben so sehr verbittern, daß sie keine

frohe Stunde mehr habe. Herr von Wollheim sei ein Ehrenmann in des Wortes vollster Bedeutung, ihm dürfe sie ruhig ihr Glück, ihre Zukunft anvertrauen, er werde sie auf seinen Händen durch das Leben tragen.

Den ersten Zorn der Eltern nehme er auf sich, habe dieser Sturm ausgetobt, so werde er ihnen beweisen, daß ihre Tochter nur so und nicht anders habe handeln können, er werde nicht ruhen, bis die Versöhnung erfolgt sei, und sein Vater müsse ihn darin schon aus Geschäftsinteressen unterstützen.

Dies und noch mehr sagte er ihr in ernstem, ruhigem Tone, welches Bedenken sie auch äußern mochte, stets wußte er es zu widerlegen, und als sie endlich von ihm schied, war sie entschlossen, den gefährlichen Weg zu gehen, den er so glatt geebnet und mit Blüthen übersäet hatte.

Viertes Kapitel.

Meister Mathias Bauerband konnte es nicht über sich gewinnen, dem Prinzeßchen den letzten Sonnenstrahl zu rauben, der in ihr umwölktes Leben fiel, obgleich er im Gespräch mit Konrad zugab, daß es eigentlich seine Pflicht sei, ihr den Treubruch und die Gesinnungslosigkeit ihres Verlobten zu enthüllen.

Er wollte abwarten, was nun geschah; wenn der Bankier seine Einwilligung nicht gab, und Hermann so ehrvergessen war, sein Wort zurückzunehmen, dann durfte

man hoffen, daß Röschen in das Haus ihres Oheims zurückkehren und das Glück ihres Lebens da suchen werde, wo sie es mit Sicherheit finden konnte. Etwas mußte nun geschehen, Meister Mathias wollte sich einige Tage gedulden und erst dann handelnd eingreifen, wenn er erkannte, daß seine gerechte Forderung mit Schweigen übergangen werden sollte.

Der alte Mann mußte zudem an diesem Tage seine Aufmerksamkeit einer andern ernsten Angelegenheit widmen, der Brandstiftung, in der er nur die Rache eines boshaften Feindes erkennen konnte.

Unter seinen Gesellen war keiner, den er zu einer solchen That fähig hielt, oder dem er zu einer solchen Rache Ursache gegeben hätte, auch fand er unter seinen übrigen Bekannten keine Persönlichkeit, auf die er Verdacht werfen konnte.

Nur vorübergehend dachte er an die beiden arbeitsscheuen Subjecte, die er im vergangenen Herbst entlassen hatte, aber da dieselben seitdem fast spurlos verschwunden waren, so konnte auch sie kein begründeter Argwohn treffen. Konrad hatte seine eigenen Gedanken darüber, die er nicht äußern mochte, er beobachtete seinen Bruder und fand in dem scheuen, verstörten Wesen desselben manche Stütze für seinen Verdacht.

Er hatte sich vorgenommen, noch einmal ernst mit ihm zu reden, es ließ ihm keine Ruhe, bis er mit Sicherheit wußte, ob sein Verdacht in Wahrheit begründet war, aber er fand keine Gelegenheit dazu, Rudolf wich ihm

geschickt aus, und am Abend wartete Konrad vergeblich auf ihn.

Meister Mathias hatte an diesem Tage bereits die ihm nöthig scheinenden Sicherheitsmaßregeln getroffen, Hof- und Hausthüre mit starken Riegeln und die Thüre der Werkstätte mit einem schweren Vorhängeschloß versehen lassen, er glaubte nun, ruhig und unbekümmert schlafen zu können.

Am Morgen darauf gedachte er abermals des Prinzeßchens, er erinnerte sich des Bekenntnisses, welches sie ihm am Verlobungstage Helene's gemacht hatte, und die Zuversicht, daß der Bruch mit Hermann ihr und seinem Sohne zum Segen ausfallen könne, weckte in seinem Herzen den Wunsch, daß der Bruch bald, heute noch, erfolgen möge.

Dieser Wunsch störte ihn in der Arbeit, er mußte immer und immer wieder an seinen Liebling denken, und eine unwiderstehliche Gewalt trieb ihn, das Mädchen zu besuchen.

Er wollte ihr Alles berichten, sie sollte im Verein mit ihm auf eine Entscheidung dringen und aus freien Stücken ihrem Verlobten das bindende Wort zurückgeben, wenn er es nicht ohne Verzug einlöste.

Er konnte ja, nachdem sie ihm ihr Herz geöffnet hatte, wie ein Vater und Freund mit ihr reden, ihr rathen und sie unterstützen, sie hatte ihm nun das Recht und die Pflicht übertragen, über Wohl und Wehe zu wachen.

Ohne seinem Sohne sein Vorhaben mitzutheilen, ging der alte Mann in's Haus, um sich zum Ausgange zu rüsten, aber mit seiner Frau sprach er darüber, und es ermuthigte ihn, daß sie in allen Stücken ihm beipflichtete.

Mit Hut und Stock gerüstet, wollte er eben Abschied von ihr nehmen, als plötzlich der kleine Rentner in gewaltiger Aufregung in das Wohnzimmer stürzte.

So leidenschaftlich erregt hatte Meister Mathias nie zuvor den kleinen Herrn gesehen, er ahnte, daß ein besonderer, ganz ungewöhnlicher Vorfall sich ereignet haben müsse, und dachte dabei in erster Reihe an seinen Bruder Hugo.

Der Rentner war ganz außer Athem, der Schweiß floß in Strömen über sein verstörtes Gesicht und rieselte hinunter auf die weiße Halsbinde, die er vollständig durchnäßte.

Die Mutter schob ihm einen Stuhl hin, Meister Mathias hielt den starren Blick erwartungsvoll auf ihn gerichtet, aber es währte eine geraume Weile, ehe der kleine Herr sich so weit erholt hatte, daß er sprechen konnte.

»Wo ist Ihr Sohn Rudolf?« war seine erste Frage.

Der alte Mann erschrak, er hatte sich schon seit langer Zeit der geheimen Ahnung nicht erwehren können, daß die Lebensweise dieses Sohnes einmal ein Ende mit Schrecken nehmen werde, jetzt wußte er schon, daß der Augenblick gekommen war, in welchem seine Ahnung eintreffen sollte.

Er war so sehr bestürzt, daß er keine Antwort auf diese Frage geben konnte, er überließ es seiner Frau, darauf

zu erwidern, Rudolf sei seiner Gewohnheit gemäß schon früh zur Arbeit gegangen.

Beier schüttelte ungeduldig das kahle Haupt und heftete die klugen Aeuglein fragend auf das Antlitz des alten Mannes, der Hut und Stock hingelegt und sich in seinen Sorgenstuhl niedergelassen hatte.

»Sie wissen wohl schon, was vorgefallen ist?« fragte er in jenem unsichern, zweifelnden Tone, den man in der Regel anschlägt, wenn man nicht weiß, wie man eine Hiobspost einleiten soll.

»Betrifft der Vorfall Rudolf?« antwortete die Mutter mit zitternder Stimme.

»Ich hoffe, es ist nichts Betrübendes,« sagte Meister Mathias, mühsam seine Fassung behauptend.

Der kleine Herr hatte jetzt endlich seinen Schädel trocken gerieben, er glänzte wie polirtes Elfenbein.

»Ah – Sie wissen noch nichts?« erwiderte er, traurig das Haupt schüttelnd. »Es ist ein trauriges Amt, der Ueberbringer einer Hiobspost zu sein, aber es ist doch besser, wenn Sie die Botschaft aus dem Munde eines Freundes vernehmen. Vielleicht ist die Sache auch nicht so schlimm, wie sie gemacht wird; wenn irgendwo etwas vorfällt –«

»Ich bitte Sie, kommen Sie zur Sache,« unterbrach Meister Mathias ihn, »Sie sehen ja, daß ich auf feurigen Kohlen sitze.«

Der Rentner nickte wehmüthig, er blickte abwechselnd die beiden alten Leute an, als ob er sie um Verzeihung bitten wolle, dafür, daß er ihnen diesen Schmerz bereite.

»Rudolf hat in der letzten Zeit sehr leichtfertig gelebt,« sagte er, »ich habe ihm oft meine Meinung in dürren Worten geäußert, aber er lachte über die Ermahnungen, Bitten und Warnungen eines Freundes, der nur sein Bestes wollte. Er besaß trotz alledem das Vertrauen seines Prinzipals, es wäre wahrlich besser für ihn gewesen, wenn der Juwelier Stern ihm die Leviten gelesen und mit Entlassung gedroht hätte.«

»War es wirklich so schlimm?« fragte die Mutter bestürzt.

Meister Mathias ballte in verhaltenem Grimm die Hände und blickte finster vor sich hin, er gedachte des Aergers und der Sorgen, die dieser Sohn ihm bereitet hatte.

»Ja, es war schlimm,« fuhr Beier fort, während er tief in seine Tabakdose hineingriff, »schlimmer, als Sie gewußt und geahnt haben. Aber hätte ich früher schon erfahren, was ich jetzt weiß, dann würde ich ihm ein Ziel gesetzt haben. Ja, das hätte ich gethan, und wenn er auch darüber zu Grunde gegangen wäre! Erst heute hat Stern mir gesagt, daß er schon seit Monaten bestohlen worden ist –«

Der alte Mann sprang von seinem Sitz empor, die Angst, die ihn folterte, machte sich in einem lauten, unartikulirten Schrei Luft.

»Bestohlen?« rief er heiser. »Und er – Rudolf – nein, das kann nicht sein! Gott im Himmel, sei Du uns alten Leuten gnädig und wälze die Schande von unserm in Ehren ergrauten Haar ab! – Herr Doctor, es kann nicht sein, ein leichtsinniger Bengel ist der Bursche, aber ein Dieb –

– nein und tausendmal nein, das kann nicht die Wahrheit sein!«

»Wollte Gott, ich könnte Ihnen sagen, es sei eine Lüge,« erwiderte der kleine Herr, das kahle Haupt mit bekümmerter Miene schüttelnd, »wie gerne wollte ich den Vorwurf der Verleumdung auf mich nehmen, wenn ich dadurch Ihnen den Kummer ersparen könnte. Aber ich darf Ihnen die Wahrheit nicht verhehlen, glauben Sie mir, ich nehme einen recht herzlichen Antheil an Ihrem Schmerz, und es betrübt mich tief, daß ich selbst der Unglücksbote sein muß.«

»Was hat der Juwelier Ihnen gesagt?« fragte Meister Mathias dumpf, während seine Frau in stummer Verzweiflung die Hände rang.

»Er hat von Zeit zu Zeit ein Deficit in seiner Ladenkasse gefunden, auch bei der Kontrole über die Goldabfälle entdeckt, daß dann und wann ein kleines Quantum fehlte. So genau läßt sich das freilich nicht kontroliren, aber mitunter war der Verlust so groß, daß er bemerkt werden mußte. Auf Rudolf fiel nicht der leiseste Verdacht, das Vertrauen des Juweliers war unerschütterlich, überdies wußte Stern nicht, welchen Lebenswandel sein Gehülfe führte. Er verläßt selten sein Haus, besucht fast nie ein Wirthshaus und hat überhaupt keinen Verkehr, darin ist der Grund zu suchen, daß er an der Lebensweise Rudolf's keinen Anstoß nahm.«

»Mußte er nicht in seinem Gesicht lesen, daß Rudolf die Nacht zum Tage machte?« fragte der alte Mann in aufwallendem Zorne, ohne den flehenden Blick seiner

Frau zu beachten. »Ich würde einem Gesellen das sofort angesehen haben, mich hätte keiner so lange an der Nase herumgeführt.«

»Vielleicht hätten Sie auch ein Auge zugedrückt, wenn es ein tüchtiger, geschickter Geselle gewesen wäre,« antwortete der Rentner, nachdenklich mit seiner Dose spielend. »Aber hören Sie weiter. Der Juwelier beobachtete seine Leute sehr scharf, ohne etwas zu entdecken, was einen Verdacht, einen Haltpunkt geboten hätte.«

»Gott sei Dank!« athmete Mathias Bauerband auf. »Ich sagte Ihnen ja, mein Sohn sei kein Dieb. Nein, so tief kann er nicht sinken, die Bahn des Verbrechens wird er nicht betreten.«

»Wenn er Geld nöthig hatte, so hat er es immer von uns erhalten,« sagte die Mutter, »es ist sehr selten vorgekommen, daß ihm eine Bitte abgeschlagen wurde.«

»Ja, er hat mehr erhalten, als ihm zukam,« fuhr der Meister fort, »aber ich hab's genau auf Heller und Pfennig angeschrieben, meine übrigen Kinder sollen deshalb nicht zu kurz kommen.«

»Er hat mehr erhalten, als ihm gut war,« erwiderte Beier scharf, »besser würde es ihm gewesen sein, wenn ihm von Zeit zu Zeit fünfundzwanzig aus dem ff aufgezählt worden wären.«

»Herr Doctor!« warf die Mutter entrüstet ein, und auch in dem ehrlichen Gesicht des alten Mannes spiegelte sich Entrüstung über diese das Vaterherz verletzende Bemerkung.

Aber der kleine Herr ließ sich nicht beirren, er glaubte das Recht zu dieser Bemerkung zu haben, ja er meinte, den alten Leuten müsse es gewissermaßen zum Troste gereichen, wenn er ihnen zeige, daß er ihre Entrüstung über den ungerathenen Sohn theile.

»Ich wiederhole, daß solche Züchtigung ihm gut gethan haben würde,« sagte er ruhig und fest, »wer seine Kinder lieb hat, der züchtigt sie. Also, wie ich bereits bemerkte, konnte Stern keine Spur von dem Diebe entdecken, obgleich noch immer kleine Beträge verschwanden. Da wurde in vergangener Nacht bei ihm eingebrochen –«

Mathias Bauerband fuhr erschreckt zusammen, er stützte die Arme auf die Lehnen des Sessels und beugte sich weit vor, den starren Blick angstvoll auf den Rentner gerichtet.

»Wie war das?« fragte er mit gedämpfter Stimme.

»Er erwachte in der Nacht und vernahm ein Geräusch, welches ihn veranlaßte, das Bett zu verlassen. Das Licht anzünden, sein Pistol, welches über dem Bette hing, ergreifen und auf den Strümpfen rasch, aber leise hinuntereilen, war für ihn Sache weniger Minuten. Er stand vor der Ladenthüre, sie war offen, im Laden selbst waren zwei Strolche damit beschäftigt, die Schaukasten auszuräumen. Der Juwelier besann sich nicht lange, er feuerte sein Pistol ab und streckte einen dieser Kerle nieder, der andere ergriff sofort die Flucht, rannte an ihm vorbei und war im nächsten Augenblick verschwunden.«

Meister Mathias zog sein Taschentuch heraus und trocknete seine nasse Stirne, aber seine weit geöffneten Augen blieben stier und unverwandt auf den kleinen Herrn gerichtet, der bedächtig eine Prise nahm.

»Damit hat doch Rudolf nichts zu schaffen,« sagte er, vor Erregung zitternd.

»Der Juwelier trat in den Laden,« fuhr Beier, der Antwort ausweichend, fort, »er erinnerte sich jetzt, daß der Riegel, der an der inneren Seite der Ladenthüre sich befand, schon seit zwei Tagen schadhaft gewesen war, so, daß er nicht mehr vorgeschoben werden konnte. Spuren des Einbruchs fand er nirgend, die Diebe mußten die nöthigen Schlüssel besessen haben, denn sowohl die Hausthüre wie die Ladenthüre waren ohne ein Zeichen von Gewalt geöffnet. Der Mann, den Stern niedergeschossen hatte, lag auf dem Boden, er war seinem Ende nahe. Der Juwelier hob ihn empor, und nun sagte der Sterbende ihm, der Anstifter des Einbruchs sei Rudolf Bauerband, der Sohn seines früheren Meisters. Von ihm hätten sie die Wachsabdrücke der Schlüssel empfangen, und es sei Absprache gewesen, daß die Hälfte des Raubes ihm zu Theil werden solle. Aber er wisse nicht, daß der Einbruch schon auf diese Nacht festgesetzt worden sei, sie hätten ihm gesagt, die Schlüssel seien noch nicht fertig, denn es wäre ihre Absicht gewesen, sich sofort mit ihrer Beute aus dem Staube zu machen und ihn um seinen Antheil zu betrügen. Er aber verrathe jetzt den Anstifter nur, um sich an seinem früheren Meister zu rächen, der ihn wie

einen Hund behandelt habe, seinen Kamerad hingegen werde er nicht verrathen.«

Stumm und starr vor Entsetzen saßen die alten Leute da, unfähig, den Bann zu lösen, der auf ihnen ruhte.

»Gleich darauf kam die Nachtwache,« nahm Beier wieder das Wort, nachdem er zahllose, Seifenbecken ausgeschüttet hatte; »sie fand einen Todten, der nichts mehr verrathen konnte. Heute Morgen ließ der Juwelier mich bitten, ihn zu besuchen. Er weiß, daß ich mit Ihnen befreundet bin, mir hat er die wenig beneidenswerthe Rolle des Unglücksraben zugedacht. Er berichtete mir Alles so, wie ich es Ihnen mitgetheilt habe, dann sagte er mir, Rudolf sei nicht gekommen, also könne er mit ihm über die Sache nicht reden. Wahrscheinlich habe der junge Mann den Vorfall erfahren, ein Blick auf die Menschengruppen, die vor seinem Hause standen, hätte ihm ja das Ereigniß verrathen müssen, und es sei begreiflich, daß er unter solchen Umständen vorgezogen habe, augenblicklich die Flucht zu ergreifen. Ich möge nun mit Ihnen reden; wenn Sie bereit seien, ihm den Schaden zu ersetzen, wolle er schweigen, aus Rücksicht auf Sie, im andern Falle müsse er der Polizei das Geständniß des Todten mittheilen, und dann sei vorauszusehen, daß der Flüchtling verfolgt, ergriffen und verurtheilt werde.«

Meister Mathias rang mühsam nach Athem, es arbeitete gewaltig in seiner breiten Brust, während der Schmerz der Mutter sich in einem Thränenstrome eine Bahn brach.

»Wenn er es gethan hat,« rief er, die geballte Faust erhebend, »dann sei er – –« aber er sprach das Wort nicht aus, er konnte es nicht, als jetzt sein Blick auf das nasse, kummervolle Gesicht der alten Frau fiel, die ihn flehend anschaute. Er ließ die Faust wieder sinken, sie umklammerte krampfhaft die Lehne des Sessels.

»Hat nicht der Verbrecher gesagt, er wolle sich an dem Vater Rudolf's rächen?« fragte die Mutter, sich gewaltsam aus ihrem Schmerze aufraffend. »Kann man auf das Geständniß eines solchen Mannes Werth legen? Muß man nicht glauben, daß es eine erfundene Beschuldigung gewesen sei, der Racheact eines boshaften Feindes?«

Meister Mathias schüttelte den Kopf, für ihn war dies kein Trost, in welchem er einen festen Ankergrund finden konnte.

»Nein,« erwiderte der Rentner, »das kann man leider nicht glauben. Die Verbrecher waren im Besitz der Schlüssel, Stern behauptet, nur Rudolf könne ihnen die Wachsabdrücke verschafft haben. Sodann muß es befremden, daß Rudolf sich heute Morgen nicht im Hause seines Prinzipals hat sehen lassen; dies beweist sein böses Gewissen, und schließlich ist das Geständniß des Sterbenden zu klar und ausführlich gewesen, als daß man die Richtigkeit desselben bezweifeln könnte.«

Mathias Bauerband hatte sich erhoben, nur das Zucken seiner Mundwinkel verrieth noch die gewaltige innere Erregung, man sah ihm an, wie unsäglich schwer es ihm fiel, ruhig zu scheinen.

»Ich muß ihm dankbar sein für diese Rücksicht,« sagte er mit gepreßter Stimme, »wollen Sie mich begleiten, Herr Doctor?«

»Ja, gehen Sie mit ihm,« bat die Mutter, »es ist ein schwerer Gang für ihn.«

»Es hätte dieser Bitte nicht bedurft,« erwiderte der kleine Rentner, der in seiner hastigen, lebhaften Weise sich schon zu dieser Begleitung gerüstet hatte, ich habe die Rolle des Vermittlers übernommen und werde sie nun auch durchführen. Na, nehmen Sie es sich nicht so sehr zu Herzen, Madame, das Unglück ist freilich groß genug, aber es hätte noch größer sein können. Die Schande ist nun abgewehrt –«

»Kommen Sie, Doctor,« fiel der alte Mann ihm rauh in's Wort, »wer hier trösten will, der drischt leeres Stroh.«

Er nickte seiner Frau zu und ging rasch hinaus, der kleine Herr folgte ihm, mit der linken Hand unzählige Seifenbecken ausschüttend, während die rechte den Stock gegen einen unsichtbaren Gegner schwang.

Sie schritten schweigend durch die belebten Straßen, keiner von ihnen empfand das Bedürfniß, die abgebrochene Unterhaltung wieder anzuknüpfen.

Der alte Mann schritt schwerfällig, mit gesenktem Haupt einher, er meinte, die Sorgenlast, die auf ihm ruhte, müsse ihn erdrücken.

Der Rentner aber grübelte nach, ob er keinen Trost für die alten Leute finden könne, er fühlte im eigenen Herzen das bittere Weh, welches sie durchzuckte.

So erreichten sie das Haus des Juweliers, und als Meister Mathias vor dem Manne stand, war es ihm, als müsse er vor Scham in den Boden sinken.

Der Juwelier empfing die Beiden in seinem Laden, er wollte sprechen, aber Meister Mathias ließ ihn nicht zu Wort kommen.

In Fieberhast sagte der alte Mann ihm, der Doctor habe ihm Alles ausführlich mitgetheilt, er verlange nicht, es noch einmal zu hören, es sei denn, daß Stern ihm irgend etwas berichten könne, was zur Rechtfertigung Rudolf's gereiche. Der Kummer, den dieser Sohn ihm bereite, werde ihn in's Grab bringen, er habe die Hoffnung auf Besserung verloren, aber er sei bereit, den Schaden zu ersetzen, um die Schande von seinem ehrlichen Namen abzuwehren und dem verlorenen Sohne die Umkehr zu ermöglichen.

Der Juwelier nickte befriedigt und überreichte ihm eine Liste der Schmucksachen, die er vermißte.

»Zweitausend fünfhundert Thaler,« sagte Mathias Bauerband, tief aufseufzend, nachdem er einen flüchtigen Blick auf das Schriftstück geworfen hatte. »Wie gerne wollte ich das Doppelte verlieren, wenn ich dies Alles ungeschehen machen könnte!«

Er ließ sich auf einem Stuhle nieder, stützte das sorgenschwere Haupt auf die Arme und blickte, in dumpfem Brüten versunken, vor sich hin.

»Ich würde das Vierfache verloren haben, wenn ich die Burschen nicht überrascht hätte,« wandte Stern sich zu dem Rentner, »meine schönen Silbergeschirre waren

angefüllt mit den kostbarsten Gegenständen, sie standen fertig da und würden für mich spurlos verschwunden gewesen sein, wenn ich erst heute Morgen –«

»Aber haben Sie denn schon ernstlich darüber nachgedacht, ob Ihr Gehülfe in Wahrheit der Anstifter gewesen ist, das heißt, ob kein Anderer, als er, den Dieben die Schlüssel verschafft haben kann?« unterbrach Beier ihn.

»Nein, kein Anderer kann es gewesen sein,« sagte Stern so zuversichtlich, daß Meister Mathias sich nicht enthalten konnte, das Haupt zu erheben und ihm einen Blick des tiefsten Seelenschmerzes zuzuwerfen. »Gewiß habe ich darüber nachgedacht, Herr Doctor, und nun ist Manches mir aufgefallen, was ich früher nicht beachtete. Ich spreche ohne Hehl aus, daß ich jetzt sehr bezweifle, ob die bei dem Maler gefundenen Edelsteine wirklich mein Eigenthum sind, ich werde keinen Eid darauf ablegen, vielmehr meine frühere Aussage zurücknehmen, um mein Gewissen vor einer Schuld zu bewahren, die ich nicht zu sühnen wüßte.«

»Wie? Sie glauben, daß Rudolf auch jenen Diebstahl begangen hat?« fragte Mathias Bauerband.

»Ja, ich glaube es, weil triftige Gründe für diesen Verdacht vorliegen.«

»Dann hätten Sie längst Argwohn schöpfen müssen, es war Ihnen Gelegenheit genug gegeben, meinen Sohn zu beobachten!«

»Ich dachte nicht an ihn, weil er mein ganzes Vertrauen besaß. Er hat sich in früheren Jahren dieses Vertrauens in hohem Grade würdig gezeigt, und ich wußte nicht,

daß er inzwischen auf die leichtfertige Bahn gekommen war. Er arbeitete mit geringen Unterbrechungen sehr fleißig, und seine gewissenhafte Ehrlichkeit war für mich über jeden Zweifel erhaben. Wie also hätte ich ihm mißtrauen und Veranlassung haben können, ihn vor allen anderen Personen in meinem Hause zu überwachen? Wie konnte ich ahnen, daß der Sohn des ehrlichen Meisters Bauerband sich auf diesen abschüssigen Weg verirrt habe? Nein, ich habe nie an ihm gezweifelt, erst vor wenigen Tagen fiel mir sein verstörtes Aussehen auf, aber den Zweifeln, die in mir aufsteigen wollten, gab ich noch immer keine Folge. Nun freilich ist mir Alles klar, ich denke mir, Rudolf ist einigen Hazardspielern in die Hände gefallen, vielleicht auch einer Buhlerin, die ihn plünderte, er konnte die Summen, die er vergeudete, nicht erschwingen und suchte sie deshalb auf diesem Wege sich zu verschaffen.«

»Das ist doch nicht wohl anzunehmen,« sagte der alte Mann mit mühsam behaupteter Fassung. »Er war zu klug, um sich mit solchen verzweifelten Burschen einzulassen –«

»Eben, weil er selbst sich in verzweifelten Umständen befand, wagte er diesen Schritt, er sah keine andere Rettung. Hätten die Diebe sich mit ihrer Beute entfernt, so konnte Rudolf das Weitere mit Ruhe erwarten, auf ihn fiel kein Verdacht, jedenfalls waren Maßregeln getroffen, die Beute spurlos verschwinden zu lassen, wie voraussichtlich auch die Diebe selbst verschwunden wären. Und hätte der Erschossene nicht aus freien Stücken mir den

Namen Ihres Sohnes genannt, so würde ich nicht den leisesten Verdacht auf ihn geworfen haben.«

»Sie sahen ihn seitdem nicht wieder?«

»Nein, ich erwartete ihn heute Morgen vergeblich.«

»So will ich wünschen, daß er der Heimath den Rücken gewandt hat.«

»Ja, halten wir nun an der Hoffnung fest, daß er draußen in harter Schule seine Schuld erkennen und bereuen wird,« sagte der Rentner, seinen kahlen Schädel reibend. »Es ist die einzige, die letzte Hoffnung, die den tiefgebeugten Eltern bleibt. Wenn er dann einst reuig zurückkehrt, wie der verlorene Sohn in der heiligen Schrift, dann wird sein Vater auch ihm zu Ehren ein Kalb schlachten und Feste feiern.«

»Doctor, wer das hoffen könnte!« seufzte Meister Mathias.

»Man darf keinen Sünder verloren geben, so lange der Weg der Reue ihm noch essen steht, so lange er noch auf Erden ein Menschenherz weiß, welches für ihn schlägt,« sagte der kleine Herr ernst. »Ich gebe ihn noch nicht verloren, er ist verführt worden durch böse Gesellschaft, er wird sich bessern, wenn diese Gesellschaft ihn nicht mehr umgiebt.«

Mathias Bauerband legte tief aufathmend das Verzeichniß der geraubten Gegenstände, welches er bisher in der Hand gehalten hatte, auf den Ladentisch.

»Ich werde die Summe zahlen,« wandte er sich zu dem Juwelier, »auch den Werth der Edelsteine ersetzen, wenn Sie mir beweisen können, daß Rudolf sie entwendet hat.

Für die Rücksicht, die Sie auf mich genommen haben, danke ich Ihnen von Herzen, darf ich mit meinem Dank die Bitte um fernere Verschwiegenheit verbinden?«

»Ich werde das Geständniß des Erschossenen nicht enthüllen,« sagte Stern, der sehr erfreut darüber war, daß ihm der Verlust ersetzt wurde, »aber Sie werden es auch natürlich finden, daß mein Haus Ihrem Sohne fortan verschlossen bleiben muß. Auf ein Zeugniß meinerseits wird er verzichten, ich könnte und dürfte den Grund der Entlassung nicht verschweigen, wenn ich ein solches Document ausfertigen müßte, nach meinem Dafürhalten wird er gut thun, draußen Arbeit zu suchen; wenn er fleißig ist und sich der Ehrlichkeit befleißigt, wird er bei seiner Tüchtigkeit und Geschicklichkeit schon vorwärts kommen.«

Der alte Mann nickte zu diesen Worten, wie Einer, der in Gedanken abwesend, sich verpflichtet hält, durch eine Geberde anzudeuten, daß er bei der Sache sei.

»Ich glaube nicht, daß ich ihn so bald wiedersehen werde,« entgegnete er, »aber wenn es geschehen sollte, dann werde ich versuchen, sein schlummerndes Gewissen zu wecken und ihm den Weg zu zeigen, den er fortan gehen muß, wenn er unsere Verzeihung erhalten will.«

Er hatte, während er dies sagte, den Laden verlassen, jetzt trat er, gefolgt von dem Rentner, hinaus auf die Straße, und es war ihm noch immer, als halte ein schwerer, böser Traum seine Sinne befangen.

Er war jetzt nicht in der Stimmung, Rosa zu besuchen, überdies hielt er es für seine Pflicht, heimzukehren, um seine Frau zu beruhigen und zu trösten.

Er hoffte, daß es auch ihm zum Troste gereichen werde, wenn er im Kreise seiner Familie das Ereigniß bespreche und seinem Kummer, wie der drückenden Sorge Luft mache.

Daß Rudolf schon die Stadt verlassen habe, glaubte er nicht, er bat den Rentner, dem jungen Manne nachzuforschen, so weit es in seinen Kräften liege, und ihm Mittheilung zu machen, sobald er eine sichere Spur gefunden habe.

»Glauben Sie mir, die Nachricht, daß er todt sei, würde mir eine schwere Last von der Seele nehmen,« sagte er, als er dem kleinen Herrn die Hand reichte, um sich von ihm zu verabschieden, »ich glaube nicht an den Trost, den Sie und der Juwelier mir geben wollen. Für mich ist Rudolf todt, ich kann mich der Hoffnung nicht hingeben, daß er seine Schuld einsehen und bereuen und sich bessern wird. Das könnte vielleicht nur unter der Zuchtruthe väterlicher Strenge geschehen, draußen wird er, sich selbst überlassen, scheitern und untergehen.«

Der Rentner schüttelte mißbilligend das Haupt, aber was konnte er anführen, um diese nur zu sehr begründete Befürchtung zu widerlegen?

Er blickte mit inniger Theilnahme dem alten Manne nach, der schwankend, gleich einem Trunkenen, die Straße hinunterschritt, und der Groll, den er gegen Rudolf hegte, steigerte sich allmälig zur Wuth.

Er hätte den Burschen erwürgen können, so sehr war er in diesem Augenblick über ihn erbittert.

Die Namen der beiden Einbrecher waren nicht genannt worden, Beier zweifelte nicht, daß sie dieselben Vagabunden waren, die in seinem Hause gewohnt hatten.

Vielleicht konnte Frau Wiedemann ihm einige Auskunft über sie geben, es war ja möglich, daß er auf diesem Wege eine Spur entdeckte, die den flüchtigen Sohn in das Haus und unter die Zuchtruthe des Vaters zurückführen konnte.

Der kleine Herr war stets rasch in der Ausführung eines Entschlusses, er stand auch diesmal schon in seinem Hause, noch ehe er die Sache reiflich überlegt hatte.

Da er die Thüre der Frau Wiedemann verschlossen fand, so trat er in das Zimmer des Prinzeßchens, um hier die Rückkehr der Alten zu erwarten.

Sein erster Blick fiel auf Hermann, der, wie es ihm schien, im Begriff stand, für lange Zeit von dem Mädchen Abschied zu nehmen, und da er am Abend vorher mit Meister Mathias gesprochen und im Laufe dieses Gesprächs erfahren hatte, wie hier die Dinge lagen, so drängte sich ihm jetzt die Vermuthung auf, der junge Herr habe sich entschlossen, dem Befehl seines Vaters zu gehorchen und die Verlobung mit Röschens zu lösen.

Diese Vermuthung trieb ihm das Blut rascher durch die Adern, aber er erinnerte sich noch rechtzeitig, daß

er kein Recht hatte, sich des Prinzeßchens in dieser Angelegenheit anzunehmen und von dem jungen Herrn Rechenschaft zu fordern.

Indeß schien Hermann das Letztere zu befürchten, denn er beeilte sich, das Zimmer zu verlassen, und der Blick, den er im Vorbeischreiten dem kleinen Herrn zuwarf, war keineswegs geeignet, das erregte Gemüth des Rentners zu beruhigen.

Aber die Herzlichkeit, mit der Rosa ihn empfing, ihre stille Heiterkeit und das liebliche, zufriedene Lächeln, welches heute nach so langer Zeit wieder ihre Lippen umspielte, verscheuchten rasch die Besorgnisse Beier's.

Er sagte ihr, daß er mit Frau Wiedemann einige Worte zu reden habe und hier ihre Heimkehr erwarten wolle, wenn Fräulein Röschen es ihm gestatte, und als ihm diese Erlaubniß ertheilt war, ließ er sich ihr gegenüber auf einem Stuhle nieder, um arglos und unbefangen mit ihr über höchst unwichtige Dinge zu plaudern.

Den Kummer ihres Oheims verschwieg er ihr, er wußte nicht, ob es dem alten Manne angenehm sein würde, wenn sie die Verirrung seines Sohnes erfuhr, überdies wußte er auch, daß sie an Allem, was ihre Verwandten betraf, herzlich Antheil nahm, und der Gram ihres Oheims ihr also auch Kummer bereiten mußte.

Es war ja immer noch früh genug, wenn Meister Mathias selbst, oder Helene ihr das Vorgefallene berichtete, er wollte den Vorwurf der Schwatzhaftigkeit nicht auf sich laden, so sehr er ihn auch in mancher Beziehung verdiente.

Es freute ihn recht herzlich, daß sie so heiter war, er blickte ihr mit stillem Entzücken in die großen, dunklen Augen und fragte sich, woher es wohl komme, daß sie heute so fröhlich sei.

Drückte sie die Sorge um den Vater nicht mehr? Hegte sie wirklich so felsenfest die Hoffnung, daß die Geschworenen ihn freisprechen würden?

Oder hatte Hermann ihr die Nachricht gebracht, daß sein Vater der Verlobung seine Zustimmung gegeben habe?

Er mochte nicht fragen, sie durfte ja nicht wissen, daß Meister Mathias ihn in ihre Beziehungen zu dem Sohne des Bankiers eingeweiht hatte.

Wenn er gewußt hätte, weshalb sie so heiter war! Wenn er in diesem Augenblick den Schleier hätte heben können, hinter dem die Vorsehung dem forschenden Menschenauge die Zukunft verborgen hält!

Gewiß, wenn er nur eine Ahnung davon gehabt hätte, würde er ihr und ihrer Familie manche schwere Sorge, manche schlaflose Nacht erspart haben!

Das Prinzeßchen stickte emsig weiter, während er mit ihr plauderte, und doch wünschte sie nichts sehnlicher, als die Stickerei hinwerfen und mit den Vorbereitungen zur Abreise beginnen zu dürfen, die am Abend dieses Tages erfolgen sollte.

Sie hörte und verstand von dem, was er ihr sagte, nicht die Hälfte, sie dachte nur darüber nach, unter welchem Vorwand sie ihn veranlassen könne, sich zu entfernen.

Endlich ließ sie die Nadel ruhen, sie hatte gefunden, was sie suchte, und wunderte sich jetzt, daß sie nicht gleich daran gedacht hatte.

»Ich wäre heute noch zu Ihnen gekommen, wenn ich nicht das Vergnügen gehabt hätte, Sie in meiner Wohnung zu sehen,« sagte sie leise, als ob sie fürchte, daß außer ihm ein anderes Ohr das Geheimniß vernehmen könne. »Der Herr Referendar hat mich gebeten, den Beziehungen meiner Cousine zu dem Rittergutsbesitzer von Wollheim nachzuforschen.«

»Ja, ja, ganz Recht,« fiel der kleine Herr ihr lebhaft in die Rede, »er interessirt sich für Fräulein Eleonore.«

»Wirklich?«

»Wie ich Ihnen sage!«

»Ah, dann bedaure ich ihn!«

»Das thue ich auch, aber was hilft's!«

»Ich glaubte, er habe nur deshalb diese Bitte an mich gerichtet, weil er vermuthet, Herr von Wollheim sei ein Schwindler.«

»Gewiß, das vermuthet er,« nickte der Rentner eifrig, »wir sprachen heute Morgen noch darüber, die Behörde erwartet nur das Resultat auf verschiedene Anfragen, um diesen Schwindler zu entlarven. Man glaubt sogar, er stehe mit der fremden Dame, mit Fräulein Wilde in Verbindung.«

Röschen erinnerte sich der Mittheilungen, welche ihr Verlobter ihr gemacht hatte, um sich gegen die Anschuldigungen seines Oheims zu vertheidigen, sie fand in den Worten des Rentners eine Bestätigung derselben.

»Eleonore ist nun mit Wollheim verlobt,« sagte sie, und als ob sie schon bereue, dies verrathen zu haben, fügte sie hastig hinzu: »Ich verlasse mich auf strengste Discretion, Herr Doctor.«

»Versteht sich – ganz natürlich,« betheuerte der kleine Herr, mit dem kahlen Haupte nickend, während er den Deckel seiner Tabaksdose polirte, »wir werden davon in keiner Weise Gebrauch machen, daß Ihnen Unannehmlichkeiten daraus erwachsen könnten. So, so, also ist es schon so weit gediehen? Mit Zustimmung der Eltern?«

»Nein. Die Eltern wollen das schöne, blühende Mädchen zwingen, einen gichtbrüchigen Greis zu heirathen, blos deshalb, weil dieser Greis der Herr Graf von Bentheim ist.«

»Ah – das Werk der adelsstolzen Mutter!«

»So ist es.«

»Na, und nun?«

»Dieses Projekt hat Eleonore so sehr erbittert, daß sie sofort, ohne langes Bedenken, dem Gutsbesitzer das Jawort gegeben hat.«

»Hm, das wird schwere Kämpfe kosten, vorausgesetzt, daß Herr von Wollheim wirklich ein Rittergutsbesitzer und nicht der Schwindler ist, den die Behörde in ihm wittern will.«

»Sie wollen diesen Kämpfen aus dem Wege gehen und sich heimlich in England trauen lassen.«

Der kleine Herr gerieth über diese Mittheilung in solche Bestürzung, daß er die Prise fallen ließ, die er zur Nase führen wollte.

»Also eine heimliche Flucht?« fragte er.

Das Prinzeßchen nickte bejahend.

»Wissen Sie etwas Näheres? Liebes, gutes Kind, verschweigen Sie mir nichts, denken Sie, das schöne, arglose Mädchen stehe vor einem gähnenden Abgrund, und wir Beide seien berufen, sie vor dem Sturze zu bewahren.«

Der Rentner war ihr mit diesen Worten näher gerückt, er blickte sie mit seinen klugen, treuen Augen bittend an und erwartete ihre Antwort mit fieberhafter Spannung.

Hätte Röschen nur in diesem Augenblick den Abgrund gesehen, vor dem sie selbst stand!

»Hermann hat mir soeben Alles mitgetheilt,« sagte sie zögernd, »ich weiß nicht, ob ich Ihre Befürchtung –«

»Sie ist begründet, verlassen Sie sich darauf,« fiel der kleine Herr ihr in's Wort. »Und wäre sie es nicht, so thäte man schon damit ein gutes Werk, daß man diese heimliche Flucht vereitelt, die einen Makel auf den guten Ruf Ihrer Cousine werfen muß.«

Röschen dachte freilich an ihr eigenes Vorhaben, aber diese Flucht konnte ja auf ihre Ehre keinen Makel werfen, sie galt der Rettung ihres Vaters.

»Gestern Abend, nach einem heftigen Auftritt mit den Eltern, hat Eleonore sich entschlossen, den Gutsbesitzer nach England zu begleiten,« sagte sie.

»Wann? Wann?«

»Morgen Nachmittag!«

»Ah, so haben wir noch Zeit genug.«

»Morgen Nachmittag wird Eleonore mit ihrem Bruder nach D. fahren, dort erwartet sie der Gutsbesitzer.«

»Sieh – wie schlau!« rief der Rentner, der ein Seifenbecken nach dem andern ausschüttete.

»Von D. aus benutzen die Beiden den Schnellzug, und Hermann wird bei seiner Rückkehr den Eltern sagen, Eleonore sei bei ihrer Freundin zurückgeblieben. Aber mein Gott, wie unklug bin ich, das Alles zu verrathen! Hermann würde es mir nie verzeihen, wenn er es erführe –«

»Seien Sie unbesorgt, er wird das nicht erfahren,« suchte der kleine Herr das Mädchen zu beruhigen. »Die Flucht muß vereitelt werden, aber es soll in einer Weise geschehen, die nicht den leisesten Verdacht auf Sie werfen kann.«

»Hermann wird sofort vermuthen, daß der Verrath von mir ausgegangen ist.«

»Nein, nein, vertrauen Sie auf mich, es wäre ein schlechter Dank, wenn wir Sie solchen Unannehmlichkeiten aussetzen wollten. Uebrigens wird Ihr Bräutigam später sehr zufrieden damit sein, daß die Flucht vereitelt wurde, denn allem Anscheine nach muß Herr von Wollheim ein Betrüger sein, die Polizei hat stets eine feine Nase.«

Der kleine Herr hatte sich erhoben, er fand jetzt keine Ruhe mehr in dem engen Zimmer, er mußte mit seinem Sohne reden, Pläne schmieden, kurz, es fanden sich jetzt so viele Sorgen ein, daß er anderen Dingen keine Aufmerksamkeit mehr widmen konnte.

Er versprach dem Prinzeßchen nochmals, daß er nichts thun werde, was ihr Unannehmlichkeiten bereiten könne, und eilte dann hinaus, um seinen Sohn aufzusuchen.

Draußen auf der Treppe begegnete ihm Frau Wiedemann, in seiner Aufregung bemerkte er nicht, daß sie bei seinem Anblick heftig erschrak, was ihm unter anderen Umständen gewiß aufgefallen sein würde.

Erst jetzt, als er die Frau vor sich sah, erinnerte er sich wieder des Zwecks, der ihn in dieses Haus geführt hatte, er fragte sie, ob die beiden Vagabunden ausgezogen seien, und sie nicht wisse, wo er dieselben finden könne.

Und als die Alte diese Fragen verneinte, nahm er sich nicht einmal die Zeit, weitere Fragen an sie zu richten, er eilte an ihr vorbei und war schon nach wenigen Secunden ihrem Blicke entschwunden.

Frau Wiedemann setzte kopfschüttelnd ihren Weg fort und ging in das Zimmer des Prinzeßchens; die Aufregung des kleinen Herrn beunruhigte sie in hohem Grade, sie fürchtete, Rosa könne ihm ihr Vorhaben verrathen haben, und eine schwere Last fiel ihr vom Herzen, als das Mädchen in ihrer offenen, treuherzigen Weise ihr sagte, der Rentner habe keine Ahnung von diesem Entschluß, sie habe mit keinem Menschen, außer mit ihrer Freundin und ihrem Verlobten, darüber geredet.

Den Grund der Aufregung Beier's wollte sie nicht kennen; so großes Vertrauen sie auch dieser Frau schenkte, wagte sie doch nicht, ihr den Verrath, den sie an ihrem Verlobten begangen hatte, mitzutheilen, sie schämte sich dieses Geständnisses und ärgerte sich zugleich, daß sie

so unklug gewesen war, das ihr anvertraute Geheimniß auszuplaudern.

Frau Wiedemann glaubte nun die Ursache dieser sie befremdenden Erregung in der Frage nach den beiden Vagabunden suchen zu müssen, und es lag im Interesse Röschen's, sie in diesem Glauben zu bestärken.

Sie plauderten mit einander über die Reise, das freudige Wiedersehen in Hamburg und die Gefahren, denen der Flüchtling ausgesetzt blieb, bis er sich auf dem Schiffe befand, und dazwischen packte Röschen ihre Habseligkeiten ein, die sie mitzunehmen gedachte.

Das Prinzeßchen sah nicht, daß die grauen Augen des Weibes oft mit tückischer Bosheit auf ihr ruhten, sie horchte nur dem weichen Klange der sanften Stimme und schätzte sich glücklich, eine so treue, theilnehmende Freundin gefunden zu haben.

Sie trug ihr viele herzliche Grüße an Onkel Mathias und die übrigen Verwandten auf, versprach, ihr von Hamburg aus zu schreiben und auch in der Ferne ihr ein liebevolles Andenken zu bewahren, sie äußerte die Hoffnung, daß sie einst in Begleitung ihres Gatten zurückkehren und dann gewiß Gelegenheit finden werde, ihr die Liebe und Freundschaft in schweren Tagen zu vergelten, und traf unter diesem heitern, unbefangenen Geplauder die Vorbereitungen für ihre Reise.

Die Alte blieb bis zum Abend bei ihr, sie wich ihr nicht von der Seite und bemühte sich mit unermüdlichem Eifer, sie in ihrem Entschluß zu bestärken, trotzdem sie wußte, daß dies ganz unnöthig war.

Sie sagte ihr mehrmals, dem Gefangenen bleibe keine andere Rettung als die Flucht, denn man rede in der ganzen Stadt von dem Antrage, den die Familie des Angeklagten gestellt habe, und der nichts Geringeres bezwecke, als die Einsperrung des Malers in einer Irrenanstalt. Wenn er freigesprochen werde, so dürfe man mit Sicherheit erwarten, daß das Gericht ihn unverzüglich in ein Irrenhaus bringen lassen werde, und aus einer solchen Anstalt sei die Flucht unmöglich.

Sie sagte ihr das, um in das arglose Herz des Mädchens Haß gegen die Familie zu säen, und sie erreichte diesen Zweck, das Prinzeßchen war entrüstet darüber, daß Onkel Mathias sich mit seinem Bruder, dem Bankier, verbündet hatte und so herz- und gewissenlos gewesen war, einen solchen Antrag zu stellen.

Fünftes Kapitel.

Mathias Bauerband fand keine Ruhe, keinen Trost. Die Zweifel, welche seine Frau noch immer äußerte, an die das Mutterherz mit der Kraft der Verzweiflung sich klammerte konnte er nicht gelten lassen; er war von der Schuld seines Sohnes überzeugt, und diese Ueberzeugung konnten nun keine Zweifel mehr erschüttern.

Konrad theilte diese Ueberzeugung, er glaubte, jetzt dem Vater die Entdeckungen, die er in der Nacht der Brandstiftung gemacht hatte, nicht mehr verschweigen zu dürfen.

Seine Mittheilungen vermehrten den Kummer des alten Mannes, er hegte jetzt nur noch den Wunsch, den

verlorenen Sohn noch einmal zu sehen, um ihn unter Thränen zu bitten, den Weg zu gehen, auf dem allein er die schwere Schuld sühnen und die tief gebeugten Eltern versöhnen konnte.

Konrad und der Bräutigam Helene's forschten in allen Schenken nach, aber sie fanden keine Spur von dem Flüchtling, dennoch wollte Meister Mathias nicht glauben, daß er schon die Stadt verlassen habe.

Ohne Geld werde und könne er eine so weite Reise nicht antreten, meinte er, wahrscheinlich erwarte er in einem sicheren Versteck die Folgen des Einbruchs, und wenn er erfahre, daß ihn keine Gefahr bedrohe, werde er schon zum Vorschein kommen. Er könne ja nicht wissen, daß der erschossene Vagabund vor seinem Tode ein so umfassendes Geständniß abgelegt habe, es müsse ihn in Sicherheit wiegen, wenn die Polizei den Genossen dieses Verbrechers nicht nachforsche.

Er stand mit dieser Ansicht allein, sie wurde von seinen Angehörigen angegriffen, dennoch vertheidigte er sie hartnäckig, er meinte, eine innere Stimme sage ihm, er werde seinen Sohn wieder sehen, ehe er es erwarten könne.

Dem Juwelier hatte er am Nachmittage das Geld gebracht, er wollte auf diesem Wege auch das Prinzeßchen besuchen, aber vor der Thüre des Hauses, in welchem sie wohnte, kehrte er wieder um, in dieser aufgeregten, überreizten Stimmung mochte er nicht vor sie treten.

Dann wollte er den Rentner besuchen, aber er fand den kleinen Herrn nicht zu Hause, und im Grunde war

es ihm lieb, daß er dadurch auch der Unterhaltung mit diesem überhoben wurde, er hätte ja doch nur ein ihm unangenehmes, peinliches Gespräch mit ihm führen können.

So kehrte er mit seiner ganzen schweren Sorgenlast wieder heim, sogar den letzten Trost, den er in der Arbeit hätte finden können, mußte er entbehren, denn es war ihm unmöglich, zu arbeiten.

Der Abend verstrich langsam, die Mutter, Konrad und Helene sprachen über das traurige Ereigniß, sie bemühten sich alle, einen Lichtstrahl in die finstere Nacht zu werfen, indem sie an der Hoffnung festhielten, Rudolf werde in der Fremde schmerzlich empfinden, was er durch seinen Leichtsinn verscherzt habe, und sich bessern.

Meister Mathias saß schweigend in seinem Sorgenstuhle und hing seinen eigenen Gedanken nach, er konnte den Stern nicht entdecken, zu dem seine Angehörigen so hoffnungsvoll aufblickten, für ihn wurde die Nacht immer finsterer und wenn sein Blick diese Finsterniß durchdrang, sah er in der Ferne das Zuchthaus, hinter dessen hohen Mauern sein verlorenes Kind schmachtete.

Er folterte sein blutendes Herz mit Vorwürfen, die keine Berechtigung hatten.

Bald klagte er sich an, er sei gegen diesen Sohn zu strenge gewesen, dann wieder machte er sich den Vorwurf, er habe ihn zu milde und nachsichtig behandelt, sich zu wenig um ihn gekümmert.

Aber er hatte ihn mit derselben Strenge, Güte und Liebe erzogen, wie seine übrigen Kinder, die ihm nur Freude bereiteten.

Er fand auch unter den Freunden, mit denen Rudolf verkehrt hatte, keinen, von dem er behaupten konnte, daß er einen bösen Einfluß auf ihn geübt habe, es war ihm ein Räthsel, welches er nicht zu lösen vermochte.

Sollte der Maler ihn auf diese Bahn geführt haben? Das konnte er auch nicht glauben, Rudolf hatte seinen Oheim vielleicht nur zwei oder dreimal gesehen, es war nicht anzunehmen, daß man in dieser kurzen Freundschaft den Grund seiner Verirrung suchen durfte.

Die Mutter und Helene wollten zu Bett gehen, auch Konrad war durch die körperlichen Anstrengungen und die Gemüthsaufregungen erschöpft, aber Meister Mathias schüttelte ablehnend, fast unwillig das Haupt, als sie ihn baten, sich die nöthige Ruhe zu gönnen.

Er könne nicht schlafen, erwiderte er, er wolle sitzen bleiben und warten, bis das Bedürfniß der Ruhe sich einstelle.

Er beharrte so eigensinnig bei diesem Vorsatz, daß sie ihn seinem Schicksal überlassen mußten, er wies sogar das Anerbieten Konrad's zurück, der trotz seiner Ermüdung bei ihm bleiben wollte.

Der alte Mann versank wieder in Brüten, er ließ die Kindheit Rudolf's seinem geistigen Auge vorüber ziehen, um zu erforschen, ob er in ihr einen Anhaltepunkt für die spätere Verirrung finden könne.

Aber unter allen diesen Bildern, die er mit kritischem Blick betrachtete, fand er keins, welches ihm eine Lösung des dunkeln Räthsels hätte bieten können; Rudolf war stets ein folgsames Kind, ein fleißiger Schüler und eine ehrliche, offenherzige Natur gewesen.

Es war freilich nicht zu leugnen, daß er als Knabe schon sehr vergnügungssüchtig gewesen war, er hatte schon damals mitunter heimlich eine Schenke besucht, hinter dem Rücken seines Vaters Glacéhandschuhe getragen und Tabak geraucht, aber wer hätte das in seiner Jugend nicht gethan? Vielleicht wäre es heilsamer für ihn gewesen, wenn der Vater diese kleinen Sünden gegen elterliches Gebot strenger geahndet hätte, aber Meister Mathias erinnerte sich seiner eigenen Jugend und fand, daß er in dieser Weise seinen Eltern auch manchen Aerger bereitet hatte.

Erst im vergangenen Jahre war Rudolf allmälig auf die liederliche Bahn gekommen, Meister Mathias entsann sich noch sehr genau des Tages, an welchem er seinem Sohne zum ersten Male Vorwürfe darüber gemacht hatte. Von diesem Tage an hatte der junge Mann seinen Eltern nur Verdruß und Sorge bereitet, aber der Meister war mit Schweigen darüber hinweg gegangen, weil auch er den thörichten Grundsatz adoptirte, Jugend müsse austoben. Er hatte sich damit beruhigt, Rudolf werde diese Bahn verlassen, sobald der Ernst des Lebens an ihn herantrete, er hoffte der junge Mann werde bald daran denken, den eigenen Heerd zu gründen, mit diesem Gedanken mußte auch der Ernst in ihm erwachen.

Und nun mußte er alle diese Hoffnungen vernichtet und sein Kind in einem Abgrunde sehen, aus dem er es nicht erretten konnte!

Der alte Mann bedeckte das Antlitz mit den Händen, und ein tiefer, schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner gepreßten Brust; in diesem Augenblicke durchzuckte der Wunsch seine Seele, daß sein Kind unter dem Rasen liegen möge.

Den Todten konnte er betrauern, ihm ein liebendes Andenken bewahren, dem Verbrecher mußte er zürnen, ihm konnte er den Gram nicht verzeihen, der ihm das Herz zu brechen drohte.

Plötzlich erhob Meister Mathias das Haupt; den Blick auf die Thüre gerichtet, horchte er, war es ihm doch, als habe er draußen leise Tritte vernommen.

Mitternacht war schon vorbei, der Zeiger der Wanduhr wies auf halb Eins.

Horch, knarrte da nicht eine Treppenstufe?

Der alte Mann erhob sich, er hatte ja gewußt, daß der verlorene Sohn wiederkehren werde, jetzt wollte er mit ihm abrechnen.

Er öffnete leise die Thüre und stieg die Treppe hinauf, deutlich hörte er, wie oben eine Thüre geschlossen wurde.

Am Schlafzimmer Rudolf's pochte er an, keine Antwort erfolgte, er klopfte noch einmal, dann holte er, rasch entschlossen, den Hauptschlüssel zu allen Thüren des Hauses, den er stets bei sich trug, hervor, und in der nächsten Minute stand er seinem Sohne gegenüber.

Er erschrak fast vor dem bleichen, verstörten Gesicht des jungen Mannes, aber der letztere schien nicht einmal zu ahnen, daß sein Antlitz den Stempel der Schuld des bösen Gewissens tragen könne. Anscheinend gleichmüthig und unbefangen, sagte er, mit der Hand durch sein dichtes, krauses Haar fahrend:

»Ah, Du bist es? Ich wußte nicht, wer so spät noch –«

»Ja, ich bin's,« fiel Meister Mathias mit mühsam verhaltenem Grimm ihm in's Wort, »gieb Dir keine Mühe, eine Maske vorzubinden, mich kannst Du nicht mehr täuschen und betrügen. Wo warst Du heute?«

Der junge Mann wandte langsam sein Gesicht ab, den glühenden Blick, der so durchdringend auf ihm ruhte, konnte er nicht ertragen.

»Ich traf einen alten Jugendfreund,« erwiderte er ausweichend, »deshalb kam ich nicht zum Mittagessen.«

Mathias Bauerband mußte aus dieser Antwort erkennen, daß sein Sohn nur einen geringen Theil von dem wußte, was im Hause des Juweliers vorgefallen war.

»Du warst nicht bei Stern?« fragte er.

»Hat er nach mir geschickt?« antwortete Rudolf, das Haupt rasch erhebend.

»Nein, er schickte nach mir!« sagte der alte Mann, jedes Wort scharf betonend. »Du warst nicht dort, Dein böses Gewissen hat Dich von seiner Schwelle getrieben.«

»Ich sagte Dir schon – ein Freund –«

»Spare die Lügen!« unterbrach Meister Mathias ihn drohend. »Beim Himmel, Bursche, Dir geschähe Recht, wenn ich die Peitsche holte und Dir den Rücken gerbte!

Ich weiß Alles, der Verbrecher, den der Juwelier niederschoß, hat vor seinem Ende ein umfassendes Geständniß abgelegt.«

Rudolf griff nach einem Stuhle, er mußte sich auf ihn stützen, die Knie drohten unter ihm zu brechen.

»Er hat bekannt, daß Du das Verbrechen angezettelt und ihm Wachsabdrücke von den Schlüsseln geliefert hast, und nur aus Rücksicht auf mich hat der Juwelier dieses Geständniß der Polizei nicht berichtet.«

»Es ist eine Lüge!« rief der junge Mann, den starren, ausdruckslosen Blick unverwandt auf den Vater gerichtet. »Ich weiß von der ganzen Sache nichts –«

»Ich habe dem Juwelier den Verlust ersetzt,« fuhr Meister Mathias fort, sich den Anschein gebend, als habe er diesen Einwurf nicht vernommen, »er wird schweigen, meinetwegen, trotzdem er das Recht und auch die Pflicht hätte, Dir ein freies Quartier hinter Schloß und Riegel zu verschaffen. Deine Betheiligung bei dem Einbruch ist nicht das einzige Verbrechen; wenn der Schleier der jüngsten Vergangenheit hinweggezogen würde, kämen noch andere Dinge zur Sprache. Stern weiß jetzt, wer seine Ladenkasse geplündert und die Goldabfälle gestohlen hat.«

Das Gesicht Rudolf's war erdfahl geworden, er klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne, und seine blutunterlaufenen Augen traten immer weiter aus ihren Höhlen hervor. Es war nicht Furcht, nein, es war Wuth, was ihn in diesem Augenblick beseelte, Wuth darüber, daß der Juwelier das Alles so rücksichtslos dem alten Manne berichtet hatte.

»Stern ist ein mißtrauischer, geiziger Lump!« sagte er mit heiserer Stimme. »Er hat mich verleumdet, mir den Diebstahl aufgebürdet, um von Dir Geld zu erpressen.«

»Was er mir sagt, das ist die Wahrheit,« erwiderte Meister Mathias fest, »Dein Leugnen kann nur den Kummer vermehren, den Deine Verirrungen mir bereiten. Gestehe die Schuld ein, das ist mir lieber, nicht der Untersuchungsrichter, sondern der Vater verlangt das Geständniß von Dir. Der Brandstiftung in meinem Hause hast Du auch nicht fern gestanden! «

»Ah – hat auch Konrad mich verleumdet?« warf Rudolf höhnend ein. »Ich weiß, ihm bin ich ein Dorn im Auge –«

»Wollte Gott, Du wärest wie Dein Bruder Konrad, daß ich mich aller meiner Kinder freuen könnte! Aber wie es kein vollkommenes Glück giebt, so giebt es auch keine ungetrübte Freude auf Erden, Du bist die finstere Wolke, die über die Sonne meines Lebensglückes hinwegzieht. Du wirst Deine Eltern frühzeitig in die Grube bringen und noch nach ihrem Tode Schande auf ihren ehrlichen Namen häufen. – Lassen wir das,« fuhr der alte Mann, mit der breiten, schwieligen Hand über die Stirne streichend, fort, wozu nutzt es, daß ich Dir das sage! Du wirst Dich nicht bessern, nur die Furcht vor der Strafe, nicht die Reue kann Dich geschmeidig machen! Stern glaubt nun auch, daß Du den Diebstahl begangen hast, den er Deinem Oheim aufbürdete; ich frage Dich, ist diese Vermuthung begründet?«

»Nein!« stieß der junge Mann barsch heraus.

»Sage die Wahrheit, bedenke, daß ein Bruder Deines Vaters dieses Verbrechens beschuldigt und vielleicht verurtheilt wird, wenn –«

»Was verlangt man von mir?« fuhr Rudolf trotzig auf. »Ich soll mich eines Verbrechens schuldig bekennen, welches ein Anderer begangen hat, nur, um diesen Andern vor Strafe zu schützen?«

»Du sollst die Wahrheit bekennen, weiter nichts! Ich werde den Werth der Steine ersetzen, Stern hat mir auf Ehrenwort Verschwiegenheit gelobt.«

»Und damit hat er Dich geködert,« spottete Rudolf, der es vermied, dem Blick des Vaters zu begegnen. »Ich weiß nicht, ob mein Oheim schuldig ist oder nicht, ich kann nur wiederholen, daß ich nichts zu bekennen habe.«

Meister Mathias erhob drohend die Faust und schüttelte sie gegen den Sohn, dessen Haltung immer trotziger und herausfordernder wurde, dann legte er, tief aufathmend, die Hände auf den Rücken, um im Auf- und Niederschreiten seine Erregung zu bekämpfen.

»Ich kann nicht untersuchen, wie groß Deine Schuld ist,« sagte er, »meine Wünsche und Hoffnungen scheitern an Deiner Verstocktheit. Was hilft es mir, ob ich darüber klage und jammere, meine Bitten und Thränen werden ebenso wenig Dich erweichen, wie meine Ermahnungen, und Vorwürfe. Sieh, wenn Du reuig mir entgegen gekommen wärest, wenn Du Deine Schuld eingestanden und mich um Verzeihung gebeten hättest, dann würde ich Dir meine Arme geöffnet und Dir von Herzen vergeben

haben. Nun aber muß ich erkennen, daß Dein Herz verstockt und Dein Gemüth verhärtet ist, und diese Erkenntniß beraubt mich meiner letzten Hoffnung. Was willst Du noch im elterlichen Hause? Hier ist keine Heimath mehr für. Dich, den unbußfertigen Verbrecher erkenne ich nicht mehr als meinen Sohn an.«

Ein tückischer Zug glitt über das Gesicht des jungen Mannes, ein Zug, der nur zu deutlich verrieth, daß er in Wahrheit ein unbußfertiges, verstocktes Herz besaß.

»Ich werde unter solchen Umständen nicht hier bleiben,« antwortete er. »Ich bin von allen Seiten verleumdet worden, sogar mein eigener Bruder hat sich der Verleumdung als einer Waffe bedient, um mich aus dem elterlichen Hause zu verdrängen. Wenn der Verbrecher gesagt hat, er habe von mir die Schlüssel erhalten, so mag er das aus Gründen persönlicher Feindschaft gethan haben –«

»Vertheidige Dich nicht,« fiel Meister Mathias ihm mit steigendem Zorn in die Rede, »ich habe die Ueberzeugung von Deiner Schuld erhalten, es wird Dir nicht gelingen, sie zu erschüttern. Wäre es nur das Schamgefühl, was Dich abhielte, sie zu gestehen, aber nein, es ist Verstocktheit, und eben deshalb habe ich alle Hoffnung verloren. Was willst Du nun beginnen?«

»Ich werde auswandern.«

»Gut, ich stelle Dir frei, ganz nach Deinem Gutdünken zu handeln! Vielleicht wirst Du draußen erkennen, was Du verloren hast, vielleicht Dich zurücksehnen und bereuen, daß Du Deinen Eltern großen Kummer bereitet

hast. Wenn Du als ein anderer, reuiger Mensch zurückkehrst, soll das elterliche Haus Dir wieder geöffnet sein, dem verstockten Verbrecher bleibt es verschlossen. Suche Arbeit zu erhalten, gieb den bösen, unnützen Gedanken niemals Raum, bete und arbeite und sei stark in der Versuchung! Wenn Du das thust, dann wirst Du zur Erkenntniß kommen; schreitest Du aber auf der Bahn des Leichtsinns und des Verbrechens fort, dann wirst Du im Zuchthause Dein Leben beschließen. Die Welt liegt offen vor Dir, und viele Wege führen hindurch, es kommt auf Dich an, ob Du Dir eine beneidenswerthe Existenz verschaffen, oder untergehen wirst. Gehe in Dich, Rudolf, prüfe ernst, was hinter Dir liegt, und sieh zu, wie Du die Flecken tilgen kannst, die auf Deiner Vergangenheit ruhen. Und wenn Du an den Edelsteinen Dich vergriffen hast, dann gieb der Wahrheit die Ehre und schweige nicht dazu, daß ein Unschuldiger verurtheilt wird.«

Trotz des warmen, väterlichen Tones, den der alte Mann jetzt anschlug, lag noch immer der spöttische, trotzige Ausdruck auf dem Gesicht Rudolf's.

»Ich habe nichts gut zu machen, nichts zu sühnen und zu tilgen,« sagte er, das Haupt zurückwerfend. »Der einzige Vorwurf, der mir gemacht werden kann, ist, daß ich in der letzten Zeit das Leben genossen habe; wenn das eine Sünde ist, dann muß ich mich schuldig bekennen, sie begangen zu haben. Die Verdächtigungen des Juweliers weise ich zurück; Du hättest ihm das Geld nicht zahlen sollen, jetzt wird es Dir Mühe kosten, es zurück zu erhalten. Daß ich heute nicht zu ihm gegangen bin –«

»Genug!« unterbrach Meister Mathias ihn, in dessen Seele der Zorn sich wieder regte. »Jedes Wort, welches Du sprichst, trifft mein Herz wie ein Dolchstich, denn ich lese auf Deiner Stirne, daß es eine Lüge ist. Reise mit Gott, ich wünsche Dir das Beste, vor Allem aber Selbsterkenntniß und aufrichtige Reue. Mit schwerem Herzen sehe ich Dich scheiden, ich weiß ja nicht, ob und mit welchen Gesinnungen Du jemals zurückkehren wirst. Hier ist Geld, fünfhundert Thaler; wenn Du sparsam bist, kannst Du ein halbes Jahr damit ausreichen, bis dahin wirst Du wohl Arbeit gefunden haben.«

Er hatte bei den letzten Worten sein Portefeuille geöffnet und ein Päckchen Banknoten auf den Tisch gelegt.

»Ich habe mein erspartes Capital angreifen und einige Werthpapiere verkaufen müssen, um Dir und dem Juwelier das Geld zahlen zu können,« sagte er, »der Schweiß Deines Vaters klebt an dem sauer ersparten Gelde, vergiß das nicht.«

»Ich werde es zurückschicken, sobald ich so viel verdient habe.«

Der alte Mann, der sich schon der Thüre näherte, wandte sich um, in seinem ehrlichen Gesicht spiegelte sich die Entrüstung über den spöttischen Ton, in welchem Rudolf so schnöde diese Bitte beantwortet hatte.

»Es ist Dein Eigenthum und ein Theil Deines Erbes,« erwiderte er, seine Fassung mühsam behauptend, »Du kannst damit schalten, wie es Dir beliebt. Ich habe nur in Deinem Interesse Dir das gesagt, nicht in der Absicht,

Dich auf die Nothwendigkeit einer Rückerstattung aufmerksam zu machen. Du wirst morgen früh, sobald der Tag anbricht, die Reise antreten; willst Du von der Mutter Abschied nehmen, so thue es als reuiger und bußfertiger Sünder, nicht mit dieser Verstocktheit, die auch ihr die letzte Hoffnung rauben muß. Ich werde Dich bis vor das Thor begleiten. Gute Nacht.«

Er ging hinaus; Rudolf blickte lange auf die Thüre, hinter der sein Vater verschwunden war, und immer trotziger und feindseliger ward der Zug, der seine fest aufeinander gepreßten Lippen umspielte.

So blieb er stehen, bis draußen der letzte Wiederhall der Tritte verklungen war, dann trat er an den Tisch, um mit Fieberhast die Banknoten zu zählen.

Er legte sie in seine Brieftasche und begann dann, eine Reisetasche mit Wäsche und Kleidungsstücken zu füllen. Darüber verstrich eine Stunde, der junge Mann nahm jetzt die brennende Kerze und öffnete geräuschlos die Thüre. Er blieb eine geraume Weile horchend auf der Schwelle des Zimmers stehen, dann trat er hinaus.

Leicht und behend, wie eine Katze, schlich er, mit der Reisetasche in der Hand, die Treppe hinunter, ging in's Wohnzimmer und schloß die Thüre hinter sich sorgfältig zu.

Lange blieb er hinter der Thüre stehen, offenbar in der Absicht, zu lauschen, ob Jemand ihm folgte. Draußen blieb es still, kein Geräusch ließ sich vernehmen, ein Zug der Befriedigung glitt über das fahle, von innerer Angst verzerrte Gesicht.

Er trat vor den Secretair, der in einer Ecke des Zimmers stand, holte einen Schlüssel aus der Westentasche und öffnete. Mit sicherem Griff zog er eine Schublade aus, in ihr lagen die Werthpapiere und Banknoten, die das Vermögen seines Vaters bildeten. Es war eine große Summe, die Documente hatten für den Flüchtling keinen Werth, wenn der rechtmäßige Eigenthümer öffentlich bekannt machte, daß sie ihm abhanden gekommen seien. Aber Rudolf nahm sie dennoch, er räumte die Schublade aus, und das tückische Lächeln, welches seine Lippen umspielte, verrieth, daß er mit sich schon im Reinen darüber war, in welcher Weise er sie verwenden wollte.

Er rollte die Papiere zusammen, es waren ihrer zu viele, als daß er sie in der Rocktasche hätte unterbringen können, aber als er nun sich umwandte, sah er plötzlich in die flammenden Augen seines Bruders.

Mit einem wilden Fluch wollte er sich auf ihn stürzen, aber gleich einem Schraubstock hielt die sehnige Faust Konrad's das Handgelenk Rudolfs umklammert.

»Ist das der Dank für die Güte des Vaters?« fragte Konrad. »Ah, Du konntest freilich nicht vermuthen, daß ich im Nebenzimmer sei –«

»Spion!« stieß Rudolf, zitternd vor Wuth, heraus.

»Du kannst mich nicht beleidigen, denn in meinen Augen bist Du ein ehrloser Mensch und gleichwohl noch immer mein Bruder,« sagte Konrad mit ernster Ruhe. »Weißt Du, weshalb ich spionirt habe? Als der Vater da in dem Sessel saß, wie ein Verzweifelter, für den das Leben keinen Werth mehr hat, als ich sah, wie der Gram um den

verlorenen Sohn an seinem Herzen nagte und sein Denken und Empfinden betäubte, da hielt ich es für meine Pflicht, in seiner Nähe zu bleiben. Er befahl mir, zu Bett zu gehen, er wollte allein sein, meine Besorgnisse wurden dadurch gesteigert, ich konnte ja nicht glauben, daß er auf Dich wartete, ich war zu sehr überzeugt, die Scham und das böse Gewissen würden Dich abhalten, je in das elterliche Haus zurückzukehren. Ich ging in das Nebenzimmer, dort wachte ich. Ich hörte Dich kommen und den Vater hinaufgehen, ich dachte, Ihr würdet Beide in's Wohnzimmer kommen, deshalb blieb ich auf meinem Posten. Und das hat ein guter Geist mir eingegeben, ich kann nicht glauben, daß es Dein Schutzengel gewesen ist, denn Du hast Deinen guten Engel längst verloren! Was nun? Soll ich den Vater rufen, um ihm den Beweis zu liefern, daß er sein Kind wirklich und für immer verloren hat?«

Rudolf warf die Werthpapiere auf den Tisch, ein Blick des glühendsten Hasses traf aus seinen stechenden Augen den Bruder, der das Handgelenk des Verbrechers noch immer gefaßt hielt.

»Thu's!« sagte er trotzig. »Mir liegt nichts daran. Weshalb hat er mich immer so knapp gehalten?«

»Hätte er Dich nur noch knapper gehalten und Dir öfter die Ruthe gezeigt!«

»Elender! Du bist stets sein Liebling gewesen, mir hat er's nachgetragen, daß ich mich nicht hinter die Hobelbank stellen wollte.«

»Suchst Du damit Deine Verbrechen zu entschuldigen? Nein, ich werde ihn nicht rufen, ich will ihm diesen Schmerz nicht bereiten. Magst Du in Sünde und Schande untergehen, er soll es nicht erfahren, wenn ich es ihm geheim halten kann. Fühlst Du nicht das Bedürfniß, Dein Gewissen zu erleichtern?«

»Vor Dir?« fragte Rudolf mit heiserem Lachen.

»Vor Deinem Bruder, der Dich gerne retten möchte!«

»Fege vor Deiner eigenen Thüre!«

»Ist das Alles, was Du mir zu sagen hast?«

»Alles.«

»Dein letztes Wort?« fragte Konrad drohend, mit gehobener Stimme.

»Mein letztes!«

»Nun wohl, Du zwingst mich, andere Mittel anzuwenden. Im Gefängniß erwartet der Vater Röschen's sein Urtheil, er ist eines Diebstahls angeklagt, den er nicht begangen hat.«

»Was kümmert es mich?«

»Ah, diese Antwort hatte ich erwartet, aber ich glaube, Du wirst bald andere Saiten aufziehen. Du hast damals die Edelsteine gestohlen und es ruhig geschehen lassen, daß ein Unschuldiger verdächtigt und verhaftet wurde.«

»Die Steine sind bei ihm gefunden worden.«

»So glaubte man, nach den Ereignissen der vergangenen Nacht wagt der Juwelier nicht mehr, die Steine als sein Eigenthum anzuerkennen.«

»Dann ist er ein Narr!«

»Freilich, was kümmert es Dich!« sagte Konrad erbittert. »Dir ist es gleichgültig, ob ein Unschuldiger verurtheilt wird, wenn nur Dich die Strafe nicht ereilt. Mir aber ist das nicht einerlei, ich werde nicht dulden, daß ein Anderer Deine Schuld sühnen soll.«

»So verhüte es,« spottete Rudolf, aber im nächsten Augenblick preßte die Faust des Bruders so gewaltig das Handgelenk, daß er laut aufschrie vor Schmerz und Wuth.

»Du wirst mir sagen, ob er schuldig ist,« fuhr Konrad mit schneidender Kälte fort, »Du wirst mir die Wahrheit bekennen.«

»Ich weiß nicht, was Du willst.«

»Du hörst es, bekenne!«

»Bekennen, was man nicht weiß? Wer vermag das?«

»Durch solche Winkelzüge wirst Du mich nicht irre führen. Sieh, ich betrachte Dich schon jetzt und gewiß mit vollem Recht als einen Verlorenen, der dem Zuchthause nicht mehr entrinnen kann. Was liegt daran, ob Du einige Monate früher oder später hineinkommst, ob man Dir hier oder in einer andern Stadt den Proceß machen wird! Freilich, unser ehrlicher Name wird dadurch beschimpft, aber wird er das nicht auch durch die Verurtheilung Onkel Hugo's? Da ist es besser, daß den Schuldigen die Strafe ereilt und dem Unschuldigen Ehre und Freiheit zurückgegeben werden, vor dieser Pflicht müssen alle Familien-Rücksichten schweigen! Wohlan, wenn Du

nicht bekennst, rufe ich die Wache, ich lasse ohne Schonung Dich verhaften auf Grund dieses Einbruchs und der Aussagen Deines erschossenen Genossen.«

Rudolf konnte nicht verbergen, daß diese Drohung ihn erschreckte, der feste, entschiedene, ganz unbeugsame Ton, den Konrad anschlug, verfehlte die beabsichtigte Wirkung nicht.

»Das werde ich thun,« fuhr Konrad fort, »ohne Rücksicht auf die Gefühle unserer Eltern, ohne Rücksicht auf Dich und unsere ganze Familie.«

»Ha ich verstehe! Du willst Dir bei dem Prinzeßchen einen Stein in's Brett legen.«

»Nenne ihren Namen nicht, aus dem Munde eines Verbrechers mag ich ihn nicht hören. Ich habe Dir meine Gründe genannt, auf weitere Erörterungen lasse ich mich nicht ein. Bekenne die Wahrheit; wenn Du die Schuld eingestehst, so werde ich den Vater bitten, dem Juwelier auch dies zu ersetzen, Stern wird, wenn ich ihm Dein Geständniß mittheile, seine Aussage zurücknehmen, und über den Angeklagten kann das Schuldig nicht gesprochen werden. Die zweite gegen ihn vorliegende Klage entbehrt der Beweise, sie muß auch fallen.«

Rudolf knirschte vor Wuth mit den Zähnen, er zitterte am ganzen Leibe.

»Bekenne!« sagte Konrad noch einmal, und als er nun noch immer keine Antwort erhielt, zog er den Bruder mit sich zum Fenster. »Bei Gott, es ist keine leere Drohung,« versetzte er, »und entrinnen kannst Du mir nicht. Hast Du die Steine damals gestohlen?«

Er legte die Hand auf den Fensterriegel und umklammerte wieder fester das Handgelenk seines Gefangenen, auf dem sein drohender Blick durchbohrend ruhte.

Schon hatte er den Riegel zurückgeschoben und das Fenster halb geöffnet, als Rudolf, unfähig, seiner Angst länger zu gebieten, mit heiserer Stimme flüsterte:

»Begehe keine Narrheit, ich bekenne mich schuldig.«

Konrad athmete auf, als ob eine schwere Last von ihm genommen sei.

»Wo sind die Edelsteine?« fragte er.

»Ich habe sie nicht mehr.«

Konrad gab jetzt den Bruder frei, die Arme auf der Brust gekreuzt, stand er vor ihm, und wenn Blicke eine tödtende Kraft besäßen, so würde sein Blick den Verbrecher niedergeschmettert haben.

»Mir graut vor dem Abgrunde, in den ich hinabschaue,« sagte er mit bebender Stimme, »ich erkenne, daß es aus diesem Abgrunde keine Rettung für Dich giebt. Rudolf, gedenke in der Ferne Deiner tief gebeugten Eltern, gebe Gott, daß Dein Gewissen aus dem Schlummer erwacht und die mahnende Stimme erhebt, daß es Dir sagen möge, die Haare Deiner Eltern habe der Gram über Dich vor der Zeit gebleicht! Ich würde Dir sagen: Bleibe in der Heimath und sühne die schwere Schuld, die Du Dir aufgeladen hast; aber ich kann es nicht, so oft der Blick des Vaters auf Dich fiele, würden die Wunden wieder bluten, die Du seinem Herzen geschlagen hast. Unserer Eltern wegen werde ich über die Ereignisse dieser Nacht schweigen, nur dem Juwelier theile ich Dein

Geständniß mit, ich muß es, um einem Unschuldigen Ehre und Freiheit zurückzugeben.«

Auf das Gemüth Rudolf's schienen diese in sehr ernstem, eindringlichem Tone gesprochenen Worte durchaus keinen Eindruck zu machen. Er hatte die Reisetasche, Hut und Stock ergriffen und sich der Thüre genähert.

»Thue, was Du nicht lassen kannst,« erwiderte er trotzig, dann schritt er, ohne seinen Bruder noch eines Blickes zu würdigen, hinaus.

Er durchwanderte hastig die einsamen Straßen, aber so oft er in eine andere Straße einbog, blieb er stehen, um sich mit unverkennbaren Zeichen innerer Angst umzublicken, er fürchtete offenbar, daß er verfolgt und beobachtet werden könne. So erreichte er die Gasse, die sich hinter dem Garten Fanny's herzog; auch hier blieb er stehen, sich nach allen Richtungen umschauend, dann eilte er in die finstere Gasse hinein.

Er stand im Begriff, die Gartenpforte zu. öffnen, als neben ihm plötzlich eine hohe Gestalt auftauchte.

»Ich habe Sie erwartet,« sagte eine dumpfe Stimme, »ich wußte, daß Sie hier eine Zuflucht suchen würden.«

Erschreckt war Rudolf zusammengefahren, sein erster Gedanke galt der Flucht, aber die Hand des Fremden hielt schon seinen Arm umfaßt.

»Wer sind Sie?« fragte er bestürzt. »Was wollen Sie von mir?«

»Still,« fiel der Fremde ihm drohend in's Wort, »wir werden das Alles oben erörtern, Wenn Sie einen Schrei ausstoßen, oder nur ein Geräusch machen, welches die

Wache aufmerksam machen könnte, sind Sie verloren, Ihr Leben ist mir keinen Heller werth.«

Er hatte, während er dies sagte, die Pforte geöffnet und Rudolf gezwungen, ihm zu folgen, jetzt schob er den Riegel vor.

»Sie werden erwartet,« fuhr er fort, indem er auf das Fenster des Boudoirs zeigte, durch dessen rothe Vorhänge ein schwacher Lichtschein fiel, »Fanny ist bereits von Allem unterrichtet.«

»Aber was wollen Sie von mir?« fragte Rudolf mit wachsender Angst. »Ich kenne Sie nicht –«

»Mag sein, es wäre besser für Fanny, wenn sie Ihnen ihr Haus nicht geöffnet hätte. Ich habe sie genugsam vor dieser Verbindung mit Ihnen gewarnt, sie wollte auf meinen Rath nicht hören. Nun ist es zu spät, aber nun tritt auch an mich die Pflicht heran, die Folgen dieser thörichten Verbindung von meiner Schwester abzuwenden, so weit dies in meinen Kräften liegt.«

»Ah – Sie sind der Bruder Fanny's?«

»Ja, mein Herr, der Bruder und Vormund der Dame, die Ihnen ihre Gunst geschenkt hat.«

Sie traten in das Haus und stiegen leise die Treppe hinauf, Wollheim öffnete die Thüre des Boudoirs, im nächsten Augenblick hielt Fanny den jungen Mann umschlungen.

»Dem Himmel sei Dank, daß Du gekommen bist,« sagte sie in leidenschaftlicher Erregung, »ich konnte meiner Angst nicht mehr gebieten. Sprich, ist Alles verloren, sind die Häscher Dir auf der Ferse?«

»Du dankst ihm, daß er kommt und Dich der Gefahr aussetzt, mit ihm gehangen zu werden?« fragte Wollheim rauh, mit finsterem Blick auf die Gruppe schauend. »Wäre er ein Mann, so würde er nicht bei einem Weibe ein schützendes Versteck suchen, daß er es thut, beweist mir seine Feigheit.«

»Mir ist es ein Beweis seiner Treue und der Innigkeit seiner Liebe,« erwiderte Fanny, aus deren dunklen Augen ein zornflammender Blick den Bruder traf. »Und was ich so oft Dir gesagt habe, wiederhole ich abermals, ich lasse nicht von ihm, denn unter allen Männern, die seither mir begegnet sind, ist er der Einzige, der das Gefühl wahrer Liebe in mir geweckt hat.«

Wollheim zuckte verächtlich die Achseln, aber Rudolf erhob jetzt trotzig das Haupt, und der spöttische Zug, der seine Lippen umspielte, mußte den Gutsbesitzer erkennen lassen, daß sein Gegner zum Kampfe mit ihm gerüstet und entschlossen war, diesen Kampf muthig auszufechten.

»Es ist nicht meine Schuld, daß der Plan scheiterte,« sagte er, »die Schurken, denen ich mein Vertrauen schenkte, haben mich betrogen, sie schritten hinter meinem Rücken –«

»Weshalb ließen Sie sich mit solchen Subjecten ein?« unterbrach Wollheim ihn scharf.

»Weil ich keine andere fand, denen ich –«

»Bah, das ist eine schlechte Rechtfertigung; Sie hätten überhaupt keine Verbündete suchen dürfen. Sie mußten das allein ausführen, aber Sie waren zu feige dazu. Was

nun? Einer dieser beiden Vagabunden ist bei der That ertappt und erschossen worden, der andere wird verfolgt, und es kann nicht ausbleiben, daß der Verdacht auch Sie trifft, denn Sie haben sich heute im Hause Ihres Prinzipals nicht sehen lassen.«

»Man sucht mich nicht,« sagte Rudolf, »auf mich kann kein Verdacht fallen.«

»Und Ihre Flucht?«

»Mein Vater weiß, daß ich in die Fremde will, um mich in der Kunst weiter auszubilden.«

»So wird er auch die Gründe kennen, welche Sie zu dieser schleunigen Reise nöthigen,« versetzte Wollheim, dessen durchdringender Blick unverwandt auf dem jungen Manne ruhte. »Mich betrügen Sie nicht, der Umstand, daß Sie in später Nacht mit einer wohlgefüllten Reisetasche das elterliche Haus verlassen haben, erklärt mir Alles. Sie sind heimlich entwichen und haben durch diese heimliche Flucht Ihre Schuld bewiesen. Was gedenken Sie nun zu thun? Sind Sie hierher gekommen, um hier ein Versteck zu suchen? Ich werde nicht dulden, daß meine Schwester Ihnen Obdach giebt, ich verlange von Ihnen, daß Sie sofort, spätestens bei Tagesanbruch Ihre Flucht fortsetzen. Fehlen Ihnen die Mittel, so werde ich sie Ihnen geben.«

»Ich danke für Ihre Güte,« erwiderte Rudolf sarkastisch, »aber ich bedarf ihrer nicht. Wenn Fanny mir sagt, ich müsse ihre Wohnung verlassen, so werde ich gehen, Ihnen aber gestehe ich die Berechtigung nicht zu, mir Befehle zu geben. Ich besitze Mittel genug und wiederhole,

daß die Gefahr der Verfolgung für mich nicht vorliegt. Im Uebrigen möchte ich Sie aufmerksam machen, daß Fanny Verpflichtungen gegen mich hat –«

»Die ich einlösen werde!« schnitt das Mädchen ihm die Rede ab. »Du wirst hier bleiben, bis wir mitsammen abreisen, in meinem Hause sucht Dich Niemand ich werde einen Weg ersinnen und finden, auf dem Du ungefährdet die Stadt verlassen kannst.«

Wollheim biß auf die Lippe, diesen Trotz gegen seinen so entschieden ausgesprochenen Befehl schien er nicht erwartet zu haben.

»Ich gebe Dir die Folgen zu bedenken,« sagte er warnend. »Wenn der entflohene Einbrecher verhaftet wird und Geständnisse macht –«

»So wird die Polizei den spurlos verschwundenen Anstifter des Einbruchs überall, nur nicht in meinem Hause suchen,« erwiderte Fanny entschlossen. »Ich will es, Ernst, und was ich will, das setze ich durch.«

Sie stampfte mit dem kleinen Fuß zornig auf den Teppich und sah mit ihren blitzenden Augen den Bruder herausfordernd an.

»Du selbst hast gesagt, unsere Wege seien fortan getrennt,« fuhr sie fort, »so laß denn nun auch mich ungehindert den Weg gehen, den ich gewählt habe. Rudolf bleibt bei mir, gleichviel, ob Dir das angenehm ist oder nicht, ich will es; ich werde ihn beschützen, wenn eine Gefahr ihn bedroht.«

»Und Sie, mein Herr?« fragte Wollheim mit schneidendem Hohn. »Empört Ihr Ehrgefühl sich nicht dagegen,

den Schutz eines Weibes zu beanspruchen? Wohlan, Du willst es, Fanny, Du trotzest meinem Befehl und weisest meinen Rath ab, damit hast Du den Bruch vollzogen, und unsere Wege sind nun in der That getrennt. Ich reise morgen ab, aber ich kann nun nicht mehr den Wunsch aussprechen, Dich in London wieder zu sehen, denn mit diesem Manne mag ich keine Gemeinschaft haben. Du hast gewählt zwischen ihm und mir, Deine Wahl ist auf ihn gefallen. Wann wirst Du abreisen?«

»Sobald der Bankier meiner Forderung gerecht geworden ist.«

»Wie? Du hast Dich mit der Summe, die er Dir schickte, nicht begnügt?«

»Glaubst Du, ich werde mich von ihm demüthigen lassen? Ich habe ihm geantwortet, ich müsse auf meiner Forderung bestehen, nicht ich, sein Sohn habe den Bruch gewünscht, so benutze ich jetzt die Vortheile –«

»Fanny, es ist ein gewagtes Spiel!« rief Wollheim mit einem stechenden Blick auf den jungen Mann, der im Hintergrunde des Zimmers auf und nieder wanderte. »Vergiß nicht, welche Folgen Dir aus der Veröffentlichung Deines Verhältnisses zu dem Sohne des Bankiers erwachsen können!«

»Ich weiß, wie weit ich gehen darf.«

»Dein leidenschaftliches Temperament könnte Dich verleiten, die Grenze zu überschreiten.«

»Ich fürchte das nicht.«

»Der Bankier könnte durch Deine Drohungen sich veranlaßt sehen, die Initiative zu ergreifen und gerichtlich

von Dir Rechenschaft zu fordern über die Summen, die sein Sohn ihm entwendet hat.«

»Ich muß dem beipflichten,« sagte Rudolf, »mir hat das Spiel mit dem Bankierssohne nie gefallen.«

»Weil Deine Eifersucht Dir Gespenster zeigte,« spottete Fanny, leicht die Achseln zuckend. »Der Bankier wird jedenfalls meinen Brief beantworten, ich will hören, was er auf meine Forderung erwidert, und alsdann meinen Entschluß fassen. Die Vorbereitungen zur Abreise sind schon getroffen, ich habe mein Mobiliar verkauft und meine Garderobe eingepackt.«

Wollheim schüttelte mißbilligend das Haupt, dann nahm er seinen Hut, und noch einmal traf sein feindseliger Blick den jungen Mann.

»Ich muß Dich Deinem Schicksal überlassen,« sagte er in einem Tone, der keineswegs brüderlich, freundschaftlich klang. »Du hast meinen Rath gehört, handle nun, wie es Dir beliebt, die Stunde wird kommen, in der Du bereust, meinen Rath nicht befolgt zu haben. Und was Sie betrifft, mein Herr, so erkläre ich Ihnen, daß ich von Ihnen Rechenschaft fordern werde für jede Unbill, die meiner Schwester Ihretwegen widerfährt, vergessen Sie nicht, daß ein Wort von mir genügt, Sie für die ganze Dauer Ihres Lebens hinter Schloß und Riegel zu bringen.«

»Diese Drohung war überflüssig!« fuhr Rudolf zornig auf. »Fanny hat ihr Geschick mit dem meinigen vereint –«

»Gleichviel,« vergessen Sie diese Drohung nicht, ich werde mich ihrer erinnern, sobald ich Veranlassung finde, Rechenschaft von Ihnen fordern zu müssen.«

Mit diesen Worten entfernte er sich, in dem festen Glauben, daß er seine Schwester sobald nicht wiedersehen werde.

Er konnte draußen noch das spöttische Lachen Fanny's hören, und wenn er gerecht sein wollte, mußte er sich sagen, daß sie berechtigt sei, über seine Warnungen und Drohungen zu spotten.

Sie kannte ja seine Vergangenheit, sie sah jeden Flecken, der auf dieser Vergangenheit ruhte, sie war berechtigt, ihm zu sagen, er möge an den Balken im eigenen Auge denken, bevor er über die Splitter in anderen Augen richten wolle.

Sechstes Kapitel.

Eleonore hatte, wenn auch mit innerem Widerstreben, den Rath ihres Bruders befolgt.

Sie war dem Gast ihrer Eltern mit gewinnender Freundlichkeit entgegen gekommen, sie hatte seine mitunter ungezogenen Bemerkungen schweigend angehört, ja, sie ertrug es sogar mit der scheinbaren Geduld eines Engels, als er ihr in seiner mürrischen, herben Weise sagte, ihr Auftreten sei nicht stolz, ihr Benehmen nicht fein genug, sie müsse noch viel lernen, wenn sie in seinen Salons die Honneurs machen wolle.

Der Herr Graf von Bentheim wußte, welchen Werth die Eltern Eleonore's auf die Verbindung mit ihm legten;

es war für ihn eine Mesalliance, aber die Schönheit Eleonore's ließ ihn über diesen Punkt hinwegsehen, den er gleichwohl in Betracht zog, so oft er mit kritischem Blick das schöne Mädchen beobachtete.

Er hatte alle Genüsse des Lebens bis auf die Hefen gekostet, nun war er übersättigt, ein Misanthrop, der nur noch mit der Selbstsucht rechnete, dem Alles grau in grau erschien weil er für Blüthen und Sonnenschein das Verständniß verloren hatte.

Abgestumpft in seinen Gefühlen und Empfindungen, zerfallen mit sich und den Menschen, erbittert auf die Leidenschaften, deren Sklave er so lange gewesen war, bis sie seine Gesundheit zerrüttet und seine Seele mit Ekel angefüllt hatten, beurtheilte er jetzt die Welt und die Menschen nach den einseitigen Erfahrungen, die er, schwelgend in niedrigen und entkräftenden Genüssen, gemacht hatte.

Er sprach dem Menschenherzen jedes edle und hohe Gefühl ab, er betrachtete Jeden, der ihm begegnete, als einen herzlosen Egoist, und jeder Versuch, ihm das Gegentheil zu beweisen, mußte an seinem Mißtrauen scheitern.

Er verachtete die Eltern Eleonore's, weil er wußte, daß sie ihm ihr schönes Kind verkaufen wollten, aber er ging dennoch den Handel ein, weil es seinem Stolze schmeichelte, mit dieser jungen, schönen Gemahlin prunken zu können.

Es fiel ihm nicht ein, zu prüfen, ob Eleonore die Absicht ihrer Eltern billigte, er nahm dies als selbstverständlich an, in seinen Augen war Eleonore ein stolzes, selbstsüchtiges Geschöpf, welches durch diese Heirath sich eine bevorzugte Stellung in den höheren Kreisen der Gesellschaft erobern wollte.

Er war nicht, wie so mancher Freier in seinem Alter, der Narr, glauben zu können, daß Eleonore ihn liebe, oder nur ein lebhaftes Gefühl für ihn empfinde, nach seinem Urtheil blendete sie nur der Glanz der Grafenkrone und vielleicht auch die Hoffnung, daß sein Tod sie bald von den Fesseln befreien werde.

Er mußte daran denken, so oft sein Blick auf sie fiel, sie hatte sich ihm verkauft und so behandelte er sie auch wie eine Sklavin, für deren Schönheit er den höchsten Preis gezahlt hatte.

Sie sollte sich seinen Launen fügen, sich von ihm erziehen lassen, und er begann mit dieser Erziehung sofort, am ersten Tage, um ihr zu zeigen, daß sie seine Sklavin war.

Die Nachgiebigkeit, die sie ihm zeigte, befriedigte ihn, wenngleich sie auch auf der andern Seite ihm keine Achtung vor ihr einflößen konnte, vielmehr ihn in seinem Urtheil über ihre Selbstsucht und ihren Hochmuth bestärken mußte.

Er sah nicht, daß oft die Gluth verhaltenen Zornes in ihren schönen Augen aufleuchtete, er bemerkte nicht, wie schwer es ihr manchmal fiel, ihre Fassung und Ruhe zu bewahren und ihm ein heiteres Antlitz zu zeigen,

während es in ihrem Innern gewaltig tobte, er hielt sie überhaupt einer leidenschaftlichen Regung nicht fähig.

Madame Bauerband, geborene von Wurzer, war mit ihrer Tochter zufrieden; sie hegte die Ueberzeugung, Eleonore habe bei ernstem, ruhigem Nachdenken die Vortheile erkannt, welche die Heirath mit dem Graf von Bentheim ihr bot, und danke nun im Stillen den Eltern für diese Wahl, die ihr eine so glänzende Bahn eröffnete.

Sie beobachtete das Mädchen scharf, aber sie fand nichts, was sie in irgend einer Weise hätte beunruhigen können, und ebenso wenig hatte der Bankier eine Ahnung von dem geheimen Bündniß zwischen Eleonore, Hermann und dem Rittergutsbesitzer.

Als Eleonore den Wunsch äußerte, ihre Freundin in D. zu besuchen, um mit ihr über den entscheidenden Schritt zu berathen, gab die Mutter ohne Zögern ihr die Erlaubniß zu diesem Ausfluge.

Hermann erbot sich, die Schwester zu begleiten, der Bankier war damit einverstanden, als er den Zweck des Ausflugs erfuhr, nur der Graf schüttelte mürrisch den Kopf und sagte in seiner verdrossenen bissigen Weise, sein Besuch scheine der jungen Dame nicht angenehm zu sein, indeß habe er nicht erwartet, daß sie die Rücksichten der Gastfreundschaft in so wenig höflicher Weise verletzen werde.

Madame Bauerband übernahm es, ihn zu beschwichtigen, Eleonore und Hermann fuhren gleich nach Tische in einer offenen Equipage ab.

Ein leises Gefühl der Reue und Angst beschlich Eleonore doch, als sie den letzten Blick auf das elterliche Haus warf, es war ja ein Abschied auf immer, und wer konnte wissen, welcher Zukunft sie nun entgegen ging.

Sie setzte ihre Ehre, ihren Ruf, ihre Selbstachtung leichtfertig auf's Spiel, sie vertraute ihr Lebensglück einem Manne an, den sie nicht einmal genügend kannte, um sich ein Urtheil über ihn bilden zu können.

Aber die Erinnerung an den gichtbrüchigen Greis, dem sie verkauft werden sollte, unterdrückte dieses Gefühl und beseitigte die erwachenden Besorgnisse, sie hätte den Tod der Heirath mit diesem Manne vorgezogen!

Sie sah ihn vor sich mit seinem pergamentfarbenen Gesicht, mit der langen, scharfgebogenen Nase, dem spitzen Kinn, den schmalen, blutleeren Lippen und den unstäten, stechenden Augen, die den belebenden Glanz längst verloren hatten, sie sah ihn, wie er einem Gespenste gleich, langsam und geräuschlos durch das Haus schlich, plötzlich bald in diesem, bald in jenem Raume auftauchte, sie hörte seine beißenden, spöttischen Bemerkungen über den spießbürgerlichen Geschmack in der Ausstattung dieser Räume, sie erinnerte sich seiner rücksichtslosen Urtheile und Zurechtweisungen – – nein, sie war froh, daß sie den entscheidenden Schritt gethan und sich der Tyrannei dieses ihr verhaßten Mannes entzogen hatte.

Aus ihrem brütenden Sinnen weckte sie das heitere Lachen ihres Bruders; sie sah überrascht auf und begegnete

dem spöttischen Blicke Hermann's, der forschend auf ihr ruhte.

Er fragte sie in ironischem Tone, ob sie schon jetzt den Schritt bereue, es sei noch Zeit, umzukehren, im Falle sie Sehnsucht nach dem ihr bestimmten Bräutigam empfinde. Wenn sie es wünsche, möge sie es ihm ohne Hehl sagen, ihm bleibe alsdann nichts übrig, als ihren Geschmack zu bewundern.

Er klemmte, während er dies sagte, seine goldene Lorgnette auf die Nase und blickte sie von oben herab an, als ob er ihr zu verstehen geben wolle, er würde das außerordentlich kindisch und lächerlich finden, und wenn er auch erklärt habe, daß er diesen kindischen Wunsch erfüllen wolle, so möge sie doch nicht glauben, daß er sein Wort einlösen werde.

»Ich glaube nicht, daß ich zu solcher Vermuthung Dir in irgend einer Weise Veranlassung gegeben habe,« erwiderte Eleonore, einigermaßen erbittert über den angeschlagenen Ton, der wenig brüderliche Liebe verrieth. »Du wirst zugeben müssen, daß es ein ernster Schritt ist, der einen entscheidenden Einfluß auf mein ganzes Leben übt, und daß ein solcher Schritt wohl geeignet ist, zu ernstem Nachdenken zu stimmen. Ich habe bisher Herrn von Wollheim nur als einen liebenswürdigen Gesellschafter und aristokratisch gebildeten Weltmann kennen gelernt, ich kenne weder seinen Charakter, noch sein Gemüth, wie also kann ich mit Sicherheit mich dem Glauben hingeben, daß ich an seiner Seite mein Lebensglück finden werde?«

»Du liebst ihn also nicht?« fragte Hermann.

»Ob das Gefühl, welches mir den Entschluß erleichtert hat, wahre Liebe ist, wage ich nicht zu behaupten.«

Der junge Herr zuckte geringschätzend die Achseln und schnellte die Asche von seiner Cigarre, dann warf er einen kalten, gleichgültigen Blick auf die Landschaft, die der Frühling in sein blüthenbesäetes Gewand gekleidet hatte.

»Herr von Wollheim ist ein Ehrenmann,« sagte er, »und seine Liebe muß Dir eine sichere Bürgschaft für Deine Zukunft bieten. Und was sein Vermögen betrifft, so darfst Du auch in dieser Beziehung Dich beruhigen. Der Graf von Bentheim hat vor ihm nur das voraus, daß er Dir eine Grafenkrone bieten kann, aber was Du zu dieser Krone in den Kauf nehmen mußt –«

»Es ist mir nicht in den Sinn gekommen, zwischen ihm und Herrn von Wollheim einen Vergleich zu ziehen,« fiel Eleonore ihm rasch in's Wort, »ich hasse den Graf seit dem Augenblick, in welchem er die Schwelle unseres Hauses überschritt. Ja, ich hasse ihn, und dieser Haß führt mich in die Arme Deines Freundes.«

»So segne diesen Haß, dem Du das Glück Deines Lebens verdankst.«

»Bist Du davon so fest überzeugt?«

»Gewiß!«

»Gebe der Himmel, daß Du Dich nicht täuschest.«

»Aber mein Gott, woher diese Besorgnisse, die jeder Begründung entbehren?« fragte Hermann ärgerlich. »Ich

wiederhole Dir, Herr von Wollheim liebt Dich, er war außer sich vor Freude, als ich gestern Deinen Entschluß ihm mittheilte.«

Die schönen Augen Eleonore's ruhten forschend auf dem Antlitz des jungen Mannes.

»Wenn ich darüber nachdenke und Dich so reden höre, dann meine ich, eine innere Stimme flüstre mir zu, Du habest auch ein besonderes Interesse dabei, daß die Verbindung mit Herrn von Wollheim zu Stande komme,« sagte sie ernst. »Du hast mich dazu überredet, mich gedrängt, einen Entschluß zu fassen, noch ehe ich Zeit fand, ernstlich darüber nachzudenken; ja, es kommt mir manchmal vor, als sei das Alles eine abgekartete Sache zwischen Euch Beiden, gewissermaßen ein Handel, dessen Object ich unbewußt gewesen bin.«

Hermann hatte im ersten Moment vor dem durchdringenden Blick seiner Schwester verwirrt die Augen niedergeschlagen, und der halb spöttische, halb verlegene Ausdruck seines blasirten Gesichts war keineswegs geeignet, ihre Vermuthungen zu widerlegen, jetzt aber erhob er den Blick wieder, um ihn flüchtig über die Landschaft schweifen zu lassen.

»So ganz unbegründet ist Dein Verdacht nicht,« erwiderte er in kühlem Geschäftstone. »Nicht allein ich wünsche diese Verbindung, auch unser Vater wünscht sie, die Gründe glaube ich Dir bereits genannt zu haben.«

»Geschäftsinteressen?«

»So ist es. Herr von Wollheim hat uns in bedeutende Unternehmungen verwickelt –«

»Ah, und nun fürchtet Ihr Verluste, wenn er die geschäftliche Verbindung mit Euch abbricht?«

»Durchaus nicht, wir sind für unsere Forderungen gedeckt. Aber wir werden nicht mehr das erste Bankhaus in unserer Stadt sein, wenn Herr von Wollheim mit einer andern Firma anknüpft und diese an die Spitze seiner Unternehmungen stellt. Und das würde er thun, wenn er von Dir einen Korb erhielte, er fühlt sich ohnedies schon sehr auf den Fuß getreten, dadurch, daß unser Vater seine Anfrage so schroff beantwortet hat.«

»Sollte der Vater so wenig Rücksicht auf die Interessen seines Geschäfts genommen haben?« fragte Eleonore, in deren schönen Zügen das Mißtrauen sich immer deutlicher ausprägte. »Das kann ich mir nicht wohl denken, ich habe stets gefunden, daß die Interessen des Geschäfts bei ihm alles Andere überwiegen.«

»Du vergißt den zweiten Factor, mit dem er ebenso scharf rechnen muß den Einfluß der Mutter.«

»Hat dieser Factor allein ihn bestimmt, über meine Hand zu verfügen?«

»Er allein.«

»Und Du?«

»Ich?« fragte Hermann befremdet. »Ich habe entschieden Protest eingelegt –«

»Nein, das meine ich nicht,« sagte Eleonore erregt, »ich wünsche nur zu wissen, was Dich veranlaßt hat, zwischen mir und Herrn von Wollheim so energisch zu vermitteln. Du willst es mir verheimlichen, aber später werde ich es doch erfahren.«

»Herr von Wollheim ist mein Freund, schon dies allein rechtfertigt meine Vermittlung. Uebrigens hat der Vater heute Morgen einige Aeußerungen fallen lassen, die mir beweisen, daß es ihm keineswegs unlieb sein wird, wenn er die Nachricht von Eurer Trauung erhält.«

»Ist das die Wahrheit?«

»Weshalb sollte ich Dich belügen?«

»Ich weiß es nicht, aber ich ahne, daß Du Gründe dafür haben könntest.«

»Und ich begreife nicht, daß Du mir mit Mißtrauen lohnen kannst,« sagte Hermann gereizt. »Ich bahne Dir den Weg zu Deinem Glücke –«

»Hoffen wir, daß er zu meinem Glücke führt.«

»Wenn Du so große Besorgnisse hegst, wollen wir sofort umkehren.«

»Das wäre unnöthig. Ich kann ja in D. bei meiner Freundin absteigen und Dir überlassen, Deinem Freunde mitzutheilen, welche Bedenken mich bewogen haben, auf die Weiterreise zu verzichten.«

Der junge Herr zog die Brauen finster zusammen, dieses Mißtrauen beunruhigte ihn in hohem Grade, er grübelte vergeblich darüber nach, was ihm zu Grunde liegen könne. Daß es allein in der Seelenstimmung des Mädchens seinen Ursprung fand, wollte er nicht glauben, weil er solche Stimmungen an sich selbst noch nicht erfahren hatte.

»Was sagte der Vater?« fragte Eleonore nach einer Pause, aus tiefem Sinnen erwachend.

»Er äußerte geradezu, der Graf von Bentheim sei sein Mann nicht, aber die Mutter wünsche die Verbindung, überdies habe er seine Zusage schon gegeben, nun könne er sein Wort nicht mehr zurücknehmen. Aber wenn er den Graf vor der Werbung des Rittergutsbesitzers persönlich gekannt habe, wie er ihn jetzt kenne, so wäre Herr von Wollheim heute mit Dir verlobt.«

»Das ist nichts weiter als ein wohlfeiles Zugeständniß –«

»Nein, es ist seine persönliche Ansicht, und ich gebe Dir mein Wort darauf, daß er über Eure Trauung nur Freude empfinden wird.«

»Um so hartnäckiger wird der Groll der Mutter sein.«

»Sie muß nachgeben des Geredes wegen. Sobald die Nachricht eintrifft, wird der Graf abreisen, die müßigen Zungen fragen nach Dir, das Geschäftspersonal ergeht sich in Vermuthungen, daraus entstehen Gerüchte, und um diesen Gerüchten entgegen zu treten und sie als böswillige Verleumdungen zu dementiren, bleibt nichts Anderes übrig, als Dich mit Deinem Gatten zurück zu berufen. Bis dahin stehen Euch Mittel genug zu Gebote, sieh hier, dies ist Eure Reisekasse.«

Der junge Herr öffnete sein Portefeuille und zeigte dem überraschten Mädchen ein Päckchen Banknoten.

»Es sind sechszehntausend Thaler,« fuhr er fort, »damit kann ein junges Ehepaar auch auf der Hochzeitsreise ein halbes Jahr ausreichen.«

»Wie kommst Du zu dem Gelde?« fragte Eleonore, deren Mißtrauen eher zu wachsen, als abzunehmen schien.

»Ich habe einige Wechsel verkauft, die Herr von Wollheim mir zu diesem Zwecke übergab.«

»Weshalb wandte er sich nicht an seinen Bankier?«

»Weil er unserm Vater grollt. Er will erst nach der Trauung die Verbindung mit uns wieder anknüpfen. Zudem hatte er die Wechsel im Portefeuille, sie mußten in Cours gegeben werden, weil sie dem Verfalltage nahe waren.«

Eleonore schwieg, sie konnte das einmal erwachte Mißtrauen nicht ganz unterdrücken. Es richtete sich nicht gegen eine bestimmte Person, es war nur ein Gefühl der Angst, eine unbestimmte Furcht, daß sie auf dieser Bahn nicht finden werde, was sie suchte.

Sie mußte sich immer und immer wieder den Vorwurf machen, daß sie einen ernsten, folgenschweren Schritt mit unverzeihlichem Leichtsinn gethan habe, und dieser Vorwurf folterte ihre Seele, wie ein böser Dämon.

Nur die Erinnerung an den Graf von Bentheim bot ihr einen Haltpunkt für die Rechtfertigung dieses Schrittes, aber dieser Haltpunkt war so schwach, daß sie auch auf ihn sich nicht stützen durfte, wenn sie sich vor ihrem ernst mahnenden Gewissen vertheidigen wollte.

Nun war auch noch der Argwohn in ihr aufgestiegen, daß Hermann ein persönliches Interesse an ihrer Verbindung mit seinem Freunde haben könne, ein Interesse, welches ihr verschwiegen bleiben sollte, weil es vielleicht auf seine, wie auf die Ehre seines Freundes kein günstiges Licht warf.

Er hatte diesen Argwohn nicht entkräften können, vielmehr, ohne es zu ahnen, bestärkt, dadurch, daß er ihr den Verkauf der Wechsel berichtete.

Aber als nun der Wagen dem Ziele seiner Fahrt nahe war, raffte Eleonore sich fast gewaltsam aus ihrem Sinnen und Brüten empor; der Schritt war geschehen, nun mußte sie den Folgen muthig die Stirne bieten.

Sie hörte, daß Hermann in diesem Sinne mit ihr sprach, aber seine Worte verstand sie nur halb, dem Schwanken und Zweifeln war eine Verwirrung gefolgt, die sie unfähig machte, die Situation klar zu überschauen und in das Chaos ihrer Gedanken und Empfindungen Ordnung zu bringen.

Der Wagen hielt vor einem Gasthofe, Herr von Wollheim stand unter der Hausthüre, um die Ankommenden zu begrüßen. Die warme Herzlichkeit, mit der er Eleonore empfing, beruhigte das erregte Gemüth des Mädchens; sie glaubte in ihr den Beweis einer treuen, innigen Liebe zu finden, und wenn die Liebe sie auf ihrer Wanderung an seiner Seite begleitete, so durfte sie ja mit Sicherheit auf Blüthen und Sonnenschein hoffen.

Er dankte ihr für das Vertrauen, welches sie ihm schenkte, und gelobte ihr, daß es sie nie gereuen solle, ihm ihr Lebensglück anvertraut zu haben.

Hermann gab dem Kutscher einige Befehle, dann trat er in das Zimmer, welches der Rittergutsbesitzer reservirt hatte; er übergab ihm das Geld und fragte scherzend seine Schwester, ob sie nun endlich mit der getroffenen Entscheidung versöhnt sei.

Herr von Wollheim hatte schon vorher Anordnungen zur Bewirthung seiner Gäste getroffen, der Wirth brachte eine Bowle, Gläser und einen Imbiß, und gleich darauf erklangen die Gläser der Hoffnung auf eine fröhliche Reise und eine glückliche Ehe.

Eleonore konnte nicht heiter sein, nur ein erzwungenes Lächeln umspielte ihre Lippen, ja, in demselben Augenblick, in welchem der Arm Wollheim's sie umschlang, erwachte stärker denn zuvor in ihr die Reue, und der Wunsch, wieder im elterlichen Hause zu sein, stieg in ihrer Seele auf.

Hermann wollte ihr die Verstimmung vorwerfen, er verlangte, daß sie heiter sein solle, aber der Gutsbesitzer nahm sie gegen den Vorwurf in Schutz, indem er sagte, er könne diese Stimmung sich wohl erklären, und es würde ihn befremden, wenn Eleonore den folgenschweren Schritt mit unbefangener Heiterkeit gethan hätte.

Er knüpfte darauf ein längeres Gespräch über geschäftliche Angelegenheiten mit Hermann an, gab ihm die Adresse des Gasthofes in London, in welchem er mit seiner jungen Frau zu wohnen gedachte, bat ihn, die für ihn einlaufenden Briefe ihm dorthin nachzusenden, und sprach dann von seinen großartigen Unternehmungen, denen er nach seiner Rückkehr sich widmen wollte.

Mitten in dieser Unterhaltung wurde die Thüre ungestüm geöffnet und eine junge Dame trat in das Zimmer, bei deren Anblick Eleonore mit sichtbarer Ueberraschung sich erhob.

»Franziska, Du hier?« fragte sie mit einem ängstlich prüfenden Blick auf den Bruder, der die Stirne in Falten zog.

»Wie Du siehst,« erwiderte die junge Dame heiter, »wenn Du es verschmähst, mich zu besuchen, so werde ich wohl zu Dir kommen müssen. Aber nein, Du kommst nach D., fährst an unserm Hause vorbei und hast nicht einmal einen Gruß für mich! Das kann ich Dir nur dann verzeihen, wenn Du mich jetzt augenblicklich begleitest und ein halbes Stündchen bei mir zubringst. Ich hoffe, die Herren werden es Dir erlauben,« fügte sie mit einer höflichen Verbeugung hinzu.

»Meine beste Freundin, Fräulein Franziska Hoheneck,« stellte Eleonore, einigermaßen verwirrt, die junge Dame vor, »Herr Rittergutsbesitzer von Wollheim, mein Bruder.«

Die blauen Augen Franziska's blickten schelmisch den Edelmann an, dann hefteten sie sich auf das hoch erglühende Antlitz der Freundin, die in wachsender Verwirrung die Wimpern senkte.

»Ich hoffe, Du hast mir Vieles zu erzählen,« sagte sie, und der schelmische Blick streifte abermals den Rittergutsbesitzer, der seinem Freunde hastig einige Worte zuflüsterte, »nicht wahr, die Herren erlauben, daß ich Ihnen die junge Dame für eine halbe Stunde entführe?«

»Wenn wir Sie um die Ehre bitten dürfen, in unserm Kreise zu weilen –«

»Ich danke Ihnen recht sehr,« unterbrach Franziska den Edelmann, »die Herzensangelegenheiten junger Mädchen werden nur unter vier Augen ausgeplaudert.«

»Aber wir werden sogleich wieder abfahren,« wandte Hermann sich zu seiner Schwester.

Eleonore wußte nicht, was sie thun sollte, lehnte sie die Einladung der Freundin ab, so blieb Franziska bei ihr, dann mußte sie den Zweck dieses Ausfluges erfahren, und eben dies wollte Eleonore verhüten, weil sie sich schämte, den gewagten Schritt einzugestehen.

Sie fürchtete die Vorwürfe der Freundin, denen sie eine gewisse Berechtigung zugestehen mußte, sie fürchtete ferner die Mißbilligung Franziska's, die ihrer bereits erwachten Reue einen neuen Haltpunkt geboten haben würde.

Sie trat an den Tisch, auf dem ihr Hut und Shawl lagen, Hermann näherte sich ihr, während Herr von Wollheim mit Franziska plauderte.

»Das ist ein fataler Zwischenfall,« flüsterte der junge Herr ärgerlich, »wir hätten die Straße, in der sie wohnt, vermeiden sollen.«

»Ich dachte nicht daran,« erwiderte Eleonore verlegen.

»Was willst Du nun thun?«

»Ich muß ihren Wunsch erfüllen, thue ich es nicht, so bleibt sie mir zur Seite bis zum Augenblick unserer Abreise.«

»Freilich, und die Befürchtung liegt nahe, daß sie mit ihrem lebhaften Temperament uns auf dem Bahnhofe eine ärgerliche Scene bereiten würde. Eleonore, vor Allem

Verschwiegenheit, ich bitte Dich in Deinem eigenen Interesse darum. Gehe mit ihr, bleibe bei ihr, bis der Augenblick der Abreise nahe gerückt ist, dann versprich ihr, wir würden auf der Heimfahrt vor ihrem Hause halten und Abschied nehmen. Ich finde kein anderes Mittel, uns von dieser lästigen Gesellschaft zu befreien.«

Er trat zurück, um ebenfalls einige Worte mit Franziska zu wechseln, die mit dem Gutsbesitzer heiter plauderte, scherzte und lachte, dann bat er Eleonore mit anscheinender Unbefangenheit, die Stunde der Abfahrt nicht zu versäumen.

Die beiden Herren begleiteten die Damen bis zur Hausthüre und kehrten dann verstimmt und über die Folgen dieses ärgerlichen Zwischenfalls besorgt, zu ihrer Bowle zurück.

Kaum aber hatten die Mädchen den Gasthof verlassen, als das heitere Lächeln von den Lippen Franziska's verschwand.

Sie antwortete auf die Fragen der Freundin nur ausweichend und zwar in einem so ernsten, fast zürnenden Tone, daß Eleonore sie befremdet anschauen mußte.

»Zürnst Du mir wirklich so sehr, daß ich an Eurem Hause vorbeigefahren bin?« fragte sie.

Franziska schüttelte hastig das Köpfchen.

»Mit welchem Recht könnte ich es?« erwiderte sie. »Du bist ja nicht allein, sondern in Gesellschaft hieher gekommen, und wie ich glaube, in sehr angenehmer Gesellschaft.«

Sie blickte bei den letzten Worten die Freundin an, als wolle sie erforschen, ob diese Bemerkung den wunden Fleck getroffen habe.

»Herr von Wollheim ist ein Freund meines Bruders,« sagte Eleonore, vor dem forschenden Blick Franziska's die Augen niederschlagend.

»Darf ich fragen, was dieser Herr Dir ist?«

»Ich bitte Dich, frage nicht, ich kann diese Frage nicht beantworten.«

»Du schenkst mir kein Vertrauen –«

»In allen Dingen, Franziska –«

»Nur nicht in Herzensgeheimnissen!«

»Weißt Du denn noch nicht, daß Du mir die liebste Freundin bist?«

»Ich habe es bisher geglaubt,« sagte Franziska schmollend, »nun aber zweifle ich daran.«

Sie hatten jetzt das Haus erreicht, welches die Eltern Franziska's bewohnten, in gedrückter Stimmung, sich mit der Frage marternd, ob sie der Freundin das Geheimniß anvertrauen dürfe, oder nicht, folgte Eleonore dem lebhaften Mädchen in das reizend ausgestattete Zimmer, welches Franziska ihr Boudoir nannte.

Aus diesem Boudoir trat man an der einen Seite durch eine Portière in das Schlafgemach, an der andern Seite ebenfalls durch eine Portière in ein kleineres Zimmer, welches den Steckenpferden Franziska's, ihren seltenen Blumen und Vögeln, angewiesen war.

Eleonore hatte mechanisch, noch immer der peinlichen Frage nachdenkend, Hut und Shawl abgelegt, sie

wollte sich auf dem Divan niederlassen, als Franziska sie in leidenschaftlicher Aufwallung umarmte und küßte.

»Nun wirst Du wohl einige Tage bei mir bleiben,« sagte sie, »heute darfst Du nicht zurückreisen.«

»Ich muß, Franziska.«

»Gewiß nicht, und ich sage Dir in allem Ernst, Du wirst es nicht thun!«

Der ernste Ton, den die Freundin anschlug, befremdete Eleonore, Franziska, der diese Regung nicht entgehen konnte, legte ihre Hand vertraulich auf die Schulter der Freundin und blickte ihr mit herzlicher Liebe in die schönen Augen.

»Ich zürne Dir nicht, daß Du mir kein Vertrauen schenktest,« sagte sie, »aber ich freue mich, Dich vor einer Gefahr warnen und bewahren zu können! Mein liebes, gutes Herz, ich weiß, weshalb Du hieher gekommen bist, erschrick nicht, ich werde Dir keinen Vorwurf machen, ich weiß die Gründe zu würdigen, die Dich bewogen haben, das Elternhaus heimlich zu verlassen.«

Ein Blitzstrahl aus heiterm Himmel hätte Eleonore nicht in größere Bestürzung versetzen können.

Woher hatte Franziska das erfahren? Wer konnte ihr dieses Geheimniß verrathen haben, welches außer ihr nur Hermann und Herr von Wollheim kannten?

Sollte der Edelmann im Gasthofe einige übereilte Worte geäußert haben, die sich darauf bezogen?

Nein, das konnte sie nicht glauben, – und doch, aus welcher andern Quelle konnte Franziska geschöpft haben?

»Das Project Deiner Eltern, Dich mit einem gichtgelähmten Greis zu vermählen, mußte Dich empören und erbittern,« nahm Franziska wieder das Wort, nachdem sie die Freundin genöthigt hatte, neben ihr auf dem Divan Platz zu nehmen, »ich begreife auch, daß Du nicht den Muth hattest, Deiner adelsstolzen Mutter entgegen zu treten.«

»Ich habe es gethan, Franziska.«

»Und der Widerstand, den Du fandest, mußte Deine Erbitterung steigern!«

»Man will mich zwingen, einen Mann zu heirathen, den ich hasse.«

»Und Du hassest ihn, weil Du ihm das Glück Deines Lebens, den ganzen schönen Jugendfrühling opfern sollst!«

»Ich hasse ihn, weil er schon jetzt mich als seine Sklavin betrachtet und behandelt!« sagte Eleonore, und aus ihren blitzenden Augen leuchtete die Gluth des Zornes und der Entrüstung. »Ich würde mir selbst den Tod geben, wenn mir nur die Wahl zwischen ihm und der Heirath mit diesem Manne bliebe.«

Franziska schüttelte mißbilligend das Köpfchen und schlang ihren Arm um den schönen Nacken der Freundin.

»So lange Du auf Erden Herzen hast, die in Liebe und Freundschaft für Dich schlagen, darfst Du nicht verzweifeln,« erwiderte sie in innigem Tone. »Du hast Dich einem Manne in die Arme geworfen, der Dich betrügen wird.«

»Franziska!« rief Eleonore erschreckt. »Herr von Wollheim ist –«

»Ein Abenteurer,« unterbrach Franziska sie ernst. »Er ist nicht der, welcher zu sein er vorgiebt. Er hat Deinen Vater betrogen, und Dein Bruder ist mit Sklavenketten an ihn gefesselt, vielleicht wird schon binnen wenigen Tagen das Gefängniß sich dem Betrüger öffnen.«

»Das kann nicht sein,« sagte Eleonore, vor dem Abgrunde schaudernd, den die Freundin ihr zeigte, »ich beschwöre Dich, theile mir Alles mit. Wer hat Dir das Geheimniß verrathen? Wer hat Dir gesagt, Herr von Wollheim sei ein Betrüger?«

»Ich, mein Fräulein,« erwiderte eine sonore Stimme.

Bestürzt blickte Eleonore sich um, eine dunkle Gluth übergoß ihre Wangen, als ihr Blick auf den Referendar fiel, der unter der Portière des Blumenzimmers stand.

»Sie, Herr Referendar? Mein Gott, was werde ich erfahren? Sie Alle kennen den Schritt, den ich gethan habe, ohne die Folgen zu bedenken, die nun vernichtend auf mich zurückfallen werden!«

»Mein Fräulein, das Geheimniß ist nur Ihren Freunden bekannt, die es ehren werden, weil Ihre Ehre ihnen theurer ist, als die eigene,« sagte Wilhelm, näher tretend. »Ich darf Ihnen nicht sagen, wer mich von Ihrem Vorhaben in Kenntniß setzte –«

»Ich bitte Sie darum,« fiel Eleonore, zitternd vor Erregung, ihm in's Wort, »ich werde keine Ruhe finden, so lange ich nicht weiß, auf welchem Wege Sie es erfahren haben.«

Sinnend ruhte der Blick des jungen Mannes auf dem schönen Mädchen, er begriff das, und er selbst wünschte, sie beruhigen zu können.

»Ich werde es Ihnen sagen, wenn ich auf strengste Verschwiegenheit vertrauen darf,« entgegnete er.

»Ich schwöre es Ihnen!«

»Wohlan, Ihr Herr Bruder ist mit seiner Cousine verlobt, ihr hat er die Sachlage mitgetheilt.«

»Röschen?« fragte Eleonore überrascht. »Von dieser Verlobung ist weder mir, noch meinen Eltern etwas bekannt.«

»Sie ist eine Thatsache, aber Ihr Herr Bruder scheint triftige Gründe zu haben, sie geheim zu halten. Fräulein Bauerband wünschte, daß ich ihr die Erlaubniß, ihren gefangenen Vater besuchen zu dürfen, erwirken möge, ich versprach es ihr unter der Bedingung, daß sie ihren Verlobten über die Beziehungen des angeblichen Rittergutsbesitzers von Wollheim zu Ihnen ausforsche. Zürnen Sie mir deshalb nicht, mein Fräulein hören Sie, welche Gründe mich zu dieser scheinbaren Indiscretion bewogen. Sie werden sich vielleicht noch eines Ballabends im Casino erinnern, an welchem mir die Ehre zu Theil ward, mit Ihnen zu tanzen.«

»Ja, ich erinnere mich jenes Abends,« sagte Eleonore, die Wimpern senkend.

»Nun wohl, seit diesem Abend – – aber wozu die lange Einleitung, kommen wir zur Sache. Herr von Wollheim war im vergangenen Winter ein täglicher Gast in dem Hause Ihrer Eltern, und man sprach hie und da schon

davon, daß er binnen Kurzem in engere Verbindung mit Ihrer Familie treten würde. Inzwischen hatten die sehr bedeutenden Ankäufe von Ländereien die Aufmerksamkeit der Behörde auf diesen Herrn gelenkt, und nicht allein dies, es liefen auch von anderen Behörden, namentlich aus Frankreich und England, Actenstücke ein, welche den Argwohn gegen diesen Edelmann bestätigten. Indeß, Namen, Signalement und Auftreten ließen noch manchen Zweifel aufsteigen, und ehe diese Zweifel nicht beseitigt waren, durfte die Behörde einen entscheidenden Schritt nicht wagen. Wir mußten uns auf eine heimliche Beobachtung beschränken und kamen zu dem Resultate, daß Herr von Wollheim mit Fräulein Wilde, der fremden und ebenfalls ziemlich verdächtigen Dame, in sehr enger Verbindung steht. Er empfängt Briefe von ihr und sendet deren an sie ab, auch will einer unserer Beamten bemerkt haben, daß dieser Edelmann einen Schlüssel zu der Gartenpforte der fremden Dame besitzt. – – – Meine Damen, ich wiederhole nochmals, daß ich mich auf Ihre strengste Verschwiegenheit verlassen muß, ich berichte Ihnen Amtsgeheimnisse, deren Veröffentlichung meine Entlassung zur Folge haben könnte. Die Gefahr liegt mir um so näher, weil ich im Begriffe stehe, mein Examen als Rechtsanwalt und Notar zu machen –«

»Sie haben unser Wort,« unterbrach Eleonore ihn ungeduldig.

»Diese Entdeckungen genügen noch immer nicht, Herrn von Wollheim zu verhaften,« fuhr der Referendar mit einer Verbeugung fort, »sie beweisen nichts, aber sie

werfen einen entsetzlichen Verdacht auf den Rittergutsbesitzer, einen Verdacht, der uns zwingt, seine Abreise unter allen Umständen zu verhindern. Sie werden sich erinnern, Fräulein Bauerband, daß Ihr Onkel Hugo beschuldigt wird, einen Wächter ermordet zu haben. Dieses Verbrechen kann ihm nicht bewiesen werden, die schwachen Anhaltspunkte, die bei seiner Verhaftung vorlagen, sind im Laufe der Untersuchung als gänzlich ungenügend erkannt worden.«

»Und nun glaubt die Behörde, Herr von Wollheim habe dieses Verbrechen begangen?« fragte Eleonore, nach Athem ringend. »Das wäre entsetzlich!«

»Leider muß ich Ihnen erwidern, daß dieser Verdacht sich auf Gründe stützt! Aber diese Gründe sind, wie ich schon bemerkte, so schwach –«

»Es muß ein Irrthum sein!«

»Verzeihen Sie, wenn ich diesen Einwurf nicht gelten lassen kann. Herr von Wollheim hat es meisterhaft verstanden, Ihren Herrn Vater zu umgarnen und sich das Ansehen eines reichen Aristokraten zu geben, aber das Auge der Behörde läßt sich durch solchen Schein nicht blenden, es sieht schärfer und erkennt bald die Maske. Wir haben nach allen Richtungen hin die Fäden ausgesendet, wir erwarten jetzt nur noch die Resultate unserer Nachforschungen, in der sicheren Hoffnung, daß sie uns die Berechtigung geben werden, den angeblichen Rittergutsbesitzer zu verhaften.«

Eleonore hatte sich von ihrem Sitz erhoben, sie konnte ihrer Aufregung nicht mehr gebieten.

Wenn das Alles Wahrheit war, was der Referendar ihr mittheilte – und was hätte sie berechtigen können, es zu bezweifeln? – dann stand sie vor einem entsetzlichen Abgrunde!

»So liegen die Dinge augenblicklich,« nahm der junge Mann, durch einen Blick Franziska's dazu aufgefordert, wieder das Wort.

»Als ich durch die Braut Ihres Herrn Bruders erfuhr, daß Sie entschlossen seien, mit diesem Manne nach England zu reisen und die Abreise heute Abend von hier stattfinden solle, dachte ich lange darüber nach, wie ich Sie vor der Ihnen drohenden Gefahr bewahren könnte. Die Amtspflicht gebot mir, meine Vorgesetzten von der beabsichtigten Reise Wollheim's in Kenntniß zu setzen, ein Beamter folgte ihm hieher, auf dem Bahnhofe erwarten ihn andere Beamten, in dem Augenblick, in welchem er einsteigen will, wird er verhaftet. Somit hätte ich mich mit der Gewißheit beruhigen können, daß die Verhaftung dieses Mannes Sie hindern würde, die Reise fortzusetzen, aber die Gefahr lag zu nahe, daß auch Sie durch diese Verhaftung compromittirt wurden. Ich erinnerte mich, daß ich an dem mir unvergeßlichen Abend, an welchem ich Ihnen zum ersten Male im Casino begegnete, Fräulein Hoheneck aus D. als Ihre beste Freundin kennen gelernt hatte, ich beschloß, dieser jungen Dame mich anzuvertrauen, und sie um ihren Bestand zu bitten.«

»Den ich auch dann gewährt haben würde, wenn Eleonore nicht meine Freundin gewesen wäre,« sagte Franziska.

»Es freut mich, daß unser Plan so vortrefflich gelungen ist, die beiden Herren haben keine Ahnung von der Ueberraschung, die sie erwartet.«

Eleonore stand vor dem jungen Manne, das convulsivische Beben ihrer Lippen und das stürmische Wogen ihres Busens verriethen, welche gewaltige Stürme in ihr tobten.

»Ich weiß nicht, wie ich Ihnen danken soll,« sagte sie mit zitternder Stimme, »Sie haben meine theuersten Güter mir gerettet, mich vor einer Schmach behütet, die mich getödtet haben würde. Tief beschämt stehe ich vor Ihnen, gedemüthigt durch das Bekenntniß einer Schuld, die ich –«

»Mein Fräulein, Sie urtheilen zu scharf über eine Handlung, die ich durch die Verhältnisse gerechtfertigt und entschuldigt finde,« fiel der Referendar ihr in's Wort. »Die Gefahr ist abgewendet, berathen wir nun, wie auch den übrigen Folgen vorgebeugt werden kann. Sie werden wahrscheinlich nicht geneigt sein, sofort in das elterliche Haus zurückzukehren.«

»Ich muß, wenn ich meinen Ruf –«

»Erlauben Sie, ich habe mit Fräulein Hoheneck schon darüber berathen, es entsteht jetzt nur die Frage, ob Sie dem, was wir zu beschließen rathsam fanden, Ihre Zustimmung geben werden. Die beiden Herren im Gasthofe müssen natürlich von der Aenderung Ihres Entschlusses benachrichtigt werden, ich bitte Sie, Ihrem Herrn Bruder einige Zeilen zu schreiben, in denen Sie ihm mittheilen, daß Sie sich zu der Reise nicht entschließen könnten.«

»Dann wird er selbst hieher kommen.«

»Sehr wohl, vielleicht haben wir dann auch das Vergnügen, den Edelmann hier zu sehen! Ueberlassen Sie es ruhig mir, die Angelegenheit mit diesem zu ordnen, ich wünsche sogar eine solche Begegnung mit Herrn von Wollheim, weil ich die stille Hoffnung hege, bei dieser Gelegenheit einen Blick hinter seine Maske werfen zu können.«

»Fürchten Sie die ärgerliche Scene nicht?«

»Keineswegs.«

»Franziska, sei so gut – ah, da liegt ja, was ich brauche!«

Mit diesen Worten eilte Eleonore zu einem kleinen Tischchen, auf welchem Schreibmaterialien lagen, Franziska benutzte die Pause in der Unterhaltung, um den Referendar zu fragen, ob sie ihm ein Glas Wein anbieten dürfe.

Der junge Mann, der in der That das Bedürfniß fühlte, seinen durch eine weite und mühsame Wanderung erschöpften Körper zu erfrischen, nahm die Einladung an, Franziska eilte hinaus und kehrte nach einigen Minuten mit einer Flasche und mehreren Gläsern zurück.

Inzwischen hatte Eleonore das Billet geschrieben und adressirt, es wurde der Magd zur augenblicklichen Besorgung anvertraut.

»Dem Himmel sei Dank,« sagte Eleonore, tief aufathmend, als erwache sie aus einem beängstigenden Traume, »mir ist, als sei eine schwere Last von mir genommen, als könne ich wieder leichter und freier athmen. In

Wahrheit, ich begreife jetzt nicht, daß ich einen so folgenschweren, für das ganze Leben entscheidenden Schritt so leichtfertig thun konnte!«

»Ich sagte Dir schon, daß ich es sehr wohl begreife,« erwiderte Franziska, deren heitere Unbefangenheit wieder zurückgekehrt war. »Der Graf von Bentheim war die indirecte Triebfeder.«

»Der Graf von Bentheim!« wiederholte Eleonore, über deren schönes Antlitz wieder ein finsterer Schatten sich breitete, »ich werde nun den Kampf mit ihm fortsetzen müssen.«

»Du wirst hier bei mir bleiben,« sagte Franziska, die Freundin umarmend, »der Herr Referendar war bereits so freundlich, sich zum Vermittler zwischen Dir und Deinen Eltern anzubieten.«

»Ich werde die Vermittlung meinem Vater übertragen,« nahm der junge Mann das Wort, »wenn Sie mir einen Brief an Ihre Eltern mitgeben wollen, so wird mein Vater ihn überbringen und energisch für Sie in die Schranken treten. Sie dürfen uns Ihr volles Vertrauen schenken, mein Fräulein, ich gebe Ihnen die Versicherung auf Ehrenwort, daß der Herr Graf binnen vierzehn Tagen abgereist sein wird. Wenn Ihr Herr Vater ihm die Gründe Ihrer Reise nicht erklären will, so werden wir es thun, seine Ehre erlaubt ihm dann nicht mehr, länger noch im Hause Ihrer Eltern zu weilen.«

»Aber wird mein Bruder, wird Herr von Wollheim nicht —«

»Befürchten Sie nichts, diese beiden Herren werden in den nächsten Tagen mit ihren eigenen Angelegenheiten genug zu schaffen haben.«

»Wissen Sie, in welchem Verhältniß mein Bruder zu Herrn von Wollheim steht?«

»Nein, aber ich ahne es. Die Beiden haben nach Aussage eines Kellners im vergangenen Winter allabendlich Hazard gespielt, ich vermuthe, daß Ihr Bruder dadurch der Schuldner und zugleich der willenlose Sklave des angeblichen Rittergutsbesitzers geworden ist.«

Eleonore nickte sinnend, es ward ihr immer klarer, daß die Enthüllungen über den Edelmann sich auf Wahrheit stützten.

»Ich dachte es mir,« sagte sie, mein Bruder zeigte ein zu großes Interesse an meiner Entscheidung, er drängte mich, sie zu treffen, und meinen Fragen nach der Ursache dieses mir auffallenden Antheils wich er mit unverkennbarer Verlegenheit aus. Um so größer wird sein Groll sein –«

»Da kommt er schon, Herr von Wollheim begleitet ihn,« unterbrach Franziska sie, die am Fenster stand und auf die Straße hinunterblickte.

Eleonore fuhr erschreckt zusammen, der Referendar bat die Mädchen, in das Blumenzimmer zu treten und sich ruhig zu verhalten, damit kein Geräusch ihre Nähe verrathe. Er schloß hinter ihnen die Portière und leerte hastig sein Glas, dann nahm er von dem Nipptische ein Buch, in welchem er beim Eintritt der beiden Herren mit scheinbarer Unbefangenheit blätterte.

Hermann stutzte, als er den jungen Mann bemerkte, aber im Augenblick darauf richtete er in einem nichts weniger als höflichen Tone die Frage an ihn, wo er Fräulein Hoheneck finden könne.

»Sie suchen Ihre Fräulein Schwester,« erwiderte der Referendar mit ernster Ruhe, »die Dame hat mich mit dem Aufträge beehrt, Ihnen Rede zu stehen. Bitte, nehmen Sie Platz, meine Herren.«

»Was bedeutet das?« fuhr Hermann leidenschaftlich auf, aber der Edelmann legte rasch seine Hand auf den Arm des Freundes und ersuchte ihn in festem Tone, sich zu mäßigen und zu bedenken, daß er sich in einem fremden Hause befinde.

»Wir müssen es sehr auffallend finden, daß Fräulein Bauerband Ihnen diesen Auftrag gegeben haben soll,« wandte er darauf sich zu dem Referendar, den ein flammender Blick aus seinen zornfunkelnden Augen traf, »aber da die junge Dame selbst nicht zur Stelle ist, und uns das Recht nicht zusteht, sie in diesem Hause zu suchen, so wollen wir hören, was Sie uns zu sagen haben.«

»Weiter nichts, als daß die Reise nicht stattfinden wird.«

»Sie scheinen sehr genau unterrichtet zu sein!«

»Genauer wie die Dame, welche Sie zu einem Schritte verleiteten, der –«

»Mein Herr, ich werde nicht dulden, daß Sie die Handlungen meiner Schwester kritisiren!« fiel Hermann aufbrausend dem jungen Mann in die Rede.

»Ich kritisire nur die Handlungen eines Mannes, der durch die Absicht, eine junge Dame aus ehrenwerther Familie um die theuersten Güter ihres Lebens zu betrügen, die Achtung jedes Ehrenmannes verscherzt hat,« erwiderte Wilhelm mit gehobener Stimme.

»Das wagen Sie mir zu sagen?« rief Wollheim, dessen Gesicht eine brennende Röthe übergoß. »Wer sind Sie, daß Sie das wagen dürfen? Sind Sie bereit und haben Sie den Muth, mir die Genugthuung zu geben, die ich für diesen Schimpf fordern darf, ja, als Edelmann und Officier von Ihnen fordern muß?«

Ein spöttisches, verachtendes Lächeln umzuckte die Lippen des Referendars.

»Beweisen Sie mir, daß Sie Edelmann und Officier sind, so werde ich Sie bitten, Zeit, Ort und Waffe zu bestimmen,« sagte er. »So lange Sie mir aber diesen Beweis nicht vorlegen können, halte ich mich keiner Genugthuung Ihnen gegenüber verpflichtet!«

»Das geht zu weit!« rief Hermann. »Hat meine Schwester Ihnen den Auftrag gegeben, diesen Herrn zu beleidigen? Wir verlangen eine Erklärung des Briefes, den wir soeben empfingen; Sie äußerten, Sie seien beauftragt, uns diese Erklärung zu geben –«

»So ist es,« erwiderte der Referendar ruhig. »Fräulein Bauerband wird hier bei ihrer Freundin bleiben, bis die Verhältnisse ihr gestatten, in das Haus ihrer Eltern zurückzukehren. Sie verzichtet auf die Reise nach England

aus Gründen, die näher zu erörtern man mir erlassen möge; Herr von Wollheim mag sie in seiner Vergangenheit suchen.«

Er hielt, während er dies sagte, den Blick durchdringend auf den Edelmann gerichtet, der das unbehagliche Gefühl, welches ihn beschlich, nicht ganz verbergen konnte, trotzdem er versuchte, es hinter der Maske aristokratischer Verachtung zu verstecken.

»Herr von Wollheim wird mich deutlicher verstehen, wenn ich ihm sage, daß ich im Bureau des Untersuchungsrichters beschäftigt bin,« fügte der junge Mann hinzu. »Ich hoffe, diese Erörterungen werden genügen, weitere kann und darf ich nicht geben; ich muß nun Ihnen anheimstellen, was Sie zu thun gedenken. Fräulein Bauerband hat mit Entschiedenheit erklärt, daß sie ihre Beziehungen zu dem Freunde ihres Bruders als gelöst betrachte, sie bereut, dem Drängen ihres Bruders so rasch nachgegeben und –«

»Ah, mir wird nun klar, welche Ursache diesem Wortbruche zu Grunde liegt,« spottete Wollheim mit einem höhnischen Blick auf den Referendar. »Das Fräulein hat uns Beide betrogen, mein Freund, die Reise hieher galt nicht mir, sondern diesem Herrn. Kommen Sie, nach dieser Entdeckung darf man keine weiteren Worte darüber verlieren, dieser Herr hat seine ehrlose Feigheit genugsam documentirt, unsere Ehre erlaubt uns nicht, den Wortstreit mit ihm fortzusetzen. Haben Sie die Gewogenheit, Fräulein Bauerband meine gehorsamsten Grüße zu berichten.«

Er lachte heiser, schob seinen Arm in den seines Freundes und zog den letzteren mit sich hinaus.

Bleich, zitternd an allen Gliedern, flammende Zornesgluth in den großen, schönen Augen, stand Eleonore, vom Arme der Freundin umschlungen, unter der Portière.

»Nun habe ich ihn kennen gelernt,« sagte sie mit bebender Stimme, »nun weiß ich auch, wie sehr ich Ihnen verpflichtet bin. Wie, er, der mich betrügen wollte, wagt es, mich des Betrugs zu beschuldigen? Ich hätte nimmer gedacht, daß die Seele dieses anscheinend so fein gebildeten, liebenswürdigen und gemüthreichen Mannes so viele Falschheit bergen könne! Ja, so viele Falschheit, Bosheit und niedrige Gesinnung.«

»Sie werden erfahren, daß er nur ein Abenteurer und Schwindler ist,« erwiderte der Referendar, sich ganz dem erhebenden Gefühl hingebend, welches der Dank des schönen Mädchens in ihm weckte. »Ich habe ihn scharf beobachtet und meine Vermuthungen bestätigt gefunden.«

»Dann muß auch mein Vater gewarnt werden!«

»Ich darf es nicht.«

»So thue ich es.«

»Mein Fräulein, erinnern Sie sich Ihres Versprechens.«

»Es ist wahr, dieses Versprechen verbietet es mir,« sagte Eleonore, leicht das Köpfchen wiegend, »aber meine Pflicht befiehlt mir, den Vater vor dem Betrüger zu warnen.«

»Ich werde es thun, sobald mit dieser Warnung keine Verletzung eines Amtsgeheimnisses mehr verknüpft ist,« entgegnete der junge Mann, »bis dahin vertraue ich fest auf Ihre Verschwiegenheit. Ihr Herr Vater muß ja selbst wissen, wem er sein Vertrauen schenken darf, seine Pflicht ist es, vorher ernst zu prüfen. Vielleicht kehren die Beiden noch einmal zurück, wenn ich dieses Haus verlassen habe, bleiben Sie standhaft, mein Fräulein, lassen Sie sich nicht durch glatte Worte bethören.«

»Sie wollen uns schon jetzt verlassen?« fragte Franziska überrascht.

»Ich habe noch einen weiten Weg vor mir, eine Fahrgelegenheit bietet sich mir nicht, da werde ich wohl bei Zeiten aufbrechen müssen, wenn ich morgen früh wieder mit frischen Kräften auf meinem Posten sein will. Aber ich werde warten, bis Sie den Brief an Ihren Herrn Vater geschrieben haben, die Antwort, die ich darauf erhalte, theile ich Ihnen unverzüglich mit, damit Sie wissen, wie Sie sich zu verhalten haben.«

»Unter solchen Verhältnissen dürfen wir leider Sie nicht bitten, uns die Ehre Ihres Besuches noch länger zu schenken,« sagte Eleonore, während sie auf den Schreibtisch zutrat, »aber ich hoffe, Sie recht bald wieder zu sehen.«

»Vielleicht übermorgen, am Sonntag?« warf Franziska ein, und ihre schelmischen Augen blickten ihn so bedeutsam an, daß er unwillkürlich lächeln mußte.

»Ich will sehen, antwortete er, »wenn ich es ermöglichen kann, werde ich mit großem Vergnügen von Ihrer freundlichen Einladung Gebrauch machen. Aber ich weiß nicht, ob ich es darf,« setzte er nach einer kurzen Pause hinzu, »Sie haben gehört, welche Vermuthungen Herr von Wollheim äußerte, er wird jede ihm passende Gelegenheit benutzen –«

»Die Vermuthungen und Behauptungen dieses Mannes werden auf mein Thun und Lassen keinen Einfluß üben,« unterbrach Eleonore ihn rasch, »ich würde sehr bedauern, wenn diese boshaften Vermuthungen Sie veranlassen könnten, uns fern zu bleiben.«

Franziska pflichtete dieser Bemerkung bei, sie scherzte über die Behauptungen Wollheim's, ohne indeß dem Zartgefühl ihrer Freundin nahe zu treten, und ruhte nicht, bis Wilhelm ihr das Versprechen gegeben hatte, am kommenden Sonntag seinen Besuch wiederholen zu wollen.

Eleonore hatte unterdessen den Brief geschrieben, sie dankte noch einmal mit herzlichen, innigen Worten dem jungen Manne für den unschätzbaren Dienst, den er ihr erwiesen hatte, und nahm mit sichtbarem Bedauern Abschied von ihm.

Sie trat an's Fenster und sah ihm gedankenvoll nach, bis er ihrem Blick entschwunden war, und die Frage, was ihn bewogen haben könne, ihr in so uneigennütziger Weise unaufgefordert in der Stunde einer ihr unbekannten Gefahr beizustehen, beschäftigte sie lange.

Aber während sie die Antwort auf diese Frage suchte, fühlte sie im eigenen Herzen, daß auch sie ihm jedes Opfer bringen könne, um ihn vor Gefahren zu schützen, und je länger sie über die Möglichkeit solcher Gefahren nachdachte, je rückhaltloser sie jenem Gefühl sich hingab, desto lebhafter trat sein Bild vor ihre Seele, als das Bild eines Ehrenmannes, der der Achtung und Liebe aller guten Menschen würdig war.

Inzwischen beschäftigten die beiden Herren sich im Gasthofe damit, die Bowle zu leeren und ihrem Groll gegen den Referendar in keineswegs fein gewählten Worten Luft zu machen.

Hermann drang darauf, in das Haus Hoheneck's zurückzukehren und eine Unterredung mit Eleonore zu erzwingen, aber Wollheim lehnte diesen Vorschlag mit einer Entschiedenheit ab, die deutlich bewies, daß er auf die Verbindung mit der Schwester seines Freundes definitiv verzichtet hatte.

»Lassen Sie die Sache nun auf sich beruhen,« sagte er, einen Gleichmuth heuchelnd, den der zornflammende Blick seiner glühenden Augen Lüge strafte, »wir kennen ja den Grund der Weigerung, und es kann uns nicht zweifelhaft sein, daß jeder fernere Versuch an diesem Grunde scheitern wird.«

»Glauben Sie wirklich, daß Eleonore diesen Herrn von Habenichts liebt?« spottete Hermann.

»Gewiß!«

»Bah, sie würde es mir gesagt haben. Wahrscheinlicher ist es, daß er seine Netze nach dem schönen Goldfisch

ausgeworfen hat, aber es ist nicht wahrscheinlich, daß er ihn fangen wird. Er hat mit Fräulein Hoheneck sich verbündet, eine Geschichte ersonnen, die Ihnen die Achtung meiner Schwester rauben soll, und es ist ihm in der That gelungen, diesen Zweck zu erreichen. Nun glaubt er, leichtes Spiel zu haben, aber er wird sich verrechnen.«

Herr von Wollheim zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, ihm sei es außerordentlich gleichgültig, ob der Referendar sich verrechnen werde, oder nicht, dann füllte er die Gläser wieder.

»Ich werde in den nächsten Tagen abreisen,« entgegnete er, indem er die Asche von seiner Cigarre schnellte, »meine Ehre gebietet es mir, nachdem dieser Bursche mir die Genugthuung verweigert und mir ungestraft grobe Beleidigungen in's Gesicht geworfen hat.«

»Verlieren Sie so rasch den Muth?«

»Wenn die obwaltenden Verhältnisse meinen Muth herausforderten, so würde ich bleiben.«

»Wünschen Sie nicht, denen, die Sie beleidigt haben, die Demüthigung heimzuzahlen?«

»Gewiß, aber gegen eine Memme besitzt man keine Waffe, es sei denn, daß man zur Hundepeitsche greifen und einen öffentlichen Skandal provociren wollte. Das mag ich nicht, diese Rache streitet gegen meine Ehre und meinen Stolz, ich überlasse sie denen, welche täglich die Peitsche schwingen.«

Hermann schüttelte mißbilligend den Kopf, sein stechender Blick streifte lauernd das Gesicht des Edelmannes, welches seit dem Wortwechsel mit dem Referendar die Farbe verloren hatte.

»Ich kann Ihnen einen andern Weg zeigen, auf welchem Sie das Ziel rascher und sicherer erreichen werden,« sagte er.

»Wohlan, lassen Sie hören!«

»Eleonore wird hier bleiben, bis der Graf von Bentheim seine Rückreise angetreten hat.«

»Sehr wohl, was dann?«

»Dann ist der gefährliche Nebenbuhler beseitigt, und die Mutter wird ohne Bedenken und Zögern Ihre Werbung unterstützen.«

»Ah – können Sie glauben, daß ich meine Werbung wiederholen werde?«

»Nein, Sie dürfen es nicht. Aber Sie bleiben mit uns in geschäftlicher Verbindung und zeigen keinen Groll über die Ablehnung Ihrer ersten Werbung. Dann lassen Sie mich sorgen. Ich werde meiner Schwester beweisen, daß und aus welchen Gründen man Sie verleumdet hat, ich werde ferner meine Eltern bewegen, Ihnen die Hand ihrer Tochter anzubieten.«

Ein Zug der Verachtung umzuckte die Lippen des Rittergutsbesitzers.

»Sie denken nur an Ihre Schuld,« sagte er mit beißendem Hohn, »nicht aber an die Ehre des Edelmannes.«

Jetzt flammte es auch in den Augen Hermann's auf, aber er bezwang sich, er war ja der Sklave dieses Mannes

geworden, der ihn vernichten konnte, wenn er daran aus irgend einem Grunde Interesse fand.

»Sie würden triumphiren,« erwiderte er, »die Scharte wäre ausgewetzt. Den Referendar haben Sie als Rivalen nicht zu fürchten, ich werde diesem boshaften Verleumder das Spiel gründlich verderben.«

Herr von Wollheim trat vor den Spiegel und ordnete seine Toilette, er knüpfte die Halsbinde fester, säuberte seine Weste von der Cigarrenasche und strich einigemal über den Vollbart, Alles in einer Weise, als ob er seinen Freund darauf aufmerksam machen wolle, daß er nicht nöthig habe, durch solche Machinationen eine Frau zu gewinnen, da er ja an jeder Thüre anklopfen dürfe.

»Wozu das Alles?« fragte er kühl. »Ich kann, wenn ich den häuslichen Heerd gründen will, in den höchsten Kreisen der Gesellschaft meine Wahl treffen, aber ich habe mir vorgenommen, nur die Dame heimzuführen, die ich liebe. Ihre Schwester war die erste Dame, welche das Gefühl einer aufrichtigen Liebe in meinem Herzen zu wecken verstand, nun ist der Funke erloschen.«

»Sagen Sie das nicht –«

»Mein Freund, ich darf es behaupten, geben Sie sich also keine Mühe weiter, sie wäre nutzlos. Wollten Sie nicht auch eine Reise antreten?«

»Allerdings, aber dieser Zwischenfall nöthigt mich, sie aufzuschieben.«

»Inwiefern?«

»Weil die Intervention des naseweisen Referendars mich beunruhigt.«

»Bah, was kümmert die Geschichte Sie? Ueberlassen Sie Eleonore ihrem Schicksal!«

»Ich werde jedenfalls bis Sonntag Abend bleiben.«

»Trotzdem Sie wissen, daß Ihre Cousine Sie in Hamburg erwartet?«

»Vielmehr eben deshalb,« erwiderte Hermann in boshaftem Tone. »Es liegt in meinem Plane, sie einige Tage vergeblich warten zu lassen, ich kann dann später mit desto größerer Wahrscheinlichkeit behaupten, ihr Vater sei mir vorausgereist und habe jedenfalls ohne Verzug seine Reise fortgesetzt.«

»Ah – ich verstehe! Aber Sie werden dann sich genöthigt sehen, die Reise über den Ocean zu machen.«

»Eine Vergnügungsreise!«

»Um die ich Sie nicht beneide.«

»Wenn Eleonore Sie begleitete –«

»Sie haben Recht, in diesem Falle würde sie auch für mich eine Vergnügungsreise sein.«

Herr von Wollheim gab nach diesen Worten Befehl, die Pferde anzuschirren, er berichtigte die Zeche und trat hinaus auf die Straße um den Wagen zu erwarten.

Er sah nur flüchtig den Mann im blauen Kittel, der vor der Thüre des Gasthofes stand und mit philosophischer Beschaulichkeit aus einer kurzen Pfeife rauchte, der Mann flößte ihm kein Interesse ein. Hätte er nur geahnt, welchen Rock dieser Mann unter dem Kittel trug, so würde er nicht so heiter und unbefangen mit seinem

Freunde geplaudert haben, der den Aerger über das Mißlingen des nach seiner Meinung so schlau ersonnenen Planes nicht überwinden konnte.

Als der Wagen abfuhr, trat der Mann im blauen Kittel in den Gasthof, er verließ denselben schon nach einer Viertelstunde und entfernte sich mit rüstigen Schritten in derselben Richtung, welche der Wagen eingeschlagen hatte.

Siebentes Kapitel.

Dem kleinen Rentner war die Mission, welche sein Sohn ihm übertrug, nichts weniger als angenehm.

Er sagte sich, und zwar mit Recht, er habe keine Berechtigung, zwischen Eleonore und deren Eltern zu treten, und er werde dastehen, wir ein begossener Pudel, wenn der Bankier ihn frage, mit welchem Rechte er für Eleonore in die Schranken trete.

Er mochte sich den ironischen, vielleicht groben Bemerkungen des vornehmen Herrn nicht aussetzen und zog deshalb vor, den Brief Eleonore's der Post anzuvertrauen.

Wilhelm war empört, als er dies erfuhr, er hatte dem Mädchen versprochen, ihr die Antwort des Vaters bringen zu wollen, nun konnte er die Einlösung seines Versprechens nur dann er möglichen, wenn er selbst zu dem Bankier hinging.

So ungern er diesen Schritt auch that, mußte er sich doch dazu bequemen, er betrachtete ihn als den Anfang des Kampfes um den Besitz Eleonore's.

Seitdem er so tief in die schönen Augen des Mädchens geschaut hatte und in ihren Tiefen den Wiederschein seines eigenen Bildes gefunden zu haben glaubte, dachte er in allem Ernste daran, um den Besitz dieser herrlichen Blume mit den Mächten des Schicksals zu ringen, und je mehr dieser Entschluß sich in ihm befestigte, desto freudiger und muthiger sah er dem Kampfe entgegen.

Er war entschlossen, sich als Rechtsanwalt und Notar in seiner Vaterstadt zu etabliren, sobald er das letzte Examen bestanden hatte, er besaß selbst ein nicht unbedeutendes Vermögen und durfte in seiner geachteten Stellung immerhin die Augen zu der Tochter eines Bankiers erheben, ohne befürchten zu müssen, daß man ihm den Vorwurf der Unverschämtheit machen könne.

Sein Vater rieth allerdings ab, aber der Referendar hatte sehr ernst über die Sache nachgedacht und gefunden, daß die Verhältnisse, wie sie augenblicklich waren, und wie sie in der nächsten Zukunft sich gestalten mußten, ihn in seinem Vorsatze nur begünstigen und unterstützen konnten. Er hegte die feste Ueberzeugung, daß der angebliche Rittergutsbesitzer von Wollheim ein Abenteurer und Betrüger war, wenn auch jetzt noch sichere Beweise dafür fehlten; die Entlarvung dieses Herrn mußte die Familie compromittiren, und es war außerdem mit ziemlicher Sicherheit vorauszusehen, daß Theodor Bauerband auch bedeutende materielle Verluste haben würde.

Die Abreise des Grafen von Bentheim mußte den Stolz der Madame Bauerband, geborne von Wurzer, beugen; es konnte nicht ausbleiben, daß die müßigen Zungen sich

der Ereignisse im engeren Familienkreise des Bankiers bemächtigten und ihre ganze Fülle von Spott, Hohn und Galle darüber ausgossen.

Den entstehenden Gerüchten und böswilligen Verleumdungen konnte man nicht energischer, als durch die Verlobung Eleonore's mit einem geachteten Manne entgegentreten, und was die persönliche Ansicht Eleonore's über diesen Punkt betraf, so glaubte Wilhelm in ihren dunklen Augen gelesen zu haben, daß er hier auf keine Schwierigkeiten und Hindernisse stoßen werde.

In Nachdenken über diese kühnen Träume versunken, die strahlenden Sonnenschein auf seinen, mit den herrlichsten Blüthen geschmückten Lebenspfad warfen, trat der junge Herr am Sonntagmorgen den Weg zum Hause des Bankiers an, um die Antwort aus den Brief Eleonore's zu holen, die er am Nachmittage dem Mädchen bringen wollte.

Er hatte keine glückliche Stunde für diesen Besuch gewählt.

Die Eltern Eleonore's waren entrüstet über den Brief ihres Kindes, Hermann hatte in einem Wortstreit mit dem mürrischen Graf sich durch seine Entrüstung über eine ihn treffende, allerdings beleidigende Bemerkung hinreißen lassen, dem Misanthrop mit dürren Worten den Inhalt dieses Briefes mitzutheilen, und der im höchsten Grade erbitterte Edelmann traf nach dieser Mittheilung sofort seine Vorbereitungen zur Abreise.

Theodor Bauerband sah seine stolzen Luftschlösser zusammenstürzen, und sein ganzer Groll richtete sich gegen den Sohn, den er beschuldigte, Eleonore in ihrem Ungehorsam gegen die Eltern bestärkt zu haben, um letztere zu zwingen, dem Rittergutsbesitzer ihr Jawort zu geben.

Hermann ging sehr leichtfertig über die Vorwürfe hinweg, die sein Vater ihm machte, er wich der Begegnung mit der Mutter aus und schmiedete hinter dem Rücken seiner Eltern in Gemeinschaft mit dem Rittergutsbesitzer seine Pläne.

Der Graf von Bentheim reiste wirklich in der Frühe des Sonntagmorgens ab, er sagte in der Stunde des Abschieds den Eltern Eleonore's Worte, welche diese deutlich erkennen lassen mußten, daß sie nicht nur seine Gunst verscherzt, sondern auch an ihm einen erbitterten Feind sich geschaffen hatten.

Madame Bauerband goß die Schale ihres Zornes über das Haupt ihres Gatten aus, und der Bankier flüchtete in sein Cabinet, um hier in einem Selbstgespräch seinem Ingrimm Luft zu machen.

In dieser Beschäftigung überraschte der Referendar ihn; der Bankier, dem die Einzelnheiten des Vorfalles in D. unbekannt waren und also keine Ahnung von dem Zwecke dieses Besuches haben konnte, bezwang mühsam seine Erregung, aber schon nach den ersten Worten des jungen Mannes brach der verhaltene Grimm sich wieder stürmisch eine Bahn.

Der Referendar sagte ihm, er sei mit Fräulein Hoheneck befreundet und zufällig im Hause der Familie gewesen, als Eleonore zu ihrer Freundin gekommen sei. Man habe ihn in's Vertrauen gezogen, ihn gebeten, zwischen der jungen Dame und ihren Eltern zu vermitteln, und alle Bedenken, die er dagegen erhoben habe, durch den Einwurf beseitigt, Herr Bauerband billige im Grunde seines väterlichen Herzens diesen Entschluß seiner Tochter und der Vermittler werde bei ihm ein freundliches Entgegenkommen finden.

So weit ließ der Bankier ihn kommen, dann brach der Sturm mit aller Gewalt los.

Der Herr Referendar thue besser, wenn er sich um seine eigenen Angelegenheiten bekümmere, erwiderte er mit steigendem Groll, während er mit Riesenschritten auf und ab wanderte und nur dann und wann stehen blieb, um einen flammenden Blick auf den jungen Herrn zu werfen, oder seine Stirne zu trocknen, auf der die hellen Schweißtropfen perlten. Ein Mann von Ehre und Charakter übernehme solchen Auftrag nicht, dränge sich nicht in einer so arroganten Weise zwischen die Eltern und ihr Kind, das werde der Referendar auch gefühlt haben, er habe ja nicht gewagt, den Brief persönlich zu überbringen. Was die Sache selbst betreffe, so sei der Graf von Bentheim bereits abgereist, aber Eleonore möge nur bleiben, wo sie gegenwärtig sich befinde, sie könne nicht erwarten, daß sie bei ihrer Rückkehr einen freundlichen Empfang finden werde. Das sei Alles, was er auf den Brief zu erwidern habe, jede fernere Einmischung von Seiten

eines Fremden werde er mit Entschiedenheit zurückweisen.

Es lag so viel Beleidigendes in dem Tone, den der alte Herr anschlug, es spiegelte sich in seinem Auftreten und seinem ganzen Wesen eine solche Fülle von Hochmuth und Geringschätzung, daß der junge Mann sich tief gekränkt fühlen mußte.

Aber dies allein würde ihn nicht bewogen haben, dem Bankier alle Einzelnheiten der beabsichtigten Entführung zu berichten, ein anderer Grund veranlaßte ihn dazu, der Wunsch, den alten Herrn vor dem Betrüger zu warnen, ihm zu zeigen, welcher Gefahr Eleonore entronnen war.

Er berichtete ihm Alles, was er den jungen Damen in D. mitgetheilt hatte, ohne indeß die Verdachtsgründe der Behörde gegen den angeblichen Rittergutsbesitzer zu erwähnen, und jedes Wort, welches er sprach, war ein Dolchstich in das Herz des alten Mannes, der stumm und starr vor Entsetzen vor dem Referendar stand und nicht wußte, ob er ihm jetzt für die Einmischung danken oder zürnen sollte.

»Ich würde Ihnen das Alles nicht gesagt haben, wenn Sie mir nicht den Vorwurf gemacht hätten, daß nur ein Mann ohne Ehre und Charakter sich zwischen die Eltern und ihr Kind drängen könne. Ich mußte Ihnen beweisen, daß dieser Vorwurf mich nicht trifft, und verknüpfe damit zugleich die Absicht, Sie vor einem Manne zu warnen, in dessen Ehre Sie allzu großes Vertrauen setzen. Es liegt zu sehr in Ihrem eigenen Interesse, meine Mittheilungen

geheim zu halten, als daß ich es für nöthig erachten müßte, Sie besonders um strenge Verschwiegenheit zu bitten, ich vertraue darauf, daß Sie auch dem Betheiligten selbst nicht verrathen werden, was ich Ihnen berichtet habe! Wollten Sie Herrn von Wollheim deshalb allerdings sehr berechtigte Vorwürfe machen, so würde dieser Herr sich dafür in einer Weise rächen, die –«

»Nein, ich werde schweigen!« fuhr der Bankier heraus, vergeblich nach Fassung ringend. »Ich muß ja schweigen, meiner Familie und der Ehre meiner Tochter wegen, ich hoffe auch auf Ihre Verschwiegenheit mich verlassen zu können.«

»Ich glaube die Angelegenheit in einer Weise geordnet zu haben, die Ihnen für meine Verschwiegenheit bürgen muß,« sagte Wilhelm in festem, ruhigem Tone. »Sie werden nun wissen, wie unwürdig Herr von Wollheim Ihres Vertrauens und Ihrer Achtung ist, ich muß es natürlich Ihnen überlassen, welche Schlußfolgerung Sie aus meinen Mittheilungen ziehen wollen.«

Der Bankier stand, in brütendem Schweigen versunken, am Fenster, nur das Zucken seiner Lippen und das unstäte Rollen der Augen verrieth, wie gewaltig die Leidenschaften in seinem Innern tobten.

»Die Absicht, Ihnen einen Rath geben zu wollen, liegt mir fern,« nahm der junge Mann nach einer Pause, in der er vergeblich auf Antwort gewartet hatte, wieder das Wort, »ich wage es schon deshalb nicht, weil ich fürchten muß, Ihren unbegründeten Groll gegen mich dadurch zu steigern.«

»Meinen Groll?« fragte Theodor Bauerband, hastig sich zu dem Referendar wendend. »Ja, Sie haben Recht, es ist meine Pflicht, um Verzeihung für die Kränkung zu bitten und Ihnen zu danken, dafür, daß Sie meine Tochter und mit ihr meine Familie vor Schimpf und Schande bewahrt haben. Wenn es mir auch noch nicht ganz klar ist, welche Gründe Sie dazu bewogen haben, so darf mein Dank darum doch nicht minder warm und aufrichtig sein, es wird mich sehr freuen, wenn sich einmal mir die Gelegenheit bietet, Ihnen denselben durch die That zu beweisen. Ich will Ihren Rath hören, Herr Referendar, Sie werden durch denselben mich noch mehr verpflichten.«

Er dachte erst jetzt daran, dem jungen Herrn einen Sessel anzubieten und ihn zu fragen, ob er sich erlauben dürfe, ihm ein Glas Wein vorzusetzen.

Wilhelm nahm nur das Erste an, selbst die Cigarre, welche der Bankier ihm anbot, lehnte er ab.

»Was geschehen ist, läßt sich nicht ungeschehen machen,« sagte er. »Vorwürfe und Drohungen würden nur Erbitterung und Unfrieden hervorrufen.«

Der alte Herr nickte zustimmend, und der freundliche Ausdruck, den seine Züge allmälig annahmen, ließ vermuthen, daß er Gefallen an dem Referendar fand, der trotz seiner Ueberlegenheit die Grenzen höflicher Bescheidenheit in keiner Weise überschritt.

»Eben deshalb möchte ich Ihnen rathen, weder mit Ihrer Frau Gemahlin, noch mit Ihrem Herrn Sohne, noch

mit Ihrer Fräulein Tochter über das, was ich Ihnen berichtet habe, zu reden. Es ist besser, wenn Sie Niemanden ahnen lassen, daß Sie Herr der Situation sind, um so wirksamer können Sie die Maßregeln treffen, die Sie nöthig erachten um sich vor weiterem Schaden zu bewahren. Ich hoffe, Sie verstehen mich.«

»Vollkommen, ich pflichte Ihnen in allen Stücken bei.«

»Der Herr Graf ist, wie Sie bereits sagten, abgereist, Herr von Wollheim wird nach diesem Fiasco wohl auch nicht lange mehr in dieser Stadt weilen.«

»Er hat mir schon gestern durch meinen Sohn mittheilen lassen, daß er binnen Kurzem abreisen werde. Offen gestanden, wünsche ich die Abreise nicht, ich bin gemeinschaftlich mit ihm in großartige Unternehmungen verwickelt –«

»Die, wie ich fürchte, Ihnen keinen Vortheil einbringen werden.«

»Herr Referendar!« warf der Bankier mit leisem Vorwurf ein.

»Sie können mir erwidern, ich verstehe davon nichts, ich aber lasse diesen Einwurf nur bedingungsweise gelten. Nachdem Sie erkannt haben, wie sehr es diesem Herrn an Ehre und Charakter mangelt, müssen Sie Ihre Schlüsse weiter ziehen, ich glaube nicht, daß Sie jetzt noch ihm volles Vertrauen schenken können. Sie werden bei ruhigem Nachdenken gewiß einsehen, daß –«

»Lassen wir das,« bat der alte Herr, sichtbar unangenehm berührt, »ich werde natürlich handeln, wie die Interessen meines Geschäfts es fordern.«

»Verzeihen Sie, wenn ich zu weit gegangen bin, später, wenn ich reden darf, werde ich Sie an diese Stunde erinnern und Ihnen beweisen, daß meine Warnung sich auf triftige Gründe stützte. Ich wiederhole Ihnen, Herr von Wollheim wird binnen einigen Tagen eine Reise antreten, von der er höchstwahrscheinlich so bald nicht zurückkehrt.«

»Ah, Sie wissen etwas Näheres?« fragte Theodor Bauerband, über diese Worte befremdet.

»Ja, aber die Amtspflicht verbietet mir es Ihnen mitzutheilen.«

Der alte Herr schüttelte den Kopf, sein fragender Blick ruhte starr, mit fieberhafter Spannung auf dem Referendar.

»Das verstehe ich nicht,« sagte er.

»Geduld, Sie werden es bald erfahren und sich alsdann meiner Worte erinnern. Mein Rath wäre nun der, den Brief der jungen Dame mit aller Güte und Liebe eines väterlichen Herzens zu beantworten, ihr zu erlauben, so lange bei der Freundin zu bleiben, bis die Mutter versöhnt sei, und mit aller Entschiedenheit dieses Werk der Versöhnung zu betreiben. Sie würden dadurch das Herz des Kindes eng und fest an sich fesseln, die Bande wieder befestigen, die durch den Besuch des Grafen von Bentheim gelockert wurden, und den Frieden im häuslichen Kreise wieder herstellen.«

Der Bankier seufzte tief auf.

»Sie scheinen in jeder Beziehung sehr genau unterrichtet zu sein,« sagte er mit einem mißtrauischen Blick auf

den jungen Mann, dessen würdevolle Ruhe ihm, zumal in seiner gegenwärtigen Gemüthsverfassung, imponiren mußte.

»Ich äußere nur meine Ansicht –«

»Und treffen dabei den Nagel auf den Kopf. Ich danke Ihnen, Herr Referendar, die Vorzüge des Weges, den Sie mir zeigen, muß ich anerkennen, ich werde ihn gehen. Wünscht Eleonore, daß Sie ihr die Antwort überbringen?«

»Ich habe nun einmal die Rolle des Vermittlers übernommen,« antwortete Wilhelm in scherzendem Tone.

»Und da wollen Sie mit dieser Rolle Ehre einlegen?«

»O nein, ich wünsche nichts weiter, als die Eltern mit ihrem irre geleiteten Kinde zu versöhnen.«

»Ist das in Wahrheit Ihr einziger Wunsch?«

»Vielleicht knüpft sich an ihn noch der Wunsch, einen gesinnungslosen Betrüger zu entlarven, seine ehrlosen Pläne zu durchkreuzen.«

Theodor Bauerband rollte seinen Sessel vor den Schreibtisch.

»Sie urtheilen scharf über Herrn von Wollheim,« sagte er, mit nachdenklicher Miene das Haupt wiegend.

»Ich urtheile nie ohne Beweise!«

Der Bankier blickte den jungen Mann durchdringend an, er schien in die Tiefen seiner Seele eindringen und erforschen zu wollen, was ihm jetzt noch verschwiegen bleiben sollte, aber er fand in dem Gesicht Wilhelm's nur den Zug männlicher Entschlossenheit, der gleich einem Panzer von Stahl das Geheimniß schützte.

Abermals schüttelte der Bankier das Haupt, dann schrieb er rasch einige Zeilen nieder.

»Meine Ehre und die Ehre meiner Familie ruht in Ihren Händen,« sagte er ernst, indem er dem jungen Manne das zierliche Briefchen überreichte, »ich vertraue darauf, daß Sie mit diesen theuersten Gütern des Lebens keinen Mißbrauch treiben werden. Ich bitte Sie, grüßen Sie meine Tochter und sagen Sie ihr, ich werde es mir ernstlich angelegen sein lassen, die Mutter mit ihr auszusöhnen, keinesfalls dürfe sie zurückkehren, bevor die Versöhnung erfolgt sei.«

Er bot ihm die Hand und gab ihm das Geleite bis zur Hausthüre, und Wilhelm verließ das Haus in gehobener Stimmung, mit dem freudigen Gefühl, den Kampf in einer Weise begonnen zu haben, die ihm eher Sieg als Niederlagen weissagen mußte.

Er hatte sich die Achtung und Freundschaft des Bankiers erworben, ihn durch einen unschätzbaren Dienst zu Dank verpflichtet und sich die Berechtigung verschafft, die Rolle des Vermittlers zu Ende zu führen.

Wenn er auch der Mutter Eleonore's noch fern stand, so lag doch jetzt die Möglichkeit nahe, daß er im Laufe der nächsten Zeit auch ihr nähertreten werde, man mußte nun geduldig die Ereignisse der kommenden Tage erwarten und sie benutzen.

Der kleine Rentner schüttelte freilich ungläubig das Haupt, als sein Sohn beim Mittagessen seine stolzen Pläne und Träume ihm offenbarte, aber der Referendar sah

alle die Hindernisse nicht, welche der Vater vor ihm aufthürmte, und wenn je ein solches Hinderniß ihn schreckte, stürzte er es lachend zusammen.

Wenn nur Eleonore das Gefühl der Liebe erwiderte, welches an jenem Abend im Casino in seinem Herzen erwacht, dann wieder eingeschlummert und nun abermals mit leidenschaftlicher Gluth aufgelodert war, wenn nur sie ihm die Hand reichen wollte, um ihn auf seiner ferneren Wanderung durch das Leben zu begleiten, dann sah er keine Hindernisse mehr, die ihn erschrecken konnten.

Sein Vater war überhaupt heute nicht in der Stimmung, auf dieses Thema einzugehen, es gründlich mit ihm zu erörtern, der alte Mann war zu sehr mit seinen Gedanken an den Maler und das Prinzeßchen beschäftigt. Am nächsten Tage sollten die Geschworenen ihr Urtheil über den Angeklagten sprechen, der kleine Rentner hatte vor Tisch mit Mathias und Konrad Bauerband eine lange Unterhaltung darüber gepflogen, darauf Röschen besuchen wollen, aber sie nicht in ihrer Wohnung angetroffen.

Die Frage, welches Urtheil die Geschworenen fällen würden, beschäftigte ihn so sehr, sie nahm sein Denken und Empfinden in so hohem Grade in Anspruch, daß er den Mittheilungen seines Sohnes nur eine getheilte Aufmerksamkeit schenken konnte, und daher mochte es auch rühren, daß er so rasch und leichtfertig über die Hoffnungen Wilhelm's hinwegging.

Der Referendar ließ sich durch die Zweifel seines Vaters nicht im Geringsten beirren, er hielt fest an seinem

Glauben und Hoffen und wiegte auf dem Wege nach D. seine Seele in den köstlichsten Träumen.

Er ließ die Bilder der Zukunft, wie er selbst mit glühenden Farben der Liebe und Hoffnung sie malte, an seinem geistigen Auge vorüberziehen, er betrachtete mit Entzücken diese Bilder und vergaß, daß sie nichts weiter waren, als Phantasmagorien, Luftgebilde, die wieder in das Nichts, aus dem sie entstanden waren, zerfließen mußten.

Er dachte auch an den Rittergutsbesitzer von Wollheim, dem er im Grunde allein die jetzigen nahen Beziehungen zu der schönen Tochter des Bankiers verdankte.

Wenn er dem Bankier hätte berichten dürfen, welcher Verdacht auf diesem Manne ruhte, wenn Theodor Bauerband nur eine Ahnung davon gehabt hätte, wie eifrig die Behörde sich mit dem Edelmann beschäftigte, der auf Tritt und Schritt überwacht wurde und schon jetzt gewissermaßen ein Gefangener war, dann würde der Bankier gewiß nicht so ruhig geblieben sein bei der Anspielung auf die Nothwendigkeit der geschäftlichen Abwicklung mit dem reichen Rittergutsbesitzer.

Wie gerne hätte der Referendar ihm das Alles gesagt und seine Warnung durch Gründe unterstützt!

Aber die Amtspflicht, sein Eid verbot es ihm, er hatte schon durch die leise Warnung seine Befugnisse überschritten.

Erhielt Herr von Wollheim Kenntniß von den Schritten, welche die Behörde gethan hatte, um ihn zu entlarven, so fand er, der erfahrene Gauner, vielleicht Mittel und

Wege genug, um den gegen ihn gerichteten Waffen die Spitze abzubrechen und sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entziehen.

Ueberdies konnte man noch nicht mit Sicherheit behaupten, daß Herr von Wollheim wirklich der Gauner sei, für den er gehalten wurde, noch fehlten die Beweise, deren Eintreffen man täglich erwartete.

Man hatte allerdings den Verdacht auf ihn geworfen, daß er der Mörder des Wächters sei, aber es wäre ein sehr gewagter Schritt gewesen, wenn man ihn auf Grund dieses Verdachts verhaftet hätte, dennoch sollte dies geschehen, wenn Wollheim sich aus der Stadt entfernen wollte.

Die Verhaftung dieses Mannes aber mußte dem Bankier die Binde von den Augen nehmen und ihn noch lebhafter gegen den Referendar verpflichten, der Eleonore so ritterlich gegen diesen Betrüger beschützt hatte.

An das Alles dachte Wilhelm, während er rüstig durch die lachende Frühlingslandschaft seinem Ziele zuwanderte, aber womit auch seine Gedanken sich beschäftigten, wie weit er sie auch in die Ferne hinausschicken mochte, stets sah er vor sich das Bild Eleonore's und in ihren dunklen, strahlenden Augen den Wiederschein seiner Liebe.

Er erreichte rascher das kleine Landstädtchen, als er es erwartete und der Empfang, den er im Hause Hoheneck's fand, belohnte ihn reich für die Mühen der ziemlich langen Wanderung.

Eleonore war entzückt über den Brief des Vaters, sie dankte dem Boten mit Thränen in den schönen Augen,

sie bat ihn, ihr offen und ohne Rückhalt den Inhalt seiner Unterredung mit ihrem Vater mitzutheilen, und zürnte ihm nicht, als er, der Wahrheit die Ehre gebend, ihr berichtete, daß er so indiscret gewesen sei, ihren Vater in alle Einzelnheiten der beabsichtigten Flucht einzuweihen.

Sie erkannte die Nothwendigkeit dieser Indiscretion an und dankte ihm abermals für den feinen Tact, den er dabei gezeigt hatte, sie äußerte die Ueberzeugung, daß ihr Vater schweigen und selbst ihrer Mutter die Enthüllungen geheim halten werde.

In heitrem Geplauder verstrich den jungen Leuten der Nachmittag rasch, Franziska übte auf dem Flügel eine Sonate ein und überließ es eine lange Zeit ihrer Freundin allein, den jungen Herrn zu unterhalten.

Die Eindrücke, welche die Herzen Beider an diesem Nachmittage empfingen, waren unauslöschlich, die zündenden Blicke, welche gar oft einander begegneten, weckten beseligende Gefühle, von denen die jugendlichen Herzen bisher keine Ahnung gehabt hatten. Es war ihnen Beiden, als sei in diesen köstlichen Stunden der Lebensfrühling ihnen angebrochen, sie lauschten seinem Singen und Klingen im jubelnden Herzen und berauschten sich in dem Duft der herrlichen Blüthen, die dem Sonnenschein dieses Frühlings sich erschlossen.

Wenn es nur in ihrer Macht gestanden hätte, die Zeit aufzuhalten! Auge in Auge gesenkt, dem sympathischen Klang der Stimmen lauschend, hätten sie gerne noch

manche Stunde beisammen gesessen, aber die hereinbrechende Abenddämmerung mahnte den jungen Mann zum Aufbruch. Schon hatte er das letzte Glas Wein, welches Franziska ihm einschenkte, getrunken und Hut und Stock ergriffen, als die Magd den Besuch eines fremden Herrn anmeldete, der ihr auf den Fersen folgte und bereits im Zimmer stand, noch ehe die Damen einen Entschluß über Annahme oder Ablehnung dieses Besuches fassen konnten.

Mit dem goldnen Lorgnon auf der Nase und dem eleganten Spazierstöckchen in der hell behandschuhten Hand stand Hermann vor seiner Schwester, den Referendar mit einem Blick beehrend, der berechnet zu sein schien, diesem die Galle recht tief in's Blut zu treiben.

»Ah – Sie sind auch wieder da!« sagte er, indem er mit verachtender Geringschätzung den jungen Mann musterte, dessen ruhige, würdevolle Haltung ihn zu ärgern schien. »Hm, ich hätte es mir denken können, wenn solche Leute sich einmal in ein Familiengeheimniß eingedrängt haben, dann wissen sie nicht mehr, wie lästig sie fallen sollen.«

Eleonore blickte besorgt den Referendar an, er mußte in ihren schönen Augen die Bitte lesen, sich zu mäßigen, ihretwegen dem Bruder die Kränkung zu verzeihen.

Aber Franziska nahm sofort für ihn das Wort und machte im Tone der Entrüstung den eleganten Herrn darauf aufmerksam, daß er sich in dem Hause ihres Vaters befinde, und der Herr Referendar ihr Gast sei, den zu beleidigen er nicht das Recht habe.

»Ah, ich gratulire Ihnen,« wandte Hermann ironisch sich zu dem Referendar, »wenn schöne Lippen Sie vertheidigen, so muß ich die Waffe senken, so gerecht auch die Sache sein mag, für welche ich sie führe. Ich hoffe, wir werden an einem andern Ort Gelegenheit finden, uns darüber auszusprechen.«

»Nur die Achtung vor den anwesenden Damen und auch vor Ihren Eltern hindert mich, Ihnen in gebührender Weise darauf zu antworten,« entgegnete Wilhelm mit einem flammenden Blick auf seinen Gegner, »ich werde Ihnen nicht Rede stehen, so lange Sie nicht die entwürdigenden Fesseln gelöst haben, mit denen Sie an einen Mann gekettet sind, den jeder Ehrenmann verachten muß. Es ist ein scharfes und auch für Sie vernichtendes Urtheil, welches ich über diesen Mann fälle, aber mein Urtheil stützt sich auf Beweise.«

Der Sohn des Bankiers zuckte die Achseln und wandte dem Referendar den Rücken, ihm dadurch seine Verachtung beweisend.

»Eleonore, der Vater schickt mich,« sagte er in einem scharfen, bestimmten Tone, »er fordert Deine sofortige Rückkehr, nachdem der Graf von Bentheim heute Morgen abgereist ist.«

Die schönen Lippen des Mädchens umzuckte ein spöttischer Zug.

»Wann gab Dir der Vater diesen Auftrag?« fragte sie.

»Heute Morgen.«

»Ich möchte das genauer wissen!«

»Kurz vor Tisch.«

»Ah – er war wohl sehr böse auf mich?«

»So böse, daß er sich durch den Zorn hinreißen ließ, Dir mit Enterbung und Fluch zu drohen.«

»Sagte er nicht, daß er meinen Brief beantworten wolle?«

»Bewahre, er hat den Brief zerrissen, nur sofortige Heimkehr kann ihn versöhnen.«

»Noch Eins,« sagte Eleonore, mit einem bedeutsamen Blick auf den Referendar, aus dessen Augen die helle Gluth des Zornes leuchtete, »wo befindet Herr von Wollheim sich gegenwärtig?«

»Ich weiß es nicht, Herr von Wollheim hat sich durch Deinen Wortbruch veranlaßt gesehen, mit uns Allen zu brechen.«

»Das ist abermals eine Unwahrheit,« erwiderte das Mädchen, die Augen zu ihm aufschlagend, »ist es denn noch nicht genug mit der betrübenden Entdeckung, die ich vorgestern machen mußte? Glaubst Du, ich werde nach dieser Entdeckung arglos und leichtfertig in eine Falle gehen, die, beiläufig bemerkt, so plump ist, daß sie dem Erfinder nichts weniger als Ehre macht? Der Vater hat Dir diesen Auftrag nicht gegeben, hier ist seine Antwort auf meinen Brief, in der er nicht nur mir verzeiht, sondern auch den Aufenthalt im Hause meiner Freundin billigt. Er selbst wünscht, daß ich noch einige Zeit hier weilen möge, bis die hochgehenden Wogen im elterlichen Hause sich gelegt haben.«

Sie hielt ihm den Brief vor die Augen, aber der junge Herr nahm sich nicht die Mühe ihn zu lesen; er warf nur

einen flüchtigen Blick auf die ihm wohlbekannte Handschrift des Vaters.

»Ich kann Dir nur sagen, welchen Befehl er mir gegeben hat,« antwortete er. »Willst Du diesem Befehl nicht Folge leisten, so werden die Folgen auf Dich allein zurückfallen. Ich trete morgen Abend eine längere Reise an, Herr von Wollheim reist in einigen Tagen ab, Du hast also von denen, welche Du für Deine Feinde hältst, nichts mehr zu befürchten.«

»Dir grolle ich nicht,« sagte Eleonore rasch, »Du bist selbst irre geleitet, ich bedaure nur, daß Du einem Manne, den, wie der Herr Referendar ganz richtig bemerkt, jeder Ehrenmann verachten muß, Freundschaft und Vertrauen schenken kannst.«

Wieder zuckte der elegante Herr die Achseln.

»Er ist weder ein Spion noch ein Verleumder,« antwortete er, und aus seinen tiefliegenden Augen traf ein stechender Blick den Referendar, der sich leise mit Franziska unterhielt, »nur diese verdienen Verachtung. Du willst mich also nicht begleiten?«

»Nein.«

»Dann ist meine Mission erfüllt, und ich habe die Ehre mich zu empfehlen.«

Es war Allen, als sei ein Alp von ihnen genommen, als der junge Herr das Haus verlassen hatte.

Daß er in der Absicht gekommen war, seine Schwester in eine wohl vorbereitete Falle zu locken, unterlag keinem Zweifel, aber welcher Art diese Falle war, konnte man einstweilen nicht ergründen.

Für Eleonore war diese Erfahrung um so schmerzlicher, als ihr durch dieselbe der letzte Rest ihrer Achtung vor dem Bruder geraubt wurde, sie konnte jetzt nicht mehr bezweifeln, daß er als gefügiges Werkzeug den Rittergutsbesitzer in dessen niedrigen und gesinnungslosen Absichten unterstützte.

Wilhelm wechselte noch einige Worte mit den jungen Damen, beruhigte Eleonore, bat sie, standhaft zu bleiben und ohne seinen Rath oder die schriftliche Aufforderung ihres Vaters keinen entscheidenden Schritt zu unternehmen, und verließ dann ebenfalls das Haus, um den Heimweg anzutreten.

Er war so froh und glücklich gewesen, nun mußte dieser Mensch ihm die heitere Stimmung trüben!

Aber die Wolken, die so plötzlich am heiteren Horizont aufgestiegen waren, schwanden rasch wieder vor dem leuchtenden Blick der dunklen Augen, die ihn so dankbar und innig anschauten, wohin er auch den Blick wenden mochte.

Er wußte nicht, sollte er dem Bankier die Machinationen Hermann's enthüllen, oder sollte er es unterlassen? That er es, so steigerte er nur die Erbitterung seines Gegners und mit der Enthüllung selbst war für Eleonore nichts gewonnen, – es war besser, wenn er es unterließ, wenn er schwieg und wartete, bis er durch die Feindseligkeiten Hermann's gezwungen wurde, von seinen Waffen gegen ihn Gebrauch zu machen.

Er hatte die Hälfte des Weges zurückgelegt, als der Sohn des Bankiers in offener Equipage an ihm vorüberfuhr.

Das Lorgnon auf der Nase, die brennende Cigarre im Munde, die Züge entstellt durch ein boshaftes, höhnisches Grinsen, saß der junge Herr im Fond des Wagens, er fuhr ohne Gruß an dem Beschützer seiner Schwester vorbei, aber in dem Moment, in welchem die Blicke Beider sich begegneten, erschrak der Referendar unwillkürlich vor der Fülle von Haß, Tücke und Bosheit, die aus den stechenden Augen ihn traf.

Er mußte ihn mit einem boshaften Affen vergleichen, der nach einem glücklich vollbrachten Schelmenstreich aus sicherer Höhe den Beschädigten verspottet, er hatte in diesem Augenblick wirklich Aehnlichkeit mit dem Bewohner des Urwaldes.

Aber den Haß und die Tücke dieses Mannes fürchtete er nicht, er sagte sich, wenn er der Lebensweise desselben nachforschen und ergründen wolle, weshalb der stolze Sohn des reichen Bankiers der willenlose, gehorsame Sklave des Gauners geworden sei, so werde er Waffen genug gegen ihn finden, deshalb dürfe er furchtlos die Feindseligkeiten dieses Gegners erwarten, in dem Kampfe mit ihm müsse ihm der Sieg bleiben.

Bei seiner Heimkunft fand er den Vater nicht zu Hause, der kleine Herr saß in der Wohnstube des Tischlermeisters, eifrig mit diesem berathend, was geschehen solle, wenn der Maler am nächsten Tage verurtheilt werde.

Er hatte am Nachmittag Röschen abermals besuchen wollen, und wiederum ihre Wohnung verschlossen gefunden, auch Mathias Bauerband war vergeblich dort gewesen, aber der alte Mann fand darin nichts, was ihn beunruhigen konnte.

Er äußerte die Ueberzeugung, das Prinzeßchen fühle das Bedürfniß, allein zu sein, sie habe sich eingeschlossen, um in ihrer Einsamkeit nicht gestört zu werden, sie müsse ja am andern Tage als Zeugin im Gerichtssaal erscheinen, dann könne man vernünftig mit ihr reden.

Wenn sein Bruder Hugo verurtheilt würde, was nach dem Einbruch im Hause des Juweliers wieder zweifelhaft geworden sei, so bleibe dem Prinzeßchen nichts Anderes übrig, als in das Haus ihres Oheims zurückzukehren, und vielleicht sei es besser für sie, wenn dieser Fall eintrete, als wenn ihr Vater wieder auf freien Fuß gesetzt würde.

Ueber diese Frage stritten die alten Leute lange, jedes »Für« und »Wider« wurde reiflich erwogen, sie ahnten nicht, daß sie um des Kaisers Bart stritten.

Röschen war bereits in Hamburg, des Schutzes und der Vormundschaft ihrer Familie entrückt, und für Konrad unterlag es keinem Zweifel, daß der Angeklagte freigesprochen werden mußte.

Er hatte dem Vater das Bekenntniß seines Bruders noch nicht mitgetheilt, er konnte es nicht über sich gewinnen, dem alten Manne auch diesen Schmerz noch zu bereiten. Er hatte nur dem Juwelier dieses Geständniß berichtet und ihm sein Ehrenwort verpfändet, daß der Werth der entwendeten Steine ihm ersetzt werden solle.

Stern hatte sich damit zufrieden erklärt und versprochen, seine Aussage vor dem Untersuchungsrichter in einer Form zurückzunehmen, die den Angeklagten von jedem Verdacht reinigen werde.

Dem Prinzeßchen hatte Konrad dies mittheilen wollen, aber es war ihm ergangen, wie den Anderen, vor ihrer geschlossenen Thüre mußte er unverrichteter Sache umkehren.

Der Rentner schied erst spät in der Nacht; der Bräutigam Helene's begleitete ihn eine Strecke; mit diesem Manne, der mit seinem schlichten Verstande ihm in allen Stücken Recht gab, erörterte er die Fragen weiter, über die er dem Meister Mathias gegenüber seine Ansichten so eifrig vertheidigt hatte.

Strom nahm endlich Abschied von dem kleinen Herrn, der in großer Aufregung seinen Weg fortsetzte.

Es stürmte heute so Vieles auf ihn ein, daß er wohl verwirrt werden konnte, die Sorgen um den Maler und das Prinzeßchen, die Zweifel und Hoffnungen, die sein Sohn in ihm geweckt hatte, der Aerger über den Eigensinn Röschen's, die jetzt sogar diejenigen nicht sehen wollte, von deren aufrichtiger und treuer Freundschaft sie doch überzeugt sein mußte, – er wußte nicht, wie er das Alles bewältigen sollte.

Sein Weg führte ihn an dem Gasthofe vorbei, in welchem der Rittergutsbesitzer von Wollheim wohnte; als er ihn erreichte und aus seinem Sinnen erwachend, aufschaute, bemerkte er unter dem noch hell erleuchteten

Portal zwei Personen, in denen er augenblicklich den Rittergutsbesitzer und Hermann Bauerband erkannte.

Sie führten ihre Unterhaltung so laut, daß er nur stehen bleiben durfte, um jedes Wort zu vernehmen.

»Ich lade Sie auf morgen früh zu einem Gabelfrühstück ein,« sagte Herr von Wollheim, und der Rentner glaubte in dem kühlen, gemessenen Tone, den der Edelmann anschlug, eine leise Drohung zu entdecken.

»Ich werde sehen, ob ich Zeit finde,« erwiderte Hermann ausweichend. »Sie wissen, daß ich morgen Abend meine Reise antreten will, da werde ich noch so Manches zu besorgen haben, daß ich jetzt unmöglich bestimmen kann, ob mir erlaubt ist, Ihre freundliche Einladung anzunehmen.«

»Dann werde ich zu Ihnen kommen müssen, mein Freund.«

»Um Abschied zu nehmen?«

»Nicht allein dies, sondern auch, um die zwischen uns schwebenden Angelegenheiten zu ordnen.«

Diese Antwort schien auf Hermann einen beängstigenden Eindruck zu machen, er schwieg lange, dann fragte er mit seltsamer Hast, weshalb sein Freund dies wünsche, da doch nach seiner Ansicht die schwebenden Angelegenheiten längst geordnet seien.

»Darin irren Sie,« antwortete Herr von Wollheim, und der kleine Rentner meinte, der kühle, scharfe Ton lasse jetzt die Drohung noch deutlicher durchblicken. »Wir werden darüber morgen näher reden und uns gewiß sehr rasch verständigen. Ich darf Sie also erwarten?«

»Wenn Sie es wünschen!«

»Wie, mein Freund, wollen Sie mir die Ehre, von Ihnen Abschied zu nehmen, verweigern?«

»Wohlan, ich werde es möglich machen.«

»Um welche Zeit?«

»Gegen elf Uhr.«

»Sehr wohl, Sie werden mich zu Hause treffen, zu welcher Stunde Sie auch kommen mögen. Gute Nacht.«

Der Edelmann ging in den Gasthof zurück. Hermann eilte wie ein gehetztes Reh von dannen und entschwand gleich darauf hinter der nächsten Ecke dem Blick des Rentners, der gedankenvoll das kahle Haupt schüttelte, eine gewaltige Prise nahm und dann, unzählige Seifenbecken mit unermüdlichem Eifer ausschüttend, seinen Weg wieder fortsetzte.

Vierter Band.

Erstes Kapitel.

Der Tag der Gerichtssitzung war eingebrochen. Unter dem Vorwande, daß er den Verhandlungen beiwohnen wolle, verließ Hermann das Cabinet des Vaters, aber nicht dem angeklagten Oheim, sondern dem Rittergutsbesitzer von Wollheim, dessen geradezu feindseliges Auftreten ihn in hohem Grade beunruhigte, galt sein Gang.

Er, für seine Person hatte noch keinen Grund gefunden, zu bezweifeln, daß Herr von Wollheim nicht der sei, für den er sich ausgab, der reiche Edelmann, auf dessen Freundschaft er stolz sein durfte.

Er hatte mit Zuversicht erwartet, sein Freund werde sich, wenigstens einstweilen, mit dem Schuldschein begnügen, der ihm ja hinreichende Sicherheit für seine Forderung bot, zumal Herr von Wollheim die Verhältnisse kannte, unter denen sein Schuldner die Stadt auf einige Zeit verlassen wollte, und er selbst aus freien Stücken unter gewissen, allerdings noch nicht erfüllten Bedingungen auf die Forderung verzichtet hatte.

Woher rührte nun die so plötzlich an den Tag tretende feindliche Gesinnung?

War es denn seine Schuld, daß der Edelmann sich in seinen Hoffnungen getäuscht sehen mußte?

War Herr von Wollheim nicht seinem Freunde zu großem Dank verpflichtet? Hatte Hermann nicht sofort neue Pläne geschmiedet, ja bereits einleitende Schritte

gethan, um seine Schwester dem Edelmanne in die Arme zu führen?

Und zum Dank dafür wollte der Rittergutsbesitzer ihn jetzt zwingen, die Schuld zu tilgen, trotzdem er wußte, daß sein Freund die bedeutende Summe nicht auftreiben konnte?

Je länger er seinen Besorgnissen nachdachte, desto schwerer ward die Last, die ihn drückte, und je mehr er diesen Druck empfand, desto gereizter ward seine Stimmung.

Er hatte in den letzten Tagen so viele Sorgen, Unannehmlichkeiten und Aufregungen gehabt, daß ihm diese neue Aufregung besser erspart worden wäre, Herr von Wollheim wußte das, um so rücksichtsloser war sein Benehmen.

Der Rittergutsbesitzer empfing den jungen Herrn mit der ihm eigenen, bestechenden Freundlichkeit, auf dem Tische vor dem Divan war ein Gabelfrühstück für zwei Personen servirt, und im silbernen Kühleimer standen zwei Flaschen Champagner.

»Ich heiße Sie heute wohl zum letzten Male willkommen in meiner Wohnung,« sagte Herr von Wollheim in einem sehr artigen und verbindlichen Tone, während aus seinen Augen blitzschnell ein lauernder Blick die erregten Züge des Freundes streifte, »Sie reisen heute Abend, ich werde morgen früh den Courierzug benutzen, um eine Stadt zu verlassen, in der ich so manche bittere Erfahrung machen mußte.«

Er lud mit diesen Worten den jungen Herrn durch einen Wink ein, Platz zu nehmen, und ließ sich ihm gegenüber auf einem Sessel nieder, dann entkorkte er eine Flasche, füllte die Gläser und forderte durch einen Wink den Freund auf, zuzugreifen.

Hermann nippte nur an dem feurigen Weine, seine Hand zitterte, als sie das Glas zum Munde führte.

»Sie wollen uns also wirklich verlassen?« fragte er.

»Ja, und ich glaube, Ihnen meine Gründe genannt zu haben.«

»Aber Ihre Unternehmungen?«

»Ich werde sie aus der Ferne ordnen.«

»Unser Haus ist sehr stark betheiligt.«

»Sollten ihm aus der Abwicklung Verluste erwachsen, so werde ich sie ersetzen,« sagte Wollheim, das Haupt stolz zurückwerfend. »Bitte, bedienen Sie sich, ich werde etwas Salm nehmen.«

Mechanisch ergriff Hermann die Schüssel, welche der Edelmann ihm reichte; die Ahnung, daß er vor einer Katastrophe stehe, die im nächsten Augenblick über ihn hereinbrechen werde, lag auf ihm wie ein drückender Alp, und mit Blitzesschnelle zogen in diesem Moment an seinem geistigen Auge alle die Stunden vorüber, die er in diesem eleganten Salon dem Roulette geopfert hatte.

Er sah nicht, daß Wollheim ihn scharf beobachtete, daß oft ein Zug tückischer Bosheit die Lippen dieses Mannes umzuckte, und gleichwohl der Blick des Edelmannes mitunter sich mit unverkennbarer Angst auf die Thüre heftete.

Wenn er dazu im Stande gewesen wäre und sich die Mühe genommen hätte seinen Freund zu beobachten, so würde er gewiß bemerkt haben, daß eine innere Angst den Gutsbesitzer verzehrte, eine Angst, die in scharfem Widerspruch mit der erheuchelten Heiterkeit stand.

Vielleicht hätte diese Entdeckung ihm die Warnungen und Drohungen des Referendars in's Gedächtniß zurückgerufen, aber auch diese Erinnerung würde keinen Nutzen für ihn gehabt haben, sein Vertrauen auf Herrn von Wollheim war unerschütterlich.

»Kann denn nichts Sie zurückhalten?« fragte Hermann nach einer Pause, indem er die Augen aufschlug und gleichzeitig das Glas ergriff. »Sie lieben Eleonore –«

»Nun nicht mehr, das ist vorbei!« unterbrach Wollheim ihn kühl. »Denken Sie, es sei nur ein Rausch gewesen, und dieser Rausch sei verflogen, ich mußte ja aus ihm erwachen, als ich entdeckte, daß die Liebe der jungen Dame zu mir eitel Lüge und Heuchelei war!«

»Sagen Sie das nicht! Eleonore hat sich durch einen Verleumder bethören lassen –«

»Ah, wenn sie mich innig und aufrichtig geliebt hätte, würde der Verleumder taube Ohren gefunden haben.«

Wieder schweifte bei diesen Worten der Blick Wollheim's zur Thür hinüber, während Hermann den Teller zurückschob und das inzwischen neu gefüllte Glas leerte.

»Mein Vater wird das sehr bedauern,« sagte der junge Herr, »er sucht den Grund Ihrer Abreise in der reservirten Antwort, die er Ihnen auf Ihre Werbung gegeben hat.«

»Er wird es bedauern, weil er fürchtet, daß die Interessen seines Geschäfts darunter leiden könnten,« entgegnete Herr von Wollheim achselzuckend, »dieses Bedauern aber kann für mich nicht maßgebend sein. Lassen wir das, mein Entschluß steht fest, nichts wird mich bewegen, ihn zu ändern. Sie reisen spät, mein Freund!«

»Heute Abend.«

»Sie hätten schon vorgestern abreisen müssen!«

»Nein, es kann nicht schaden, wenn das Mädchen sich in Hamburg langweilt und mit wachsender Ungeduld mich erwartet. Ich werde ihr sagen, es sei mir unmöglich gewesen, früher zu kommen, und dann mein Erstaunen äußern, daß ich sie noch in Hamburg finde. Ich habe mir meinen Plan zurecht gelegt, er muß gelingen. Ich erkläre ihr, daß ihr Vater schon vor mehreren Tagen eingetroffen sein müsse, ich werde zu dem Rheder gehen, dessen Adresse der Flüchtling besaß, und von dort dem Mädchen ein Billet ihres Vaters mitbringen, in welchem der verrückte Maler ihr mittheilt, er habe keine Zeit gefunden, sie aufzusuchen, das Schiff sei unverzüglich nach seiner Ankunft abgefahren, er erwarte sie mit dem nächsten Schiffe in New-York. Sie wird in die Aechtheit dieses Briefes keine Zweifel setzen und nichts dagegen einwenden, wenn ich ihr den Vorschlag mache, mit dem nächsten Schiffe nach New-York zu reisen.«

»Und dann?« fragte Wollheim mit einem sardonischen Lächeln auf den Lippen.

»Dann beginnen in New-York die vergeblichen Nachforschungen, und ich spiele inzwischen den kleinen Roman zu Ende.«

»Sie werden Rosa heirathen?«

»O, nein, ich werde nicht so thöricht sein!«

»Aber fürchten Sie nicht die Rache der Familie?«

»Wer soll sie herausfordern?«

»Jenun, wenn das Mädchen von drüben schreibt –«

»Dafür lassen Sie mich sorgen. Ich habe gehört, in New-York könne man mit sehr leichter Mühe einem schönen Mädchen für immer ein Obdach verschaffen, sie spurlos verschwinden zu lassen –«

»Gewiß, aber glauben Sie, die Familie werde sich dabei beruhigen? Der erste Verdacht wird auf Sie fallen, man wird entdecken, daß Sie mit einer jungen Dame von Hamburg nach New-York gereist sind, man wird die Polizei hier und drüben in Bewegung bringen, und die Verdachtgründe müssen sich in Folge dieser Nachforschungen gegen Sie mehren! In welcher Weise wollen Sie sich rechtfertigen?«

»Bah, ich werde einfach erklären, daß ich die Beschuldigungen nicht anerkennen, mich also auch zu einer Rechtfertigung nicht verpflichtet halten könne. Ich werde den Unverschämten die Thüre zeigen und –«

»Sie gehen sehr leichtfertig darüber hinweg,« sagte Wollheim sarkastisch. Nehmen wir einen andern Fall. Gesetzt, der Vater des Mädchens wird heute freigesprochen, wie wird alsdann die Sache sich gestalten?«

»Nicht anders, als wie sie gegenwärtig liegt,« erwiderte Hermann im Tone ruhiger Zuversicht. »Niemand außer mir weiß, wohin das Prinzeßchen gereist ist. Niemand kann mich beschuldigen, daß ich sie zu dieser Reise veranlaßt habe. Ueberdies liegt es nicht in der Wahrscheinlichkeit, daß das Urtheil der Geschworenen freisprechend lauten wird, geschieht es aber wider Erwarten, so steht im Hintergrunde das Irrenhaus, dem der verrückte Maler nicht entrinnen wird.«

Herr von Wollheim zuckte gleichgültig die Achseln und bot seinem Freunde eine Cigarre an.

»Sie müssen es wissen,« sagte er, »ich wäre nicht so ruhig dabei, ich würde längst der jungen Dame gefolgt sein.«

»Vielleicht hätte ich es gethan, wenn ich nicht durch meine Freundschaft für Sie hier zurückgehalten worden wäre,« antwortete Hermann, mit einem forschenden Blick auf das Gesicht des Edelmannes.

»Lassen wir das auf sich beruhen,« wehrte Wollheim ab, und wieder umzuckte der tückische Zug seine Lippen, »vielleicht hat Ihre Freundschaft mehr geschadet, als genützt. Ich kann mich noch immer nicht der Vermuthung erwehren, daß dieser Plan vor der Zeit verrathen worden ist, Eleonore würde ihn ihrer Freundin gewiß nicht enthüllt haben und der Referendar war auch nicht zufällig in D. Wahrscheinlich haben Sie geplaudert, mein Freund, über meine Lippen ist keine Silbe gekommen, und die Lippen Eleonore's schloß das Schamgefühl.

Ich habe meine besonderen Gedanken, aber wir wollen die Zeit mit nutzlosen Erörterungen nicht verlieren.«

»Ich kann Ihnen nur wiederholen –«

»Nicht doch – brechen wir davon ab. Ich machte Sie gestern Abend darauf aufmerksam, daß vor dem Abschiede auf immer die zwischen uns schwebende Angelegenheit geordnet werden müsse, haben Sie vielleicht darüber nachgedacht, in welcher Weise dies am besten geschehen könne?«

Dem jungen Herrn schoß das Blut in die fahlen Wangen, seine Brauen zogen sich leicht zusammen, ein Gefühl der Erbitterung beschlich ihn.

»Nein,« erwiderte er, und der Ton, den er anschlug, klang rauh und unfreundlich, »ich hielt das nicht für nöthig, weil ich mir sagte, diese Angelegenheit sei bereits zu beiderseitiger Zufriedenheit geordnet.«

»Ah – Sie gehen auch darüber leicht hinweg!«

»Keineswegs! Sie haben genügende Sicherheit!«

»In Ihrem Schuldschein?«

»Wie, mein Herr, Sie zweifeln –«

»Ereifern Sie sich nicht, mein Freund, wir können das ja in aller Ruhe ordnen,« sagte der Gutsbesitzer, während er die zweite Flasche entkorkte. »Ich besitze allerdings einen Schuldschein über den Betrag von zehntausend Thalern von Ihnen, einen Theil dieser Summe lieh ich Ihnen baar, der andere ist eine Ehrenschuld, die man in den Kreisen unseres Standes in der Regel binnen vierundzwanzig Stunden in baarem Gelde tilgt. Sie sind majorenn, der Schuldschein hat also gesetzliche Gültigkeit,

ich gebe das zu, aber ich finde nicht, daß hierin eine Sicherheit für mich liegt, so lange Sie Ihren Vater noch nicht beerbt haben.«

Hermann wollte von seinem Sitz aufspringen, aber er bezwang sich, er sah ein, daß er diesem Gegner nicht gewachsen war, und ein leidenschaftlicher Ausbruch des in ihm tobenden Grimms ihn nur lächerlich gemacht haben würde.

»So lange Ihr Vater lebt, wird er selbst sein Vermögen verwalten,« fuhr Wollheim in dem angeschlagenen kühlen Geschäftstone fort, »er wird Ihnen nicht gestatten, über so bedeutende Summen zu verfügen, und wer kann wissen, welche Unglücksfälle ihn im Laufe der Zeit vielleicht treffen werden. Zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihnen das sage, Sie müssen zugeben, daß jeder Kaufmann, jeder Bankier den Wechselfällen des Glücks unterworfen ist, daß der plötzliche, unerwartete Sturz irgend eines Geschäftsfreundes auch den Sturz Ihres Hauses herbeiführen kann.«

»Sie haben, wie es scheint, keine hohe Meinung von unseren Fonds!« warf Hermann, zitternd vor Erregung, mit dumpfer, heiserer Stimme ein.

»Offen gestanden, nein!«

»Herr von Wollheim!«

»Erlauben Sie, ich will damit nur sagen, daß Ihr Haus nicht über die Fonds eines Barons von Rothschild gebieten kann, daß also bedeutende Verluste es immerhin der Gefahr des Sturzes aussetzen. Und Niemand weiß voraus, wann solche Verluste eintreten können.«

Der junge Herr machte den Versuch, sich den Anschein eines geringschätzenden Gleichmuths zu geben aber dieser Versuch scheiterte an seiner inneren Angst, die er nicht bewältigen konnte. Das Lorgnon, welches er auf die Nase setzen wollte, offenbar in der Absicht, seinen Gläubiger mit einem höhnischen, herablassenden Blick zu beehren, entfiel seiner zitternden Hand, die gleich darauf in fieberhafter Erregung die erloschene Cigarre im Aschenbecher zerstieß.

Herr von Wollheim, dem keine dieser Bewegungen entging, welche ihm die Gedanken und Absichten seines Freundes offenbaren mußten, lächelte spöttisch und bot dem Schuldner eine neue Cigarre an, die mit energischem Kopfschütteln abgelehnt wurde.

»Sie können mir nicht übel nehmen, wenn ich unter solchen Verhältnissen und angesichts einer Trennung für immer, bessere Sicherheit verlange,« sagte er.

»Was nennen Sie bessere Sicherheit?« fragte Hermann mit einem zornflammenden Blick auf das ernste, kalte Gesicht seines Gegners.

»Baares Geld.«

»Ich kann es Ihnen nicht geben.«

»Damit werden Sie mich nicht abspeisen!«

»Aber mein Gott, Sie wissen ja selbst, daß mir die Hände gebunden sind.«

»Wußten Sie es nicht?« fragte Wollheim scharf. »Ja, Sie wußten es und –«

»Sparen Sie Vorwürfe, zu denen Sie nicht berechtigt sind!« wallte Hermann leidenschaftlich auf. »Ich habe Ihnen gesagt, daß ich die Schuld in Raten tilgen werde, Sie nahmen diesen Vorschlag an –«

»Verzeihen Sie, seit jener Uebereinkunft hat die Sachlage sich wesentlich geändert,« fiel der Gutsbesitzer ihm in's Wort, jetzt einen drohenden Ton anschlagend. »Sie stehen im Begriff, eine Reise anzutreten, von der Sie vielleicht binnen Jahresfrist nicht zurückkehren werden, ja, die Möglichkeit liegt nahe, daß diese Reise Ihren Vater veranlassen wird, Sie zu enterben. Wenn dieser, immerhin mögliche Fall eintritt, so ist Ihr Schuldschein nicht das Papier werth, auf dem er geschrieben ist.«

»Das sagen Sie mir?« rief Hermann, unfähig, länger seine Fassung zu behaupten. »Sie, der sich bisher mein Freund nannte? Ah, ich habe mich sehr in Ihnen getäuscht, Herr von Wollheim!«

Der Edelmann zuckte die Achseln, als ob er sagen wolle, das sei ihm außerordentlich gleichgültig, es handle sich jetzt um andere Dinge, als um Freundschaft und banale Redensarten.

»Wenn ich Ihnen eine so bedeutende Summe schuldete, würden Sie ebenfalls Zahlung oder genügende Sicherheit verlangen,« erwiderte er, »in erster Reihe sind wir Beide, denke ich, Geschäftsleute, das schließt indeß nicht aus, daß wir auch Freunde sein und bleiben können.«

»Nachdem Sie mir solche Worte gesagt, an meiner Ehre gezweifelt haben –«

»Regen Sie sich nicht auf, wenn ich an Ihrer Ehre zweifeln wollte, so würden Ihre Beziehungen zu dem sogenannten Prinzeßchen mir dazu hinreichend Veranlassung gegeben haben. Ich gebe Ihnen noch einmal die Verhältnisse, wie ich sie Ihnen schilderte, zu bedenken und frage Sie, welche andere Sicherheit, als baares Geld wollen und können Sie mir geben?«

In unbeschreiblicher Aufregung war Hermann von seinem Sitz aufgesprungen, er durchmaß das Zimmer mit großen Schritten, während der Gutsbesitzer behaglich seinen Champagner schlürfte, ein Stückchen Salm verzehrte und eine neue Cigarre anzündete.

»Ich kann Ihnen das Geld nicht zahlen,« sagte er mit bebender Stimme, »ich bedarf selbst einer namhaften Summe, um die weite Reise machen zu können –«

»Bah, Sie werden schon Mittel finden, es sich zu verschaffen!«

»Nennen Sie mir ein solches Mittel.«

»Sie sind Procurist Ihres Hauses.«

»Was weiter?«

»Wenn Sie einen Wechsel ausstellen auf ein namhaftes Bankhaus in London oder Paris, wird man das Papier an der Börse gerne kaufen.«

»Soll ich selbst es zum Verkauf ausbieten?« fragte Hermann mit beißendem Hohne. »Wollen Sie, daß ich mit meiner eigenen Unterschrift Handel treibe?«

»Bewahre, Sie giriren den Wechsel an mich, ich werde einen Wechselmakler mit dem Verkauf beauftragen.«

Hermann stand lange in Nachdenken versunken, es leuchtete ihm ein, daß dieser Weg der einfachste und kürzeste war, um die Schuld zu tilgen. Er betrog freilich seinen Vater, aber die Schuld mußte gezahlt werden, der feste, entschiedene Ton, in welchem Wollheim seine Forderung stellte, ließ das nicht bezweifeln.

»Und wenn ich dies nicht thue?« fragte er.

»Dann werde ich mich genöthigt sehen, Ihrem Herrn Vater den Schuldschein vorzulegen,« erwiderte der Gutsbesitzer kühl.

Der junge Mann zuckte zusammen, jäh loderte in seinen Augen die verzehrende Gluth der Wuth und des Hasses auf.

»Wäre dies eines Edelmannes würdig?« rief er.

»Ich sagte Ihnen schon, daß ich in erster Reihe Geschäftsmann bin.«

»Ja, ein Wucherer, Spieler –«

»Mein Freund, mäßigen Sie sich, Sie befinden sich in meiner Wohnung!«

Hermann klemmte die Unterlippe zwischen die Zähne, aber Herr von Wollheim schien von der Erregung seines Schuldners durchaus keine Notiz nehmen zu wollen, er widmete anscheinend seine Aufmerksamkeit ungetheilt den Rauchwölkchen, die, sich kräuselnd, zur eleganten Decke des Salons aufstiegen.

»Ich bedaure sehr, Ihnen das sagen zu müssen,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, »aber Sie wollen ja nicht einsehen, daß ich vollständig in meinem Rechte

bin, Sie wollen die Sachlage nicht anerkennen. Sie reisen heute ab, einem höchst unsichern Ziele entgegen, ich nehme Abschied von Ihnen für immer, mit welchem Recht wollen Sie mir zürnen, wenn ich vor dem Abschiede unsere Angelegenheiten zu ordnen suche? Geben Sie mir den Wechsel, ich bin damit zufrieden, trotzdem ich weiß, daß auch dieses Papier mir keine hinreichende Sicherheit bietet, da ich nur hoffen, nicht aber darauf vertrauen kann, daß Ihr Herr Vater Ihre Unterschrift auf diesem Documente anerkennen und honoriren wird.«

»Sie häufen Beleidigung auf Beleidigung,« erwiderte Hermann, der sich hastig dem Tische genähert und sein Portefeuille aus der Tasche gezogen hatte. »Sie zwingen mich, einen Schritt zu thun, der für mich die unangenehmsten Folgen haben kann, aber ich werde ihn thun, und dann nur noch Verachtung für Sie empfinden! Sie haben mich zum Spiel verleitet, Sie haben dafür gesorgt, daß die Schuld immer höher anwuchs, Sie – ah, mein Herr, ich glaube nun bald Sie zu durchschauen!«

Wollheim lächelte spöttisch, es war das Lächeln eines tückischen Dämons, der sich an den Qualen seines Opfers weidet.

»Das sind außerordentlich wohlfeile Redensarten,« sagte er gelassen, »ich habe sie stets nur von Leuten Ihres Standes vernommen! Ihre Verachtung wird mich sehr kalt lassen, aber ehe Sie fortfahren in Ihren beleidigenden Ausdrücken, möchte ich Sie daran erinnern, daß ich die Mittel besitze, für jede Beleidigung von Ihrer Seite Revanche zu nehmen. Es ist sehr unklug von Ihnen,

einen solchen Ton mir gegenüber anzuschlagen, da Sie doch wissen, daß ich die Macht besitze, Ihre Abreise nach Hamburg zu verhindern und der Polizei Veranlassung zu geben, sich ernstlich mit Ihnen zu beschäftigen. Ich würde, wenn ich dies thäte, meiner Ehre und Selbstachtung nicht zu nahe treten, denn ich habe Ihnen keine Verschwiegenheit gelobt, und selbst wenn ich dies gethan hätte, würde Ihr Benehmen mich von meinem Versprechen entbinden. Deshalb rathe ich Ihnen, zu schweigen.«

Hermann hatte sich am Tische wieder niedergelassen, man sah ihm an, daß er eine Erwiderung geben wollte, die wahrscheinlich neues Oel in's Feuer gegossen haben würde, aber er drängte gewaltsam die Worte zurück, die ihm schon auf der Zunge schwebten, und legte ein Wechselformular, welches er aus seinem Portefeuille genommen hatte, vor sich hin. Ein elegantes Schreibzeug stand neben dem silbernen Kühleimer, Herr von Wollheim hatte in richtiger Würdigung der Verhältnisse für alles Nöthige Sorge getragen und seinem Schuldner die Ordnung der Angelegenheit soviel als möglich erleichtert.

Einige Minuten später überreichte Hermann ihm den Wechsel, auf den der Gutsbesitzer nur einen flüchtigen Blick warf, um dann befriedigt mit dem Kopfe zu nicken.

»Es wäre mir lieb, wenn Sie mit dem Verkauf dieses Papiers bis morgen warten wollten,« sagte der junge Herr mit mühsam erzwungener Fassung.

»Sie wissen, daß ich morgen früh abreisen werde.«

»So verschieben Sie die Abreise um einen Tag.«

»Fürchten Sie, man könne an der Börse Zweifel in die Echtheit der Unterschrift setzen?«

»O nein, ich habe ja schon viele von unserem Hause ausgestellte Wechsel unterschrieben.«

»Also kann es Ihnen gleichgültig sein, wann das Papier in andere Hände übergeht,« sagte Wollheim gleichgültig. »Die Angelegenheit wäre nun geordnet; eine kleine Strafpredigt von Seiten des Vaters wird allerdings nachfolgen, aber wenn sie erfolgt, weilen Sie jenseits des Oceans, und weit vom Ziel ist gut vor'm Schuß. Sie werden mir später dankbar dafür sein, daß ich Sie gewissermaßen genöthigt habe, die Sache in dieser Weise zu erledigen, ich habe Sie dadurch rasch von einer Verbindlichkeit befreit, welche Sie vielleicht noch lange Jahre gedrückt haben würde.«

Hermann schwieg, das Gefühl des Hasses und der Verachtung hatte sich seiner so sehr bemächtigt, daß er es sogar vermied, dem Blick seines einstigen Freundes zu begegnen, weil er fürchtete, sein Haß könne in hellen Flammen ausbrechen, und weil er selbst sehr gut wußte, daß er seine eigenen Interessen gefährdete, wenn er diesen gefährlichen Gegner zu Feindseligkeiten reizte.

Er zog seine hellen Glacéhandschuhe an und holte Hut und Stock, die auf einem Seitentischchen lagen.

»Haben Sie es so eilig?« fragte Wollheim mit einem leisen Anflug von boshaftem Spott. »Ich hoffe, wir trennen uns nicht im Hader, die kränkenden Worte, die Sie mir gesagt haben, sind Ihnen längst vergeben.«

»Ich glaube nicht, daß Sie mir etwas zu vergeben haben,« antwortete Hermann erbittert, »die Schuld ist getilgt, nun sind wir geschieden.«

»Dann leben Sie wohl, Herr Bauerband!« sagte der Gutsbesitzer, ohne sich aus seinem Sessel zu erheben. »Ich hoffe, Sie werden sich meiner noch oft erinnern.«

»Gewiß,« entgegnete der junge Herr in demselben beißenden, sarkastischen Tone, »an Gelegenheit dazu wird es mir in der nächsten Zeit nicht fehlen. Aber ob die Erinnerung Sie ehren wird, ist eine andere Frage!«

»Ich überlasse es Ihnen, die Antwort auf diese Frage zu suchen.«

»Sie werden sie bereits gefunden haben.«

»Allerdings, aber nicht in Ihrem Sinne! Bitte, grüßen Sie Ihren Herrn Vater und sagen Sie ihm, daß ich im Laufe der nächsten Tage ihm schreiben und einen Auszug meines Contos verlangen würde.«

Er verbeugte sich noch einmal in einer sehr spöttischen Weise, aber Hermann bemerkte es nicht, er stürmte hinaus, ohne den Gruß zu erwidern.

Die Tragweite dessen, was er gethan hatte, um sich aus den Fesseln dieses Mannes zu befreien, konnte er in diesem Augenblick noch nicht überschauen, es tobte und stürmte so gewaltig in ihm, daß es ihm ganz unmöglich war, in sein Denken Klarheit zu bringen, einen bestimmten Gedanken zu erfassen und zu verfolgen.

Ganz unempfänglich gegen jeden äußern Eindruck, wollte er an dem Rentner Beier vorbeistürmen, aber der

kleine Herr trat ihm in den Weg und zwang ihn, stehen zu bleiben.

Er sah die zornfunkelnden Aeuglein durchbohrend auf sich gerichtet und trotz seiner eigenen Erregung bemerkte er, daß es auch im Innern des kleinen Mannes tobte und stürmte.

»Junger Herr, Ihre Fräulein Braut, das Prinzeßchen, wird vermißt,« sagte der Rentner im Tone eines Richters der Inquisition, »die junge Dame ist als Zeugin in der Sache wider ihren Vater vorgeladen und nicht erschienen.«

»Weshalb fragen Sie mich?« fuhr Hermann auf.

»Weil ich vermuthe, daß Sie wissen werden, wo Röschen gegenwärtig sich befindet,« antwortete der kleine Herr, eine gewaltige Seifenschüsscl ausschüttend.

»Ich glaube, in Ihrem Hirn kreuzen sich oft Vermuthungen, die mit der Logik in erbittertem Streit liegen,« spottete der Sohn des Bankiers, vornehm auf den ehemaligen Friseur hinunter schauend.

Der kleine Mann erhob seinen spanischen Rohrstock, aber im nächsten Augenblick ließ er den Arm wieder sinken, und ein Ausdruck der Verachtung breitete sich über sein ehrliches, gutmüthiges Gesicht.

»Sie werden mir später darüber Rechenschaft geben sagte er, »ich habe jetzt zu große Eile. Sie wissen, wo Röschen sich befindet, ich komme soeben aus dem Hause, in welchem sie bisher wohnte, ihre Thüre ist zugeschlossen, sie war es schon gestern und vorgestern.«

»Gestern – ganz recht,« erwiderte Hermann, wie Einer, der seine Gedanken aus weiter Ferne herbeiholt, »ich war

auch dort und fand ebenfalls die Thüre geschlossen. Sie wird wohl Ausgänge zu machen haben, ich bin ihr Hüter nicht und habe auch nicht die Zeit, um mich nach Allem, was sie treibt, zu erkundigen.«

»Ah – diese Antwort war eines Menschen ohne Charakter und Gesinnung würdig!« polterte der kleine Herr, aber Hermann hörte diese Worte nicht mehr, er hatte hastig seinen Weg fortgesetzt, und der Rentner empfand keine Lust, ihm zu folgen. Er eilte in den Gerichtssaal zurück, den er nur verlassen hatte, um Röschen zu holen.

Seine Nachricht, daß das Mädchen schon seit einigen Tagen verschwunden sei, machte einen sehr verschiedenen Eindruck.

Die Richter schüttelten die Köpfe, die Geschworenen flüsterten miteinander, aber der hagere Mann, der auf der Bank der Angeklagten zwischen zwei Gensd'armen saß, fuhr leidenschaftlich empor und beschuldigte seine Familie in herben Ausdrücken, sie habe ihm nicht nur Freiheit und Ehre, sondern auch sein Kind geraubt.

Meister Mathias und Konrad, die einzigen anwesenden Glieder seiner Familie, wollten gegen diese Beschuldigung Protest einlegen, aber der Präsident entzog dem Angeklagten das Wort, und die Verhandlungen nahmen ihren Fortgang.

Die Aussagen der geladenen Zeugen waren dem Maler eher günstig, als gefährlich; sie constatirten nur sein excentrisches Wesen und bezogen sich zumeist auf seine frühere Flucht nach Amerika und die Schlauheit, mit

der er diese Flucht in's Werk gesetzt und seine Gläubiger hinter's Licht geführt hatte.

Schon jetzt brachen die Stützen, auf denen die Anklage ruhte, die Aussage des Hauptzeugen gab ihnen den letzten Stoß.

Der Juwelier Stern erklärte mit freimüthiger Offenheit, er habe sich übereilt durch die Anerkennung der bei dem Maler gefundenen Edelsteine, er sei bereit, die Schuld zu sühnen und den Angeklagten zu entschädigen. Dann bewies er, daß die Möglichkeit dieser Anerkennung ihm sehr nahe gelegen hatte, ja, daß unter den damals obwaltenden Umständen kein Juwelier Bedenken getragen haben würde, diese Steine als sein Eigenthum anzuerkennen. Er legte als Illustration zu dieser Behauptung einige Brillanten vor, die mit denen, welche unter so verdächtigen Umständen bei dem Angeklagten gefunden worden waren, eine frappante Aehnlichkeit hatten, und fuhr darauf fort, er wisse jetzt, wer die Steine gestohlen habe, der Werth sei ihm ersetzt worden, der Dieb habe sich dem strafenden Arme der Gerechtigkeit entzogen, und den Namen desselben wolle er nicht nennen. Er sei bereit, in jeder Form dem unschuldig Angeklagten Abbitte zu thun.

Diese Aussage zog dem Zeugen seitens des Präsidenten einen sehr ernsten Verweis zu, und der Staatsanwalt wollte sogar das Zeugniß anfechten und verwerfen.

Aber als auch Konrad die Aussage des Juweliers bekräftigte und eidlich erhärtete, er kenne ebenfalls den Dieb und habe aus dem eigenen Munde desselben das

Geständniß der Schuld erhalten, zerfiel der Protest des Staatsanwalts, und der Vertheidiger triumphirte.

Der hagere Mann hatte kaum gehört, welche günstige Wendung sein Geschick so plötzlich nahm, seine Gedanken beschäftigten sich ausschließlich mit seinem Kinde. Oft schweifte sein glühender Blick fragend zu dem Rentner hinüber, als erwarte er von ihm nähere Aufschlüsse, dann wieder schleuderte er flammende Blitze auf Konrad und Meister Mathias, die er im Bündnisse mit seinem Bruder Theodor und als die Urheber seines Unglücks wähnte.

Er hörte auch nicht, daß die Aerzte sich über die Frage stritten, ob sein Verstand in normalem Zustande oder zerrüttet sei.

Die als Sachverständige geladenen Aerzte, Doctor Horn allein ausgenommen, erklärten, die fixen Ideen des Malers seien ganz und gar ungefährlich, der Ausbruch des Wahnsinns nicht zu befürchten und kein triftiger Grund zur Einsperrung des Angeklagten in eine Irrenanstalt vorhanden.

Das Gutachten des Doctor Horn wich allerdings von diesem Urtheile weit ab, aber er blieb in der Minorität, es gelang ihm nicht, einen seiner Collegen zu seiner Ansicht zu bekehren, und im Kreuzverhör mit dem Vertheidiger, dem Staatsanwalt und den Geschworenen, mußte er, um sich nicht zu compromittiren, sein scharfes Urtheil so sehr mildern, daß es zuletzt keinen Werth mehr hatte.

Der Staatsanwalt konnte nun selbst die Anklage nicht mehr aufrecht halten, für den Mord waren durchaus keine Beweise gegen Hugo Bauerband aufgefunden worden, und an der Wahrheit der Zeugenaussage des Juweliers ließ sich auch nicht mehr rütteln.

Der Vertheidiger beschränkte sich darauf, dem Untersuchungsrichter und dem Juwelier ernste Vorwürfe zu machen, und die Geschworenen sprachen nach kurzer Berathung ihr: »*Nicht schuldig!*« worauf der Präsident sofort den Angeklagten in Freiheit zu setzen befahl.

Meister Mathias war der Erste, der dem hageren Manne Glück wünschte, er that es in einer so warmen, herzlichen Weise, daß die Aufrichtigkeit seiner Freude über diesen Urtheilsspruch keinem Zweifel unterliegen konnte, auch Konrad bot dem Oheim die Hand, aber Hugo Bauerband schritt an Beiden vorbei, als ob er keine Ahnung davon hätte, daß ihre Worte ihm gelten sollten.

Er trat hastig auf den Rentner zu, schob seinen Arm in den des kleinen Herrn und zog ihn mit sich hinaus, ohne ein Wort zu sprechen.

Meister Mathias und Konrad sahen ihm verdutzt nach, dann aber regte sich auch in dem alten Manne die Galle, und schon wollte er seinem Grimm über diese schnöde Abfertigung in derben Worten Luft machen, als Konrad, den nahenden Sturm bemerkend, dem Ausbruch desselben durch die Erklärung vorbeugte, die Nachricht Beier's habe den alten Haß des Oheims gegen die Familie geschürt, man müsse nun warten, bis er sich von der Grundlosigkeit dieses Hasses überzeugt habe. Er fügte hinzu

der Vater möge ruhig heimgehen, er werde den Beiden folgen und erforschen, ob das Prinzeßchen wirklich spurlos verschwunden sei.

»Krokodillsthränen! Ich mag sie nicht sehen!« rief der Maler, mühsam nach Athem ringend, als er das Gerichtsgebäude verlassen hatte. »Jetzt möchten sie heulen vor Freude, daß meine Unschuld anerkannt ist, und wenn ich verurtheilt oder in's Irrenhaus gebracht worden wäre, hätten sie's auch gethan.«

»Meinen Sie?« fragte der Rentner entrüstet, indem er mit zornfunkelndem Blick an dem hageren Manne emporsah. »Da thu'n Sie Ihrem Bruder Mathias großes Unrecht.«

Der Maler schüttelte nicht minder zornig die grauen Mähnen und drehte krampfhaft an seinem Knebelbarte.

»Ich kenne das Otterngezüchte,« sagte er, »mich betrügt es nicht mit der heuchlerischen Maske.«

»Aus Ihnen spricht der Haß!«

»Nein, die Erfahrung!« fuhr der hagere Mann wild auf. »Haben sie nicht damals mir mein Kind entfremden wollen? Haben sie nicht ihm und mir Feindschaft geschworen, weil es mir folgte? Haben sie nicht schon damals mir in der Perspective das Irrenhaus mit der Bezeichnung: »Asyl« gezeigt? Haben sie sich um mich bekümmert, während ich, von den Qualen der Verzweiflung gefoltert, im Gefängniß saß? Haben sie etwas gethan, um meine Unschuld an den Tag zu fördern? Haben sie nicht den Antrag eingereicht, daß man mich von Gerichtswegen wahnsinnig erklären möge? Ha – wahnsinnig! Ich

könnte es werden, wenn ich über das Kapitel der brüderlichen Liebe nachdenke!«

****

»Sind Sie nun bald zu Ende?« fragte der kleine Herr mit steigendem Aerger.

»Nein!« rief der Maler so laut und scharf, daß die Vorübergehenden stehen blieben, um kopfschüttelnd dem sonderbaren Paar nachzuschauen. »Mich wundert nur, daß das andere Krokodill, der Erbschleicher und Spitzbube, nicht auch da war, um Thränen der Rührung zu weinen.«

»Daraus werden Sie erkennen, wer Ihr Feind ist!«

»Daraus? Sind Sie der Anwalt meines Bruders Mathias? Geben Sie sich keine Mühe ich will seine Vertheidigung nicht hören.«

»Sie müssen sie hören!«

»Auch wenn ich nicht will?« fragte der hagere Mann, mit dem langen Arme einen gewaltigen Hieb in die Luft führend. »Sie werden mich wahrhaftig nicht dazu zwingen! Aber Abrechnung werde ich mit ihnen halten, wenn sie mir mein Kind gestohlen haben.«

»Ruhig – ruhig,« sagte Beier, dem es Mühe kostete, mit seinem Begleiter gleichen Schritt zu halten. »Noch wissen wir nicht, ob Ihr Kind wirklich die Wohnung verlassen hat. Meister Mathias, Konrad und ich, wir Alle sind gestern und vorgestern in dem Hause gewesen und haben unverrichteter Sache wieder abziehen müssen, aber ist es nicht auch möglich, daß Röschen sich eingeschlossen hat? Der Kummer, die Sorgen, die Ungewißheit, das

Schwanken zwischen Fürchten und Hoffen, das Alles konnte sie bestimmen –«

»Sich in ihrem Zimmer einzuschließen, während ihr Vater vor den Schranken des Gerichts stand?« fiel der Maler ihm rauh in's Wort. »Das glauben Sie selbst nicht, und was mich betrifft, so verlange ich von Ihnen einen solchen erbärmlichen Trost nicht.«

Der Rentner nahm den Hut ab und fuhr mit seinem Taschentuche über das kahle Haupt, dann holte er seine Tabaksdose heraus, um dem hagern Manne eine Prise anzubieten.

»Wir werden uns sogleich überzeugen,« sagte er, »sind unsere Befürchtungen begründet, dann will ich mit meinen Vermuthungen nicht hinter'm Berge halten. Aber das erkläre ich Ihnen schon jetzt, wenn Sie den gänzlich unbegründeten Haß gegen Ihren Bruder Mathias und dessen Familie nicht schwinden lassen, dann ziehe ich meine Hand von Ihnen ab, und Sie mögen zusehen, wie Sie allein fertig werden.«

»Ich werde meinen Weg schon finden,« brummte der Maler, den die Drohung seines Begleiters doch nachdenklich zu stimmen schien. »Mathias hat sich nicht um mich gekümmert.«

»Sind Sie nicht selbst Schuld daran?«

»Bah, ich habe ihn behandelt, wie er es verdiente!«

»Ah, da möchte ich Ihnen zu bedenken geben, wer sich Ihres Kindes angenommen haben würde, wenn er es

nicht gethan hätte? Na, ich werde darüber später gründlich mit Ihnen sprechen, jetzt beschäftigen uns andere Dinge.«

Sie hatten das Haus erreicht, der Maler stieg hastig die Treppe hinauf, so hastig, daß er oben im Gange stehen bleiben mußte, um Athem zu schöpfen.

Inzwischen hatte der Rentner die Thüre schon erreicht, er pochte an, Niemand antwortete.

Ein heiserer Schrei entrang sich den Lippen des hagern Mannes, mit einem gewaltigen Fußtritt sprengte er das Schloß, daß der Haken, in den die Riegel eingriffen, weit in's Zimmer flog.

Es lag und stand in dem Raume noch Alles so, wie er es in der Stunde seiner Verhaftung verlassen hatte, nur Eins fehlte, – das Prinzeßchen.

Beier eilte zur Thüre der Frau Wiedemann, auch diese war zugeschlossen, und sein wiederholtes Pochen blieb ohne Erfolg.

Umsonst hoffte der Maler einen Brief seines Kindes, oder irgend ein anderes Zeichen zu finden, welches ihm für seine Nachforschungen einen Haltepunkt hätte bieten können, er suchte vergeblich danach, und seine Wuth stieg fast zur Raserei, während der kleine Rentner rathlos und verwirrt nur Erstaunen und Bestürzung äußern konnte.

»Ha – sie haben mir mein Kind gestohlen!« schrie der hagere Mann in wildem Zorn die grauen Mähnen schüttelnd. »Mein armes, unschuldiges Kind! Aber wehe dem,

der es gewagt hat, diesen Menschenraub zu begehen! Erwürgen werde ich ihn, so wahr ein Gott über uns ist! Zoll um Zoll soll er verenden vor meinen Füßen, und keine Gnade, kein Erbarmen werde ich in der Stunde seines Todes kennen!«

»Um Himmels willen, Ruhe!« bat der Rentner, der, eifrig seinen Schädel reibend, das Zimmer mit großen Schritten durchmaß. »Mit dieser Aufregung diesem leidenschaftlichen Haß, dieser Wuth ist nichts gewonnen, hier kann nur Ruhe und Klarheit des Geistes eine Spur suchen und verfolgen.«

»Ruhe!« spottete der Maler, aus dessen glühenden Augen flammende Blitze auf den kleinen Mann schossen. »Freilich, Sie können ruhig sein, Sie haben ja nichts verloren, und Ihnen wird, wie allen Anderen, das Hemd auch näher sein, als der Rock. Glauben Sie, mein Kind sei freiwillig fortgelaufen?«

Beier erwiderte nichts auf diese Bemerkung, er ging rasch dem Sohne des Meisters Mathias, der gerade jetzt eintrat, entgegen, und fast hatte es den Anschein, als ob er ihn schützen wolle vor der Wuth des Malers.

»So ist es wahr?« fragte Konrad mit bebender Stimme, während er den Blick suchend durch das Zimmer schweifen ließ.

Der hagere Mann verschränkte die langen Arme und heftete die glühenden Augen mit durchdringender Kraft auf ihn.

»Heule, Krokodill!« zischte er zwischen den aufeinander gepreßten Zähnen hervor, »Dir und Deiner Sippe stehen ja immer Thränen zu Gebote.«

»Hören Sie nicht auf ihn,« rief der Rentner, »er ist wahnsinnig, und Alle macht er verantwortlich für das, was dem Prinzeßchen begegnet sein könnte.«

»Nur Einen kann er verantwortlich machen,« erwiderte Konrad, in dessen Brust Groll und Erbitterung jedes andere Gefühl überwältigten, »nur Einer kann uns über das Schicksal Röschen's Aufschluß geben.«

»Wer ist dieser Eine?« donnerte der Maler, dem jungen Manne näher tretend.

»Hermann.«

»Der Sohn des Spitzbuben?«

»Der Sohn des Bankiers.«

»Was hat er mit meinem Kinde zu schaffen?«

»Er ist mit Röschen verlobt.«

In einem gewaltigen Schrei brach die langverhaltene Wuth des hagern Mannes sich eine Bahn, dem Schrei folgte ein gellendes Lachen, das Lachen eines Wahnsinnigen.

Bestürzt wichen die Beiden zurück, aber im nächsten Augenblick hielt Konrad mit seinen sehnigen Armen den Oheim umschlungen, er drückte ihn gewaltsam nieder auf einen Stuhl und bat den Rentner, eine Flasche Wein zu holen, so rasch es ihm nur möglich sei.

Der hagere Mann raste und tobte, aber aus den muskulösen Armen konnte er sich nicht befreien und dem

Zureden Konrad's gelang es endlich, den Sturm zu beschwören und den Rasenden allmälig zu beruhigen.

Jetzt hörte der Maler schweigend an, was die Beiden ihm mittheilten, Konrad berichtete ihm, wann, wo und in welcher Weise Hermann die engeren Beziehungen zu Röschen angeknüpft hatte, Beier theilte ihm mit, wie väterlich besorgt Meister Mathias um das Mädchen gewesen war, welche Warnungen und Ermahnungen der alte Mann ihr gegeben, welche Vorschläge er ihr gemacht und welchen Starrsinn er angetroffen hatte.

In Brüten versunken, nur von Zeit zu Zeit die flammenden Augen erhebend, um einen raschen, forschenden Blick auf das treue Gesicht Konrad's zu werfen, saß der hagere Mann schweigend da. Nach einer Weile sprang er von seinem Sitz auf, und als ob der Haß in seinem Innern nun getilgt sei und er begangenes Unrecht sühnen wolle, bot er dem jungen Manne die Hand.

»Wir müssen nun zusammenhalten,« sagte er mit mühsam erzwungener Fassung, »wir dürfen nicht ruhen, bis wir Rosa gefunden und den Burschen, der sie entführt hat, gezüchtigt haben. Sage Deinem Vater, der ja an dem eigenen Sohne auch so großes Herzeleid erlebt habt, ich würde zu ihm kommen, sobald ich die Rechnung mit dem Schuft geordnet habe. Ich will allein hingehen, Niemand soll mich begleiten, – ja, ich werde in seinem Fuchsgesicht die Wahrheit finden, welche Maske er auch vorbinden mag!«

Bestürzt wollte Beier ihm abrathen, er erbot sich, den Sohn des Bankiers in's Gebet zu nehmen, er versprach,

Alles aufzubieten, um ihn zu einem Geständniß zu zwingen, aber der Maler beharrte hartnäckig bei seinem Vorhaben und stürmte hinaus, noch auf der Treppe den Beiden zurufend, werde nicht dulden, daß einer von ihnen ihn begleite.

»So müssen wir ihn seinem Schicksal überlassen,« sagte der kleine Herr, das kahle Haupt schüttelnd, »wir können ihn nicht gewaltsam zurückhalten. Bleiben Sie hier, ich werde ihm in einiger Entfernung folgen, wir dürfen ihn nicht allein lassen. Oder fühlen Sie das Bedürfniß, zu Mittag zu essen?«

»Mir ist der Appetit vergangen,« erwiderte Konrad.

»Na, mir auch, überdies wüßte ich nicht, wo wir um drei Uhr Nachmittags noch speisen könnten, bleiben Sie, ich hoffe bald zurückzukehren.«

Der kleine Herr eilte jetzt auch hinaus, um vor dem Hause des Bankiers die kommenden Dinge zu erwarten.

Zweites Kapitel.

Theodor Bauerband fühlte sich im höchsten Grade beunruhigt, als er erfuhr, daß sein Bruder sich wieder auf freiem Fuße befand.

Der Doctor Horn brachte ihm sofort nach dem Schluß der Gerichtssitzung ausführliche Nachricht, er versuchte ihn damit zu trösten, daß man nun wieder freies Spiel habe und den früher entworfenen Plan ausführen könne. Er sagte in zuversichtlichem Tone, daß er dem Maler

eine Falle stellen werde, in welche dieser ohne Arg hineingehen werde, man möge ihm nur einige Tage gönnen, damit er die nöthigen Vorkehrungen treffen könne.

Aber den Bankier beruhigte dieses Versprechen nicht, er fürchtete den glühenden Haß seines Bruders zu sehr, und er kannte zu genau die ganze Fülle dieses Hasses, als daß er sich mit diesem Trost hätte beruhigen können.

Auch Hermann war bestürzt, er hatte bei seinen Plänen die Möglichkeit der Freisprechung des Malers nicht in Betracht gezogen, und er bereute jetzt, daß er nicht schon früher dem Prinzeßchen nachgereist war.

Er konnte nicht bezweifeln, daß man dem Maler seine Beziehungen zu Röschen mittheilen werde, er mußte voraussehen, daß der Rentner Beier den Verdacht auf ihn lenken werde, er hatte ja schon aus dem Munde Beier's vernommen, daß er der Entführung des Mädchens beschuldigt wurde.

Er dachte darüber nach, ob er nicht augenblicklich abreisen könne, aber er fand keinen Vorwand, mit dem er die Aenderung seines Reiseplans bei dem Vater entschuldigen konnte.

Ueberdies sah er auch, daß der alte Herr nicht in der geeigneten Stimmung war, um über diese Angelegenheit mit seinem Sohne ruhig zu reden, Gründe anzuhören und zu prüfen; Theodor Bauerband war zu sehr mit seinen Besorgnissen beschäftigt, als daß er anderen Dingen seine Aufmerksamkeit hätte schenken können.

Von dem Verschwinden des Prinzeßchens wußte er noch nichts, der Doctor Horn hatte übersehen, ihm dies

mitzutheilen, um so größer und unangenehmer mußte seine Ueberraschung sein, wenn, wie zu erwarten stand, der Maler plötzlich eintrat, um von Hermann Rechenschaft zu fordern.

Der junge Herr wußte nicht, was er thun sollte, seine Angst und Unruhe wuchsen mit jeder Minute; so oft draußen Tritte erschallten, oder eine Stimme laut wurde, fuhr er zusammen, wie Einer, den ein plötzlich niederfahrender Blitzstrahl blendet. In seiner Rathlosigkeit und Verwirrung brachte er, wohl in der Hoffnung, dadurch seine Unruhe zu betäuben und die Gedanken zu zwingen, sich mit anderen Dingen zu beschäftigen, die Rede auf den Rittergutsbesitzer.

Er berichtete dem Vater, Herr von Wollheim habe erklärt, daß er am nächsten Morgen abreisen werde und seine geschäftlichen Unternehmungen aus der Ferne abwickeln wolle, er kam auf den Grund des Bruches zu reden, den er lebhaft bedauerte, sprach von den Nachtheilen, die dem Geschäft voraussichtlich daraus erwachsen würden, und äußerte schließlich, man müsse Eleonore zwingen, diesem Herrn ihr Jawort zu geben und ihm alsdann ihre Hand anbieten, um ihn zu versöhnen.

Da aber fuhr Theodor Bauerband, der Mittheilungen des Referendars eingedenk, zornig auf, er nannte den Edelmann mit dürren Worten einen gesinnungslosen, ehrvergessenen Schuft und erklärte, wenn Herr von Wollheim die geschäftliche Verbindung nicht abgebrochen hätte, so würde er es gethan haben.

Daraus mußte Hermann entnehmen, daß sein Vater von der beabsichtigten Entführung Eleonore's unterrichtet war, er vermuthete, daß Eleonore selbst es ihm mitgetheilt hatte, um durch ein offenes Bekenntniß ihres Vergehens seine volle Verzeihung sich zu sichern.

Es ärgerte ihn jetzt, daß er dieses Thema berührt hatte, die Erregung des alten Herrn war dadurch nur gesteigert worden, um den üblen Eindruck zu verwischen, sprach er von seiner eigenen Reise, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er nothwendig noch einige Einkäufe besorgen mußte, an die er seltsamer Weise bisher nicht gedacht hatte.

Theodor Bauerband nickte leicht, es war im Grunde ihm lieb, daß sein Sohn das Cabinet verlassen wollte, er fühlte das Bedürfniß mit seinen quälenden Gedanken allein zu sein. Aber in demselben Augenblick, in welchem Hermann seinen Hut ergriff, wurde ohne vorheriges Anpochen die Thüre ungestüm geöffnet, und auf der Schwelle des Cabinets erschien der Maler in seinem grauen, nichts weniger als sauberen Anzug.

Der Bankier wollte ihm mit einem erzwungenen Lächeln entgegengehen, aber er vermochte es nicht, er erbebte vor dem flammenden Blick, der ihn traf, seine Knie wankten, er mußte sich auf die Lehne eines Sessels stützen.

Hugo Bauerband schloß die Thüre hinter sich zu und pflanzte sich vor ihr auf, sein glühender Blick ruhte jetzt auf dem jungen Manne, der nur mühsam seine Fassung behaupten konnte.

»He – heult Ihr nicht auch Krokodillsthränen vor Freude darüber, daß die Machinationen meiner elenden Feinde gescheitert sind?« fragte er mit schneidendem Hohn. »Nein, Ihr könnt es nicht, denn Ihr steht vor mir wie überführte Verbrecher, die aus dem Munde des Richters das Todesurtheil erwarten!«

»Hugo, das ist eine seltsame Begrüßung nach so langer Trennung!« sagte der Bankier, das Haupt erhebend. »Wir können uns doch nur freuen über Deine Freisprechung, und wenn Dein unbegründeter, räthselhafter Haß Dir sagt –«

»Mein Haß?« fiel der hagere Mann ihm wild in's Wort. »Denke an die Hinterlassenschaft unseres Vaters, so wird die Ursache meiner Verachtung Dir sonnenklar sein! Aber mit Dir habe ich jetzt nichts zu schaffen, wir rechnen später ab, nicht allein über die Erbschleicherei und den Betrug, sondern auch über Deine Gefühle brüderlicher Liebe, die Dir im Irrenhause ein passendes Obdach für mich zeigten! Bei Gott, so möchte ich vor keinem Menschen stehen, wie Du jetzt vor mir stehst!«

Theodor Bauerband zuckte die Achseln und strich mit dem feinen Batisttuche über die nasse Stirne, und zwar mit einer Miene, als ob er sagen wolle, mit einem Irrsinnigen lasse sich nicht streiten.

»Ich wende mich zu Ihnen, Sie junger Bursche,« fuhr der Maler, mit einem vernichtenden Blicke auf Hermann, fort, »ist es wahr, daß Sie mit meiner Tochter verlobt sind?«

Anscheinend erstaunt, sah Hermann zu dem hageren Manne auf, dann zuckte auch er in derselben Weise und fast mit derselben Miene, wie sein Vater, die Achseln.

»Ich hatte das Jawort Röschen's, ehe Sie von drüben zurückkehrten,« erwiderte er. »Hätte ich nur eine Ahnung von Ihrer Heimkehr haben können, so würde ich mich vor der Ehre, Ihr Schwiegersohn zu werden, bedankt haben.«

Theodor Bauerband nickte befriedigt, das war eine Antwort, wie er selbst sie gegeben haben würde, aber: »Schamloser, ehrvergessener Bube!« fuhr der Maler, die Faust erhebend, auf, und im nächsten Augenblick fiel diese hagere Faust dröhnend auf die Pultdecke.

Der Bankier legte die Hand an den Schellenzug und sagte in ernstem, festem Tone:

»Ich werde solche Auftritte in meinem Hause nicht dulden, selbst nicht auf die Gefahr hin, den Leuten auf der Straße das Schauspiel geben zu müssen –«

»Ja, läute nur, läute Sturm,« schrie der Maler in maßloser Wuth. »Rufe Deine Knechte, laß von rohen Fäusten Deinen eigenen Bruder vor die Thüre werfen, aber dann nimm auch die Folgen solcher Handlung auf Dich. Ehe Deine Sklaven mich berühren, liegt dieser Bursche mit zerschmettertem Schädel vor mir.«

»Er ist wahnsinnig!« murmelte Theodor Bauerband entsetzt.

»Wahnsinnig?« fuhr der hagere Mann fort, dessen scharfes Ohr die Worte vernommen hatte. »Wie sehr würde es Dich freuen, wenn ich es wäre, wenn Du das Recht

hättest, mir die Zwangsjacke anlegen zu lassen! Dieser Bursche hat mein Kind entführt, es ist spurlos verschwunden, er hat sie mir geraubt, und da soll ich noch ruhig bleiben? Ich erdrossele ihn und reiße ihm das zuckende Herz aus dem Leibe, wenn er mir nicht sagt, wo ich mein armes, betrogenes Kind finde.«

»Wenn das nicht Wahnsinn ist, dann weiß ich nicht –«

»Antwort!« donnerte der Maler. »Mit leeren Ausflüchten speist man mich nicht ab! Seit einigen Tagen hat Rosa unsere Wohnung verlassen, Niemand weiß, wohin sie gegangen ist, nichts hinterließ sie, was mich auf eine Spur führen könnte. Du allein weißt, wo sie ist, von Dir fordere ich mein Kind zurück.«

»Ich habe Rosa seit mehreren Tagen nicht gesehen,« erwiderte Hermann trotzig, während der Bankier mit steigender Angst jede Bewegung seines Bruders beobachtete, »ich habe keine Ahnung davon, weshalb sie ihre Wohnung verlassen hat und wohin sie gegangen sein soll.«

»Das kann ich bezeugen,« sagte der Bankier, »Hermann hat vor einigen Tagen sich sogar bereit erklärt, seine Beziehungen zu Rosa zu lösen.«

»Wohl auf Deinen Wunsch – wie?«

»Nein, aus eigenem Antrieb,« erwiderte Hermann in dem angeschlagenen trotzigen Tone, »wir passen nicht zu einander, überdies mußte meine erste Begegnung mit Ihnen mir die Ueberzeugung verschaffen, daß Sie unserem Bunde niemals Ihre Zustimmung geben würden!«

»Nein, beim Zeus, niemals!« rief der hagere Mann, seine Worte abermals mit einem dröhnenden Faustschlage

bekräftigend. »Ich begreife nicht, daß mein Kind an einem solchen abgelebten Affen Gefallen finden konnte.«

»Deine Beleidigungen überschreiten alles Maß,« sagte Theodor Bauerband, nun auch mit gehobener Stimme. »Du hast gehört, daß Dein Verdacht ganz und gar grundlos ist, ich muß Dich nun ernstlich ersuchen, mein Haus zu verlassen, wenn Du nicht –«

»Die Furcht des bösen Gewissens zeigt Dir in jeder Ecke ein Gespenst,« unterbrach der Maler ihn höhnend. »Denkst Du, ich werde den Lügen dieses Burschen Glauben schenken? Sieh ihn nur an, steht es ihm nicht auf der Stirn geschrieben, daß er seiner Schuld sich bewußt ist? Steht er nicht vor mir, wie ein trotziger Verbrecher, der, auf frischer That ertappt, zur Frechheit seine Zuflucht nimmt, um der Strafe zu entrinnen?«

»Das geht zu weit!« rief Hermann, zitternd vor Erregung. »Ich kann nur wiederholen, daß ich nicht weiß, wo Rosa gegenwärtig sich befindet! Ein grundloser Verdacht berechtigt nicht zu solchen Beleidigungen! Vielleicht ist das Mädchen heute Morgen ausgegangen, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, die Angst, die Aufregungen, denen sie seit Wochen ausgesetzt war, haben sie überwältigt, wie leicht ist es möglich, daß Rosa auf dem Wege zum Gerichtsgebäude ohnmächtig zusammenbrach, und nun in irgend einem Hause die Rückkehr ihrer Kräfte erwartet, um alsdann in ihre Wohnung zurückzukehren.«

»Ja, das ist eine sehr natürliche Erklärung des Verschwindens Deiner Tochter,« versetzte der Bankier; »hätte Rosa für immer ihre Wohnung verlassen, so würdest Du jedenfalls irgend etwas gefunden haben, was Dir über Ihre Gründe zu diesem Schritt Aufschluß geben könnte.«

»Es ist die einzige Erwiderung, die ich Ihnen geben kann,« fuhr Hermann fast zu eifrig fort, »Sie werden, wenn Sie dies wollen, erkennen, daß das Verschwinden Rosa's in dieser Weise erklärlich ist.«

Der Maler stutzte, an diese Wahrscheinlichkeit hatte er noch nicht gedacht. Es war ein Strohhalm, nach dem er griff, aber er klammerte sich an ihn, obgleich er selbst sehr wohl wußte, daß er keine großen Hoffnungen auf ihn setzen durfte.

Theodor Bauerband betrachtete ihn aufmerksam, wie er brütend, mit einem Entschluß kämpfend, da stand, er war entschlossen, bei einem nochmaligen Ausbruch der Wuth und des Hasses seine Diener zu rufen und den Bruder zu zwingen, das Haus zu verlassen.

Er zitterte vor ihm, es war ihm nicht möglich, ihm entgegenzutreten mit dem Muth und der Würde eines an seiner Ehre gekränkten Mannes, und eben durch seine Angst und Feigheit lieferte er den Beweis, daß sein Gewissen nicht frei war von den Sünden, die ihm vorgeworfen wurden.

Hermann hingegen hatte jetzt seine Fassung und mit ihr auch seinen Stolz und seine Frechheit wiedergefunden, er erwartete nun ruhig die weiteren Angriffe seines Oheims, die er nicht mehr fürchtete.

Der hagere Mann fuhr endlich aus seinem Brüten empor, seine scharfen Falkenaugen hefteten sich durchdringend auf das blasirte Gesicht des jungen Herrn, aber sie waren nicht scharf genug, um die Maske der Frechheit zu durchdringen.

»Das wäre die letzte Möglichkeit,« sagte er mit heiserer Stimme, »es muß sich bis heute Abend herausstellen, ob Du der Schurke bist, für den ich noch immer Dich halte, oder nicht! Gnade Dir Gott, wenn mein Kind bis heute Abend nicht zurückkehrt! Und Dich,« fuhr er, sich zu dem Bruder wendend, fort, »Dich mache ich nun verantwortlich für ihn! Du wirst mich verstehen, halte die Stunde unserer Abrechnung vor Augen und sorge, daß Deine Schuld sich bis dahin nicht noch vermehrt.«

Er wandte sich nach diesen Worten kurz um und ging hinaus, und die Beiden hörten ihn noch draußen auf dem Flur toben und schelten.

Theodor Bauerband sah seinen Sohn lange forschend an.

»Weißt Du in Wahrheit nicht, wo Röschen sich befindet?« fragte er, und in dem Tone, den er anschlug, lag eine ernste Drohung.

»Nein,« erwiderte Hermann kalt.

»Dann bin ich ruhig, dann vertraue auch ich darauf, daß das Mädchen vor heute Abend heimkehren wird. Du siehst nun, wie thöricht es war, Dich mit ihr zu verloben, diese Verlobung nährt nur den glühenden Haß des Irrsinnigen gegen uns, und der Haß eines solchen Menschen übt oft eine vernichtende Wirkung. Ich mag nicht

daran denken, welche Folgen uns aus dem Verschwinden Röschen's erwachsen könnten, der Wahnsinnige würde kein Bedenken tragen, uns in seiner Wuth zu ermorden.«

»Sein Haß richtet sich hauptsächlich gegen mich,« sagte der junge Herr mit scheinbarer Ruhe, »ich fürchte ihn nicht, aber ich halte es unserer Familie wegen für rathsam, wenn ich so rasch wie möglich abreise.«

»Ja, ja,« fiel der Bankier lebhaft ein, »es ist das Beste. Sind Deine Vorbereitungen getroffen?«

»Alles ist bereit.«

»Die Empfehlungsbriefe und Accreditive –«

»Sind in meinem Portefeuille.«

»Gut. Sei sparsam draußen und beherzige den Rath, den ich gestern Dir ausführlich gegeben habe. Die Angelegenheit mit der fremden Dame werde ich morgen nach Deiner Abreise ordnen, ihre unverschämte Forderung kann ich nicht erfüllen, ich denke, sie hat Gründe, die Polizei zu fürchten, in diesem Falle werde ich rasch mit ihr fertig sein. Von Paris schreibst Du mir wöchentlich, mein Freund Lafitte wird Dir gewiß gerne einen Posten in seinem Cabinet übertragen, benutze die Gelegenheit und lerne, meide böse Gesellschaft und halte Dich den Frauen und dem Spieltische fern. Wenn Du dann nach einigen Monaten zurückkehrst, werde ich eine Frau für Dich gewählt haben, ich hoffe, bis dahin ist der Friede in unser Haus zurückgekehrt.«

Der alte Herr seufzte bei den letzten Worten tief auf, dann trat er an's Fenster, um eine Weile in den mit Blüthen geschmückten Garten hinauszuschauen.

Wie oft hatte er an diesem lieblichen Anblick sich erquickt, wie oft an ihm und durch ihn sein erregtes Gemüth beruhigt!

Heute konnte er es nicht, der Anblick that ihm wehe, er machte ihm fühlbar, daß in seiner Brust Friede und Freude fehlten.

»Du kannst Dich wohl in Paris erkundigen, ob Herr von Wollheim wirklich über so reiche Fonds gebietet,« nahm er nach einer Pause wieder das Wort, während Hermann sich damit beschäftigte, die Briefe und Papiere auf seinem Pulte zu ordnen, »es sind in den letzten Tagen einige leise Zweifel in mir aufgestiegen –«

»Die gewiß jeder Begründung entbehren,« warf Hermann ein.

»Wer weiß! Die Wechsel Wollheim's sind bisher alle prompt honorirt worden, aber gerade jetzt hat unser Haus bedeutende Summen, von ihm auf Paris und London gezogen, in Cours gegeben, sie dienen uns zur Deckung für unsere Forderungen an ihn, wenn sie nicht honorirt würden – – na, ich will mir einstweilen noch keine Sorgen machen.«

Theodor Bauerband strich hastig mit der Hand über seine Augen, als ob er Bilder und Gestalten verscheuchen wolle, die ihn ängstigten, dann ließ er sich vor seinem Schreibtische nieder, um in der Arbeit die Zerstreuung zu suchen, deren er bedurfte. –

Der Maler wurde vor dem Hause des Bankiers von dem kleinen Rentner in Empfang genommen, und es war ihm

lieb, sofort einen Freund zu finden, mit dem er über seine Vermuthungen reden konnte.

Nur, um ihn zu beruhigen und die wilden Stürme des Hasses nicht wieder herauf zu beschwören, ließ Beier die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthungen gelten, er selbst konnte nicht an ihre Möglichkeit glauben.

Zahllose Seifenbecken ausschüttend, dann und wann seinen Rohrstock schwingend, oder eine Prise nehmend, schritt er schweigend neben dem hageren Manne einher, der unermüdlich seinem Haß gegen den Bankier und dessen Sohn Luft machte und dem Letzteren Rache gelobte.

Er mochte ihm weder beipflichten, noch ihm entgegentreten, er wußte ja, daß er dadurch nur neues Oel in's Feuer goß, es war besser, wenn er die Stürme austoben ließ.

So erreichten sie das Haus, in welchem Konrad sie erwartete; der Maler eilte hastig die Treppe hinauf, in der freilich schwachen Hoffnung, daß sein Kind inzwischen zurückgekehrt sei, aber als er in die Stube trat, fand er in ihr nur Konrad.

Der junge Mann bemerkte oder verstand die Winke nicht, die der Rentner verstohlen ihm gab, in seiner offenherzigen Weise nannte er die Vermuthung Hermann's eine freche Lüge, durch die der Entführer Röschen's nur Zeit habe gewinnen wollen.

Hugo Bauerband hatte selbst sich das schon gesagt, nun er seine Ansicht bestätigt hörte, fuhr er in wildem Zorne auf, und dem Rentner kostete es große Mühe, ihn

von einem nochmaligen Besuch bei dem Bankier zurückzuhalten.

Er bewies ihm, daß er durch diesen Besuch nichts erreichen würde, er setzte sich nur der Gefahr aus, vor die Thüre geworfen zu werden, das Lügengewebe, welches der Sohn des Bankiers um sich gesponnen habe, könne er nicht zerreißen, und ebenso wenig werde es ihm gelingen, die Fäden dieses Gewebes zu verfolgen.

Konrad pflichtete dem bei, er rieth, die Polizei von dem Verschwinden des Mädchens zu benachrichtigen und Hermann insgeheim beobachten zu lassen, daneben aber unermüdlich in der Stadt und deren Umgebung nachzuforschen, bis man eine Spur entdeckt habe.

Er äußerte sodann sein Erstaunen darüber, daß Frau Wiedemann, die vertraute Freundin Röschen's, ebenfalls spurlos verschwunden sei.

Bei Nennung dieses Namens fuhr der Maler jäh von dem Stuhle empor, auf den er kurz vorher, gänzlich erschöpft, niedergesunken war.

»Wiedemann!« rief er. »Ja, so hieß das Weib, dessen Freundschaft Röschen in ihren Briefen nie genug rühmen konnte! Ich kenne die Frau nicht, aber trotzdem habe ich ein Gefühl des Mißtrauens nicht überwinden können, so oft ich ihren Namen in den Briefen meines Kindes fand.«

»Sie ist noch nicht heimgekehrt,« sagte Konrad, »ich war mehrmals an ihrer Thüre.«

»Ah, welchen Grund sollte sie haben, heimlich ihre Wohnung zu verlassen?« erwiderte der Rentner, das kahle Haupt schüttelnd. »Sie ist eine ehrliche, arme Frau,

und Röschen hatte in der That an ihr eine treue, theilnehmende Freundin.«

»Kennen Sie das Weib so genau, daß Sie dies mit solcher Sicherheit behaupten können?« fragte der Maler mißtrauisch. »Ich will doch sehen, ob sie wirklich ihre Wohnung auf Nimmerwiederkehr verlassen hat.«

Er eilte hinaus, Konrad mußte ihm die Thüre bezeichnen, und als er auf mehrmaliges Pochen keine Antwort erhielt, machte er auch hier kurzen Proceß, ehe Beier es hindern konnte, hatte ein Fußtritt die Thüre geöffnet.

Der Rentner wollte dem hageren Manne ob dieser Eigenmächtigkeit heftige Vorwürfe machen, aber das Erstaunen ließ ihn nicht zu Wort kommen, denn sein Blick fiel auf die alte Frau, die an ihrem Tische vor der aufgeschlagenen Bibel saß.

Mit einem einzigen Satz war der Maler im Zimmer, nichts hätte sein Mißtrauen gegen dieses Weib mehr bestärken können, als die Entdeckung, daß sie absichtlich sich vor ihm verborgen hielt.

»Weshalb habt Ihr nicht geöffnet?« fragte er mit bebender Stimme.

»Weil ich allein sein wollte,« erwiderte die Alte ruhig, einen salbungsvollen Ton anschlagend. »Wer aber hat Ihnen das Recht gegeben, meine Thüre einzutreten und gewaltsam in mein Zimmer einzudringen? Herr Doctor, Sie sind hier der Hausherr, ich verlange von Ihnen, daß Sie den Schaden ausbessern und meine Thüre mit einem starken Riegel versehen lassen.«

»Das soll Alles geschehen,« nahm der Maler für den Rentner das Wort, »ich trat die Thüre ein, weil ich mich überzeugen wollte, ob Ihr auch spurlos verschwunden seiet.«

»Was kümmert es Sie –«

»Holla, Alte, werft mir keine abgedroschenen Redensarten in's Gesicht! Ihr seid, wie man mir gesagt, die Freundin meines Kindes?«

»Ich wäre stolz darauf, diese Frage bejahen zu dürfen, wenn der Mensch auf irgend etwas stolz sein dürfte.«

»Na, dann werdet Ihr mir auch sagen können, wo ich mein Kind finde!« rief der hagere Mann ungeduldig.

Mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens in dem welken Gesicht blickte das Weib auf.

»Haben Sie denn Röschen nicht in Ihrer Wohnung gefunden?« fragte sie.

»Nein!«

»Ah, dann wird sie einen Ausgang gemacht haben!«

»An dem Tage, an welchem über mein Schicksal entschieden wurde?«

»Ja, es ist wahr, heute ist der Tag, an welchem das Urtheil über Sie gesprochen werden sollte,« sagte die Alte, die erst jetzt aus einem langen, schweren Traume zu erwachen schien, »Sie sind frei, nicht wahr? O, wie sehr wird meine liebe Freundin sich freuen, sie hat so manche heiße Thräne geweint, aber nie das Vertrauen auf Gottes Hülfe verloren. Ja, der Herr ist ein guter und gerechter Herr, der seine Sonne scheinen läßt über Gute und Böse –«

»Zur Sache, Frau,« fiel Hugo Bauerband ihr erregt in's Wort. »Wann haben Sie mein Kind zuletzt gesehen?«

Frau Wiedemann schwieg, die Hände im Schooße gefaltet saß sie da, wie eine Heilige.

Der Aerger des hagern Mannes wuchs, auch Konrad erkannte die scheinheilige Maske, nur der Rentner hielt fest an seiner Ueberzeugung, daß diese Frau eine »gute, fromme, treue Seele« sei.

»Wann habt Ihr Rosa zuletzt gesehen?« wiederholte der Maler barsch.

»Wann?« fragte das Weib. »Vor drei Tagen.«

»Ah, und seitdem ist mein Kind verschwunden?«

»Verschwunden? Davon weiß ich nichts. Nein, das kann nicht wahr sein!«

»Beim Zeus, wenn diese Hexe nicht mit dem saubern Burschen unter einer Decke liegt, will ich meinen Kopf verlieren!« rief der hagere Mann wüthend.

»Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen,« entgegnete die Alte in dem angeschlagenen heuchlerischen Tone, »ich habe Rosa seit drei Tagen nicht gesehen, aus dem einfachen Grunde, weil ich seitdem mein Zimmer nicht verließ. Die letzten drei Tage sind für mich Tage der Gedächtnißfeier, die Tage, an denen ich meinen Gatten und mein Kind verlor, ich verbringe sie alljährlich in einsamer Abgeschlossenheit unter Fasten und Gebet. Rosa wußte das, sie bat mich, ihr auch an diesen Tagen den Zutritt zu erlauben, aber ich mußte es ihr verweigern.«

Der Maler stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Boden, eine dunkle Gluth übergoß sein Antlitz; hier war

sein Witz zu Ende, er besaß keine Waffe gegen dieses Weib, und gleichwohl konnte er sich der Ueberzeugung nicht verschließen, daß sie sehr wohl in der Lage war, ihm das Räthsel zu lösen.

»Für eine Protestantin ist das eine seltsame Gedächtnißfeier,« sagte Konrad scharf, aber der Rentner machte ihn durch einen vorwurfsvollen Blick auf das Unpassende und Verletzende dieser Bemerkung aufmerksam.

»Rosa hat ihre Wohnung verlassen, und in dem Zimmer, welches wir verschlossen fanden, können wir nichts entdecken, was geeignet wäre, uns über die Gründe ihrer Entfernung Aufschluß zu geben,« wandte er sich zu dem anscheinend bestürzten Weibe. Wir können nur vermuthen, daß ihr Bräutigam sie bewogen hat, diesen uns räthselhaften Schritt zu thun –«

»Wie, Fräulein Röschen war Braut?« fragte Frau Wiedemann, leicht das Haupt wiegend, als ob sie andeuten wolle, sie könne nicht begreifen, daß ihre Freundin ihr das verschwiegen habe.

»Das solltet Ihr nicht wissen?« fuhr der Maler auf.

»Nein, sie hat mir keine Silbe davon gesagt.«

»Lüge und Heuchelei!« rief der hagere Mann, unfähig, den Sturm in seinem Innern zu beschwören.

»Wußten Sie es?« fragte die Alte, aus deren grauen Augen ein boshafter Blick den Maler traf. »Hat sie es Ihnen anvertraut? O, sie konnte schweigen, wenn sie wollte, ich habe das oft erfahren, sie sagte mir, ihrer besten Freundin, nicht Alles. Und nun soll sie heimlich sich entfernt haben? Nein, das kann ich nicht glauben, das hätte sie

mir gesagt, von mir hätte sie Abschied genommen. Nein, darüber dürfen Sie sich beruhigen, sie wird gewiß noch vor Abend zurückkehren.«

»Sie war verlobt mit einem jungen, stets sehr elegant gekleideten Herrn,« nahm der Rentner wieder das Wort, indem er durch einen bedeutungsvollen Blick den hagern Mann bat, sich zu mäßigen und ruhig zu bleiben, »Sie haben diesen Herrn gewiß oft hier gesehen.«

»Ach, ihren Vetter? Ja, ich sah ihn zweimal, aber daß er ihr Verlobter sein soll, kann ich nicht glauben. Er war so kalt und gleichgültig, und er kam so selten!«

»Abermals eine Lüge!« rief Hugo Bauerband, dessen glühende Augen das Weib unverwandt beobachteten.

»Wann haben Sie ihn zuletzt hier gesehen?« fragte Konrad.

»O, das ist schon lange her, vielleicht vor vierzehn Tagen,« antwortete die Alte, auf welche die beleidigenden Aeußerungen des Malers durchaus keinen Eindruck zu machen schienen.

»Seitdem sahen Sie ihn nicht wieder?«

»Nein.«

»Bemerkten Sie in den letzten Tagen nichts in dem Wesen des Mädchens, was Sie befremdete?«

»Sie war traurig und heiter, muthig und niedergeschlagen, je nachdem die Stimmungen wechselten. »Nur Eins gefiel mir nicht an ihr, sie hatte die Hoffnung auf Freisprechung ihres Vaters in den letzten Tagen verloren, und einmal entschlüpfte ihr die Aeußerung, sie werde es nicht

überleben, wenn man ihren Vater in's Zuchthaus, oder in die Irrenanstalt bringe.«

»Wieder eine Lüge!« donnerte Hugo Bauerband. »Vorhin sprecht Ihr von dem Gottvertrauen und der Hoffnungsfreudigkeit Röschen's, jetzt sagt Ihr, sie habe die Hoffnung verloren gehabt. Ihr seid eine –«

»Still, still,« fiel Beier ihm hastig in's Wort, »beleidigen Sie die alte Frau nicht, so lange Sie keinen Grund dazu haben, »ich bürge für ihre Ehrlichkeit.«

»Bürgen Sie meinetwegen für des Teufels Großmutter!« schrie der hagere Mann. »Ich weiß, was ich von diesem Weibe zu halten habe! Das sage ich Euch, Frau, wenn Ihr mir in die Hände fallt, seid Ihr verloren! Wollt Ihr mir nicht sagen, wo mein Kind ist? Könnt Ihr so gottvergessen sein, dem Vater das Kind und dem Kinde den Vater zu rauben?«

»Auf solche Fragen antworte ich nicht,« erwiderte die Alte, ihre grauen Augen auf das Buch heftend, »mein Wandel liegt offen vor Gott und den Menschen, und mein Gewissen ist mir ein sanftes Ruhekissen.«

Beier führte den Maler hinaus, der hagere Mann ließ es willenlos geschehen, er fühlte sich unfähig, den Kampf mit dem Weibe fortzusetzen.

Aber von ihrer Heuchelei, ihrer Lüge und Bosheit war er so fest überzeugt, daß nichts diese Ueberzeugung erschüttern konnte, die in den Ansichten Konrad's eine kräftige Stütze fand.

Er bewies dies dem Rentner mit so vielen schlagenden und ganz unanfechtbaren Gründen, daß auch der kleine

Herr zuletzt an der frommen, treuen Seele irre wurde und die Möglichkeit zugab, daß Frau Wiedemann in das dunkle Geheimniß eingeweiht sein könne.

Es wurde nun beschlossen, daß Beier der Polizei das Verschwinden des Mädchens anzeigen, und Konrad den Sohn des Bankiers beobachten solle, Hugo Bauerband hingegen wollte in seiner Wohnung bleiben und die Heimkehr Röschen's bis zum Abend erwarten.

War sie nach acht Uhr, beim Eintritt der Dämmerung nicht gekommen, so wollte der Maler seinen Bruder Mathias besuchen und dort mit den Freunden zusammentreffen, um mit ihnen die weiteren Schritte zu berathen.

Er fühlte jetzt das Bedürfniß, sich mit seinem Bruder auszusöhnen, dessen Werth er aus den Mittheilungen Konrad's und des Rentners erkannt hatte, er hoffte, an ihm einen neuen Freund und Verbündeten zu gewinnen, und er sah ein, daß ihm jetzt Freunde noth thaten.

Auf einem Stuhle sitzend, den Kopf an die Wand gelehnt und die müden Augen halb geschlossen, ließ er die Vergangenheit in mannigfach wechselnden Bildern an sich vorüberziehen.

Er gedachte der Stunde, in der er sein Kind wiedergefunden hatte, und des entzückenden Gefühls, welches damals ihn beseelte bei dem Gedanken, daß er nun wieder besitze, was ihm das Leben theuer mache.

Er gedachte der Stunde der Trennung, so manchen trostlosen Tages, so mancher schlaflos verbrachten Nacht in seiner dumpfen Zelle, er gedachte der Briefe seines

Kindes, aus denen mancher helle Sonnenblick in die finstere Nacht seines Lebens gefallen war, der Pläne, die er geschmiedet, und der Luftschlösser, die er gebaut hatte für die Zukunft.

Er war in der Einsamkeit seiner Zelle zur Erkenntniß gekommen, er hatte erkannt, daß sein Leben bisher ein verlorenes und verfehltes Leben war. Er hatte eingesehen, daß er kein Recht besaß, auf seinen Künstlerstolz zu pochen, daß alle Die, welche bisher ihm Lorbeerkränze geflochten hatten, eitle Narren, Ignoranten, Vagabunden, oder boshafte Menschen waren. Er hatte kein Gefühl der Befriedigung empfunden, wenn er auf seine Vergangenheit zurückblickte, und sich ernste, bittere Vorwürfe darüber gemacht, daß er seinem Kinde kein liebevoller Vater gewesen war.

Der Dämon der Reue hatte seine scharfe Geißel über ihn geschwungen und gar oft hohnlachend ihn der Verzweiflung in die Arme geworfen!

Es war sein ernster Vorsatz gewesen, nach seiner Rückkehr aus dem Gefängnisse ein anderes Leben zu beginnen, ein Leben der Arbeit und ernster Sorge, um die Achtung und die Liebe seines Kindes zu gewinnen.

Er wollte seinem Kinde fortan ein liebevoller, sorgsamer Vater sein, sich jeder Arbeit freudig unterziehen, um seiner Rosa eine sorgenfreie und behagliche Existenz zu verschaffen, er wollte sich mit seiner Familie aussöhnen und jede Hand annehmen, die sich ihm zur Versöhnung bot.

Jede? – Nein, nur eine nicht, die Hand seines Bruders Theodor! Ihm konnte er nicht verzeihen, den Haß gegen ihn konnte er nicht tilgen, er war zu fest überzeugt, daß dieser Bruder ihn betrogen hatte.

Und dieser Haß erhielt neue Nahrung, als er erfuhr, daß Theodor darauf angetragen hatte, ihn wahnsinnig erklären zu lassen. Nein, diesem Manne konnte er nicht vergeben, es wäre ihm unmöglich gewesen, diesem Bruder die Hand zu drücken und ihn Bruder zu nennen.

So saß der hagere Mann in Gedanken versunken, und immer dunkler ward es in dem niedrigen Zimmer, die Schatten des Abends senkten sich nieder und immer finsterer wurde die Nacht, die seine Seele umhüllte.

Stern auf Stern erlosch, drohend ballten die schwarzen Wolken sich zusammen, gigantische Schemen, die ihre Arme drohend nach ihm ausstreckten, um ihn zu erdrücken.

Horch – was war das?

Wie ganz anders, wie scharf und rauh klang jetzt die Stimme des alten Weibes!

Der Maler drückte das Ohr dicht an die Wand und horchte.

»Sie haben es mir versprochen,« hörte er die Stimme eines Knaben sagen, »Sie müssen Wort halten.«

»Ich habe Dir mehr gegeben, als Dir zukam,« kreischte die Alte, »ich gebe keinen Pfennig mehr.«

»Sie haben mir einen Thaler versprochen,« rief der Knabe, »ich sollte ihn haben, sobald das Fräulein abgereist sei. Nun ist das Fräulein fort, und wenn Sie mir den

Thaler nicht geben, dann erzähle ich's im ganzen Hause –«

»Rabenbrut – hinaus!« rief das Weib. »Was habe ich mit Dir und dem Fräulein zu schaffen? Dein Vater, der Lump, sitzt im Zuchthaus, Du wirst auch hineinkommen, frecher, unverschämter Bursche!«

Der Maler hatte sich rasch erhoben, es war nebenan zu einer Katastrophe gekommen, er hörte es an dem Heulen des Knaben und an den Schlägen, die ohne Zweifel auf den Rücken des jugendlichen Bundesgenossen nieder regneten.

Er hörte darauf, wie die Thür ungestüm geöffnet und dröhnend wieder zugeworfen wurde, und im nächsten Augenblick stand er schon in dem finstern Gange dem Knaben gegenüber, den er zwang, ihm in sein Zimmer zu folgen.

»Welchen Dienst hast Du jenem Weibe geleistet, daß Du den Thaler von ihr fordern durftest?« fragte er mit gedämpfter Stimme. »Sprich leise und sag' mir die Wahrheit, wenn Du mich belügst, schlage ich Dir die Knochen entzwei, wenn Du hingegen ehrlich und auf richtig bist, gebe ich Dir den Thaler.«

Der Knabe blickte furchtsam in das Gesicht des hagern Mannes, dessen leidenschaftliche Erregung ihm Angst einzuflößen schien.

»Ich darf's nicht verrathen,« erwiderte er, »wenn sie es erfährt –«

»Ich schütze Dich vor ihr.«

»Sie kennen das Weib nicht.«

Der Maler richtete sich hoch empor und schüttelte ungeduldig seine grauen Mähnen.

»Sieh mich an,« sagte er. »Glaubst Du, daß ich stark genug bin, dieses schwache Weib mit einem einzigen Schlage niederzustrecken? Wenn die alte Hexe Dir ein Leid anthun will, dann komm nur zu mir, sie soll's bereuen. Hier ist der Thaler, jetzt sprich.«

Der Knabe blickte sich scheu um, es war, als ob er fürchtete, das Weib könne plötzlich aus der Wand heraustreten.

»Die Frau gab mir vor einigen Tagen einen Brief,« flüsterte er hastig, »ich sollte ihn hieher bringen und ihn nur dem Fräulein Bauerband übergeben. Wenn sie mich danach fragte, sollte ich sagen, mein Vater sei Schließer im Gefängniß, weiter dürfe ich nichts verrathen, sie möge auch schweigen, sonst komme mein Vater aus dem Verdienst.«

»Wer ist Dein Vater?«

»Ich weiß es nicht, ich habe ihn nie gesehen, man hat mir gesagt, er sei im Zuchthause.«

»Und da will man auch Dich reif für das Zuchthaus machen!« rief der hagere Mann, den der steigende Zorn die nöthige Vorsicht vergessen ließ. »Weiter, mein Sohn, fahre fort.«

»Die Frau sagte mir, wenn ich den Auftrag gut ausrichte, wolle sie mir einen Thaler geben, und einen zweiten Thaler sollte ich haben, sobald das Fräulein abgereist sei, jetzt will sie mich betrügen.«

»Wohin sollte das Fräulein reisen?«

»Das weiß ich nicht.«

»Besinne Dich, hat sie den Ort nicht genannt?«

»Nein.«

»Auch das Fräulein nannte ihn nicht?«

»Nein, als ich ihr den Brief gab, war sie sehr erstaunt, sie fragte mich nach meinem Vater, sie wollte mir am andern Tage einen Brief an ihren Vater geben und sprach dann leise mit Frau Wiedemann.«

»Ah – die Hexe war zugegen?« fragte Hugo Bauerband mit zitternder Stimme.

»Ja, sie that, als ob sie die Sache gar nichts angehe.«

»Du hast nicht gehört, was das Fräulein mit der Frau sprach?«

»Keine Silbe.«

»Holtest Du am andern Tage den Brief?«

»Als ich kam, war das Fräulein sehr beschäftigt, ich glaube, sie packte ihre Kleider ein. Sie sagte mir, sie habe keine Zeit gefunden, den Brief zu schreiben, es sei auch unnöthig, dann gab sie mir einige Groschen und am Abend sah ich, daß sie das Haus verließ.«

Der Maler schrie laut auf vor Schmerz und Wuth; jetzt wußte er, daß sein Kind betrogen und entführt worden war, und wenn er auch die Sachlage noch nicht klar durchschauen konnte, so unterlag es doch für ihn keinem Zweifel, daß ein Anderer sich mit diesem Weibe verbündet hatte, Röschen zu verderben.

Wer war dieser Andere? Hermann? Er fand keine Zeit, darüber nachzudenken, alle die Gefühle, die so mächtig auf ihn einstürmten, verwirrten ihn und machten ihn

unfähig, einen bestimmten Gedanken zu fassen und zu verfolgen.

In leidenschaftlicher Erregung erfaßte er die Hand des Knaben.

»Komm mit,« sagte er, und die Wuth drohte seine Stimme zu ersticken. »Komm, Du sollst mit Deinem Lohn zufrieden sein,« fügte er hinzu, dann stürmte er in das Zimmer der Alten, und es war ein Glück für ihn selbst, daß das Weib sich dem Ausbruche seiner Wuth durch die Flucht entzogen hatte, er wäre in diesem Augenblick zu einem Morde fähig gewesen.

»Ah – sie hat gehorcht,« knirschte er, aber der Abrechnung entrinnt sie nicht!«

Fester erfaßte er die Hand des Knaben, dessen Furcht vor dem rasenden Manne mit den vor Wuth verzerrten Zügen mit jeder Minute wuchs, dann eilte er mit ihm hinaus auf die Straße, um mit Riesenschritten dem Hause seines Bruders Mathias zuzusteuern.

Drittes Kapitel.

Konrad hielt an seinem Verdacht gegen Hermann mit unerschütterlichem Glauben fest, wenngleich er auch für diesen Verdacht keine stichhaltigen Gründe anführen konnte.

Er hielt ihn der Entführung des Prinzeßchens fähig und fand keine andere Lösung des dunklen Räthsels, als die, daß Hermann das arglose Mädchen in irgend eine Falle gelockt habe und nun an irgend einem versteckten Ort Röschen gefangen halte.

Er war überzeugt, daß nur eine scharfe, unausgesetzte Beobachtung aller Schritte dieses Roués zur Lösung des Räthsels führen konnte, und er war entschlossen, weder Mühe, noch Opfer zu scheuen, um diesen Zweck zu erreichen.

Dem Hause des Bankiers schräg gegenüber lag eine Weinschenke, Konrad trat hinein und nahm am Fenster Platz, von hier aus konnte er beobachten, ohne befürchten zu müssen, daß man den Lauscher entdecken werde.

In der Abenddämmerung bemerkte er, daß vor dem Hause seines Oheims mehrere Gepäckstücke aufgeladen und in der Richtung nach dem Bahnhofe fortgefahren wurden, nicht lange darauf trat Hermann hinaus, und die Art und Weise, in der er von dem Vater auf der Schwelle des Hauses Abschied nahm, verrieth dem Lauscher, daß der junge Herr auf längere Zeit verreisen wollte.

Der Entschluß Konrad's war rasch gefaßt, er zog seine Börse heraus und zählte deren Inhalt, dann öffnete er sein Portefeuille, in welches er am Morgen, bevor er in den Gerichtssaal ging, einige Banknoten gelegt hatte, um sie, wenn ihm dies gestattet wurde, dem verurtheilten Oheim zu übergeben.

Das Resultat seiner Rechnung befriedigte ihn, er war für alle Fälle mit den nöthigsten Mitteln ausgerüstet.

Gerne wäre er vorher nach Hause gegangen, um mit dem Vater zu berathen, ihm wenigstens sein Vorhaben mitzutheilen, aber die elterliche Wohnung lag in einem dem Bahnhofe entgegengesetzten Stadttheile, und es blieb ihm keine Zeit, den weiten Umweg zu machen.

Als er den Bahnhof erreichte, sah er seinen Vetter auf dem Perron, der Wagen mit den Gepäckstücken stand bereits fertig. Konrad erkannte die Koffer sofort, die vor dem Hause seines Oheims aufgeladen worden waren, und als er näher hinzutrat, bemerkte er, daß sie die Bezeichnung: »Nach Hamburg« trugen.

Ohne Zögern löste er ein Billet, dann schrieb er hastig einige Zeilen auf ein Blättchen Papier und beauftragte einen Gepäckträger, dasselbe dem Tischlermeister Bauerband zu bringen.

Hermann ahnte die Anwesenheit seines Vetters nicht, er plauderte auf dem Perron mit einigen befreundeten Herren und stieg, noch immer plaudernd und lachend, mit dem Lorgnon auf der Nase, ein, als der Zug angekommen und zur Weiterfahrt gerüstet war.

Jetzt erst stieg auch Konrad ein, im Herzen überzeugt, daß er die richtige Fährte verfolgte.

Der Zug setzte sich in Bewegung, gleich einer Riesenschlange mit glühenden Augen glitt er über den Bahnkörper, bis er in der Finsterniß verschwand, und der letzte schwache Wiederhall des eintönigen Klappern aus der Ferne verhallte.

Der Gepäckträger machte sich jetzt auf den Weg zum Hause des Meisters Mathias.

Der alte Mann wanderte in unbeschreiblicher Angst und Unruhe in der Wohnstube auf und nieder, und immer dichter wurden die Rauchwolken, die ihn umhüllten. Die Mutter und Helene saßen am Tische mit einer Handarbeit beschäftigt, während der kleine Rentner, das Kinn

auf den Knopf seines Rohrstocks gestützt, die Ereignisse des Nachmittags mit allen Einzelheiten berichtete.

»Es ist zum Rasendwerden!« rief Meister Mathias, seiner Angst und Wuth Luft machend. »Mir hat das Weib, die Wiedemann, nie gefallen –«

»Und ich sage Ihnen, sie hat mit der ganzen Sache nichts zu schaffen,« unterbrach der Rentner ihn ärgerlich, während er in seine Tabaksdose hineingriff, um gleich darauf in seiner geräuschvollen Weise eine Prise zu nehmen.

Der alte Mann schüttelte den Kopf und seufzte tief auf.

»Wir werden ja in den nächsten Tagen erfahren, wer Recht hat,« sagte er grollend, »Sie sind der Einzige, der das Weib vertheidigt –«

»Und Röschen!

»Das arme, arglose Kind! Wie leicht ist es, das Vertrauen einer solchen unschuldigen Seele zu gewinnen! Wenn das Weib, wie ich glaube, ein Satan ist –«

»Mathias!« warnte die Mutter.

»Ach was, ich halte mit meinem Urtheil nicht hinter dem Berge. Du lieber, lieber Gott, werden denn die Aufregungen, der Aerger und der Kummer nicht bald ein Ende nehmen? Seit dem vergangenen Herbst, seitdem mein Bruder Hugo zurückgekehrt ist, kann ich die frohen Stunden zählen. Zuerst der Undank Röschen's, dann die Feindseligkeiten Hugo's, seine Verhaftung, der Eigensinn des Prinzeßchens, der schreckliche Aerger, den Rudolf uns bereitet hat, – das bleibt Einem wahrlich nicht

in den Kleidern stecken! Und nun sieht man noch immer kein Ende davon! Ich behaupte, das Mädchen ist gar nicht mehr in der Stadt.«

»Hoffentlich bringt uns Konrad Nachrichten,« sagte Beier gedankenvoll. »Der Polizei habe ich die Anzeige gemacht, sie wird heute Abend noch mit ihren Nachforschungen beginnen.«

»Da kommt Jemand!« rief Helene, von ihrem Sitz aufspringend, und die Blicke Aller richteten sich mit erwartungsvoller Spannung auf die Thüre, durch die der Maler jetzt den zitternden Knaben in das Zimmer stieß.

Der hagere Mann vergaß in seiner Aufregung ganz, die Anwesenden zu grüßen, in kurzen, abgebrochenen Sätzen berichtete er, was er durch den Knaben erfahren hatte, und sein Bericht war durchflochten mit zahllosen Verwünschungen und Drohungen gegen das Weib, die der kleine Herr jetzt nicht mehr zu vertheidigen wagte.

Meister Mathias war außer sich vor Entrüstung und Wuth, er wollte augenblicklich das Weib aufsuchen, und in diesem Entschluß bestärkte ihn der Maler, der sofort bereit war, ihn zu begleiten und »die alte Hexe zu foltern, bis sie ein offenes Geständniß abgelegt habe.«

Die Mutter und Helene konnten die erregten Männer nicht zurückhalten, da aber legte der Rentner sich in's Mittel, er vertrat ihnen den Weg und machte sie darauf aufmerksam, daß sie im Begriffe seien, eine That zu begehen, welche sie und ihre ganze Familie in namenloses Elend stürzen werde.

»Die Frau ist entflohen,« sagte er, »sie kennt die Gefahr, welche sie bedroht, und wird sich schwerlich in den ersten Tagen in dem Hause sehen lassen. Wo wollt Ihr sie suchen? Ihr findet sie nicht, hingegen die Polizei, welche mit den Schlupfwinkeln der Leute dieses Gelichters bekannt ist, wird es vielleicht sehr rasch gelingen, sie zu verhaften.«

Meister Mathias sah ein, daß der kleine Herr Recht hatte, er nahm seinen Hut wieder ab und setzte seine rastlose Wanderung durch das Zimmer fort, während der Maler heftig mit dem Fuße den Boden stampfte und einen flammenden Blick auf die glänzende Glatze des Rentners warf.

»Und gesetzt, Ihr fändet sie,« fuhr Beier fort, »was werdet Ihr thun, um Euren Zweck zu erreichen? In der Stimmung, in der Ihr Euch jetzt befindet, schreckt Ihr sogar vor einem Morde nicht zurück, und was hättet Ihr dadurch gewonnen?«

»Nichts!« brummte der alte Mann ärgerlich, »aber es wäre mir eine Wollust, diesen Satan erdrosseln zu dürfen.«

Der kleine Mann rieb eifrig seinen Schädel und blickte besorgt zu dem Maler auf, der kaum noch den Stürmen gebieten konnte, die sein Inneres durchtobten.

»Wir haben nun eine Spur gefunden,« sagte er, »sie muß energisch verfolgt werden. Röschen ist durch den Brief veranlaßt worden, die Stadt zu verlassen, und nur das Weib kennt das Ziel dieser Reise.«

»Nur das Weib?« schrie der hagere Mann. »Er kennt es auch, der erbärmliche Sohn des Spitzbuben, er ist der Anstifter dieses Planes.«

»Das ist auch meine Ansicht,« entgegnete Beier zustimmend, »aber List kann nur mit List, nicht mit Gewalt bekämpft werden! Konrad hat es übernommen, seinen Vetter zu beobachten, erwarten wir seine Rückkehr, vielleicht erfahren wir dann –«

»Was können wir erfahren?« wallte der Maler auf. »Mein Kind ist nicht mehr in der Stadt!«

»Ruhe, um Gotteswillen Ruhe!« bat der kleine Herr, während Helene auf einen Wink der Mutter hinausging, um eine Flasche Wein und einen Imbiß für den Oheim zu holen.

»Ich werde noch heute Abend mit der Polizei reden und sie auf die Wiedemann aufmerksam machen, das Weib muß verhaftet und in Verhör genommen werden. So lange Hermann hier in der Stadt bleibt, droht Ihrem Kinde noch keine Gefahr vorausgesetzt, daß er wirklich der Anstifter des Planes ist; verlassen wir uns nur auf Konrad, er wird schon Wache halten.«

»Ja, ja, das ist der einzige, richtige Weg,« sagte Meister Mathias, dem Bruder die Hand bietend, »wir wollen nun zusammenhalten und nicht ruhen, bis wir Röschen gefunden und die Anschläge ihres Verführers zu nichte gemacht haben. Setz' Dich, Hugo, trink ein Glas Wein, ich fürchte, Du hast heute noch nichts genossen.«

Willenlos, von aller Aufregung und den auf ihn einstürmenden Gefühlen betäubt, ließ der hagere Mann sich

zu dem Tische führen, mechanisch leerte er das Glas, welches Helene ihm hinschob, dann füllte er es wieder, um es noch einmal hastig zu leeren.

»Die Sache ist noch nicht klar genug, als daß wir schon jetzt einen bestimmten Plan entwerfen könnten,« nahm Beier wieder das Wort, während er in seiner lebhaften Weise bald eine Prise nahm und bald zahllose Seifenbecken ausschüttete, »und durch übereilte Schritte könnten wir nur das Spiel verderben. Wo nur Konrad so lange bleibt? Ich glaube, vermuthen zu dürfen, daß er –«

»Und ich wiederhole Ihnen, daß ich auf ihn gar keine Hoffnungen baue!« fiel Hugo Bauerband ihm in's Wort, der den Wein wie Wasser hinuntergoß und dadurch sein ohnehin wild empörtes Blut nur noch mehr in Wallung brachte. »Solchen Burschen muß man direct auf den Leib rücken, man muß sie durch Ohrfeigen zwingen, die Maske abzuwerfen. – Ha, weshalb habe ich ihn heute Nachmittag nicht gezüchtigt!« fuhr er wild auf. »Wie war es möglich, daß ich mich bethören ließ, da ich doch wußte, welchem gleißnerischen Schurken ich gegenüber stand?«

Meister Mathias schüttelte mit einer ernsten, bedenklichen Miene das Haupt und schritt zur Thüre, denn es war kurz vorher angepocht worden.

So sehr er selbst auch erregt war, konnte er doch die leidenschaftliche, maßlose Erregung seines Bruders nicht billigen, von einem Ausbruche dieser Wuth gegenüber dem, gegen den sie sich richtete, mußte er das Schlimmste befürchten.

Als er die Thüre öffnete, trat der Gepäckträger ein, der das Billet abgab und dann nach kurzem Gruß sich wieder entfernte.

Der alte Mann trat an den Tisch, neugierig blickte der Rentner über die Achsel seines Freundes auf das Papier.

»Ich habe eine Spur gefunden,« las Meister Mathias, »H. reist ab, ich begleite ihn mit demselben Zuge. Am Ziele angekommen, schreibe ich, wohin Ihr Geld und Gepäck schicken sollt.«

»Na, was sagen Sie nun?« fragte Beier triumphirend den Maler, der mit weit geöffneneten Augen seinen Bruder anstierte. »Bezweifeln Sie auch jetzt noch, daß Konrad mehr ausrichten wird, wie wir alle zusammen?«

»Wohin ist er gereist?« fragte der hagere Mann hastig. »Mathias, Du mußt mir Geld geben, daß ich ihm folgen kann.«

»Es ist besser, wenn Sie das ihm allein überlassen,« sagte der Rentner, »Sie sind zu hitzig, Konrad ist ruhiger.«

Mathias Bauerband faltete nachdenklich das Billet und steckte es in die Tasche.

»Ich bin nun auch ruhiger geworden,« versetzte er, »Röschen ist jetzt wenigstens nicht mehr schutzlos den Verfolgungen dieses elenden Menschen preisgegeben. Ja, ein elender Bursche ist er,« fuhr er gleichsam als Erwiderung auf einen warnenden Blick seiner Frau fort, »er hat zu erbärmlichen Mitteln seine Zuflucht genommen, um Röschen zu bewegen, heimlich die Stadt zu verlassen. Und wer zu solchen Mitteln seine Zuflucht nimmt, der

hegt keine ehrlichen Absichten, der ist durch und durch ein infamer Schurke. Na, darüber kann nun wohl kein Zweifel mehr obwalten, aber ebenso unzweifelhaft steht es auch fest, daß Konrad nun dem Mädchen nahe kommt, und daß sein Schutz sie aus der Gefahr erretten wird. Wir wissen nicht, wohin die Reise geht, und es ist vielleicht besser so, Du, Hugo, würdest mit Deinem Ungestüm, Deiner maßlosen, jede Vorsicht vergessenden Wuth den Entführer warnen und Alles verderben. Nein, sage nicht, das sei eine irrige Ansicht, ich wiederhole, es ist besser so. Vielleicht auch schöpft Röschen auf der Reise Verdacht, es ist immerhin möglich, daß sie morgen oder übermorgen aus eigenem Antrieb zurückkehrt, dann würde sie unglücklich sein, wenn sie ihren Vater hier nicht anträfe. Du mußt hier bleiben. Wohin auch wolltest Du reisen? Das Geld würde ich Dir mit Freude und sofort geben, wenn ich einen Nutzen in dieser Reise fände, aber ich kann nicht einsehen, daß es zu irgend etwas dienen könnte, wenn Du in's Blaue hinein reisen wolltest. Bleibe bei mir, Hugo, ich räume Dir das Zimmer Rudolf's ein, Du bist dann unter Menschen, von denen Du Dich einer herzlichen Theilnahme versichert halten darfst.«

Er bot abermals dem Bruder die Hand, und der angeschlagene warme, herzliche Ton fand den Weg zu dem Herzen des hagern Mannes.

Unwillkürlich traten dem Maler Thränen in die Augen, als er die Hand des biederen Mannes schüttelte und ihm dankte für diese Güte und Theilnahme, deren er sich in

Erinnerung seines früheren, ungerechten Hasses unwürdig hielt.

»Du hast Recht,« sagte er, und wie heller Sonnenschein glitt es flüchtig über sein umwölktes Gesicht, »wir können einstweilen nichts Besseres thun, als die ferneren Nachrichten Konrad's abwarten. Aber die Polizei muß benachrichtigt werden, das elende Weib darf nicht auf freiem Fuße bleiben –«

»Das übernehme ich!« warf der kleine Herr ein, während er eifriger denn je seine Glatze rieb.

»Und Deine freundliche Einladung nehme ich mit herzlichem Dank an, wenn Deine Frau mich als Gast aufnehmen will.«

»Von Herzen gern,« erwiderte die Hausfrau, die auch dann, wenn sie diesen Gast nicht gerne unter ihrem Dache gesehen hätte, nicht gewagt haben würde, ihrem Manne zu widersprechen.

»Ja, wir wollen fortan friedlich beisammen wohnen,« versetzte der Maler. »Haß und Zwietracht sollen uns nicht mehr trennen! Ich habe während meiner Haft über Manches nachgedacht und bin zu der Einsicht gekommen, daß ich kein Recht hatte, Dich anzufeinden. Aber dieses Bekenntniß bezieht sich nur auf Dich, nicht auf ihn, Mathias, seinen Namen darfst Du nicht nennen, der Haß gegen ihn wird nie in meinem Innern getilgt werden.«

Mathias Bauerband wollte ihm in die Rede fallen, aber der hagere Mann erhob abwehrend die Hand und schüttelte die grauen Mähnen, als ob er andeuten wolle, in

seinen Augen könne der Bankier nie gerechtfertigt werden.

»Ich gehe jetzt, um einige Sachen aus meiner früheren Wohnung zu holen,« fuhr er fort, »vielleicht ist es Euch lieber, wenn ich morgen komme –«

»Wir erwarten Dich noch heute Abend,« unterbrach Mathias ihn, »Helene wird Dein Zimmer in Ordnung bringen, überdies ist es so sehr spät noch nicht.«

»Desto besser, ich fühle, daß ich nicht allein sein darf, ich würde verzweifeln, wenn ich in trostloser Einsamkeit nur auf meine Gedanken angewiesen wäre! Mein Kopf, mein armer Kopf!«

Der hagere Mann strich mit der Hand über die Stirne, nahm seinen Hut und wankte hinaus.

Erst jetzt, in dem Augenblick, in welchem er das Zimmer verlassen wollte, erinnerte er sich des Knaben, der in einer Ecke auf dem Fußboden kauerte und nicht gewagt hatte, durch irgend ein Geräusch seine Anwesenheit kund zu geben, er forderte durch einen Wink ihn auf, ihn zu begleiten.

Schweigend schritt er durch die stillen, dunklen Straßen dem großen finstern Hause zu, in welchem sein Kind so manche trübe, schwere Stunde erlebt hatte, und als er es erreichte, zwang er den Knaben, ihm in seine Wohnung zu folgen.

»Hast Du mir Alles gesagt, was Du weißt?« fragte er, nachdem er eine Kerze angezündet hatte. »Besinne Dich, vielleicht erinnerst Du Dich, den Namen einer Stadt gehört zu haben.«

Der Knabe schüttelte den Kopf, Hugo Bauerband öffnete noch einmal alle Schiebladen und Schränke, in die er geistesabwesend hineinstierte, wie Einer, der wohl weiß daß er das, was er sucht, nicht finden wird.

Der Knabe fragte, ob er nun sich entfernen dürfe, schon nickte der Maler zustimmend, als ein kurzer, trockner Husten draußen im Corridor sich vernehmen ließ.

»Das ist sie!« flüsterte der Knabe erschreckt.

»Wer? Die Hexe?« fuhr der hagere Mann auf, der schon im nächsten Augenblick hastig die Kerze nahm, dann die Thüre ungestüm öffnete und hinausleuchtete.

»Beim Zeus, es ist der Satan, ha, nun wollen wir abrechnen!«

Die Warnungen und ernsten Vorstellungen des Bruders und des Rentners waren vergessen, die verzehrenden Gluthen des Hasses und der Rachsucht loderten wieder wild auf.

Die Frau ging die Treppe hinauf, die zum Speicher führte, es war eine enge, finstere Treppe, von der man durch eine schwere, mit starken Riegeln versehene Fallthüre auf den Bodenraum gelangte.

Dieser Raum diente allen Einwohnern des großen Hauses zur Aufbewahrung ihres alten Gerümpels und zum Trocknen der Wäsche.

Hugo Bauerband eilte der Frau nach, die Kerze erlosch im Zugwind, er drehte den Leuchter um, offenbar in der Absicht, sich seiner als einer Waffe zu bedienen.

Er sah, daß das Weib durch die Fallthüre stieg, im nächsten Augenblick war sie seinem Blicke entschwunden. Der Knabe war ihm gefolgt, er stand neben ihm.

»Du warst schon öfter hier?« fragte der Maler flüsternd, während er vergeblich versuchte, die schwarze Finsterniß zu durchdringen.

»Ja, ich war oft hier,« antwortete der Knabe, »aber nie in der Nacht, nur am Tage.«

»So komm, gieb mir Deine Hand, Du wirst mich führen.«

Der Knabe zögerte, aber der Mann zwang ihn, zu gehorchen; er schritt rasch vorwärts, aber er hatte sich kaum von der Fallthüre entfernt, als diese mit lautem Getöse zugeworfen wurde.

Das Knarren der Riegel, begleitet von dem heiseren Hohnlachen des boshaften Weibes, mußte den Beiden verrathen, daß sie in eine Falle gegangen waren, aus der es vielleicht so bald kein Entrinnen für sie gab.

»Satan!« knirschte der Maler, während der Knabe laut aufschrie. »Was geht doch über die List und Tücke eines boshaften Weibes! Giebt es keinen anderen Ausgang als die Fallthüre?«

»Keinen.«

»Und die Fenster?«

»O Herr, die sind so hoch, daß wir sie nicht erreichen können.«

»Wird man uns hören, wenn wir Lärm machen?«

»Ich glaube es nicht. In dem Stock unter uns wohnt Frau Wiedemann, ein alter, tauber Musikant, der die Pauken schlägt, Sie und ein Orgelspieler mit seiner Frau, die erst am Morgen heimkommen.«

»Aber hier, unter dem Dache müssen auch noch Stuben sein!« sagte der Maler.

»Nur zwei, die gegenwärtig nicht vermiethet sind. In einer dieser beiden Kammern wohnten vor Kurzem zwei Vagabunden, der Doctor Beier hat sie an die Luft gesetzt, weil sie ihm nicht gefielen.«

»Und die zweite Kammer?«

»Ist seit Jahr und Tag nicht mehr bewohnt, man sagte mir, ein Mensch sei darin gemordet worden.«

Der Knabe schauderte bei diesen Worten, die er hastig, mit gedämpfter Stimme sprach.

»Weißt Du an welcher Seite die Kammern liegen?« fragte der Maler, nachdem er vergeblich versucht hatte, die Fallthüre zu öffnen.

»Ja.«

»So führe mich hin.«

»Um keinen Preis in der Welt! Nein, lieber Herr, wir wollen hier bleiben, in der Kammer spukt es –«

»Unsinn,« sagte Hugo Bauerband barsch, »es giebt keine Gespenster! Führe mich.«

Der drohende, befehlende Ton, den der Maler anschlug, schüchterte den Knaben ein, er faßte die Hand des hagern Mannes und schritt langsam, zögernd vorwärts, von Zeit zu Zeit einem Balken, der dem Dache zur Stütze diente, ausweichend.

Er führte seinen Begleiter mit einer solchen Sicherheit, daß der Maler darüber erstaunte.

»O, Herr, bei schlechtem Wetter spielen wir immer hier oben,« sagte der Knabe, »ich kenne hier jeden Balken, jedes Loch im Fußboden.«

»Und Du bist überzeugt, daß man es nicht hören wird, wenn wir Lärm machen?«

»Gewiß.«

»So müssen wir abwarten, bis der Tag anbricht.«

Sie hatten die erste Thüre erreicht sie war zugeschlossen, ebenso die zweite.

Den Knaben schien diese Entdeckung von einer schweren Last zu befreien, er athmete tief auf, und ein »Gott sei Dank!« kam unwillkürlich über seine Lippen.

Hugo Bauerband ließ sich auf dem Fußboden nieder, er fühlte erst jetzt, wie sehr seine Kräfte erschöpft waren.

Es war ihm klar, daß das Weib ihn eingesperrt hatte, um Zeit zur Flucht zu gewinnen, und so sehr es ihn auch erbitterte, daß er so arglos in die Falle gegangen war, bereitete es ihm doch eine heimliche Genugthuung, zu wissen, daß die Polizei die Frau vielleicht in diesem Augenblick schon verfolgte.

Wenn sie, wie zu erwarten stand, verhaftet wurde, war all' ihre List und Schlauheit vergeblich gewesen, wollte sie dann auch ihre Schuld nicht freiwillig bekennen, so blieb sie doch in sicherem Gewahrsam, bis sie durch die Aussagen der Zeugen überführt wurde. Gänzlich unbekannt mit seinem Gefängniß, blieb ihm nichts Anderes

übrig, als den Anbruch des Tages zu erwarten, dann hoffte er schon einen Weg zu finden, der aus diesem Raume hinausführte.

Hörte man sein Rufen nicht, so wollte er eine schadhafte Stelle im Fußboden suchen und durchbrechen, das konnte ja mit so großen Schwierigkeiten nicht verknüpft sein. Dann aber – – ha, was war das? Bestürzt war der Maler aufgesprungen, seine Hand umklammerte krampfhaft den Arm des Knaben.

»Riechst Du nichts?« fragte er mit vor Erregung zitternder Stimme. »Ist das nicht Brandgeruch?«

»Ja, es ist Rauch,« lautete die Antwort, »vielleicht dringt er durch den Schornstein, das Haus ist alt und von vielen Reparaturen will der Doctor nichts wissen.«

»Nein, beim, Zeus, das ist kein Rauch aus dem Schornstein!« rief Hugo Bauerband. »Das ist Brand – Feuer – Feuer!«

Er schrie die letzten Worte mit Stentorstimme, dann wars er sich auf die Fallthüre, um zu horchen.

Er meinte, das Knistern der Flammen zu hören, er bemerkte jetzt deutlich, daß der Rauch durch alle Ritzen des Fußbodens drang.

»Feuer!« schrie er wieder, an der Thüre rüttelnd. »Das elende Weib hat es angelegt!«

Jetzt schrie auch der Knabe, und die Beiden vollführten einen solchen Lärm, daß man ihn im Erdgeschoß des Hauses hätte hören müssen, wenn nicht jeder Bewohner dieses Gebäudes zu sehr mit sich selbst beschäftigt gewesen wäre.

Der Rauch hatte sich rasch durch das ganze Haus verbreitet, aber wie immer in solchen Fällen und vorzüglich in großen, von vielen, zur ärmeren Klasse zählenden Familien bewohnten Gebäuden geschieht, dachte Niemand daran, den Ort und die Entstehung des Brandes zu erforschen.

Nur an sich selbst, an seine Angehörigen und die armselige Habe dachte Jeder zuerst, und der Wunsch, das Seinige in Sicherheit zu bringen, überwog jedes andere Gefühl, sogar das der Menschlichkeit.

Das Feuer war ausgebrochen im obersten Stockwerk, das wußten Alle, und Mehrere sprachen die Vermuthung aus, der verrückte Maler habe es angelegt, es war anfangs nur eine Vermuthung, aber schon nach wenigen Minuten behauptete Jeder es mit einer Sicherheit, die befremden mußte.

In anderer Beziehung dachte Niemand an den Maler, es fiel Keinem in den Sinn, zu fragen, ob oben am Heerde des Brandes Menschen in Todesgefahr seien, Niemand fragte nach dem Maler, man nahm an, daß er nach der Brandstiftung das Haus verlassen habe.

Schon züngelten die Flammen am Dachstuhl, schon wälzte der schwarze Rauch in einer mächtigen Säule wie ein drohendes Riesengespenst sich zum gestirnten Nachthimmel empor, schon begann der Feuerschein den finstern Horizont zu röthen, als die erste Hülfe und mit ihr der kleine Rentner erschien.

Die Turner und Feuerwehrmänner drangen in das Haus ein, Beier fragte die in Gruppen beisammen stehenden und ihre gerettete Habe bewachenden Einwohner nach dem Maler.

»Er hat das Feuer angelegt,« schrieen mehrere Stimmen zugleich.

»Wer behauptet das?« rief der kleine Herr zornig.

»Die Wiedemann hat's gesagt,« erwiderte eine Stimme.

»Ah – die!« sagte der Rentner, seinen Hut abnehmend, um mit dem Rockärmel die Stirn zu trocknen. »Dann weiß ich schon, was ich davon zu halten habe. Hat Niemand den Amerikaner gesehen?«

»Die Wiedemann!« erwiderte dieselbe Stimme.

»Keiner von Euch?«

»Nein, nein,« erscholl es durcheinander.

»Wann will die Wiedemann ihn gesehen haben?«

»Kurz vor dem Brande. Er soll wie ein Rasender hinausgelaufen sein!«

Mit einem Schrei der Wuth stürzte der Rentner in das Haus, die Turner auffordernd, ihm zu folgen.

Schon arbeiteten draußen die Spritzen, schon kletterten an den Außenmauern die Turner an ihren Leitern leicht und behend wie die Katzen hinauf, als der kleine Herr vor der Treppe des oberen Stockwerks Halt machte, weil der ihm entgegen quellende Rauch es unmöglich machte, weiter vorzudringen. Aber deutlich vernahm er in diesem Augenblick einen Hülferuf, einen gellenden Schrei, wie nur die Todesangst ihn einem Menschen auspressen kann.

Auch einige Turner hatten diesen Schrei vernommen, sie versuchten, vorzudringen, es war unmöglich, denn schon leckten die Flammen am Geländer der Treppe.

Sie eilten hinunter, das Haus brannte erst an der vorderen Seite, man mußte versuchen, auf der entgegengesetzten Seite den Dachstuhl zu erreichen.

Die Leitern wurden eingehakt, von Stockwerk zu Stockwerk kletterten die flinken, kräftigen Gestalten mit Todesverachtung empor. Jetzt erreichten Einige den Dachstuhl, mit ihren Aexten hieben sie in die Bekleidung des Daches eine Oeffnung. Andere zogen die Schläuche der Spritzen herauf und versuchten, von dieser Seite dem Vordringen des Feuers Einhalt zu thun, während die Ersten jetzt einen Rettungsschlauch heraufzogen.

Durch die Oeffnung, welche sie gebrochen hatten, quoll eine Rauchsäule ihnen entgegen, aber was hätte diese kühnen Männer, die den Kampf mit den Elementen mit Todesverachtung aufnahmen, abschrecken können?

Sie verschwanden von dem Dache, kurz darauf wurde ein menschlicher Körper durch den Schlauch hinuntergelassen, ein zweiter folgte, dann kletterten die Turner an Seilen und Leitern wieder hinunter.

Der Maler lag bewußtlos in den Armen des kleinen Mannes, der Arzt, welcher die Turner begleitete, ordnete sofort das Nöthige an, um den Betäubten aus seiner Ohnmacht zu wecken; den Knaben hingegen konnte seine Kunst nicht mehr retten, er war erstickt.

Die Feuerwehr setzte den Kampf mit dem entfesselten Element fort, aber sie mußte sich darauf beschränken,

die Nachbarhäuser zu retten, in den dürren Balken des alten Hauses, die krachend niederstürzten und in ihrem Sturze aus dem Flammenmeere sprühende Funkengarben aufwirbelten, fand das Feuer mächtige Verbündete gegen die Waffen der Menschen.

Der Rentner hatte eine Tragbahre zur Stelle schaffen lassen, der noch immer bewußtlose Maler sollte auf ihr in das Haus seines Bruders gebracht werden, der durch einen Boten schon von dem Vorgefallenen unterrichtet worden war.

Und wenn je das Walten einer gerechten Vorsehung sich den blöden Augen der so gerne zweifelnden, das Heiligste bekrittelnden Menschen greifbar gezeigt hatte, so geschah dies jetzt.

Langsam wanderten die Turner, welche die Bahre trugen, durch den mit Rettungsmannschaften besetzten Hausflur auf die Straße, sie schritten an den Gruppen der gaffenden Menge vorbei, den kleinen Herrn an der Spitze, der ihnen eine Bahn durch die Menge brach.

Da warf der Rentner sich plötzlich in die Menge hinein, und mit raschem, sicherem Griff den dürren Arm eines alten Weibes umklammernd, schrie er:

»Hier ist die Brandstifterin! Hier ist das Weib, welches so viele Verbrechen begangen hat, von denen jedes es zu einem Scheusal stempeln würde!«

Die Alte wollte sich losreißen, sie zerkratzte mit ihren Fingernägeln das Gesicht des kleinen Mannes, aber er hielt fest, bis die Polizeibeamten kamen und das Weib fesselten, um es hinter Schloß und Riegel zu bringen.

Viertes Kapitel.

Um dieselbe Stunde, in der das Haus des Rentners so plötzlich in Flammen aufloderte, trat der Gutsbesitzer von Wollheim ganz unerwartet in das Boudoir seiner Schwester, in welchem er Fanny und Rudolf in eifrigem Gespräche fand.

Daß er nicht erwartet worden, bewies die sichtbare Ueberraschung, mit der Fanny sich bei seinem Eintritt erhob.

Und diese Ueberraschung war in der That gerechtfertigt, die verstörten, von unverkennbarer Angst fast verzerrten Züge Wollheim's verriethen nur zu deutlich, daß Gefahren im Anzuge waren, die abzuwenden nicht mehr in der Möglichkeit lag.

Die ersten Worte Wollheim's bestätigten diese Vermuthung. Nachdem der Gutsbesitzer dem Geliebten seiner Schwester einen nichts weniger als freundschaftlichen Blick zugeworfen und Hut und Mantel abgelegt hatte, ließ er sich auf einem Stuhle nieder und sagte mit gedämpfter Stimme, er fürchte, daß nun Alles aus sei, und die mit so großem Glück betretene Bahn in diesem elenden Nest ihr Ende finden werde.

Dann forderte er Wein, und während Fanny einschenkte, traf aus seinen ruhelosen Augen abermals ein zornflammender Blick den jungen Mann, der emsig an einem kleinen Schlüssel feilte.

»Wir hätten längst abreisen müssen,« fuhr er fort, »die Polizei hat uns überwacht, ohne daß wir es ahnten, und

wir waren so thöricht, uns in Sicherheit zu wiegen! Ich fürchte, sie hat unserer Vergangenheit nachgeforscht und wartet jetzt nur noch auf einige fehlende Beweise, um uns die Flügel zu beschneiden.«

»Uns?« fragte Fanny bestürzt, indeß Rudolf fragend aufblickte.

Wollheim nickte bestätigend.

»Hat sie ihre Spione mir auf Schritt und Tritt nachgeschickt, so wird sie auch wissen, daß Deine Dienerin mir häufig ein Billet brachte, und es kann nicht ausbleiben, daß Du in die Untersuchung gegen mich verwickelt wirst. Das sind die Folgen, daß Du meinem Rathe nicht Gehör geben wolltest.«

Er hatte sich bei den letzten Worten erhoben, es schien ihm ein Bedürfniß zu sein, sich Bewegung zu machen, denn er wanderte mit großen Schritten auf und nieder.

Sprachlos vor Angst blickte Fanny ihm eine geraume Weile schweigend nach; die Ahnung, daß er ihr das sage, um sie von dem Geliebten zu trennen, den er haßte, überwog ihre Angst, die allmälig dem Groll gegen den Bruder wich.

»Das wird wohl nur Vermuthung sein,« sagte sie in einem Tone, der ihren Groll durchblicken ließ, »ich kann nicht glauben, daß wir irgend etwas gethan haben sollen, was geeignet gewesen wäre, die Aufmerksamkeit der Polizei auf uns zu lenken.«

»Du scheinst ein kurzes Gedächtniß zu haben,« erwiderte Wollheim achselzuckend, und wieder streifte sein Blick den unermüdlich arbeitenden Jüngling, »schon die

Ermordung des Wächters mußte einen fatalen Schatten auf Deinen Ruf werfen.«

Rudolf zuckte zusammen, aber im nächsten Augenblick fuhr er, die Lippen fest aufeinanderpressend, in seiner Arbeit wieder fort.

»Hermann ist heute Abend abgereist,« nahm Wollheim nach einer kurzen Pause wieder das Wort, »ich ging zum Bahnhofe, um Abschied von ihm zu nehmen, ich hatte ihm noch Verschiedenes zu sagen, was zwar für mich von keiner großen Bedeutung, für ihn aber von Werth war. Er war noch nicht da, ich ging auf den Perron, um ihn zu erwarten. Zufällig stand ich hier in einer dunklen Ecke hinter zwei Polizeibeamten, die sich eifrig mit einander unterhielten. Anfangs achtete ich auf ihr Gespräch nicht, als ich aber plötzlich meinen Namen hörte, ward ich aufmerksam, und was ich nun vernahm, war wohl geeignet, mich in hohem Grade zu beunruhigen und mir die Entfernung vom Bahnhofe dringend anzuempfehlen.

»Einer dieser beiden Beamten machte seinen Collegen auf mich aufmerksam, er schärfte ihm ein, mich sofort zu verhaften, wenn ich abreisen wolle, jedenfalls aber mit der Verhaftung bis zum letzten Augenblick zu warten und vorher durch andere Mittel meine Abreise zu verhindern suchen. Aus den wenigen Worten, die ich vernahm, ging mir deutlich hervor, daß ein Verdacht auf mir ruht, für den man noch keine Beweise besitzt, daß man meine Abreise unter allen Umständen und im Nothfalle durch die Verhaftung verhindern will.«

»Und was gedenkst Du nun zu thun?« fragte Fanny, die jetzt nicht mehr so gleichgültig über seine Befürchtungen hinweggehen konnte.

»Ich eilte sofort in den Gasthof und steckte meine Werthpapiere und Banknoten ein, mir bleibt jetzt nichts Anderes übrig, als heimlich die Stadt zu verlassen. Ich wollte morgen früh abreisen, alle Vorkehrungen sind bereits getroffen, nun aber muß ich meinen Plan ändern. Und Du mußt mir behülflich sein, Fanny.«

»In welcher Weise?«

»Du wirst mir einen Deiner Anzüge überlassen, da man noch nicht auf mich fahndet, vielmehr sich auf die Ueberwachung meiner Person beschränkt, so hoffe ich, man wird die Dame, die bei Sonnenaufgang hinausgeht, um den herrlichen Frühlingsmorgen zu genießen, nicht so genau betrachten. Bin ich erst draußen, dann werde ich schon dafür sorgen, daß man meine Spur nicht verfolgen kann.«

Fanny schüttelte bedenklich das Haupt, sie konnte diesen Plan nicht billigen. Sie machte den Bruder darauf aufmerksam, daß seine Figur, seine Haltung und sein Gang ihn verrathen würden, aber Wollheim ließ kein Bedenken gelten, er erwiderte, er habe diese Rolle schon oft und stets mit Glück gespielt, er sei überzeugt, daß er sie auch diesmal durchführen werde.

»Ich sehe keinen andern Weg, auf dem ich der Gefahr entrinnen könnte,« fügte er hinzu, »durch meine Flucht

befreie ich auch Dich aus großer Gefahr. Werde ich verhaftet, so verlierst Du auch die Freiheit, und die Nachforschungen, die man alsdann anstellen wird, können nur zu einem Dir verderblichen Resultate führen.«

Fanny erkannte die Richtigkeit dieser Bemerkung, sie, ging hastig in ihr Schlafgemach und erklärte, als sie kurz darauf zurückkehrte, dem Bruder, daß in jenem Zimmer Alles für ihn bereit liege.

Wollheim entfernte sich, als er hinausschritt, folgte ihm aus den Augen Rudolf's ein Blick des glühendsten Hasses.

»Er wird uns verderben,« sagte der junge Mann ärgerlich. »Weshalb kommt er hieher, wenn die Gefahr ihm auf der Ferse folgt?«

»Er ist mein Bruder,« erwiderte Fanny, die dunklen Augen, wie um Verzeihung bittend, auf ihn richtend; »so oft ich in Gefahr war, hat er stets mir mit Rath und That zur Seite gestanden.«

»Nachdem er selbst die Gefahr heraufbeschworen hatte!« warf Rudolf erbittert ein.

»Nicht doch, mein theurer Freund, ich habe manchmal allzu verwegen mich in Gefahren begeben, ohne daß er daran Schuld getragen hätte!«

Der junge Mann verglich den Schlüssel, an welchem er bisher gefeilt hatte, prüfend mit dem Wachsabdruck, der vor ihm lag, und das Resultat dieser Prüfung schien ihn zu befriedigen.

Um so weniger aber thaten dies die Worte Fanny's, die offenbar seine Erbitterung nur steigerten.

»Wenn ich bedenke, was ich hingegeben habe, Deinetwegen, und wenn ich daneben ernstlich mich frage, für wen ich diese Opfer gebracht habe, dann komme ich mir selbst verächtlich vor,« sagte er in ernstem, festem Tone, der das Gefühl bitterer Reue durchblicken ließ. »Ich bin nicht der Erste, der Deiner Gunst und Deiner Liebe sich rühmen durfte, einer Liebe, die doch nichts weiter ist, als ein hirnbetäubender Rausch verzehrender Leidenschaften!«

Jäh flammte es in den dunklen Augen des Mädchens auf. Wie durfte er wagen, ihr das zu sagen, sie so tödtlich zu beleidigen, sie, die ihn vernichten konnte!

»Ah – das wußte ich noch nicht,« erwiderte sie mit bebender Stimme, die blitzenden Augen drohend auf ihn gerichtet. »Ich glaubte an die Wahrheit und Innigkeit Deiner Liebe, und Deine Schwüre befestigten diesen Glauben in meiner Seele! Nun bereust Du schon, mir Opfer gebracht zu haben, mir, die Dich lieben gelehrt hat?«

»Ja, ich bereue diese Opfer, denn sie haben mir meine Ehre und Selbstachtung geraubt,« fuhr Rudolf mit wachsendem Groll fort. »Ich bereue sie, weil ich den Preis für das, was ich durch sie erkauft habe, zu hoch finde.«

»Weil Du ein feiger Knabe bist, der nicht den Muth finden kann, einer Gefahr ruhig die Stirne zu bieten!«

»Nein, weil ich zu der Einsicht gekommen bin, daß – – aber Vorwürfe ändern ja doch das Geschehene nicht, ich bin nun an Dich gekettet durch entehrende Verbrechen, die mir die Rückkehr in das Haus meiner Eltern

unmöglich machen. Sind diese Ketten noch nicht fest genug? Müssen ihrer noch mehr geschmiedet werden? Weshalb zögerst Du noch immer mit unserer Abreise, da Du doch weißt, daß hier der Boden unter unseren Füßen schwankt? Weshalb zwingst Du mich zu dieser Arbeit, die mich anekelt, und aus der uns nur neue Gefahren erwachsen?«

Fanny hatte sich langsam ihm genähert, sie umschlang mit ihren Armen seinen Nacken, und ihr heißer Athem umwehte seine Wangen, sie blickte ihn an mit ihren dunklen, verführerisch schönen Augen und entfaltete ihren ganzen bestrickenden Liebreiz, der den Wankelmüthigen immer wieder in die gelockerten Fesseln zurückführte.

»Weshalb das Alles geschieht?« fragte sie leise. »Vor allen Dingen weise ich die Beschuldigung zurück, daß ich durch Verbrechen Dich an mich gekettet habe! Du weißt so gut wie ich, daß ich Dich liebe seit dem Augenblicke, in welchem ich zum ersten Male Dir begegnete. Und Du weißt auch, daß in demselben Augenblicke die Liebe in Deinem Herzen erwachte, daß dieses Gefühl immer stärker und mächtiger ward, und daß ich Dir Alles opferte, was ein Weib nur opfern kann. Du weißt ebenso wohl, daß ein unglücklicher Zufall Dich zwang, ein Verbrechen zu begehen –«

»Erinnere mich nicht daran!«

»Hast Du nicht selbst die Erinnerung wach gerufen?«

»Ich sprach von jener That nicht, ich dachte nur an den Einbruch.«

»Zu dem ich Dich zwang?«

»Thatest Du es nicht?«

»Nein, mein Freund, schon lange vorher hattest Du den Anfang damit gemacht. Ich bin weit entfernt mich ganz freisprechen zu wollen, aber ich that nichts weiter, als daß ich Dir den Weg zeigte, auf dem Du den Zweck rascher und sicherer erreichen konntest.«

»Und nun –«

»Nun zeige ich Dir diesen Weg noch einmal, und ich hoffe, daß Du dieses Mal klüger und vorsichtiger sein wirst,« sagte Fanny lächelnd. »Wir haben uns vorgenommen, draußen eine glänzende Rolle zu spielen, wir wollen nicht wie die Bettler und Vagabunden von Ort zu Ort wandern, nein wir wollen das Leben genießen, und um dies zu können, müssen wir wohlgefüllte Börsen besitzen. Wir würden sie schon jetzt haben, wenn Du in der Wahl Deiner Bundesgenossen nicht so unvorsichtig gewesen wärest, aber noch ist nicht Alles verloren, noch steht ein zweiter Weg Dir offen. Du sagst selbst, es sei leicht, in den Hofraum des Juweliers zu gelangen und durch die schlecht verwahrte Thür des Waschkellers in das Haus einzudringen. Du wirst durch das Cabinet in den Laden gelangen und –«

»Ah – ist das der Grund, der Dich bewegt, die Abreise so lange hinauszuschieben?« fragte Wollheim, der in diesem Augenblick eintrat. »Ihr wißt wohl noch nicht, daß der Bursche, der in der Nacht des Einbruches entfloh, heute Mittag verhaftet worden ist?«

»Desto besser,« sagte Fanny, rasch ihre Fassung wieder gewinnend, »die Verhaftung dieses Verbrechers wird den Juwelier in Sicherheit wiegen.«

Erschreckt war Rudolf von seinem Sitz aufgesprungen, sein Blick ruhte stier auf dem Gutsbesitzer, der den Vollbart glatt abrasirt und mit seiner Toilette schon begonnen hatte.

Wenn der Verhaftete seinen Mitschuldigen nannte, konnte es nicht fehlen, daß die Polizei auch auf den letzteren fahndete, dann aber war die Abreise mit großen Schwierigkeiten verknüpft.

»Die Verhältnisse haben sich so gestaltet, daß der Trieb der Selbsterhaltung Euch verbietet, eine Handlung zu begehen, die Euch mit der Polizei in nahe Berührung bringen kann,« fuhr Wollheim fort, »von einem wiederholten Einbruch bei dem Juwelier rathe ich mit Entschiedenheit ab. Fanny, sei so gut und hilf mir bei meiner Toilette.«

Das Mädchen folgte ihm in das Schlafzimmer, er bat sie, sein Haar zu ordnen.

»Laß den Burschen laufen,« sagte er ärgerlich mit gedämpfter Stimme, »er wird Dir überall im Wege stehen, und Du hast nur die Sorge, ihn zu ernähren. Ich begreife nicht, daß dieser Laffe Dir Interesse einflößen kann.«

»Du begreifst das nicht, weil Du noch nie geliebt hast!« erwiderte Fanny, deren Lippen ein trotziger Zug umzuckte.

»Bah, was ist die Liebe weiter, als ein Sinnenrausch! Du wirst auch aus diesem Rausch erwachen und dann bereuen, daß Du meinen Rath nicht befolgt hast. Gieb

Acht, dieser Mensch wird eine solche Gewalt über Dich gewinnen, daß er Dich tyrannisirt, dann rüttelst Du vergeblich an den Sklavenketten, Du mußt aufessen, was Du selbst Dir eingebrockt hast.«

»Nicht doch!« sagte das Mädchen in spöttischem Tone, während sie emsig in ihrer Beschäftigung fortfuhr, das von Natur lockige Haar ihres Bruders zu kräuseln. »Wenn, wie Du sagst, die Liebe nur ein Rausch ist, und ich aus diesem Rausch einst erwachen werde, dann bedarf es nur eines Wortes, um die Fesseln, die mich drücken, abzuschütteln!«

»Wie leichtfertig Du das sagst!«

»Ich sage es, weil ich mir meiner Macht über ihn bewußt bin!«

»Wohl, aber Du berücksichtigst dabei nicht, welche Macht er über Dich gewonnen hat.«

»Inwiefern?«

»Ah – insofern, daß er Deine Vergangenheit kennt.«

»Ist er besser, als ich?«

»Eben deshalb, weil er es nicht ist, eben deshalb, weil er durch Dich auf diese Bahn gekommen ist, wird er Rechte beanspruchen, die Dich zu großen Opfern nöthigen!«

»Du siehst zu schwarz,« sagte Fanny geringschätzend, »Du hassest Rudolf, und Dein Haß verleitet Dich zu Ungerechtigkeiten. Brechen wir davon ab, ich lasse nicht von dem Geliebten, so lange er mich nicht nöthigt, meine Beziehungen zu ihm zu lösen. So, Deine Frisur ist beendet;

in der That, nur ein sehr scharfer geübter Blick kann Dich in dieser Verkleidung erkennen.«

Wollheim trat vor den Spiegel, ein triumphirendes, selbstgefälliges Lächeln umspielte seine Lippen.

»Sind Deine Bedenken nun geschwunden?« fragte er. »Ah, ich habe der Polizei so oft eine Nase gedreht, weshalb sollte es mir heute nicht gelingen? Ich weiß sehr wohl, woher diese Feindseligkeiten der Behörde rühren! Der hochweise Herr Referendarius, der Eleonore vor mir warnte, arbeitet im Bureau des Untersuchungsrichters, er hofft offenbar, die schöne Tochter des reichen Bankiers für sich gewinnen zu können, er allein – – horch, was war das?«

Auch Fanny war erschreckt zusammengefahren, auch sie hatte das Pochen an der Thüre vernommen.

Jetzt wurde ungestüm die Hausglocke gezogen, und bei ihrem schrillen Klang wich alles Blut aus den Wangen des angeblichen Rittergutsbesitzers.

»Wir sind verloren,« sagte er mit einem flüchtigen Blick auf das Fenster.

»Glaubst Du, es könnten schon die Häscher sein?« fragte Fanny hastig.

Wieder erklang die Glocke, Franziska stürzte in's Zimmer.

»Die Polizei ist vor der Thüre,« sagte sie in fieberhafter Erregung, »sie verlangt Einlaß im Namen des Gesetzes.«

»So fliehe durch die Gartenpforte,« wandte Fanny sich mit wachsender Bestürzung zu ihrem Bruder, der hastig

seinen Rock wieder anzog und bis unter das Kinn zuknöpfte.

»Das ist zu spät,« erwiderte Wollheim, »die Polizei wird nicht so thöricht sein, diesen Ausweg unbesetzt zu lassen. Wohin gelange ich, wenn ich die Gartenmauer übersteige?«

»In die benachbarten Gärten.«

»Und aus diesen?«

»Mußt Du entweder durch die Gasse oder durch irgend ein Haus zu entkommen suchen.«

»Gut, gut, so giebt's doch wenigstens eine Möglichkeit, aus dieser Falle zu entrinnen. Haltet die Polizei so lange wie möglich auf, damit ich einen Vorsprung gewinne, öffnet nicht eher, bis sie die Thüre einzuschlagen droht. Adieu, auf Wiedersehen in London!«

Wollheim stürmte hinaus, die Treppe hinunter in den Garten; er vernahm auch hier Stimmen, aus einzelnen Rufen ging hervor, daß die Beamten sich schon anschickten, die Mauer zu übersteigen; es blieb ihm keine Zeit, seine Lage zu überdenken und einen Plan zu entwerfen.

Seinem Glücke, welches ihn bisher stets begünstigt hatte, vertrauend, kletterte er über die ziemlich niedrige Mauer in den Nachbargarten und verschwand gleich darauf in der Dunkelheit.

Inzwischen unterhandelte Franziska hinter der geschlossenen Hausthüre mit den Beamten, deren Drängen und Drohungen sie die Erklärung entgegensetzte, ihre Herrin liege in tiefem Schlaf, und ohne deren Erlaubniß

dürfe sie die Thüre nicht öffnen, man möge sich gedulden, bis das Fräulein erwacht und angekleidet sei.

Aber mit dieser Erklärung beruhigten die Beamten sich keineswegs, schon wollte einer von ihnen forteilen, um einen Schlosser zu holen, als Franziska nachgab und ihnen Einlaß gewährte.

Auf der Treppe stand Fanny mit einer brennenden Kerze, im Tone der Entrüstung fragte sie den Commissär, der sich an der Spitze der Beamten befand, mit welchem Recht er wagen dürfe, zur Nachtzeit in ihre Wohnung einzudringen.

»Sie werden das sogleich erfahren,« erwiderte der Commissär artig, indem er seinen Beamten einen Wink befahl, die Thüren und Treppen zu besetzen, »haben Sie nur die Güte, mich in das Zimmer zu führen, in welchem ich Ihren Bruder finden werde, mit dem ich ebenfalls einige Worte zu reden wünsche.«

Er stieg die Treppe hinauf und nöthigte das vor Erregung zitternde Mädchen, ihn in ihr Boudoir zu begleiten; die unwillkürliche Bewegung, die sie machte, in dem rasch erwachten Vorhaben, die Flucht zu ergreifen, hatte nur zur Folge, daß er ihr in einem sarkastischen Tone sagte, er rathe ihr, sich unnöthige Mühe und bittere Enttäuschung zu ersparen, denn er habe für alle Fälle seine Maßregeln getroffen.

»So ganz unbekannt wird es Ihnen wohl nicht sein, weshalb ich komme,« fuhr er fort, als er in dem eleganten Boudoir dem schönen Mädchen gegenüber stand, »auch könnten Sie gewissermaßen auf diesen Besuch schon seit

längerer Zeit vorbereitet sein, denn das Sprichwort: »Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er bricht,« hat sich noch immer bewährt.«

»Ich verstehe Sie nicht,« sagte Fanny mit scheinbarer Würde, die ihm imponiren sollte, aber diese beabsichtigte Wirkung ganz verfehlte. »Sie schlagen mir gegenüber einen Ton an, zu dem Sie keinesfalls berechtigt sind. Noch einmal, weshalb haben Sie meine Ruhe gestört und meine Dienerin genöthigt, Ihnen das Haus zu öffnen?«

»Einfach deshalb, weil ich mit Ihrer Verhaftung beauftragt bin,« antwortete der Beamte ruhig.

Fanny trat einige Schritte zurück, auf ihren Wangen wechselte brennende Gluth mit fahler Todesblässe ab.

»Das kann Ihr Ernst nicht sein!« rief sie in drohendem Tone. »Hier muß ein Irrthum obwalten –«

»Durchaus nicht, hier ist der Haftbefehl!«

Der Beamte zog ein Document aus der Tasche und hielt es empor, sein Blick ruhte durchdringend auf dem bleichen Antlitz des Mädchens, in welchem eine mühsam verhaltene Wuth sich spiegelte.

»Katharina Weller, soll ich Euch alle die Rollen nennen, die Ihr gemeinschaftlich mit Eurem Bruder gespielt habt? Vor einem Jahre noch wart Ihr die Baronin von Sternberg, die einem reichen Russen in Baden-Baden einen werthvollen Brillantring entwendete. Kurz vorher mußtet Ihr Paris heimlich verlassen, weil –«

»Herr Commissär, ich werde für diese Beleidigung Sie zur Rechenschaft ziehen!« unterbrach Fanny ihn mit gehobener Stimme; aber so sehr sie sich auch befleißigte,

die Rolle der gekränkten Unschuld zu spielen, konnte sie doch in diesem Moment selbst ein minder scharfes und geübtes Auge, als das des Polizeibeamten, nicht täuschen, ihre innere Angst, der sie nicht zu gebieten vermochte, ließ zu deutlich die Maske erkennen.

»Ich bin zu jeder Zeit bereit, Ihnen Rede zu stehen,« erwiderte der Commissär, in den vorher angeschlagenen höflichen Ton zurückfallend, »aber leider erlaubt mir Ihre Vergangenheit nicht, auf das Vergnügen Ihrer Begleitung in dieser Nacht zu verzichten. Wir haben uns sehr große Mühe gegeben, die Beweise zu erhalten, welche uns berechtigten, Ihnen ein kostenfreies Obdach in unseren Räumen anzubieten, Sie haben uns durch die Schlauheit, mit der Sie die Spuren immer wieder verwischten, sobald Sie einen Schauplatz Ihrer Thätigkeit verließen, die Nachforschungen sehr erschwert. Nun sind die Beweise endlich in unseren Händen, und mit ihnen auch die Beweise gegen Ihren Bruder, der seit einigen Monaten die Rolle eines Rittergutsbesitzers von Wollheim spielt. Wir waren vorhin im Gasthofe, um dem Edelmann unsere Aufwartung zu machen, er ist verschwunden, man sagte uns, er habe am Abend das Hôtel verlassen, und man wisse nicht, wohin er gegangen sei.«

Fanny schwieg; anscheinend tief entrüstet, wandte sie dem Beamten den Rücken.

»Im Hôtel weiß man freilich nicht, daß Herr von Wollheim häufig seine schöne Schwester besuchte,« fuhr der Commissär mit beißendem Spott fort, »eben so wenig hat man dort eine Ahnung davon, daß auf dem stolzen Herrn

Baron der Verdacht eines Mordes ruht. Ah – ich habe den Nagel auf den Kopf getroffen!« fügte er hinzu, als das Mädchen bei den letzten Worten erschreckt zusammenfuhr. »Sie werden mir gewiß sagen können, wo ich den Herrn finde.«

»Sie sind jedenfalls sehr schlecht berichtet,« sagte Fanny, indem sie, freilich vergeblich, versuchte, denselben spottenden Ton anzuschlagen, »ich habe den Herrn heute nicht gesehen.«

»Hm – dann werden Sie uns gestatten müssen, Haussuchung zu halten.«

»Wohin wollen Sie?« rief das Mädchen bestürzt, dem Beamten hastig in den Weg tretend.

»Zunächst in dieses Zimmer!«

»Es ist das Schlafgemach einer Dame!«

»Bah, das kümmert mich nicht!«

»Herr Commissär!«

Der Beamte lächelte höhnisch, der flammende Blick, der aus den dunklen Augen ihn traf, schüchterte ihn so wenig ein, wie ihre Worte dies vermochten.

Er schritt auf die Thüre des Schlafzimmers zu, und als Fanny abermals ihm den Weg vertreten wollte, schob er sie, ohne die mindeste Rücksicht auf die Vorrechte des schönen Geschlechts zu nehmen, in einer keineswegs höflichen Weise beiseite.

Ohne ihren Protest einer Erwiderung zu würdigen, trat er in das Gemach, er durchsuchte das Bett, leuchtete unter die Bettstelle, warf einen Blick hinter die rothseidenen Vorhänge des Mantelstocks und näherte sich darauf

einem großen breiten Kleiderschranke, den er schon geöffnet hatte, ehe Fanny Zeit fand, ihn daran zu hindern.

Das Mädchen stieß einen Schrei des Entsetzens aus und bedeckte das Antlitz mit den Händen, von der Faust des Commissärs erfaßt, trat Rudolf bleich und zitternd aus dem Schranke.

»Das ist mehr, als ein Liebesabenteuer,« sagte der Beamte, indem er den jungen Mann zwang, ihm in's Boudoir zu folgen, »Fräulein Katharina Weller – ah, Herr Bauerband!«

Als ob plötzlich ein Gespenst vor ihm aufgestiegen sei, blickte er eine Weile den Sohn des Tischlermeisters stier an, dann schüttelte er den Kopf, als wolle er sagen, er bedauere außerordentlich, den Sohn eines so sehr geachteten Bürgers in diesem Hause anzutreffen.

»Es thut mir leid Ihres Vaters wegen,« versetzte er, »dem alten Manne wird's einen Stich in's Herz geben, wenn er hört, daß und aus welchen Gründen sein Sohn verhaftet ist. Ich habe heute Abend Befehl erhalten, auch auf Sie zu fahnden, Sie werden wissen, weshalb.«

Rudolf senkte das Haupt, vor dem durchdringenden Blick des Beamten mußte er die Augen niederschlagen. Scham und Reue über seine Verirrungen, Haß gegen Fanny, die er in seiner Feigheit beschuldigte, sie habe ihn gezwungen, die Bahn des Verbrechens zu betreten, um ihn dadurch an sich zu fesseln, Wuth gegen sich selbst, daß er sich von ihr so sehr hatte bethören lassen, die Angst vor der Strafe, die ihn nun erwartete, der Gedanke an die Eltern, denen seine Schande das Herz brechen mußte, das

Alles stürmte auf ihn ein, während der Commissär ihm mittheilte, der verhaftete Einbrecher habe ein umfassendes Geständniß abgelegt, welches ihn der Mitschuld an diesem Verbrechen überführe.

In seiner Angst und Verwirrung berief er sich darauf, der Juwelier sei für seinen Verlust entschädigt, er habe auf die Verfolgung und Bestrafung seines Gehülfen verzichtet, und ohne die Zustimmung dieses Mannes dürfe er nun nicht mehr verhaftet werden, aber der Beamte ließ diesen Einwurf nicht gelten.

»Die Angelegenheit ruht nun in den Händen des Kriminalgerichts,« sagte er, »glauben Sie mir, daß mir selten die Erfüllung meiner Amtspflicht so schwer geworden ist, wie in diesem Augenblick, aber die Pflicht geht Allem vor. Ich hoffe, Sie werden freiwillig mich begleiten und mir die Anwendung von Zwangsmaßregeln ersparen. Darf ich darauf vertrauen?«

»Ich werde Ihnen folgen,« erwiderte Rudolf mit mühsam erzwungener Fassung.

»Sehr wohl. Erlauben Sie mir noch eine Frage. Haben Sie heute Abend den Rittergutsbesitzer von Wollheim hier gesehen?«

Fanny blickte ihren Geliebten scharf an, er hätte in ihren Augen lesen können, daß sie mit Zuversicht erwartete, er werde nichts verrathen, aber er vermied es, ihrem Blick zu begegnen, er konnte den Groll gegen sie nicht überwinden.

»Ja, ich sah ihn,« erwiderte er.

»Wann?«

»Kurz vordem Sie kamen.«

»War er noch hier, als ich im Namen des Gesetzes Einlaß forderte?«

»Ja.«

Ein Blick des Hasses und der Verachtung streifte aus den dunklen Augen Fanny's das entstellte Gesicht des jungen Mannes, dann wandte sie ihm den Rücken, in diesem Moment hatte er ihre Liebe verscherzt, sie in Haß umgewandelt.

Was lag ihm daran! Seitdem er wußte, wer sie war, seitdem sie ihn seiner Selbstachtung beraubt, und ernstes Nachdenken ihn zu der Einsicht gebracht hatte, daß er ihr das Glück seines ganzen Lebens, seine Ehre und die Ruhe eines guten Gewissens geopfert habe, war er erwacht aus dem sinnbethörenden Rausche seiner Leidenschaft, und ihre Liebe hatte nun keinen Werth mehr für ihn.

»Wohin hat er sich geflüchtet?« fragte der Beamte hastig.

»Ich weiß es nicht,« sagte Rudolf, »er hat das Zimmer und wohl auch das Haus verlassen.«

»Dann ist er über die Gartenmauer entkommen!« rief der Commissär, rasch die Thür öffnend. »Ah, wir werden ihn finden, er kann uns nicht entwischen!«

»Sie sind ein Elender,« wandte Fanny sich mit bebender Stimme zu dem jungen Manne, während der Commissär auf der Schwelle des Boudoirs seinen Beamten die nöthigen Befehle ertheilte. »Sie sind so ehrlos, einen

Flüchtling zu verrathen, wie können Sie nun erwarten, daß Andere Sie schonen sollen?«

Betroffen über den drohenden Ton, den das Mädchen anschlug, blickte Rudolf auf, in seiner Verwirrung war er sich nicht einmal bewußt, ihr zu solcher Erbitterung, zu solchem Haß Ursache gegeben zu haben.

»Sie haben mich in diese Lage gebracht,« sagte er, aber der durchdringende Blick, der aus den dunklen Augen ihn traf, machte ihn verstummen.

»Ich sehe nun ein, wie thöricht ich war, daß ich den Mann nicht prüfte, dem ich meine Liebe in so reichem Maße schenkte, daß ich für ihn mein Leben freudig hätte hingeben können,« fuhr sie fort. »Ich habe die Thorheit begangen, nun fallen die Folgen auf mich und meinen Bruder zurück. Aber die Liebe ist vergiftet, sie hat den Haß geboren, und der Haß kennt keine Rücksichten, keine Schonung.«

»Fanny, Du wirst mich nicht verrathen!« rief Rudolf bestürzt, aber sie schritt stolz an ihm vorbei, nur einen Blick voll unsäglicher Verachtung auf ihn schleudernd.

Sie trat auf den Commissär zu und sagte, mit erhobenem Arm auf Rudolf zeigend:

»Sie suchen noch immer den Mann, der in einer Nacht des vorigen Herbstes einen Wächter mordete – – dort steht der Mörder, Herr Commissär!«

Sprachlos vor Erstaunen über dieses ganz unerwartete Geständniß, heftete der Beamte die scharfen Augen forschend auf den jungen Mann, der im ersten Moment sich auf das Mädchen stürzen wollte, um Rache zu nehmen

für diesen Verrath, dann aber mit heiserem, höhnischem Lachen sich umwandte und an den Schreibtisch trat.

»Sind Sie sich der ganzen Tragweite dieser schweren Anklage bewußt?« fragte der Commissär ernst.

»Ja,« erwiderte Fanny fest und bestimmt.

»Bedenken Sie, daß Sie dieselbe mit einem Eid bekräftigen müssen!«

»Ich werde nicht zögern den Eid zu schwören, sobald ich dazu aufgefordert werde!«

Die zuversichtliche Haltung des Mädchens, die Ruhe und Sicherheit, mit der sie den Geliebten dieses schweren Verbrechens beschuldigte, das Entsetzen in dem Antlitz des jungen Mannes, und das convulsivische Zittern, welches seinen Körper überlief, das Alles mußte dem erfahrenen Polizeibeamten beweisen, daß die Anklage nicht aus der Luft gegriffen war, sondern sich auf Gründe der Wahrheit, auf Thatsache stützte.

So sehr es ihn auch schmerzte, in dem Sohne eines angesehenen und geachteten Bürgers einen solchen Verbrecher entdecken zu müssen, konnte es doch auf der andern Seite ihm eine freudige Genugthuung bereiten, daß er den so lange vergeblich gesuchten Mörder endlich gefunden hatte, und er dachte schon mit heimlicher Freude an die Belobung, welche dieser Fang ihm von Seiten seiner Vorgesetzten einbringen mußte, zugleich aber auch an die Nothwendigkeit, sich der Person dieses Verbrechers zu versichern.

Er trat auf ihn zu mit der Bemerkung, die Untersuchung werde ergeben, ob die Anklage begründet sei, oder

nicht, er wiederholte die Hoffnung, der junge Herr werde ihm die Erfüllung seiner Amtspflicht nicht durch Widersetzlichkeit erschweren, aber die letzten Worte waren noch nicht über seine Lippen, als Rudolf mit Blitzesschnelle in eine offene Schublade des Schreibtisches griff und dem Beamten die Mündung eines Terzerols entgegen hielt.

Unwillkürlich trat der Commissär zurück, im nächsten Augenblick fiel der Schuß, und mit zerschmettertem Schädel lag der junge Mann vor den Füßen des entsetzten Mannes.

Auch den Lippen Fanny's entfuhr ein Schrei des Entsetzens, sie wollte sich im Uebermaß ihrer Verzweiflung über den unerwarteten Schluß ihres Verraths, dessen Folgen sie nicht einmal bedacht hatte, über die Leiche werfen, aber der Beamte hielt sie zurück, und im Groll über diese Wendung, die ihm statt der Belebung voraussichtlich einen scharfen Tadel eintrug, befahl er den herbeieilenden Collegen, das Mädchen zu fesseln und ohne Verzug in's Gefängniß zu bringen.

Fanny protestirte gegen dieses Verfahren, aber ihr Protest wurde mit Entschiedenheit zurückgewiesen, höhnisch erwiderte ihr der Commissär, eine andere Behandlung habe sie nicht verdient und sie werde nun wohl noch Manches sich gefallen lassen müssen, denn dem Zuchthause könne sie nicht mehr entrinnen.

Auch Franziska ließ er, als der Mitschuld verdächtig, in's Gefängniß führen, und nachdem dies Alles geschehen und ein Sergeant ausgeschickt war, um den Untersuchungsrichter und den Gerichtsarzt zu holen, ordnete er weitere Maßregeln zur Verfolgung des Flüchtlings an.

Aber alle Schritte blieben erfolglos, der angebliche Rittergutsbesitzer war spurlos verschwunden.

Die Beamten durchsuchten die Gärten und die umliegenden Häuser, sie fanden keine Spur, die sie mit einiger Aussicht auf einen günstigen Erfolg hätten verfolgen können.

So beschränkten sich die Erfolge dieser Nacht auf die Entlarvung einer Abenteurerin und eine Hiobspost für Meister Mathias Bauerband, die dem Herzen des alten Mannes eine tiefe Wunde schlagen mußte.

Die schreckliche Nachricht traf ihn am Lager seines Bruders der in wilden Fieberphantasien mit dem Entführer seines Kindes rang und keine Ahnung von dem Elend hatte, welches ihn umgab.

Sie beugte ihn tief nieder, und er glaubte, unter der schweren Last erliegen zu müssen, aber auch dieser Sturm tobte allmälig aus, und mit geduldiger Ergebung seufzte der alte, schwer geprüfte Mann an der Leiche seines Sohnes: »Der Herr hat ihn gegeben, er hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gelobt!«

Fünftes Kapitel.

In das Haus des Bankiers Bauerband war der Unfriede eingekehrt. Madame Bauerband, geborne von Wurzer,

konnte es nicht verschmerzen, daß die projectirte Verbindung ihrer Tochter mit dem Graf von Bentheim zu Wasser geworden war.

Sie zürnte ihrem Kinde, weil es durch seinen Ungehorsam die schöne, glänzende Rechnung durchkreuzt hatte, und auch ihr Gatte mußte schwer ihren Groll empfinden, sie ergriff jede Gelegenheit, ihm vorzuwerfen, er habe die Werbung des Rittergutsbesitzers von Wollheim begünstigt und dadurch Eleonore in ihrem Ungehorsam bestärkt. Der alte Herr sah jetzt schweren, trüben Tagen entgegen. Nicht allein, daß der Unfriede in seinem Hause ihm jede Freude verbittern mußte, verfolgte ihn auch die Angst vor dem Haß seines Bruders.

Die Schläge des Schicksals sollten ihn noch wuchtiger treffen. Am Morgen nach der ereignißreichen und für die Familie Bauerband so sehr verhängnißvollen Nacht hatte der Bankier kaum die mit der Post eingetroffenen Briefe gelesen, als der Kassirer ohne vorherige Anmeldung, ja, ohne anzupochen, in das Cabinet trat.

Dem alten Herrn genügte ein Blick auf die erregten und durch die Erregung fast entstellten Züge des Eintretenden, um zu errathen, daß etwas Außergewöhnliches sich ereignet haben mußte, was diesem sonst so ruhigen, ja phlegmatischen Manne so sehr die Fassung geraubt hatte.

»Wir sind bestohlen, Herr Bauerband, bestohlen in unerhörter Weise, und ich habe nicht die leiseste Ahnung, wer der Dieb sein könne!«

Das waren die ersten Worte, die stoßweise, in heiserem Tone sich den Lippen des Kassirers entrangen.

Theodor Bauerband legte den Brief, den er eben geöffnet hatte, hin, er dachte nicht mehr daran, ihn zu lesen.

»Wie kann das möglich sein?« fragte er, und die sonst so unstäten, scheuen Augen blickten starr auf den Kassirer, der noch immer mühsam nach Athem und Fassung rang.

»Unsere feuerfesten Kassenschränke widerstehen wenigstens vierundzwanzig Stunden einem gewaltsamen Einbruche, und die Schlüssel zu denselben sind, denke ich, in Ihren und meinen Händen gut aufgehoben.«

»Von einem gewaltsamen Einbruch finde ich keine Spur,« erwiderte der Kassirer, »der Dieb muß im Besitz der Schlüssel gewesen sein!«

»Von denen Sie eins, ich das andere Exemplar besitze!«

»Die mir anvertrauten Schlüssel sind nicht aus meinen Händen gekommen,« sagte der Kassirer, der in der Bemerkung seines Chefs einen beleidigenden Verdacht zu finden schien. »Ich schloß gestern Abend die Schränke in gewohnter Weise zu und fand heute Morgen, als ich sie öffnen wollte, nichts, was einen Verdacht in mir hätte wecken können. Schon, als ich den ersten Schrank öffnete, glaubte ich die Banknoten nicht in der Ordnung vorzufinden, in der ich sie gestern Abend aufgeschichtet hatte, aber ich schöpfte erst bei der Oeffnung des zweiten Schrankes, in dem die Werthpapiere und Depositen aufbewahrt werden, Argwohn. Ich vermißte sofort einige

Packetchen, nähere Nachforschungen ergaben die Bestätigung meines Argwohns. Wie groß der Verlust ist, weiß ich noch nicht, um ihn zu ermitteln, bedarf es einer genauen Revision der Kasse.«

Der Bankier war in seinen Sessel niedergesunken, das krampfhafte Zucken seiner Lippen verrieth, wie gewaltig der Sturm in seinem Innern tobte.

»Haben Sie auf Niemand Verdacht?« fragte er mit bebender Stimme. »Ihr Gehülfe –«

»Für ihn glaube ich bürgen zu können!« unterbrach der Kassirer ihn hastig. »Nein, ich habe keinen Verdacht, es sei denn, daß – – aber das wäre ein entsetzlicher Gedanke, und ich wage nicht, ihn auszusprechen.«

Errieth der alte Mann diesen Gedanken?

Er blickte verstohlen, mit furchtsamer Scheu zu dem Diener auf, dessen Treue und Redlichkeit seit einer Reihe von Jahren erprobt waren, dann nickte er leicht, als ob er sagen wolle, es sei besser, wenn dieser entsetzliche Verdacht nicht ausgesprochen werde.

»Wenn Sie die Güte haben wollten, nachzusehen, ob die Schlüssel zu unseren Kassen noch in Ihrem Besitz sind!« nahm der Kassirer wieder das Wort. »Vielleicht könnten wir dadurch eine Spur entdecken.«

Bei den letzten Worten war der alte Buchhalter eingetreten, er wollte sich sofort wieder entfernen, aber der Bankier, der ihn bereits bemerkt hatte, befahl ihm durch einen Wink, zu bleiben.

Theodor Bauerband öffnete durch den Druck auf eine Feder ein verborgenes Gefach in seinem Schreibtische

und warf einen Blick hinein. Seine Wangen wurden noch fahler, fest preßten die zuckenden Lippen sich wie in gewaltigem Schmerz aufeinander.

Er schloß das Gefach wieder zu, und ein irrer Blick streifte die beiden Männer, die jede seiner Bewegungen beobachtet hatten.

»Meine Herren, ich hoffe, daß ich mich auf Ihre Verschwiegenheit verlassen kann,« sagte er mit mühsam erzwungener Ruhe. »Ich will nicht, daß der Diebstahl bekannt werde, es könnte meinem Credit schaden, wenn man erführe, daß die Depositen in meiner Kasse nicht sicher aufbewahrt sind. Sie, mein Herr, werden sofort eine Revision der Kasse vornehmen und die Höhe des Verlustes feststellen, die entwendeten Depositen müssen heute noch ersetzt werden, ich erwarte nun das Resultat der Revision.«

»Der Dieb soll also nicht verfolgt werden?« fragte der Kassirer, der rasch einen bedeutsamen Blick mit dem Buchhalter gewechselt hatte.

»Wissen Sie, wer der Dieb ist?« antwortete der Bankier scharf.

»Nein, aber ich hoffe, die Polizei wird ihn entdecken, wenn wir ihr eine Liste der entwendeten Papiere übergeben –«

»Nicht doch!« fiel Theodor Bauerband ihm rasch in's Wort. »Ich behalte mir die Entscheidung darüber vor und erwarte, daß bis dahin der Vorfall geheim bleibt. Und nun schreiten Sie zur Revision der Kasse, ich erwarte das Resultat mit Ungeduld.«

Der Kassirer entfernte sich, die unstäten Augen des Bankiers hefteten sich auf den Buchhalter, der mit bekümmerter Miene das graue Haupt schüttelte und nun den Wechsel, den er in der Hand hielt, auf den Schreibtisch legte.

»Was soll das?« fragte der Chef. »Ein Wechsel auf unsere Geschäftsfreunde in Paris an die Ordre des Herrn von Wollheim? Betrag Zehntausend Thaler?«

»Und unterschrieben in Procura von Ihrem Herrn Sohne,« fügte der Buchhalter mit zitternder Stimme hinzu. »In unseren Büchern findet sich keine Notiz über diesen Wechsel.«

Das Dokument zitterte in den Händen des Bankiers, als er es umdrehte, um die Rückseite zu betrachten.

»Herr von Wollheim hat ihn girirt an Aaron Meier,« sagte er mit wachsender Erregung.

»Und Aaron Meier ist im Bureau, um sich zu erkundigen, ob das Papier gut ist.«

Theodor Bauerband sprang von seinem Sitz empor, die Ehre des Bankiers drängte in diesem Augenblick alle anderen Empfindungen in den Hintergrund zurück.

»Wie kann Aaron Meier zweifeln an der Reellität eines Wechsels, der von unserm Hause gezogen ist?« rief er entrüstet. »Avisiren Sie das Pariser Haus, und tragen Sie den Betrag von zehntausend Thalern in das Haben desselben ein. Gehen Sie, geben Sie dem Juden den Wechsel zurück und sagen Sie ihm, er habe durch seine Anfrage

die Möglichkeit, je einmal mit uns in geschäftliche Verbindung treten zu können, verscherzt. Wenn Sie ihn abgefertigt haben, kehren Sie zurück, ich habe Manches mit Ihnen zu besprechen.«

Der alte Herr legte die Hände auf den Rücken und wanderte rastlos auf und nieder, nur dann und wann inne haltend, um nach Athem zu ringen.

Sein eigenes Kind hatte ihn bestohlen und betrogen, das war ein Schlag, der ihm den Glauben an die Menschheit raubte.

Er hatte seine Fassung noch nicht wieder gefunden, als der Buchhalter zurückkehrte, er versuchte vergeblich, sich gewaltsam zu bezwingen.

Durch eine Handbewegung forderte er den alten Mann auf, Platz zu nehmen, dann setzte er sich ihm gegenüber.

»Sie haben oft mit dem Schicksal gehadert, daß es Ihnen das Glück am eigenen häuslichen Heerde vorenthalten hat,« sagte er mit bebender Stimme, »wahrlich Sie hatten keine Ursache dazu. Fragen Sie mich, was ich an meinem häuslichen Heerde gefunden habe, so kann ich Ihnen nur erwidern, es sei wenig Freude, aber desto mehr Verdruß, Kummer und Sorge gewesen. Vielleicht trifft das Alles mich nicht unverschuldet, ja, vielleicht harren meiner noch andere schwerere Schicksalsschläge, von denen ich gegenwärtig noch keine Ahnung habe. Mit Ihnen, dem treuen Freunde, darf ich darüber reden, vor Ihnen darf ich mein schwer beladenes Herz ausschütten, ich weiß ja, daß ich mir dadurch in Ihren Augen nichts

vergebe, daß Sie mit mir fühlen und mir beistehen werden in jeder Trübsal und Gefahr.«

Er strich mit seiner hagern Hand über die hohe Stirne und seufzte tief auf, wie Einer, der eine Last trägt, die ihn zu erdrücken droht.

»Ich glaube, daß ich nicht nöthig habe, Ihnen zu sagen, wie die Dinge liegen,« fuhr er fort. »Mein Sohn hat im vergangenen Winter namhafte Summen vergeudet, die er hinter meinem Rücken aus der Geschäftskasse nahm, er hat sie verschwendet an ein Frauenzimmer, welches durch äußere Reize ihn zu bethören wußte und den Neuling am Gängelbande hielt, bis sie selbst seiner müde war. Ich verschmerzte das, als ich vernahm, daß er mit ihr gebrochen hatte, aber in derselben Stunde mußte ich erfahren, daß er sich heimlich mit einem Mädchen verlobt hatte, welches – jenun, gegen das Mädchen selbst habe ich nichts, aber sie ist die Tochter eines Mannes, der mit glühendem Haß mich verfolgt, eines Mannes, der noch vor wenigen Tagen, entehrender Verbrechen angeklagt, im Gefängniß saß.«

»Ihres Bruders!« warf der Buchhalter mit herzlicher Theilnahme ein, und aus seinen treuen Augen traf ein bekümmerter Blick das fahle Antlitz des schwer geprüften Vaters.

»Ja, meines Bruders Hugo,« sagte der Bankier, das Haupt trotzig zurückwerfend. »Niemals würde ich zu dieser Verbindung meine Zustimmung geben! Ich will, daß meine Firma mich überlebt, daß noch die späteren Generationen meiner, als des Gründers dieser Firma, mit Stolz

gedenken! Nach meinem Tode wird meine Hinterlassenschaft getheilt, Eleonore erhält die Hälfte mit der andern Hälfte muß Hermann das Geschäft fortsetzen. Seine Fonds sind geschwächt, mein Tod kann plötzlich, zu einer Zeit eintreten, in der die Interessen des Geschäfts eher eine Vermehrung, als eine Verminderung des Capitals erfordern. Ist es im Hinblick auf alle diese Möglichkeiten nicht durchaus nothwendig, daß Hermann bei der Wahl seiner Gattin auf eine reiche Mitgift sieht?«

»Im Interesse des Geschäfts wäre das allerdings wünschenswerth.«

»Gewiß, und schon deshalb, von allen anderen Gründen abgesehen, kann ich in diese Verlobung nicht einwilligen. Um ihn ganz frei zu machen, habe ich ihn nach Paris geschickt, er ist gestern Abend mit dem Schnellzuge abgereist, und ich glaubte nun, mich beruhigen zu dürfen, zumal er mir auf Ehrenwort versprach, nun einen soliden Lebenswandel beginnen zu wollen.«

Der Buchhalter schüttelte zweifelnd das Haupt, als wolle er andeuten, er glaube nicht an die Aufrichtigkeit dieses Versprechens, und Theodor Bauerband verstand ihn, der schmerzliche Zug, der seine Lippen umzuckte, bewies es.

»Ich glaubte dies,« fuhr er fort, »und schon heute muß ich entdecken, daß er als Dieb von mir geschieden ist.«

»Verzeihen Sie, so lange Sie nicht die Gewißheit haben, daß diese schwere Anklage begründet ist –«

»Ich habe sie!« unterbrach der Bankier ihn wild. »Ich kann nicht mehr zweifeln, so gerne ich es auch möchte!

Ich besitze die Schlüssel zu meinen Kassenschränken in zwei Exemplaren, eins hat unser Kassirer, das andere bewahre ich in einem verborgenen Gefach meines Schreibtisches. Außer meinem Sohne kennt dieses Gefach Niemand, außer ihm weiß Niemand, wie es geöffnet werden kann, und wo ich jene Schlüssel aufbewahre. Ich erinnere mich deutlich die Schlüssel gestern Morgen noch gesehen zu haben, jetzt sind sie verschwunden, ich erinnere mich ferner, daß Hermann gestern Abend nach Geschäftsschluß noch einmal hinunter in's Cabinet ging, unter dem Vorwande, er müsse die Papiere in seinem Pult noch ordnen. Er blieb lange unten, so lange, daß er Zeit genug hatte, die Kasse zu öffnen und die Papiere sich anzueignen. Nun kommt der Wechsel auf Paris hinzu, er hat mit ihm eine Schuld gedeckt, und ich vermuthe, daß es eine Spielschuld ist.«

»Knüpfen sich nicht noch andere Vermuthungen an diesen Wechsel?« fragte der alte Mann leise. »Liegt nicht die Möglichkeit, ja die Wahrscheinlichkeit nahe, daß Herr von Wollheim Ihren Sohn genöthigt hat, ihm diesen Wechsel zu geben, nachdem er einsah, daß er auf baares Geld nicht rechnen durfte? Muß man nicht die Frage aufwerfen, wie es gekommen ist, daß Herr von Wollheim eine so hohe Summe an Ihrem Sohne zu fordern hatte?«

»Eine Spielschuld –«

»Ah, dann ist Herr von Wollheim ein Hazardspieler, und wir hätten besser gethan, ihm keinen Credit einzuräumen.«

Der Bankier fühlte den Vorwurf, der in dieser Bemerkung lag, eine brennende Röthe übergoß sein vorhin noch so fahles Gesicht.

»Herr von Wollheim ist kein Schwindler,« sagte er entrüstet. »Wenn mir auch die Art und Weise, in der er die Verbindung mit uns abgebrochen hat, nicht gefällt, so glaube ich doch, ihn gegen diesen Argwohn in Schutz nehmen zu müssen.«

»Gebe der Himmel, daß diese Zuversicht Sie nicht trügt!«

Theodor Bauerband blickte betroffen auf, in dem Tone, den der alte Mann jetzt anschlug, lag etwas, was ihm trotz seiner Zuversicht Angst und Besorgniß einflößte.

»Ah bah,« sagte er, als ob er das Bedürfniß fühle, sich selbst zu beruhigen, »die Wechsel Wollheim's sind gut, nicht einer von allen ist mit Protest zurückgekommen. Und es sind, seitdem wir die Verbindung mit ihm anknüpften, bedeutende Summen durch unsere Hände gelaufen.«

»Sehr wohl, aber die Höhe dieser Summen hat sich von Monat zu Monat gesteigert, und wir haben nie eine andere Deckung, als Wechsel auf London, Paris und Wien erhalten.«

»Die stets prompt honorirt wurden!«

»Vielleicht mit dem Gelde, welches er den Bezogenen von hier aus einsandte.«

»Mein lieber, guter Freund, Sie sehen da zu schwarz! Lassen Sie diesen Verdacht fallen.«

»Ich kann es nicht, ich habe die Bücher zu Rathe gezogen und gefunden, daß wir stets vor dem Verfall der alten Wechsel neue erhielten, daß Herr von Wollheim sofort bei Uebergabe der Wechsel die Beträge derselben erhob, und die Höhe der Summe von Monat zu Monat stieg. Augenblicklich sind Wechsel von ihm im Betrage von sechszigtausend Thalern im Umlauf, und ich fürchte sehr, daß später sich eine noch höhere Summe herausstellen wird.«

Von wachsender Unruhe getrieben, schritt der Bankier wieder auf und nieder, er konnte und wollte nicht glauben, daß die Befürchtungen seines Buchhalters begründet seien, aber es war ihm auch nicht möglich, den eigenen Befürchtungen zu gebieten.

Die Ahnung, daß dieser Rittergutsbesitzer ein Betrüger und Abenteurer sei, drängte sich ihm mit unwiderstehlicher Gewalt auf, es nutzte ihm nichts, daß er versuchte, sie zurückzudrängen, sie kehrte immer wieder zurück und gewann immer festeren Boden.

»Wir haben Sicherheit in unseren Hypotheken,« sagte er mit gepreßter Stimme, und als der Buchhalter auch jetzt wieder zweifelnd das graue Haupt schüttelte, konnte Theodor Bauerband seiner Angst nicht mehr gebieten.

»Sie wissen mehr!« rief er, zitternd vor Erregung. »Lampe, Sie verheimlichen mir etwas! So reden Sie doch; wenn wir vor einem Sturm stehen, so müssen wir suchen, uns gegen ihn zu verbarrikadiren.«

»Aaron Meier sagte mir, weshalb er Zweifel hegte,« erwiderte der alte Mann, noch immer zurückhaltend.

»Ah – er hatte besondere Gründe?«

»Ja.«

»Werde ich dieselben nicht erfahren?« fragte der Bankier ungeduldig.

Der Buchhalter sah seinen Chef an, als ob er ihn um Verzeihung bitten wolle für die Hiobspost, deren Ueberbringer er war.

»Aaron Meier besitzt außer dem Wechsel, den er uns vorzeigte, noch zwei andere im Betrage von zwanzigtausend Thalern auf Paris und London. Herr von Wollheim hat diese Wechsel an unsere Ordre ausgestellt, Ihr Herr Sohn hat sie in Procura girirt und bei Aaron Meier discontirt.«

Theodor Bauerband war vor dem alten Manne stehen geblieben, jedes Wort, welches der Buchhalter sprach, schien sein Herz zu treffen, wie ein Dolchstich.

Er griff mit den Händen in sein Haar und wühlte darin herum wie ein Irrsinniger, während seine unstäten Augen rastlos von einem Gegenstande zum andern schweiften.

»Zwanzigtausend Thaler sagte er mit heiserer Stimme. »Wenn Wollheim ein Schwindler ist, dann sind wir ruinirt! Lampe, alter Freund, denken Sie für mich, strengen Sie Ihren Kopf an, retten Sie mich vor der Schande und der Verzweiflung.«

Stöhnend sank der Bankier in einen Sessel, die Möglichkeit des Bankerotts tauchte als drohendes Gespenst vor ihm auf, kein anderes hätte erscheinen können, was ihm so fürchterlich gewesen wäre.

»O, dieser Wollheim!« ächzte er. Verflucht sei die Stunde, in der er meine Schwelle überschritt! Er hat mich ruinirt und meinen Sohn verführt, er – – Lampe, Sie müssen hin, eilen Sie zu ihm, fordern Sie Rechenschaft, Aufklärung, drohen Sie mit dem Gericht – – nein, bleiben Sie, wir haben ja noch keinen triftigen Grund, ihm zu drohen, und wer weiß, die Wechsel werden vielleicht honorirt, dann hätten wir uns blamirt.«

Der Buchhalter war bei dem Paroxysmus seines Chefs aufgestanden und ihm näher getreten, er stand neben dem Sessel und sah mit innigem Mitleid auf den gebrochenen alten Mann hinunter, der trotz seines Reichthums und seiner angesehenen Stellung sich nicht glücklich preisen durfte.

»Wenn wir auf telegraphischem Wege in Paris und London Erkundigungen einzögen?« sagte er fragend.

»Ja, thun Sie das!« rief Bauerband, der nach jedem Strohhalme griff. »Thun Sie's sofort, wir werden dann Gewißheit erhalten. Ah – Wollheim wollte ja heute Morgen abreisen, er wird schon fort sein, dann ist Alles verloren.«

»Wir erkennen die Wechsel nicht an –«

»Wie? Was war das?« fuhr der Bankier auf, und ein zornflammender Blick traf den Rathgeber. »Hat mein Sohn nicht die Procura? Soll ich ihn bloßstellen, ihn als einen Fälscher und Verschwender bezeichnen? Lampe, das war kein guter Rath, kein Rath, der auf die Ehre unseres Hauses Bedacht nimmt! Würde nicht unser Credit erschüttert werden? Bin ich nicht gesetzlich verpflichtet,

die Unterschriften meines Sohnes, dem ich selbst die Procura anvertraut habe, anzuerkennen? Nein, wenn diese Unterschrift echt ist, dann müssen wir die Wechsel honoriren, selbst in dem Falle, daß – – sehen Sie zu, wer draußen ist, ich bin nicht in der Verfassung, Besuch zu empfangen.«

Zum zweiten Male wurde angepocht, der Buchhalter öffnete die Thüre, und Theodor Bauerband erkannte an der Stimme desjenigen, der draußen stand, augenblicklich den Referendar Beier.

Er erinnerte sich des Dienstes, den dieser junge Mann ihm geleistet hatte, und des Mißtrauens, welches der Referendar bei dieser Gelegenheit äußerte, aber dies Alles würde ihn nicht bewogen haben, den Besuch zu empfangen, wenn der junge Herr nicht vernehmlich gesagt hätte, er müsse mit dem Chef der Firma reden, dem er wichtige Mittheilungen über den Rittergutsbesitzer von Wollheim zu machen habe.

»Treten Sie ein, Herr Referendar!« rief der Bankier hastig. »Für Sie bin ich natürlich zu Hause. Bitte, nehmen Sie Platz. Womit kann ich aufwarten? Herr Lampe, einen Sessel für den Herrn Referendar, wenn ich bitten darf.«

In jedem Wort, jedem Blick, jeder Bewegung Bauerband's documentirte sich die gewaltige Erregung, die in seinem Innern tobte, der Referendar verstand die Bedeutung des bittenden Blicks, den der Buchhalter ihm zuwarf, aber er schüttelte als Erwiderung darauf den Kopf, als ob er sagen wolle, er bedauere recht sehr, daß er den

alten Mann nicht schonen könne, er müsse ihm reinen Wein einschenken.

»Welche Nachrichten bringen Sie mir?« fragte Theodor Bauerband mit Fieberhast, nachdem der junge Mann sich niedergelassen hatte.

»Schlechte, sehr schlechte –«

»Wollheim ist ein Lump?«

»Mehr als das, er ist ein Verbrecher.«

»Lampe, dann –«

»Noch ist nichts verloren, Herr Bauerband,« schnitt der Buchhalter seinem Herrn das Wort ab, offenbar nur in der Absicht, einem Geständniß vorzubeugen, welches der stolze Bankier im Augenblick darauf schon bitter bereut haben würde. »Hoffentlich kann der Herr Referendar Beweise anführen.«

»Allerdings,« sagte Wilhelm, der die Blicke Beider mit fieberhafter Spannung auf sich gerichtet sah. »Dieser angebliche Rittergutsbesitzer Ernst von Wollheim ist laut den Acten, die uns gestern Abend eingeschickt wurden, ein ehemaliger Lehrer, Offizier oder Agent Ernst Weller, der seit früher Jugend das Leben eines Abenteurers geführt und die mannigfaltigsten Wandlungen durchgemacht hat. Dieser Mensch ist mehrmals bestraft worden, aber nie hat ihn eine schwere Strafe getroffen, weil er mit vielem Geschick und großer Schlauheit –«

»Herr des Himmels, das ist eine Blamage, die mir zeitlebens ankleben wird!« rief der Bankier, von seinem Sitz aufspringend. »Und das hat die Polizei erst jetzt erfahren, nachdem dieser erbärmliche Schwindler wenigstens

sechs oder acht Monate lang hier wohnt? Ein solcher Mensch muß unablässig von der hohen Obrigkeit überwacht und beobachtet werden, und dieser Bursche hat hier ein Leben in Saus und Braus geführt, die Rolle eines vornehmen Herrn gespielt und die Leute betrogen!«

Der Referendar zuckte die Achseln, aber er warf doch einen ernsten, warnenden Blick auf den erregten Mann, der ihn darauf aufmerksam machen sollte, daß er nicht berechtigt sei, der Obrigkeit einen Vorwurf zu machen.

Er erwiderte ihm, man habe im Anfange keine Gründe gehabt, in irgend einer Beziehung Verdacht gegen den Edelmann zu hegen, der Argwohn sei erst später aufgetaucht, theils in Folge der bedeutenden Güter-Ankäufe Wollheim's, und zum andern Theil durch die Entdeckung, daß der Rittergutsbesitzer mit dem ziemlich verdächtigen Fräulein Wilde in enger Verbindung gestanden habe. Man habe daraufhin die Fühlhörner nach allen Richtungen ausgeschickt und sei erst gestern Abend in den Besitz der unumgänglich nöthigen Beweise gekommen. Aus diesen Beweisstücken nun habe man die ganze Vergangenheit der beiden Personen ersehen und sofort Haftbefehle gegen sie ausgefertigt. Fräulein Fanny Wilde, alias Katharina Weller, die Schwester des Abenteurers, sei bereits verhaftet, der Schwindler hingegen entkommen und spurlos verschwunden.

Der Bankier rang die Hände und zerraufte sein Haar, er hatte die Fassung so vollständig verloren, daß der Buchhalter, der ihn nie in einer so verzweifelten Stimmung gesehen hatte, schon einen Irrsinnigen in ihm erblicken

wollte. Und in dieser Verzweiflung entfuhren ihm, ohne daß er es wußte, Aeußerungen, die den jungen Mann so gründlich in die Sachlage einweihten, daß es keiner weiteren Enthüllungen bedurfte.

Lampe mußte die Bücher holen, Bauerband zog sein Geheimbuch zu Rathe und rechnete, und das Facit seiner Rechnung war so niederdrückend, daß er das sorgenschwere Haupt auf die Hände stützte und so lange, in Brüten versunken, den glühenden Blick starr auf die Zahlenreihe geheftet, schweigend vor seinen Büchern sitzen blieb.

»Sechzigtausend Thaler in Wechsel,« sagte er dumpf, mit einem irren Blick auf den alten Buchhalter, der mit bekümmerter Miene nickte, »Aaron Meier dreißigtausend, macht neunzigtausend. Wir haben außerdem gekauft Immobilien für dreimalhunderttausend Thaler und darauf achtzigtausend Thaler abgetragen, werden diese Ländereien subhastirt, so verlieren wir das ganze Capital. Sodann müssen wir noch Kaufschillinge zahlen im Betrage von neunzigtausend Thalern für andere Ländereien, die noch nicht definitiv in unsern Besitz übergegangen sind.«

»Mein Gott, das sind ja enorme Summen!« rief der Referendar bestürzt.

Theodor Bauerband erhob hastig das Haupt, es schien ihn sehr zu überraschen, daß der junge Mann noch anwesend war.

»Ah – Sie wissen es nun auch,« sagte er, »hm, Sie sind ein Mann von Ehre und werden schweigen.«

»Nicht allein das, ich werde Ihnen beistehen mit Rath und That, wie und wo ich es nur vermag,« erwiderte Wilhelm mit Wärme.

Der Bankier schien diese Worte nicht vernommen zu haben, sein Blick schweifte forschend über die Zahlenreihe.

»Und wer weiß, welche Verpflichtungen Hermann außerdem übernommen hat!« sagte er heiser. »In den Händen dieses Schwindlers war er weiches Wachs, er ist verführt worden.«

»Doch wohl nicht so ganz,« antwortete Wilhelm. »Selbst auf die Gefahr hin, Ihre Sorgen und Ihren Kummer zu vermehren, kann ich Ihnen nicht verschweigen, daß der junge Herr in dem vergangenen Winter eine sehr ausschweifende Lebensweise geführt hat. – Bitte, lassen Sie mich ausreden,« wandte er sich zu dem Buchhalter, der ihn unterbrechen wollte, »es ist durchaus nöthig, daß Herr Bauerband die Situation klar überschaut. Seit mehreren Tagen ist die schöne Tochter des Malers verschwunden, man beschuldigt Hermann der Entführung dieses Mädchens –«

»Das ist eine Beschuldigung, die der Haß meines Bruders erfunden hat!« fuhr der Bankier entrüstet auf.

»Keineswegs, man hat Aufschlüsse erhalten, welche diese Beschuldigung unterstützen. Hermann hat eine Bundesgenossin gefunden in einem alten Weibe, welches das Vertrauen Röschen's besaß, dieses Weib wurde der Theilnahme überführt, aus Wuth darüber lockte sie den

Knaben, der sie verrieth, sammt dem Maler auf den Speicher unseres Hauses, dann zündete sie das Haus an. Das Weib ist verhaftet, der Knabe im Rauch erstickt, der Maler liegt im Hause seines Bruders zwischen Leben und Sterben.«

»Ah – so bin ich wenigstens für die nächste Zeit vor seinem Haß sicher,« sagte Bauerband, den diese Botschaft zu erleichtern schien. »Aber ich wiederhole Ihnen, die Anklage gegen meinen Sohn ist nichts weiter als eine elende Verleumdung!«

»Nun, das wird sich ja herausstellen,« antwortete der Referendar, »Ihr Neffe Konrad ist mit Ihrem Herrn Sohn zugleich abgereist, er wird ihn hoffentlich nicht mehr aus den Augen verlieren, bis er das Prinzeßchen gefunden hat.«

Der ernste, eindringliche Ton, den der junge Mann anschlug, blieb nicht ohne Eindruck auf den Bankier, der sich jetzt wieder der Beraubung seiner Kasse erinnerte, an die er seit den Enthüllungen über Wollheim nicht mehr gedacht hatte.

»Sie werden schwerlich wissen, wohin Ihr Sohn gereist ist?« fragte Wilhelm nach einer Pause.

»Nach Paris!«

»Bewahre, er kann jetzt schon in Hamburg angekommen sein.«

»Herr Referendar, ich weiß zu genau, daß das Ziel seiner Reise Paris ist,« erwiderte Bauerband, dem es endlich gelungen war, eine mühsam errungene Fassung zu gewinnen.

»So sagte er Ihnen.«

»Er hat nur an Pariser Häuser Empfehlungsbriefe.«

»Mag sein, mein Vater aber hat auf dem Bahnhofe Erkundigungen eingezogen und erfahren, daß der junge Herr sein Gepäck nach Hamburg einschreiben ließ. Die Sache ist noch nicht ganz klar, wir müssen uns vorläufig auf Vermuthungen beschränken und uns mit der Hoffnung beruhigen, daß Konrad seinen Gegner in Hamburg scharf beobachten wird. Vielleicht erhalten wir morgen schon Briefe, die uns nähere Aufschlüsse geben. Sie könnten mich fragen, weshalb ich mich so sehr für diese Angelegenheit interessire, ich wüßte Ihnen darauf nur zu antworten, daß mein Vater –«

»Ich weiß das und kann es mir erklären,« unterbrach der Bankier ihn, der in Nachdenken vor sich hin starrte. »Wenn Sie Recht hätten! Herr Lampe, wollen Sie nicht die Güte haben, im Kassazimmer nachzusehen? Vielleicht hat der Kassirer die Revision beendet. Ich bitte Sie, ihm zu sagen, er möge sich beeilen, denn ich warte mit Ungeduld auf das Resultat.«

Der Buchhalter wiegte noch immer mit dem theilnehmenden, bekümmerten Ausdruck in den ehrlichen Zügen das weiße Haupt und ging hinaus, und kaum sah Theodor Bauerband sich mit dem jungen Manne allein, den er schon seit einer geraumen Weile forschend und unverwandt angeschaut hatte, als er mit leidenschaftlicher Heftigkeit die Hand desselben ergriff und mit gedämpfter Stimme sagte:

»Herr Referendar, Sie haben mir und meiner Tochter bereits einen Dienst erwiesen, der uns für die ganze Dauer unseres Lebens Ihnen verpflichtet, Sie sind bei seiner Gelegenheit in den Besitz eines Geheimnisses gekommen, dessen Veröffentlichung mich und meine Familie dem Hohn der öffentlichen Meinung preisgeben würde. Sie waren der Erste, der mich vor Wollheim warnte, und ich begreife nun, weshalb Sie die Gründe Ihrer Warnung mir nicht nennen durften, Sie haben meinen Sohn durchschaut, ehe ich einen Blick hinter seine Maske werfen konnte, und Sie sehen nun einen Mann vor sich, der binnen wenigen Tagen nur noch ein Schatten von dem sein wird, was er gegenwärtig ist. Nein, nein, unterbrechen Sie mich nicht, Sie würden vergeblich nach Worten suchen, die mich trösten und beruhigen könnten, ich sehe die schwarzen Wolken am Horizont emporsteigen, ich weiß, daß aus ihrem Schooße mich der Blitz vernichtend treffen und zerschmettern wird. Ich will denken, die Vorsehung habe Sie mir geschickt, damit ich in diesen schweren Tagen wenigstens einen thatkräftigen Freund zur Seite habe, ich will Ihrer Ehre vertrauen und meine Ehre ganz in Ihre Hände legen. Ich bin ruinirt, die Wechsel Wollheim's werden mit Protest zurückkommen, man wird mich drängen, die Kaufschillinge zu zahlen, und wie es in solchen Fällen immer geht, mich bestürmen mit Mahnungen, Drohungen und gerichtlichen Klagen. Ich werde mich genöthigt sehen, meine Zahlungen einzustellen, und von der Zahlungseinstellung bis zum Bankerott ist nur ein kleiner Schritt.«

»Das wolle der Himmel verhüten!«

»Ja, mein Freund, aber heutzutage geschehen keine Wunder mehr, und Sie werden begreifen, daß die sich überstürzenden Ereignisse der jüngsten Zeit mich schwach und muthlos gemacht haben. Mein Buchhalter ist ein alter Mann, er wird den Kopf verlieren, wenn er vor der Katastrophe steht, und auf meine übrigen Leute kann ich mich nicht verlassen. Ich muß Ihnen ein schmerzliches Geständniß machen, ich hoffe, Sie werden es aufnehmen mit der Pietät, welche die Jugend dem Alter schuldet, ich hoffe ferner, Sie werden Ihr Wort einlösen und, wie Sie es versprochen haben, mir mit Rath und That beistehen.«

»Darauf dürfen Sie sich fest verlassen!«

»Ich danke Ihnen für dieses Zugeständniß. Mein Sohn hat vor seiner Abreise Werthpapiere mitgenommen, die nicht mein Eigenthum sind, er hat außerdem zu Gunsten Wollheim's Wechsel, die auf bedeutende Summen lauten, ausgestellt und girirt, und die Ehre meines Hauses fordert, daß ich seine Unterschrift anerkenne. Wollheim ist, wie Sie sagen, spurlos verschwunden, gelingt es der Polizei, ihn zu verhaften, so findet möglicherweise noch eine bedeutende Summe sich in seinem Besitz, die ich natürlich als mein Eigenthum reclamiren würde, aber es wäre Thorheit, wollte ich auf diesen Glücksfall meine Hoffnung bauen, Wollheim hat jedenfalls Maßregeln getroffen, die alle Nachforschungen der Polizei wenigstens für die erste Zeit zu nichte machen. Glauben Sie das nicht auch?«

»Leider muß ich es glauben,« sagte der Referendar, den die Mittheilungen, welche der Bankier in fliegender Hast ihm machte, bestürzten und verwirrten, »die Erfahrung lehrt, daß diese Befürchtung nur zu sehr begründet ist.«

»Gewiß, also ist diese Hoffnung eine Thorheit,« fuhr der alte Herr seufzend fort, »aber es wäre nicht unmöglich, Hermann einzuholen, ihm die Werthpapiere abzujagen und von ihm Aufschlüsse über alle Verbindlichkeiten zu verlangen, die er Wollheim gegenüber eingegangen ist. Dadurch würde wenigstens etwas gerettet, und ich erhielte einen klaren, bestimmten Einblick in meine finanzielle Lage. Wen aber soll ich ihm nachschicken? Gehe ich selbst, so wird man hier sagen, ich habe mich den Verpflichtungen gegen meine Gläubiger durch die Flucht entzogen. Meinen Buchhalter kann ich nicht schicken, ich bedarf seiner Dienste hier zu sehr, und überdies ist er ein alter Mann, der keine Thatkraft mehr besitzt. Außer ihm und mir kennen Sie allein das Geheimniß, es widerstrebt mir, andere Personen darin einzuweihen, und zu einer gerichtlichen Verfolgung meines Sohnes kann ich mich unter keinen Umständen entschließen. Wie sehr er auch an mir gesündigt haben mag, könnte ich es doch nicht über mich gewinnen, ihn dem Gericht zur Bestrafung zu überliefern. Mag er sich mit seinem Gewissen abfinden, so gut er kann; ich will die Hoffnung nicht verlieren, daß es auch für ihn auf der Bahn, die er eingeschlagen hat, eine Umkehr geben wird.«

Er schwieg und holte tief Athem, dann trocknete er mit dem Batisttuche die Stirne, von der die hellen Schweißtropfen niederrannen.

Wilhelm wußte, welche Antwort der alte Herr erwartete, er dachte an Eleonore, er blickte im Geiste in ihre schönen Augen, die ihn so ganz bezaubert hatten, und sein Entschluß war unter dem Einfluß dieses Zaubers rasch gefaßt.

»Ich habe Ihnen meine Hülfe zugesagt,« versetzte er, »dem Mann von Ehre ist das verpfändete Wort heilig.«

Der Bankier nickte befriedigt.

»Sie wären also bereit, die Mission zu übernehmen?« fragte er.

»Ohne Bedenken und Zögern.«

»Ich danke Ihnen von ganzem Herzen. Aber werden Sie so rasch Urlaub erhalten?«

»Der Herr Gerichtsrath wird ihn mir um so weniger verweigern, weil ich ja ohnedies in den ersten Tagen ausscheide. Man hat mir nach glücklich bestandenem Examen eine Advocatur zugesichert, und da ich selbst Vermögen besitze, so darf ich mit ruhigem Vertrauen in die Zukunft blicken.«

Der junge Herr dachte, als er dies sagte, wieder an Eleonore, aber Theodor Bauerband hatte von diesen Gedanken keine Ahnung.

»So könnten Sie also heute Abend abreisen?« fragte er.

»Ich bin bereit!«

»Wenn ich nur wüßte, wie ich Ihnen dafür danken könnte!«

»Halten Sie mich für so eigennützig, daß Sie glauben, ich rechne auf Dank?« fragte der Referendar vorwurfsvoll.

»Nein, mein lieber, junger Freund,« erwiderte der Bankier rasch, indem er seine Hand auf den Arm Wilhelm's legte und ihm voll in's Auge schaute. »Aber wenn es mir nicht vergönnt ist, Ihnen meinen Dank zu beweisen, so wird vielleicht Eleonore diese heilige Pflicht erfüllen.«

Dem jungen Manne schoß das Blut in die Wangen, verwirrt schlug er die Augen nieder, darauf, daß der Bankier in seiner Seele lesen könne, hatte er sich nicht vorbereitet.

Vielleicht lag es nicht einmal in der Absicht Bauerband's, durch diese Bemerkung dem Referendar Hoffnungen einzuflößen, vielleicht ahnte er auch jetzt noch nicht, welche kühne Hoffnung den jungen Mann beseelte, so oft er den Blick in die Ferne richtete, um dort das strahlende Ziel zu suchen, nach welchem er strebte.

Er verfolgte dieses Thema nicht weiter, die Verlegenheit Wilhelm's schien ihm vollständig zu entgehen.

»Ich werde Sie mit der nöthigen Vollmacht ausrüsten,« fuhr er fort, »ich werde Ihnen ferner ein Verzeichniß der vermißten Werthpapiere geben. Sobald Sie meinen Sohn gefunden haben, lassen Sie nicht von ihm ab, bis er Ihre Forderung erfüllt hat. Drohen Sie ihm mit Verhaftung, lassen Sie kein Mittel unversucht, durch welches Sie Ihren Zweck erreichen können; sagen Sie ihm, ich fluche

ihm nicht, so großes Herzeleid er mir auch angethan habe, aber ich nähme die Hoffnung mit in's Grab, daß er seine Vergehen bereuen und sich bessern werde.«

»Und wenn er trotz alledem meinem Verlangen nicht nachgiebt?« fragte Wilhelm.

»Dann lassen Sie ihn, dann ist er verloren, und die härteste Strafe würde ihn nicht mehr bessern. Nein, ich will nicht, daß er von Gensd'armen gleich einem Verbrecher, der er allerdings ist, zurückgebracht wird, das würde die Schande nur vermehren, die ohnehin meinen Namen beflecken wird. Verrathen Sie Niemandem den Zweck Ihrer Reise, auch Ihrem Vater nicht, ich möchte nicht gerne, daß mein Bruder Mathias die Schande meines Kindes erführe.«

Er bedeckte das Antlitz mit den Händen und stöhnte laut; erschüttert, wagte Wilhelm nicht, das Schweigen zu unterbrechen, er fühlte, daß es für diesen gewaltigen Schmerz keinen Trost gab. Und dennoch glaubte er einen schwachen Trost gefunden zu haben.

»Meister Mathias Bauerband ist nicht minder hart geschlagen, wie Sie,« sagte er nach einer geraumen Weile leise, »sein Sohn Rudolf hat sich in der vergangenen Nacht der Verhaftung durch Selbstmord entzogen.«

Der alte Mann blickte auf, der Schmerz, der in seinem Innern wüthete, verzerrte seine Züge.

»Er wurde von der Schwester Wollheim's des Mordes beschuldigt,« fuhr der Referendar fort, »des Mordes, dessen Ihr Bruder Hugo angeklagt war.«

»Er ist todt,« sagte der Bankier, das Haupt wiegend; »den Todten kann man vergeben, man vergißt die Vergehen dessen, der unter dem Rasen ruht. Gehen Sie, mein Freund, ich werde Ihnen die Schriftstücke, deren Sie zur Reise bedürfen, im Laufe des Tages schicken; reisen Sie mit Gott, mein Segen begleitet Sie. Sobald Sie meinen Sohn angetroffen haben, telegraphiren Sie mir, es wird mich beruhigen, wenn ich die Gewißheit erhalte, daß Ihre Reise nicht ganz vergeblich war. Er muß ja meine Forderung erfüllen, es muß ihm doch etwas an der Verzeihung seines Vaters liegen.«

Wilhelm hatte sich erhoben, der alte Herr reichte ihm die Hand und blickte ihn flehend an, wie ein hülfloses Kind, welches um Schutz bitten.

»Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften steht,« erwiderte der Referendar, »verlassen Sie sich fest darauf. Aber Sie stehen hier so allein, Sie werden erliegen unter der Last der Sorgen und des Kummers, wenn Sie nicht ein Menschenherz finden, welches Ihnen diese Last tragen hilft. Lassen Sie Ihre Fräulein Tochter zurückkommen, Herr Bauerband, Sie werden an ihr eine starke Stütze finden.«

»Glauben Sie das wirklich?« fragte der Bankier zweifelnd. »Sie ist erzogen im Ueberfluß –«

»Zweifeln Sie nicht daran, Eleonore hat ein edles, muthiges Herz, Sie wird Ihnen helfen, diese Last zu tragen. Gewiß, sie wird es thun, schreiben Sie ihr, die Liebe und Theilnahme dieses Kindes werden Sie ermuthigen!«

Er drückte dem alten Herrn noch einmal die Hand, dann ging er langsam hinaus, mit dem festen Entschluß, sich des Vertrauens würdig zu zeigen, welches der Bankier in ihn setzte, und nicht zu ruhen, keine Mühe und kein Opfer zu scheuen, bis er Hermann gefunden und den Raub ihm entrissen hatte.

Auf diesem Wege hoffte er das Ziel seiner Wünsche und Träume zu erreichen, das schöne, beglückende Ziel, welches in den jüngsten Tagen so rasch und plötzlich ihm nahe gerückt war.

Welche Wendung auch die gegenwärtigen Verhältnisse nehmen mochten, Theodor Bauerband konnte dem Manne, der so viel für ihn gethan, ihm eine so uneigennützige, opferwillige Freundschaft bewiesen hatte, die Hand seiner Tochter nicht mehr verweigern, wenn er sich nicht des schnödesten Undanks schuldig machen wollte. Und Eleonore?

Der junge Mann schaute in die unergründlichen Tiefen ihrer großen, schönen Augen und versank in süße Träume, die auch den letzten Zweifel, ob er je das ersehnte Ziel erreichen werde, beseitigten.

Sechstes Kapitel.

Als der Schnellzug, der Hermann nach Hamburg brachte, das Ziel seiner Fahrt erreichte, wählte Konrad auf dem Perron einen Stand, von dem aus er die Reisenden beobachten konnte.

Er sah seinen Vetter aussteigen und in das Gepäckzimmer treten, jetzt galt es, ihm auf den Fersen zu bleiben und ihn nicht aus den Augen zu verlieren.

In seiner offenen, ehrlichen Denkweise bedachte er nicht, wie scharf das böse Gewissen beobachtet, und zu welchen verzweifelnden Mitteln es greift, um der drohenden Gefahr zu entgehen.

Er bemerkte wohl, daß der Blick Hermann's, als er über die Anwesenden schweifte, auch ihn flüchtig streifte, aber er hegte die feste Ueberzeugung, daß sein Vetter ihn nicht erkannt habe, hatte doch in dem fahlen Gesicht des jungen Mannes kein Zug Ueberraschung oder gar Bestürzung verrathen.

Daß Hermann sich so sehr beherrschen und seine Bestürzung hinter der Maske eines kalten Gleichmuths verbergen könne glaubte er nicht, die Maske täuschte ihn vollständig.

Er trat hinter die Thüre des Gepäck-Bureaus, hier entzog ihn das Gedränge der Reisenden dem Blick seines Gegners. Aber dieses Gedränge hinderte mitunter auch ihn, Hermann zu beobachten, und als er nach einem solchen Augenblicke wieder hinsah, bemerkte er mit Schrecken, daß der junge Herr sich nicht mehr in dem Raume befand.

Bestürzt drängte er sich durch die Menge, er athmete wieder auf, als er die ihm wohlbekannten Reisekoffer unter dem andern Gepäck bemerkte.

Diese Entdeckung beruhigte ihn, er beschloß die Rückkehr Hermann's zu erwarten, die nach seiner Ansicht bald erfolgen mußte.

Aber während Konrad die Aus- und Eingehenden beobachtete und in jedem Augenblick seinen Gegner in der Menge zu entdecken glaubte, saß Hermann bereits in einem Omnibus und lächelte höhnisch bei dem Gedanken an den überlisteten Vetter.

Er hatte während der ganzen Reise sich auf eine solche Begegnung gefaßt gemacht, er war auf jeden Fall vorbereitet gewesen, selbst darauf, am Ziele seiner Fahrt auf Grund einer Depesche seines Vaters verhaftet zu werden, obgleich er an die Möglichkeit dieses Falles nicht glaubte.

Er hatte Konrad sofort auf dem Perron gesehen und rasch seinen Plan entworfen, jetzt konnte der kluge Vetter in der großen Stadt lange suchen, ehe seine Nachforschungen zu einem Resultat führten.

Er hatte die Vorsicht gebraucht, dem Prinzeßchen die Adresse eines Gasthofes zu geben, der selbst in Hamburg ziemlich unbekannt war, dort suchten die Verfolger ihn zuletzt, wenn sie vorher in allen anderen Gasthöfen Nachforschungen angestellt hatten.

Er hatte ferner seine Reise so eingerichtet, daß er sie schon nach wenigen Stunden mit Röschen fortsetzen konnte; das Schiff, welches sie nach New-York bringen sollte, lag zur Abfahrt bereit, in der kurzen Zwischenzeit konnte nur ein ganz unerwarteter und kaum glaublicher Zufall Konrad auf die richtige Spur führen.

Der Omnibus hielt, Hermann stieg aus, er war jetzt wieder der stolze, vornehme Herr, der mit einer an Verachtung grenzenden Geringschätzung auf alle Menschen hinunterblickte, die nicht so modisch und elegant gekleidet waren wie er.

Mit den Verhältnissen der Stadt einigermaßen vertraut, trat er nach kurzer Wanderung in das Bureau eines Commissionärs, dem er seinen Gepäckschein übergab mit dem Auftrage, die Koffer am Abend auf's Schiff zu befördern.

Er sagte dem Manne, er werde verfolgt eines Duells wegen, welches er seinem Gegner verweigert habe, deshalb wünsche er, daß das Gepäck in aller Stille fortgeschafft und von Seiten der Träger Verschwiegenheit beobachtet werde.

Da er eine gute Belohnung verhieß, erhielt er das Versprechen strengster Verschwiegenheit, und er wußte, daß er auf dieses Versprechen vertrauen durfte. Ueberdies ließ sich nicht erwarten, daß Konrad auf dem Bahnhofe bleiben würde, bis das Gepäck geholt wurde, vielmehr durfte man mit Sicherheit darauf rechnen, daß er seine Nachforschungen begann, sobald er die Ueberzeugung erlangte, daß er überlistet worden war.

Wieder umspielte das höhnische, tückische Lächeln die Lippen des jungen Herrn, als er das Haus des Commissionärs verließ, und mit diesem Lächeln trat er bald darauf in den Gasthof, in welchem Röschen ihn erwartete.

Mit einem Freudenschrei, der deutlich verrieth, mit welcher Angst und Ungeduld sie auf ihn gewartet hatte, eilte das Prinzeßchen in seine Arme, sie umschlang ihn stürmisch und machte ihm Vorwürfe, daß er nicht früher gekommen sei. Sie ließ ihn lange nicht zu Worte kommen, sie bestürmte ihn mit Vorwürfen und Fragen und ließ ihm nicht einmal Zeit, eine Frage zu beantworten, sie sagte ihm, wenn er heute nicht gekommen wäre, würde sie am nächsten Tage die Rückreise angetreten haben, es sei ihr unmöglich gewesen, länger ihrer Angst zu gebieten.

Hermann entwand sich ihren Armen legte seinen Ueberrock, Hut und Stock ab und zog die Glocke, um eine Flasche Wein und Essen zu bestellen.

Jetzt erst fragte Röschen nach dem Vater, mit Angst, Spannung und Besorgniß blickten die dunklen Augen ihn an.

Er legte den Zeigefinger auf die Lippen und warf einen bedeutsamen Blick auf die Thüre, hinter welcher der Schall eiliger Schritte laut wurde.

Im nächsten Augenblick trat der Kellner ein, Hermann nannte seine Wünsche und schloß darauf hinter ihm die Thüre zu.

»Er ist in Sicherheit,« sagte er mit gedämpfter Stimme, »er wird es sein, wenn wir vierundzwanzig Stunden älter sind. Ich fürchte, der Telegraph hat seinetwegen schon gespielt, ich sah auf dem Bahnhofe manches verdächtige Gesicht, aber –«

»Der Vater ist hier?« fragte Röschen freudig überrascht.

»Still, still! Wie leicht ist es möglich, daß im Zimmer nebenan ein Polizeiagent horcht, Du hast keine Ahnung davon, wie sehr man sich vor der Hamburger Polizei hüten muß. Die Sache war mit größeren Schwierigkeiten verknüpft, als ich glaubte, der Schließer wollte noch in der letzten Stunde zurücktreten, und nur mit großer Mühe und vielen schweren Opfern gelang es mir, alle Hindernisse zu beseitigen.«

Röschen schlang die Arme um den Nacken des Schurken und küßte ihn.

»Wie sehr danke ich Dir!« sagte sie, ihm innig in die tückischen Augen schauend. »Nun wird auch mein Vater Dein gutes, edles Herz erkannt haben –«

»Er ist noch immer der Alte!« fiel Hermann ihr in's Wort. »Noch immer so geradeaus und grob wie damals. Wir haben die Reise zusammen gemacht, er in der täuschend ähnlichen Maske eines englischen Lords, mit Shawls, Geldtaschen, Reisehandbüchern und allen anderen nöthigen Utensilien ausgestattet.«

»Das war die beste Rolle für ihn.«

»Gewiß, er spricht sehr gut englisch, er spielte die Rolle so vorzüglich, daß ich nicht ein einziges Mal Veranlassung fand, ihn zu warnen. Hier auf dem Bahnhofe mußten wir uns trennen, er ist sofort in den Hafen gegangen und erwartet uns nun auf dem Schiffe, welches morgen in der Frühe die Anker lichtet.«

Der junge Mann wurde durch die Rückkehr des Kellners genöthigt, abzubrechen, er forderte für die Nacht ein zweites Zimmer für sich und nannte einen falschen Namen, als der Kellner ihm das Fremdenbuch vorlegte.

»Schreiben Sie selbst den Namen ein,« sagte er gelassen, »Kuno Braun, Kaufmann aus Berlin, auf der Reise nach London. Ich werde morgen früh mit meiner Schwester abreisen.«

Der Kellner warf einen sehr bedeutungsvollen Blick auf das schöne Mädchen, ein pfiffiges Lächeln umzuckte seine Lippen, es schien ihm sehr zweifelhaft zu sein, daß diese Dame die Schwester des Kaufmanns war.

Dem Prinzeßchen, welches dieses Lächeln bemerkte, stieg das Blut in die Wangen, eine brennende Röthe übergoß ihr Antlitz.

»Er ist ein unverschämter Mensch,« sagte sie empört, als er sich entfernt hatte, »ich wäre um keinen Preis länger, als bis morgen allein hier geblieben.«

Hermann zuckte die Achseln und füllte die Gläser, vielleicht dachte er in diesem Augenblick an die Zeit, in der Röschen sich die Unverschämtheiten solcher Leute gefallen lassen mußte, wenn sie ihr Leben fristen wollte.

»Wir wollen ohne Verzug uns einschiffen,« fuhr das Mädchen ungeduldig fort, »es ist nicht nöthig, daß wir bis morgen im Gasthofe bleiben!«

»Bis zur Stunde der Abfahrt,« erwiderte der junge Mann in einem so festen und bestimmten Tone, daß Röschen ihn betroffen anschauen mußte. »Für die Sicherheit Deines Vaters ist dies durchaus nothwendig. Du wirst

ihn nicht eher wiedersehen, bis das Schiff auf offener See ist, Du mußt Dich so lange gedulden.«

»Aber wenn er doch schon auf dem Schiffe ist!«

»Davon weiß Niemand etwas, außer dem Capitän und einem oder zwei Matrosen. Vor der Abfahrt werden die Pässe der Reisenden revidirt, die Polizei könnte Verdacht schöpfen und sich mit Deinem Vater beschäftigen, dann wäre Alles verloren!«

»Weiß denn der Capitän –«

»Ja, mein Herz, er ist eingeweiht, er hält den Flüchtling versteckt, wir müssen auch auf ihn Rücksicht nehmen!«

Der Ausdruck schmerzlicher Enttäuschung breitete sich über das schöne Gesicht des Mädchens.

»Dann muß ich freilich mich gedulden,« sagte sie betrübt.

»Gewiß, mein Herz, und ich hoffe, die Zeit wird Dir in meiner Gesellschaft nicht lang werden. Ich bin müde, mein liebes Kind, wenn Du erlaubst lege ich mich ein Stündchen auf den Divan.«

Röschen holte rasch einige Kissen von ihrem Bette und bereitete ihm ein Lager, dann setzte sie sich an's Fenster, zog die Vorhänge zu und überließ sich ihren Gedanken und Empfindungen, während der junge Herr in einem kurzen, unruhigen Schlummer neue Kräfte zu sammeln suchte. –

Konrad erkannte bald, daß er das Opfer seiner eigenen Unvorsichtigkeit geworden war.

Die Reisenden verließen vor und nach mit ihrem Gepäck den Bahnhof und stoben nach verschiedenen Richtungen auseinander, das Gepäck Hermann's blieb allein in dem Raume liegen.

Die Beamten konnten über den Eigenthümer desselben keinen Aufschluß geben weil sie ihn nicht kannten, der Gepäckschein war nicht abgeliefert worden, Niemand hatte einen Auftrag erhalten, diese Koffer in einen Gasthof oder an einen andern Ort zu bringen.

Konrad bemerkte, daß man ihn mit mißtrauischen Blicken betrachtete, als er sich so angelegentlich nach dem Eigenthümer der Koffer erkundigte, es gelang ihm nur durch Mittheilung der Gründe seiner Nachforschungen, dieses Mißtrauen zu beseitigen.

Der Gepäckmeister rieth ihm, im Laufe des Tages noch einmal vorzukommen, er versprach, denjenigen, der das Gepäck holte, auszuforschen, soweit ihm dies möglich sei, und fügte hinzu, der junge Herr werde nichts Besseres thun können, als sich an die Polizeibehörde zu wenden und deren Hülfe zu beanspruchen.

Diesen Rath beschloß Konrad zu befolgen, das freundliche Entgegenkommen der Polizeibeamten ließ ihn hoffen, daß er seinen Zweck erreichen werde.

Ein Beamter begleitete ihn in die Gasthöfe, aber alle Nachforschungen blieben erfolglos.

Der von der weiten Reise ermüdete Körper forderte endlich sein Recht, Konrad mußte in einem Gasthofe einkehren und ausruhen, inzwischen setzte der Beamte die Erkundigungen fort. Aber weder von Röschen, noch von

ihrem Entführer wurde eine Spur gefunden, die man mit einiger Aussicht auf Erfolg hätte verfolgen können, der Beamte äußerte endlich die Ansicht, die junge Dame werde in einem Privathause abgestiegen sein, in diesem Falle sei es außerordentlich schwierig sie zu finden, und nur ein glücklicher Zufall könne auf eine Spur führen.

Als Konrad am Abend wieder zum Bahnhofe ging, waren die Koffer bereits abgeholt, aber Niemand konnte ihm sagen, wer sie geholt hatte, und wohin sie gebracht worden waren. Sie waren in Abwesenheit des Gepäckmeisters geholt worden, der Beamte, welcher sie verabfolgen ließ, hatte den Gepäckschein angenommen und sich dann nicht weiter um die Leute bekümmert.

So blieb dem jungen Manne nichts weiter übrig, als noch einmal eine Wanderung durch die Stadt anzutreten, indeß alle seine Mühe war umsonst, und als er nach Mitternacht erschöpft in seinen Gasthof zurückkehrte, mußte er sich sagen, daß er eine Aufgabe übernommen habe, die er schwerlich lösen werde.

Er machte sich jetzt Vorwürfe, daß er nicht sofort bei Ankunft des Zuges seinem Gegner offen entgegen getreten war, er meinte, es wäre besser gewesen, wenn er dies gethan und ihn auf Schritt und Tritt begleitet hätte.

Aber dadurch würde er auch nichts gewonnen haben! Hermann hätte gewiß sehr rasch eine Gelegenheit gefunden, sich der Beobachtung seines Begleiters zu entziehen, er war vielleicht schon oft in dieser Stadt gewesen, da konnte es ihm ja nicht schwer fallen, seinen Gegner zu überlisten.

Was nun? Er fand keine Antwort auf diese Frage, die ihn hätte befriedigen können. Er durfte in seinen Nachforschungen nicht ermüden, nicht ruhen, bis er die Fährte gefunden hatte, die er suchte, und je höher die Hindernisse sich vor ihm aufthürmten, desto muthiger und energischer mußte er danach trachten, sie zu überwinden.

Er wollte am nächsten Tage in den Gasthöfen dritten und vierten Ranges nachforschen, in allen Wirthshäusern, welche Schlafstellen vermietheten, sich erkundigen und noch einmal zur Polizei gehen, um auch sie anzuspornen.

Zuerst aber wollte er an seinen Vater telegraphiren, mit der sehr kleinen Summe, die er noch besaß, konnte er nichts ausrichten, Geld öffnete alle Thüren, die den Mittellosen verschlossen blieben.

Meister Mathias mußte ihm sofort Geld und Wäsche schicken, er wußte ja nicht, wie lange er noch genöthigt war, in der großen Stadt zu bleiben, und die Kosten eines jeden Tages verschlangen eine nicht unbedeutende Summe.

Nach einem kurzen, von beängstigenden Träumen durchflochtenen Schlummer erhob er sich schon bei Tagesgrauen von seinem Lager, um das neue Tagewerk zu beginnen. Er schrieb die Depesche nieder, frühstückte, berichtigte seine Zeche und verließ den Gasthof, um sich in das Polizeibureau zu verfügen.

Er hegte die schwache Hoffnung, daß hier eine angenehme Nachricht ihn erwarte, aber er sah sich darin getäuscht, die Beamten, welche mit den Nachforschungen beauftragt gewesen waren, hatten nichts erfahren.

Der junge Mann lenkte seine Schritte zum Bahnhofe, er meinte er müsse hier eine Spur finden, es war ihm ganz unbegreiflich, daß zwei Menschen so plötzlich und so spurlos verschwinden konnten.

Es war dieselbe Stunde, in der er am Tage vorher angekommen war; als er den Bahnhof erreichte, wurde der Zug aus seiner Heimath signalisirt.

Er fragte wiederholt alle Gepäckträger und Beamten, darüber verstrich eine halbe Stunde, der Zug kam an, und Konrad bemerkte unter den Aussteigenden den Referendar Beier, den er bei Gelegenheit des Verlobungsfestes seiner Schwester kennen gelernt hatte.

Er trat auf ihn zu, und der Referendar sagte ihm nach seiner ersten Begrüßung, er sei sehr erfreut, ihn zu sehen, um so mehr, als er sich vorgenommen habe, ihn sofort nach seiner Ankunft aufzusuchen.

Dann galt seine erste Frage dem Sohne des Bankiers; Konrad der noch immer nicht ahnte, welcher Grund den Referendar nach Hamburg führte, war einigermaßen erstaunt über diese Frage, aber er beantwortete sie doch, indem er dem jungen Herrn mittheilte, welche Schritte er gethan und welche Erfahrungen er gemacht hatte.

Wilhelm hatte inzwischen schon eine Droschke gemiethet, er forderte seinen Begleiter auf, einzusteigen, und befahl dem Kutscher, zum Hafen zu fahren.

»Sie haben eine Möglichkeit leider außer Acht gelassen,« sagte er, »die Möglichkeit einer Weiterreise des Flüchtlings. Sie haben die kostbare Zeit nutzlos vergeudet und ich fürchte, wir kommen nun zu spät, um die Weiterreise zu verhindern.«

Konrad schüttelte den Kopf er konnte dieser Vermuthung nicht beipflichten.

»Sie glauben das nicht?« fuhr der Referendar fort. »Ah, freilich, Sie kennen die Gründe nicht, auf die meine Befürchtung sich stützt. Hm, ich habe Verschwiegenheit gelobt, aber Ihnen gegenüber muß ich reden, denn Sie sind berufen, mich in der Verfolgung dieses elenden Burschen zu unterstützen. So hören Sie denn, was während Ihrer Abwesenheit kurz nach Ihrer Abreise sich zugetragen hat.«

Mit wachsender Bestürzung vernahm Konrad die Ereignisse der Nacht die seiner Abreise gefolgt war.

»Ah – der Schurke!« sagte er, zitternd vor Wuth, als Wilhelm schwieg. »Es ist keine Entschuldigung für ihn, daß dieser Schwindler von Wollheim ihn verführt haben soll, er ist selbst ein Schwindler und Betrüger, ein ehr- und gesinnungsloser Schuft! Gnade ihm Gott, wenn er mir in die Hände fällt! Wehe ihm, wenn er dem Prinzeßchen nur ein Haar gekrümmt hat!«

»Mein lieber Freund, wissen Sie denn so gewiß, daß er das Mädchen entführt hat?« fragte der Referendar, den dieser Wuthausdruck zu erschrecken schien. »Ich habe während der Fahrt reiflich darüber nachgedacht und die Ueberzeugung gewonnen, daß dieser Bursche keinesfalls

sich lange in Hamburg aufhalten wird. Er hat seinem Vater eine bedeutende Summe entwendet, er konnte nicht bezweifeln, daß schon am nächsten Tage der Diebstahl entdeckt wurde, er mußte sich sagen, daß sein Vater über einen solchen Verlust nicht ruhig hinweggehen werde. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn der Flüchtling nicht seine Reise nach England oder Amerika fortgesetzt hat, wer weiß, welche andere Gründe ihn dazu nöthigen! Es können gefälschte Wechsel in Umlauf sein, die ihn eine kriminalgerichtliche Verfolgung befürchten lassen, er kann in seiner Heimath eine Schuldenlast hinterlassen haben, die er nicht zu überwältigen wußte – kurz es müssen triftige Gründe vorliegen, die wir noch nicht kennen, deren Existenz wir aber annehmen müssen.«

»Der triftigste Grund ist wohl die Entfühung Röschen's,« sagte Konrad, mit den Zähnen knirschend. »Wenn ich daran denke, daß Ihre Vermuthung richtig, und der Schurke bereits über alle Berge sein kann, dann meine ich, laut aufschreien zu müssen vor Wuth.«

»Ruhig, mein Freund,« erwiderte Wilhelm, indem er leicht seine Hand auf den Arm des jungen Mannes legte, als ob er den Sturm beschwören wolle, »diese Aufregung kann Sie nur zu übereilten Schritten verleiten. Wie wir die Sachlage auch finden mögen, vor allen Dingen müssen wir unsere Ruhe bewahren, damit wir mit klarem, nüchternem Verstande unsere Pläne entwerfen können. Ja, hätten Sie gewußt, was ich weiß! Sie würden ohne Zweifel Ihre Aufmerksamkeit auf die abfahrenden Schiffe gerichtet haben!«

»So rasch kann er keine Gelegenheit zur Weiterreise gefunden haben!«

»In Hamburg findet man sie täglich.«

Konrad schwieg; in dumpfem Brüten versunken, blickte er durch das Wagenfenster hinaus auf die Straße, während der Referendar eine Cigarre anzündete und in seinem Fahrplane blätterte.

»Was werden Sie thun, wenn Sie ihn finden?« fragte Konrad nach einer Pause.

Wilhelm zuckte die Achseln, als ob er erwidern wolle, darauf könne er augenblicklich noch keine Antwort geben, sein Verhalten richte sich in allen Stücken nach dem Verhalten Hermann's.

»Ich werde ihn nöthigenfalls verhaften lassen,« sagte er. »Ja, ich werde dies thun, trotzdem sein Vater es nicht wünscht, der Betrag der entwendeten Werthpapiere ist zu groß, ich darf ihm den Raub nicht lassen.«

»Es wäre das Beste,« entgegnete Konrad. »Dieser Bursche muß in's Zuchthaus, es giebt keine Strafe, die hart genug wäre für ihn.«

»Würden Sie auch so sprechen, wenn Ihr Bruder in's Gefängniß gebracht worden wäre?«

»Ja, auch er war – aber lassen wir die Todten ruhen, Herr Referendar! Mein armer Vater!«

Ein schmerzlicher Seufzer entrang sich den Lippen des jungen Mannes, er öffnete, da gerade in diesem Augenblick der Wagen hielt, die Thüre und stieg hastig aus.

Wilhelm folgte ihm, er näherte sich rasch einem Hafenbeamten und fragte ihn, ob und welche Schiffe nach

London oder New-York in den letzten vier und zwanzig Stunden abgefahren seien.

»Das letzte fährt dort!« erwiderte der Beamte auf eine dünne Rauchsäule zeigend, die in weiter Ferne am hellen Horizont sich zeigte. »Es ist vor einer Stunde abgefahren.«

»Wohin?« fragte Konrad, der seine Fassung nur noch mit Mühe behaupten konnte.

»Nach New-York!«

»Wir suchen zwei Passagiere,« nahm der Referendar wieder das Wort, »einen Herrn und eine Dame, beide jung, der Herr sehr elegant gekleidet, die Dame schön –«

»Ah, ich glaube behaupten zu dürfen, daß diese Beiden sich auf jenem Schiffe befinden,« fiel der Beamte ihm in's Wort. »Kurz vordem es die Anker lichtete, kamen zwei Personen, in denen ich ein Brautpaar zu erblicken glaubte, Sie schienen sehr große Eile und auch kein reines Gewissen zu haben, die Ruhe, welche der Herr heuchelte, konnte mich nicht täuschen.«

»Sie waren es – ganz gewiß!« fuhr Konrad auf.

»Ruhig!« bat der Referendar. »Hören wir weiter.«

»Es ist meine Sache nicht, die Pässe zu revidiren,« fuhr der Beamte fort, »also hatte ich auch nicht das Recht, die Abreise dieser Passagiere zu verhindern.«

»Wie war die Dame gekleidet?« fragte Konrad.

»Das kann ich Ihnen ganz genau sagen. Ein großer, runder Strohhut mit breitem Rande und mit Kornblumen

garnirt, ein schwarzseidenes Kleid und ein silbergrauer Shawl.«

»Das Prinzeßchen!« rief Konrad zitternd vor Erregung.

»Und der Herr?« fragte Wilhelm.

»Helle Beinkleider mit einem breiten dunklen Streifen an jeder Seite, blauer Rock und blaue Weste, ein goldnes Lorgnon auf der Nase, grauer Hut und strohfarbene Glacéhandschuhe.

»Nun ist kein Zweifel mehr,« stöhnte Konrad, »diesen Anzug trug er auf der Reise hieher. Haben Sie das Gepäck des Herrn nicht gesehen?«

»Nein.«

»Es wird vom Bahnhofe direct auf's Schiff befördert worden sein,« sagte der Referendar gedankenvoll. »Ist keine Möglichkeit vorhanden, das Schiff einzuholen?«

Der Beamte zuckte die Achseln.

»Wenn Sie sich einer Jolle anvertrauen und sicherer Todesgefahr aussetzen wollen – vielleicht!« erwiderte er. »Aber benutzen Sie das Schnellboot, welches morgen früh abfährt, es trifft vierundzwanzig Stunden nach jenem in New-York ein.«

»Sehr wohl, wir werden Ihren Rath befolgen und danken Ihnen recht herzlich,« sagte Wilhelm, den Beamten grüßend. »Kommen Sie, mein Freund, Sie hören, Alles ist noch nicht verloren, wir werden den Schurken in New-York finden und dort die Rechnung mit ihm ordnen.«

»Sie werden allein reisen müssen,« erwiderte Konrad, der mechanisch, wie in dumpfer Betäubung, neben dem Freunde einherschritt.

»Haben Sie den Muth verloren?«

»Nein, aber ich besitze nicht die Mittel, die Kosten dieser Reise zu bestreiten.«

»Wenn dies das einzige Hinderniß ist, so ist es bereits gehoben, ich habe mich vor der Abreise mit hinreichenden Mitteln versehen, weil ich für alle Fälle gerüstet sein wollte.«

»Ah – dann ist es gut,« sagte Konrad freudig überrascht. »Ich werde meiner ersten Depesche sofort die zweite nachsenden, es wäre nutzlos, wenn mein Vater jetzt noch Geld und Wäsche hieher schicken wollte.«

»Gut, ich werde an den Bankier telegraphiren, es thut mir nur leid, daß ich ihm keine bessere Nachricht senden kann. Ist dies geschehen, so rüsten wir uns zur Reise, die Hamburger Behörde muß uns auf Grund meiner Legitimationspapiere mit Pässen versehen, damit wir auch drüben rasche und energische Hülfe finden.«

Arm in Arm schritten die jungen Leute dem Telegraphenbureau zu.

Ihre Vermuthung war nur zu sehr begründet, auf dem Schiffe, dessen Rauchsäule sie in weiter Ferne gesehen hatten, befanden sich Röschen und Hermann, und zu derselben Zeit, in der Konrad und Wilhelm mit dem Hafenbeamten sprachen, beschwor Rosa ihren Verlobten, sie nun zu dem Vater zu führen.

****

Diese Bitte brachte den Schurken keineswegs in Verlegenheit, er erwiderte ihr mit ernster Ruhe, sie müsse

sich gedulden, bis er eine Gelegenheit gefunden habe, mit dem Capitän zu reden.

»So plötzlich darf Dein Vater nicht auftauchen,« sagte er, »die übrigen Passagiere würden ihm und uns mit ihrer Neugier lästig fallen.«

»Aber er kann doch nicht während der ganzen Fahrt in seinem Versteck bleiben,« warf das Prinzeßchen ungeduldig ein.

»Ich fürchte, daß er es muß.«

»So werde ich ihn nicht sehen?«

»O, gewiß, der Capitän wird uns zu ihm führen.«

»So will ich den Capitän bitten –«

»Du? Nein, das darfst Du nicht!«

Dem Prinzeßchen mußte die Hast auffallen, mit der ihr Verlobter ihr diese Erwiderung gab.

Sie blickte ihn betroffen an, und eine leise Ahnung, daß sie das Opfer eines schändlichen Betrugs sei, dämmerte plötzlich in ihrer Seele auf.

Sie wußte sich diese Ahnung nicht zu erklären, es war die geheimnißvolle Warnung einer Stimme in ihrem Innern.

»Der Capitän weiß nicht, daß Freunde und Verwandte des Flüchtlings auf dem Schiffe sind,« fuhr Hermann, den früheren, ruhigen Ton wieder anschlagend, fort, »mein Freund, der zwischen ihm und mir vermittelt hat, hielt es rathsam, ihm zu verschweigen, daß die Tochter des Flüchtlings den letzteren begleiten würde. Er weiß nur, daß Dein Vater ein politischer Flüchtling ist, dieser Glaube darf ihm nicht genommen werden, den politischen

Flüchtling schützt der echte Republikaner, nicht aber den Sträfling!«

»Hermann!«

»Mein liebes Kind, nennen wir die Dinge bei ihrem rechten Namen, wir kommen dann am raschesten zum Ziel. Ich werde sogleich mit dem Capitän reden und ihn darauf vorbereiten, daß meine Braut die Tochter seines Schutzbefohlenen ist, warten wir ab, was er darauf erwidert. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Flüchtling sich noch immer in Gefahr befindet, wenn der Capitän die Wahrheit erfährt, liefert er ihn in New-York aus, überdies ist es nicht unmöglich, daß unter den Passagieren sich ein geheimer Polizeiagent befindet, der den Haftbefehl gegen Deinen Vater in der Tasche trägt.«

Röschen bemühte sich, die Ahnung, die sie ängstigte, zu unterdrücken, aber so oft sie die Augen zu ihrem Verlobten aufschlug, glaubte sie in seinem Antlitz einen Zug zu finden, der sie vor ihm warnte.

Aber nein, er konnte sie nicht betrügen, er hatte ihr ja so oft gesagt, daß er sie mehr liebe, als sich selbst, er machte ihretwegen diese weite Reise, setzte ihretwegen sich dem Zorn seiner Eltern aus, es war nicht möglich, daß er ihr Vertrauen täuschte!

In welcher Weise auch sollte er sie täuschen? Das reine, nur edeldenkende Herz hatte keine Ahnung von der Bosheit, Gemeinheit und Niedertracht dieses elenden Burschen, und ihr Blick war nicht geübt genug, um hinter die glatte Maske dringen zu können, hinter der er seine geheimen Pläne verbarg.

Sie glaubte ihm, sie setzte ihr ganzes, volles Vertrauen auf ihn und schalt sich eine Närrin, daß sie nur einem leisen Zweifel an seiner Treue und der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen Raum geben könne.

Sie bat ihn so lange, den Capitän aufzusuchen, bis er keinen Vorwand mehr fand, ihrer Bitte auszuweichen; er verließ sie, und während sie nicht anders glaubte, als daß er nun mit dem Capitän rede, schlürfte er mit Behagen in der Kajüte ein Glas Grog.

Nach einer halben Stunde kehrte er zurück, ruhig und heiter, ein Lächeln auf den fahlen Lippen.

Das Prinzeßchen blickte ihn mit erwartungsvoller Spannung an, während er dicht zu ihr rückte und seine Lippen ihrem Ohre näherte.

»Der alte Mann ist schon gestern Abend abgefahren,« flüsterte er, und als sie bei diesen Worten heftig erschrak, legte er rasch seinen Arm um ihre Taille. »Die Verfolger hatten seine Spur gefunden,« fuhr er fort, »der Capitän ist noch jetzt fuchswild, daß ihm alle diese Unannehmlichkeiten bereitet worden sind, die beinahe zu seiner Verhaftung geführt hätten. Er hat mir Grobheiten gesagt, die ich nicht gern noch einmal hören möchte, er darf nicht erfahren, daß Du die Tochter des entsprungenen Sträflings bist. Das sind seine eigenen Worte, liebes Herz, zürne mir deshalb nicht –«

»Nein, nein, aber mein Vater!«

»Als der Capitän bemerkte, daß die Polizei ihre Aufmerksamkeit seinem Schiffe widmete, ließ er den Engländer in einem mit handfesten Matrosen bemannten

Kahn auf ein anderes Schiff bringen, als dieses schon die Anker gelichtet hatte. Das allein rettete den Flüchtling, denn gleich darauf wurde der Capitän unseres Schiffes gezwungen, alle Räume durchsuchen zu lassen. Erst bei dieser Gelegenheit erfuhr er, daß sein Schutzbefohlener kein politischer Verbrecher, sondern ein entsprungener Sträfling war, und er sagte mir mit dürren Worten, wenn er dies eine Stunde früher gewußt hätte, so würde der Flüchtling jetzt längst wieder hinter Schloß und Riegel sitzen.«

»O, mein Gott, welche Kette von Gefahren und Enttäuschungen!« seufzte Röschen.

»Muth, süßes Herz, ich hoffe, sie haben nun ihr Ende erreicht.«

»Wenn er nur glücklich nach New-York gelangt!«

»Jetzt bangt mir nicht mehr dafür!«

»Und dann?«

»Er wird uns erwarten, er weiß, daß wir mit diesem Schiffe ihm folgen,« beruhigte Hermann das zitternde Mädchen, »er hat Geld, Adressen, kurz, er ist im Besitz alles dessen, was er bedarf.«

Röschen konnte sich damit nicht so ganz beruhigen; die Angst um den Vater vereinigte sich mit dem Argwohn gegen den Verlobten, und vor ihrem geistigen Auge stiegen immer neue, drohende Schreckbilder auf.

Sie wollte selbst mit dem Capitän reden, den ganzen Grimm dieses Mannes über sich ergehen lassen, wenn sie nur Gewißheit erhielt.

Hermann verbot es ihr in einem sehr ernsten bestimmten Tone, er sagte ihr, wenn sie es thue, werde sie eine Scene herbeiführen, welche nicht allein sie, sondern auch ihren Verlobten compromittire, sie möge sich gedulden, der Capitän könne ihr nicht mehr mittheilen, als das, was er ihr bereits berichtet habe.

Röschen wagte nicht, diesem strengen Verbot Trotz zu bieten, sie schwieg und glaubte seinen Mittheilungen, in New-York mußte es sich ja ausweisen, ob diese Mittheilungen auf Wahrheit beruhten, oder nicht.

Sie gewann ja nichts dadurch, wenn sie schon jetzt erfuhr, daß die Ahnung, welche sie ängstigte, begründet war, sie konnte die Reise nicht unterbrechen, und ebensowenig umkehren, sie mußte sich nun gedulden, bis sie am Ziele der Fahrt angelangt war.

Hermann mochte trotz seiner Siegesgewißheit ahnen, daß er durch einen unbewachten Blick, oder ein übereiltes Wort sich verrathen hatte, er bemühte sich jetzt, ihr nur Liebe, Güte, Theilnahme und die zarteste Aufmerksamkeit zu zeigen. Es lag nichts Auffallendes in seinem Bestreben, sie dem Capitän fern zu halten, nichts, was den Argwohn des Prinzeßchens hätte bestätigen können.

Er sorgte für sie, wie für ein hülfloses Kind, er las jeden Wunsch in ihren Augen und beeilte sich, ihn zu erfüllen, ehe sie ihn ausgesprochen hatte, er widmete sich ganz und ausschließlich ihr und vertrieb ihr die Zeit mit Erinnerungen aus der Vergangenheit und dem Bau zukünftiger Luftschlösser. Eine Annäherung an andere Passagiere duldete er nicht, er sagte scherzend, sie dürfte sich nur

ihm widmen, wie er ja auch ganz in ihr aufgehe, und wenn sie bei solchen Gelegenheiten ihm seine Eifersucht vorwarf, so gab er in heitrem, unbefangenem Tone zu, daß er von diesem Laster sich nicht freisprechen könne.

So verstrich ein Tag nach dem andern, und der Argwohn schwand allmälig ganz, das alte Vertrauen war zurückgekehrt und mit ihm die heiße, innige Liebe, unter derem allmächtigen Einfluß Röschen den Bund mit diesem Schurken geschlossen hatte.

Die Zuversicht, mit der er ihren Vater in New-York zu finden erwartete, war nun auch auf Röschen übergegangen, eine feste, gläubige Zuversicht, die jeden Zweifel erstickte.

Siebentes Kapitel.

Das Schiff landete, die Zollformalitäten waren erfüllt, Hermann trat Arm in Arm mit seiner Braut auf den Strand.

Der Blick Röschen's schweifte ängstlich suchend durch die Menge. Hermann blieb ruhig, er schien es sehr natürlich zu finden, daß der Vater seiner Braut sie hier nicht empfing.

Er miethete einen Wagen, ließ das Gepäck aus dem Schiff schaffen und gab dem Kutscher die Adresse des Gasthofes, in welchem er absteigen wollte.

Ein halb boshafter, halb höhnischer Blick traf aus den Augen des Kutschers das schöne Mädchen, welches unwillkürlich erschrak, als es die Augen dieses Mannes so lauernd und tückisch auf sich gerichtet sah.

Sie sollte erst später die volle Bedeutung dieses Blicks erfahren.

»Wollen wir denn nicht vorher uns überzeugen, ob mein Vater uns hier erwartet?« fragte Röschen, die dunklen Augen zu dem Verlobten aufschlagend, der leicht die Achseln zuckte.

»Wäre er hier, so hätten wir ihn schon gesehen,« erwiderte er kühl, »er wird uns im Gasthofe erwarten.«

Mit diesen Worten nöthigte er das Prinzeßchen, einzusteigen, und nachdem er ihr gefolgt war, fuhr der Wagen ab.

Er durchfuhr viele lange Straßen, in denen überall ein sehr bewegtes Leben herrschte, dann bog er in ein stilleres Stadtviertel ein.

Röschen blickte gleichgültig auf das Leben, welches sie umgab, es konnte ihr in diesem Augenblick, in welchem so viele und mannigfaltige Gedanken und Empfindungen sie bestürmten, kein Interesse einflößen.

Sie war unempfindlich gegen jeden äußeren Eindruck, sie beschäftigte sich nur mit den Bildern und Gestalten, die aus dem Nebel, der sie umgab, aufstiegen.

Sie gedachte bald des Vaters und bald wieder der Heimath, die sie verlassen hatte, und trotzdem sie an der Seite des Mannes saß, der ihre Liebe und ihr Vertrauen besaß, fühlte sie sich dennoch einsam und verlassen.

Hermann weckte sie nicht aus ihrem Brüten, er blätterte in seinem Notizbuche, schrieb dann und wann einige Worte, was bei der schaukelnden Bewegung des Wagens mit einigen Schwierigkeiten verknüpft war und blickte

dann und wann sinnend auf die Straße hinaus, als ob die Lösung eines schwierigen Problems ihn beschäftige.

Der Schurke triumphirte, er glaubte das Spiel gewonnen zu haben; schutz- und hülflos war Röschen jetzt in seiner Gewalt. Er mußte innerlich lachen, wenn er an seinen Vetter Konrad dachte, den er auf dem Bahnhofe in Hamburg so schlau überlistet hatte. Er mußte lachen, wenn er sich im Geiste die Bestürzung und die ohnmächtige Wuth dieses Gegners vergegenwärtigte.

Ah – er hatte seine Vorkehrungen mit solcher Schlauheit getroffen, daß Konrad ihm unmöglich in die Karten schauen konnte, es war mit Sicherheit anzunehmen, daß der geprellte Vetter nach einem längeren Aufenthalt in Hamburg heimkehren und dort seiner Wuth Luft machen würde. Vielleicht fühlte dann der Maler sich bewogen, die Verfolgung wieder aufzunehmen,vielleicht wurde die Hülfe der Polizei in Anspruch genommen, ja es war sogar möglich, daß sein Vater ihn verfolgen ließ, aber wenn man auch seine Spur bis New-York verfolgte, hier mußte die feinste Spürnase sie verlieren.

Zudem verstrichen darüber mindestens einige Wochen, bis dahin hatte er jedenfalls sein Ziel erreicht, vielleicht New-York längst verlassen.

Es war nicht seine Absicht, in die Heimath zurückzukehren, wenigstens so bald nicht, er besaß genügende Mittel, um einige Jahre hindurch ein sorgenfreies Leben in der Fremde zu führen, er wollte nun das Leben genießen, den Becher berauschender Genüsse, den es ihm bot, bis auf die Hefen leeren.

Bis dahin war über sein Vergehen in der Heimath Gras gewachsen, und sein Vater vergab und vergaß gerne, wenn nur der verlorene Sohn in das elterliche Haus zurückkehrte.

Bis dahin war Röschen's Vater, dessen Rache er zumeist fürchtete, vielleicht unter dem Rasen oder im Irrenhause, bis dahin hatte man in der Familie das Prinzeßchen vergessen, und welche Vorwürfe ihm auch dann noch gemacht wurden, sie trafen ihn nicht mehr so wuchtig, er konnte ihnen trotzig die Stirne bieten und erwidern, Röschen sei als seine ihm rechtmäßig angetraute Gattin jenseits des Oceans gestorben.

Der Schurke lachte laut auf, befremdet blickte Röschen ihn an, rasch gefaßt, fragte er sie, ob sie den Neger in dem lächerlichen Aufzuge nicht gesehen habe, der soeben vorbeigegangen sei?

Das Prinzeßchen schüttelte den Kopf und lächelte auch dann nicht, als er ihr den grotesken Anzug des imaginären Negers beschrieb, er mußte in ihren Zügen lesen, daß sie ihm seiner Heiterkeit wegen zürnte.

Der Wagen hielt vor einem kleinen, freundlichen Hause, welches ziemlich isolirt, von Gärten umgeben, an einer sehr breiten und wenig bewohnten Straße lag.

Es war kein Gasthaus, wie Röschen sofort bemerkte, aber Hermann erwiderte auf ihre Frage in einem sehr unbefangenen Tone, dieser Logirhäuser gebe es viele in New-York, sie seien den geräuschvollen Gasthöfen vorzuziehen, namentlich, wenn man längere Zeit in der großen Stadt zu weilen gedenke.

Der Kutscher hatte die Hausglocke gezogen, die Thüre wurde geöffnet und eine bejahrte, sehr einfach, aber elegant gekleidete Dame erschien auf der Schwelle, um die Gäste zu empfangen.

Es lag in dem Gesicht dieser Dame nichts, was dem Prinzeßchen Mißtrauen hätte einflößen können, im Gegentheil, diese freundlichen, offenen Züge verriethen ein so gutes Herz und ein so weiches, auch für fremde Leiden empfängliches Gemüth, daß sie rasch Vertrauen zu ihr fassen mußte.

Hermann sprach englisch mit ihr, Röschen verstand kein Wort von der Unterhaltung, die eine geraume Weile währte und von Seiten ihres Verlobten in einem kühlen, geschäftlichen Tone geführt wurde.

Sie sah oft den Blick der alten Dame mit Theilnahme auf sich gerichtet und dankte ihr im Herzen für dieses Mitgefühl.

Sie bemerkte hinter den blüthenweißen Fenstervorhängen die Köpfe mehrerer junger Mädchen, die rasch wieder verschwanden, sobald sie den Blick dahin richtete.

»Mistreß Wards,« stellte Hermann jetzt die alte Dame seiner Braut vor, »wir werden in ihrem Hause eine sehr freundliche Aufnahme finden.«

Die Matrone verneigte sich sehr artig und bot dem Mädchen die Hand, sie sprach in einem verbindlichen und gewinnenden Tone einige Worte auf Englisch, die Röschen nicht beantworten konnte, weil sie dieselben nicht verstand.

Am Arme ihres Verlobten trat sie in das Haus, erstaunt über die Eleganz und die fast verschwenderische Pracht der innern Einrichtung.

In den Gängen und auf den Treppen erstickten weiche Teppiche den Schall der Schritte, Statuetten und Gemälde schmückten die Wände, und auf dem Hausflur bildeten Orangenbäume in weiten Kübeln eine kleine duftige Allee.

Auch die Zimmer, in welche Mistreß Wards sie führte, waren mit diesem Luxus ausgestattet, mit einem Raffinement, von dem das in bescheidenen Verhältnissen schlicht erzogene Mädchen nie eine Ahnung gehabt hatte.

Die alte Dame wechselte noch einige Worte mit Hermann, dann verließ sie das Zimmer, und kaum sah Röschen sich mit ihrem Verlobten allein, als sie ihn fragte wann sie nun endlich ihren Vater wiedersehen werde.

»Ich hoffe, binnen einer Stunde,« erwiderte Hermann ruhig, während er sich damit beschäftigte, die Koffer zu öffnen und ihren Inhalt auszupacken, »ich habe vor allen Dingen für unsere Wohnung Sorge getragen und werde sogleich mit Mistreß Wards sprechen, die wahrscheinlich nicht vermuthet, daß sie Deinen Vater in ihrem Hause beherbergt.«

»Wie? Du hast noch nicht nach ihm gefragt?« sagte Röschen befremdet. »Deine erste Frage hätte ihm gelten müssen!«

»Gewiß,« fuhr der Schurke in unbefangenem Tone fort, »ich pflichte dem vollkommen bei, aber wir haben seit

unserer Ankunft in Hamburg so manche unangenehme Enttäuschung erfahren, daß ich, offen gestanden, nicht den Muth finde –«

»Hermann, Du weichst mir aus!« rief das Prinzeßchen, die ihrer Angst nicht mehr gebieten konnte. »Wo ist mein Vater? Sage mir ohne Rückhalt die Wahrheit.«

Der junge Mann, der bisher dem Mädchen den Rücken zugekehrt hatte, wandte sich um und blickte sie ernst, vorwurfsvoll an.

»Ist das der Dank für die Opfer, die ich gebracht habe?« fragte er zürnend. »Wodurch habe ich Dein Mißtrauen verdient? Wahrlich, ich weiß es nicht, und eben deshalb schmerzt es mich um so mehr!«

Röschen senkte verwirrt die Wimpern, sie konnte ihm nicht entgegentreten, denn sie hatte keine anderen Gründe für das so plötzlich wieder erwachte Mißtrauen, als eine unbestimmte Ahnung.

»Verzeihe mir,« sagte sie bittend, »ich mißtraue Dir nicht, aber Du wirst zugeben müssen, daß alle diese Enttäuschungen –«

»Mein liebes Herz, diese Enttäuschungen liegen in den Verhältnissen begründet,« unterbrach Hermann sie in bedauerndem Tone, »sie regen auch mich auf, mehr, wie Du glaubst. Ich habe Dir wiederholt gesagt, daß Dein Vater der Alte geblieben ist, und auf der Reise nach Hamburg seine feindseligen Gesinnungen gegen mich mehrfach an den Tag getreten sind. Soll ich Dir nun meine Meinung offenherzig sagen, so glaube ich, daß der mit Gott und den Menschen zerfallene Mann absichtlich seinen Weg

von dem meinigen getrennt hat, daß er seine Reise allein fortsetzen und erst später wieder mit uns zusammentreffen will.«

In fieberhafter Aufregung sprang Röschen von dem Divan auf, Todesblässe hatte ihr Antlitz überzogen.

»Das kann ich nicht glauben,« rief sie, »mein Vater wird sich nicht dem Dank entziehen, den er Dir schuldet! So glühend auch sein Haß ist gegen die, in denen er Feinde zu erblicken glaubt, so dankbar ist er denen, die ihm Gutes erwiesen haben. Mag die Schale auch rauh sein, der Kern ist gut und edel, das weiß ich, und diesen Glauben kann Niemand mir rauben!«

Der junge Herr zuckte die Achseln, aber die Heftigkeit, mit der er den Koffer zuschlug, ließ erkennen, wie sehr ihn das Mißtrauen seiner Braut entrüstete.

»Du bist in diesem Augenblick zu sehr erregt, um über meine Vermuthungen ruhig nachdenken zu können,« sagte er, »wenn dieser Sturm ausgetobt hat, wirst Du, das bezweifle ich nicht, zu der Einsicht gelangen, daß Du mir großes Unrecht gethan hast. Ich bitte Dich, sei ruhig und geduldig, Röschen, ich gehe jetzt zu Madame Wards, um mich nach Deinem Vater zu erkundigen.«

»Sollte er hier absteigen?«

»Ja, ich habe ihm die Adresse dieses Hauses gegeben.«

»Dann ist er nicht gekommen –«

»Wer weiß! Ist es wirklich nicht der Fall, so werde ich ihn in New-York suchen, Du kannst inzwischen Toilette machen, mein Kind, oder auch ein Stündchen ausruhen,

ich habe mit unserer Wirthin Manches zu besprechen, finde ich den alten Mann, so kehre ich ohne Verzug mit ihm zurück.«

Er nickte ihr nach diesen Worten noch einmal freundlich zu, dann entfernte er sich, und ein tückischer Zug umspielte seine Lippen, während er langsam die Treppe hinunterstieg. Auf dem Hausflur begegnete ihm eine junge, sehr schöne und sehr auffallend gekleidete Dame, die trotz ihrer Jugend ihre Wangen geschminkt hatte.

Er bat sie, ihn zu Mistreß Wards zu führen, sie öffnete eine Thür und forderte ihn durch eine leichte Verbeugung auf, einzutreten.

Es war ein kleines, sehr traulich eingerichtetes Gemach, in welchem der geübte Blick Hermann's sofort ein Spielzimmer erkannte. Der mit grünem Tuch bekleidete Tisch war umringt von Fauteuils und Divans, auf deren seidenen Polstern schon mancher Verzweifelnde gesessen haben mochte. Ueber dem Tische hing an vergoldeten Ketten eine Astrallampe, das Licht mußte durch farbiges Glas auf den Tisch fallen, und in diesem unsichern Dämmerschein konnte mancher Betrug unbemerkt verübt werden.

Ein dicker Teppich, schwere Damastvorhänge, einige Oelgemälde in breiten Goldrahmen an den mit einer dunklen Tapete bekleideten Wänden, ein mit Silbergeschirr überladener Büffetschrank und einige Divans in den Ecken vervollständigten das Meublement, dessen einzelne Stücke eben so werthvoll als elegant waren.

Hermann hatte kaum die Einrichtung mit prüfendem Blick betrachtet, als Mistreß Wards eintrat.

Sie lud den jungen Herrn durch eine Handbewegung ein, sich in einen Fauteuil niederzulassen und nahm dann ihm gegenüber Platz, ihn aufmerksam anblickend, als ob sie in seinem fahlen, blasirten Gesicht lesen wolle, wie weit sie in ihrer Forderung gehen dürfe.

»Ich habe Ihnen bereits im Großen und Ganzen angedeutet, was mich zu Ihnen führt,« begann er, während er seine Augen mit dem Lorgnon bewaffnete, »ich habe Ihnen auch gesagt, daß Frau Wiedemann mir Ihre Adresse gegeben hat mit dem Bemerken, daß ich Ihnen mein volles Vertrauen schenken dürfe.«

Ein bedeutsames, halb selbstbewußtes, halb verächtliches Lächeln umspielte die Lippen der alten Dame, auf diese Empfehlung der Frau Wiedemann schien sie keinen Werth zu legen.

»Sie werden sich nicht getäuscht finden,« sagte sie ruhig; »von allen Gästen, die unter meinem Dache gewohnt haben, hat noch Keiner Ursache gehabt, sich unzufrieden zu äußern.«

»Sehr wohl, kommen wir zur Sache. Sie kennen bereits die Verhältnisse der jungen Dame, die mich begleitet, sie erwartet mit Sicherheit, hier ihren aus dem Gefängniß entflohenen Vater zu finden, wir werden ein Mittel ersinnen müssen, sie zu täuschen und zu beruhigen. Sie werden der jungen Dame sagen, ihr Vater sei gestern bei Ihnen abgestiegen, aber aus Furcht vor der Polizei und auch wohl aus anderen, Ihnen unbekannten Gründen noch in

der Nacht nach dem fernen Westen weiter gereist, er habe Grüße für sein Kind hinterlassen und Ihnen gesagt, er hoffe auf der Farm seines Freundes sein Kind wiederzusehen.«

»Versteht die junge Dame englisch?«

»Nein.«

»Wohlan, so werde ich deutsch mit ihr reden. Ich bin eine Deutsche und habe meine Sprache nicht vergessen.«

»Desto besser!« erwiderte Hermann heiter, indem er sein Portefeuille aus der Tasche holte. »Ich habe für jeden möglichen Fall mich vorgesehen, hier ist ein Billet, übergeben Sie es dem Mädchen. Sagen Sie ihr, der alte Mann habe kurz vor seiner Abreise diese Worte in der Eile niedergeschrieben, sie wird Ihnen glauben und die Echtheit der Handschrift nicht bezweifeln.«

»Und was soll darauf geschehen?« fragte Mistreß Wards mit einem lauernden Blick auf den jungen Herrn, der nachdenklich mit seiner goldenen Uhrkettespielte. »Soll diese Komödie nur die Weiterreise ermöglichen?«

»Keineswegs, ich gedenke einige Zeit in Ihrem Hause zu bleiben.«

»Ah – aber wird die Dame nicht darauf dringen –«

»Ja, ja – helfen Sie mir ein Mittel ersinnen, durch welches wir ihrer Ungeduld entgegentreten können, ohne Verdacht zu wecken. Sie sind mit den amerikanischen Verhältnissen vertraut –«

»Ist die junge Dame es nicht?«

»Nein, sie hat eine sehr einfache Schulbildung genossen, es wird leicht sein, ihr Amerika als ein vollständig

uncultivirtes Land zu schildern. Wenn man ihr sagte, es biete sich sehr selten eine Reisegelegenheit nach dem Westen, und man müsse eine solche Gelegenheit abwarten – – was meinen Sie dazu?«

»Glauben Sie, daß sie sich dadurch bethören lassen wird?«

»O gewiß, zumal wenn Sie sich ihrer mit mütterlicher Sorgfalt annehmen.«

»Dann lassen Sie mich sorgen, ich werde sie beruhigen. Wie lange gedenken Sie in meinem Hause zu bleiben?«

»Mindestens vier bis sechs Wochen!«

»Sie kennen meine Preise?«

»Nein.«

»Hundert Dollars die Woche und Person.«

Wieder streifte bei dieser Forderung ein lauernder Blick das Gesicht des jungen Mannes, der durch ein Kopfnicken andeuten zu wollen schien, daß er den Preis ganz in Ordnung finde.

»Wird der Preis nicht ermäßigt, wenn die junge Dame später zurückbleibt?« fragte er.

»Im Gegentheil, ich würde alsdann noch eine weitere Summe von fünfhundert Dollars fordern. Die jungen Damen, welche hier plötzlich verlassen werden, bereiten mir stets große Unannehmlichkeiten, sie setzen mich der Gefahr aus, mit der Polizei in Conflict zu kommen. Dafür aber dürfen Sie mit Sicherheit darauf rechnen, daß

Ihnen die Dame auf Ihrem Lebenswege nicht mehr begegnen wird,« fuhr sie rasch fort, als sie den befremdeten Blick des jungen Mannes bemerkte. »Anfangs sträuben die Mädchen sich, aber sie werden sehr rasch zahm, der Hunger und verschiedene andere Mittel beugen den Trotz, und haben sie einmal die Bahn betreten, dann denken sie nicht mehr darüber nach, ob eine Umkehr in der Möglichkeit liege.«

Hermann nickte befriedigt.

»Ich gehe Ihre Bedingungen ein, wenn Sie mir beistehen, den Widerstand der jungen Dame zu brechen,« sagte er.

»Sehr gerne!«

»Dürfte ich fragen, in welcher Weise Sie dies ermöglichen wollen?«

Mistreß Wards erhob sich, trat an den Büffetschrank und nahm aus einer Schublade desselben ein in rothen Saffian eingebundenes Heftchen, welches sie dem jungen Manne überreichte.

»Studiren Sie darin, bis ich zurückkehre,« sagte sie, »ich habe in diesem Buche meine gesammten Mittel, wie auch meine Erfahrungen niedergeschrieben. Sie haben die Wahl, ich bin zu jedem Mittel bereit, nur erfordert das eine längere, das andere kürzere Zeit in Bezug auf die nöthigen Vorbereitungen.«

Sie verbeugte sich und ging hinaus, Hermann blätterte in dem Buche und las den Inhalt desselben bis zur letzten Seite sehr aufmerksam.

Oft, wenn er aufblickte, schoß ein dämonischer Blitz aus seinen tückischen Augen, das, was er las, schien ihn in hohem Grade zu befriedigen.

Eine halbe Stunde war verstrichen, als Mistreß Wards wieder eintrat; der junge Mann überreichte ihr das Buch offen und deutete mit dem Zeigefinger auf einen Abschnitt, dessen Zeilen mehrfach unterstrichen waren.

»Ich dachte mir schon, daß Sie dieses Mittel wählen würden,« sagte die Matrone mit einem boshaften Lächeln auf den Lippen, »es ist gefahrlos und sicher.«

»Und kann in dem gegenwärtigen Falle gewissermaßen als eine Nothwendigkeit bezeichnet werden.«

»Sie haben Recht. Wünschen Sie, daß ich die junge Dame sofort darauf vorbereite?«

»Es wäre mir lieb, wenn sie es aus Ihrem Munde zuerst erführe.«

»Sehr wohl, Sie sollen zufrieden mit mir sein.«

Mistreß Wards legte mit diesen Worten das Buch wieder in den Schrank.

»Sie werden es natürlich finden, daß einige Kosten dadurch erwachsen,« sagte sie nach einer kurzen Pause.

»Ich werde sie mit Vergnügen zahlen, wenn ich nur recht rasch an's Ziel komme,« erwiderte Hermann, während er durch sein Lorgnon die Gemälde betrachtete. »Wenn es sich heute noch ermöglichen ließe –«

»Heute nicht mehr, aber morgen Abend.«

»Können Sie mir das mit Sicherheit versprechen?«

»Gewiß.«

»Wohlan, so werde ich mich bis dahin gedulden. Sollten in der Seele des Mädchens Zweifel und Mißtrauen erwachen, so verlasse ich mich auf die Flaschen in Ihrem Weinschranke, von denen auch in jenem Buche die Rede ist.«

»Seien Sie unbesorgt; wenn ich etwas übernehme, führe ich es auch aus,« erwiderte Mistreß Wards, indem sie sich der Thüre näherte. »Ich werde jetzt Ihrer schönen jungen Frau eine Erfrischung bringen, bleiben Sie hier, bis ich zurückkehre.«

Sie entfernte sich; ihr ehrenwerther Bundesgenosse ließ sich wieder in einen Fauteuil nieder und versank in Nachdenken. Er war jetzt in Bezug auf das Gelingen seines schändlichen Planes beruhigt, er sah den Weg zu seinem Ziele geebnet, die letzten Hindernisse beseitigt.

Ueber das spätere Schicksal Röschen's dachte er nicht nach, was kümmerte es ihn! Der herzlose Schurke hatte längst die Selbstachtung verloren, das todte Gewissen konnte sich nicht als Richter wider ihn erheben!

****

Aus seinem Brüten weckte ihn der Eintritt derselben jungen Dame, der er im Hausflur begegnet war. Aber wie ganz anders blickte sie ihn jetzt an! Das verführerische Lächeln war von ihren Lippen verschwunden, aus ihren dunklen Augen, die ihn vorhin so bestrickend angeschaut hatten, schossen jetzt flammende Blitze auf ihn.

Sie trat hinter seinen Sessel und beugte sich zu ihm nieder, er fühlte das Wehen ihres heißen Athems auf seinen Wangen.

»Wer ist die junge Dame, welche Sie begleitet?« fragte sie, und in dem Tone, den sie anschlug, lag eine versteckte Drohung.

Er wollte trotzig auffahren, sie fragen, was sie berechtige, in diesem Tone mit ihm zu reden, aber vor ihrem glühenden, durchbohrenden Blick mußte ler die Augen niederschlagen, er konnte ihn nicht ertragen.

»Ist sie nicht Ihre Braut?« fuhr das Mädchen fort. »Antworten Sie mir, mein Herr!«

»Allerdings,« sagte Hermann, mehr und mehr verwirrt. »Aber was veranlaßt Sie –«

»Bitte, keine Fragen! Man bringt seine Braut nicht in ein solches Haus. Oder wissen Sie nicht, in welchem Hause Sie sich befinden?«

»Hm – ich denke, daß ich –«

»Sie denken und verstecken sich hinter alltägliche Redensarten, wie man sie in diesem Hause täglich vernimmt! Sie wissen so gut wie ich, in welchem Hause wir sind, und wenn Sie es nicht gewußt hätten, so müßten Sie es beim Eintritt in diesen Raum erkannt haben. Man findet keine Spielhölle in einem anständigen Hause, das wird Ihnen, dem Roué, bekannt sein!«

Entrüstet blickte Hermann zu dem Mädchen auf. Wie durfte sie wagen, ihm solche Worte zu sagen, ihn in solcher Weise zu beleidigen? Wer war sie, daß sie sich das ihm, dem Gaste, gegenüber herausnehmen durfte?

Sie las seine Gedanken in seinen Zügen, ein verächtlicher Zug umzuckte ihre Lippen, als sie ihm gegenüber

in denselben Sessel sich niederließ, in dem kurz vorher Mistreß Wards gesessen hatte.

»Sie können sich bei Madame über mich beschweren,« sagte sie, »aber die Folgen dieser Beschwerden werden Sie, nicht mich treffen Madame mag mir einige Vorwürfe machen, ich bin ihr Keifen und Schelten gewohnt, mir wäre es lieber, wenn sie mir das Haus öffnete, daß ich wieder hinauskönnte. Aber freilich, was würde ich draußen finden? Verachtung, Schimpf und Hohn, das ist das Einzige, was mich vor diesem Hause erwartet. Ah – es sind erst drei Jahre her, daß ich als ein unschuldiges, blühendes Mädchen, das Herz voll freudiger Hoffnungen, Europa, mein schönes Deutschland verließ, um hier eine Gouvernantenstelle zu übernehmen, die mir von einer reichen, höchst achtbaren Familie contractlich zugesagt war. Wie viel Kummer und Elend habe ich in dem kurzen Zeitraum erfahren müssen! Der Mann, der zwischen mir und der reichen Familie vermittelte, war ein Schurke, er hatte mir einen gefälschten Contract und die Adresse dieses Hauses gegeben! Ich kam hier an, man empfing mich, wie man heute Ihre Braut empfangen hat, in der freundlichsten, liebenswürdigsten Weise, aber als ich die Schwelle überschritten hatte, war ich eine Gefangene, und ich bin es heute noch. Ich müßte vor Scham versinken, wollte ich alle die Mittel nennen, durch die man, ohne Rücksicht auf meine Gesundheit, mich zu Falle gebracht hat – – ha, ich mag mich nicht mehr erinnern an die Kämpfe mit diesem Weibe und ihren elenden Werkzeugen! Wenn es im Jenseits eine Vergeltung giebt, dann

muß dieser Satan die Pein ewiger Verdammniß erleiden! Ich fiel, meine Kraft war erschöpft, ich verlor die Achtung vor mir und den Glauben an Gott, und nahm dafür den Haß gegen die gesammte Menschheit in mich auf. Man hat mich bewacht mit Argusaugen, man hat mich eingesperrt in einen finstern Raum, aus dem kein Schrei hinausdringen kann, und man glaubt, ich sei nun zahm geworden!«

Hermann wollte erschreckt aufspringen, er glaubte, eine Wahnsinnige vor sich zu sehen, aber ihre kleine Hand umklammerte seinen Arm und preßte ihn so heftig, daß er nur mit Mühe einen Schmerzensschrei unterdrücken konnte.

Sie schien ihn mit ihren glühenden Augen durchbohren zu wollen, und in diesem durchdringenden Blick lag eine solche Fülle von Haß und Rachedurst, daß er ihm Angst und Entsetzen einflößen mußte.

»Bleiben Sie,« fuhr sie mit heiserer Stimme fort; »wenn ich Ihnen den Dolch in's Herz hätte stoßen wollen, so würde ich es schon gethan haben. Ich habe mich in mein Schicksal ergeben, ich weiß, daß mein Leben fortan verloren ist, und daß ich das, was mir geraubt wurde, nimmer zurückerhalten kann. Meine Eltern wird der Gram getödtet haben, ich habe, seitdem ich sie verließ, nichts wieder von ihnen gehört, aus diesem Hause dringt keine Nachricht hinaus, und eben so wenig gelangt eine Botschaft hinein, der ist verschollen und lebendig begraben, hinter dem die Thüre dieser Hölle sich schließt. Ich habe

in diesen Jahren Manches erlebt, zu manchem Verbrechen geschwiegen, aber ich werde nicht dulden, daß das schöne Mädchen, welches mit Ihnen hieher gekommen ist, mein trauriges, entsetzliches Schicksal theilt.«

Der junge Mann hatte seine Fassung wieder gefunden, mit ihr kehrten auch Muth, Trotz und Frechheit zurück.

»Was wollen Sie?« fragte er höhnisch. »Was kümmern Sie meine Angelegenheiten? Die Geschichte, die Sie mir erzählt haben, mag sehr interessant sein, aber für mich hat sie nicht das mindeste Interesse.«

»Erbärmliche Creatur!« knirschte das Mädchen, seinen Arm noch fester umklammernd. »Ich habe Ihr Opfer gesehen und empfinde inniges Mitleid mit ihm, ich wiederhole Ihnen, daß ich nicht dulden werde, was – Sie verstehen mich! Klagen Sie mich an bei dem Satan, den Sie zu Ihrem Bundesgenossen erkoren haben, Sie werden dadurch nichts erreichen, das Weib fürchtet mich! Führen Sie Ihren Plan aus, und mein Dolch findet den Weg zu Ihrem Herzen!«

Hermann zuckte die Achseln. Daß er Angst vor diesem Weibe empfand, konnte er sich nicht verhehlen, aber sein Stolz duldete nicht, diese Angst zu zeigen, er verbarg sie hinter der Maske verachtender Geringschätzung.

»Ich glaube, Ihr Verstand hat Schiffbruch erlitten,« sagte er sarkastisch, »aber wie dem auch sein mag, Ihre Drohungen machen auf mich keinen Eindruck. Sie nehmen ein Mädchen in Schutz, welches durchaus keinen Schutz beansprucht, sie erblicken in diesem Mädchen eine Heilige, ohne zu erforschen –«

»Ah, glauben Sie dadurch mich irre führen zu können?« fiel das Mädchen ihm in die Rede. »Ich kenne alle Wege, auf denen Lüge und Bosheit ihren Zielen entgegenwandern! Noch einmal, sehen Sie sich vor, ich beobachte Sie scharf, hüten Sie sich vor mir!«

»Und wenn ich nun hieher gekommen wäre, um die junge Dame zu heirathen?« lenkte Hermann ein, der doch einsehen mochte, daß dieses entschlossene Weib eine gefährliche Feindin war. »Wenn nun –«

»Mein Herr, ich wiederhole Ihnen, in ein solches Haus führt man seine Braut nicht!« sagte das Mädchen mit scharfer Betonung.

Sie hatte sich erhoben; hoch aufgerichtet, das Haupt zurückgeworfen, stand sie vor ihm, den glühenden Blick fest auf ihn gerichtet, als ob sie ihm zeigen wolle, daß sie gerüstet sei zu einem Kampfe mit ihm auf Tod und Leben. Zu einem Kampfe um die theuersten Güter eines andern Menschenherzens, um Ehre, Unschuld, Selbstachtung und Lebensglück.

»Gedenken Sie meiner Warnung,« fügte sie hinzu, »verlassen Sie dieses Haus sobald als möglich!«

Sie warf ihm noch einmal einen drohenden Blick zu, dann ging sie hinaus, dem jungen Manne überlassend, über ihre Warnungen und Drohungen nachzudenken.

Im ersten Augenblicke fühlte Hermann allerdings sich beunruhigt, aber er fand bald seinen Muth wieder.

Sein angeborener Leichtsinn und das Glück, welches ihn bisher auf dem gefährlichen Pfade begleitet hatte, ließen ihn leichtfertig über die Drohungen hinwegsehen, in

denen er nur Ausbrüche einer ohnmächtigen Wuth und eines lange zurückgedrängten Hasses zu erblicken glaubte.

Dieses Mädchen hatte ihn einschüchtern wollen, das war sonnenklar, weiter bezweckten ihre Drohungen nichts; wenn er so thöricht und so feige war, sich einschüchtern zu lassen, dann gewann sie allerdings das Spiel!

Bah – was konnte sie ihm anhaben? Sie wurde jedenfalls sehr scharf bewacht, die Leidenschaftlichkeit ihres Temperaments und der Rachedurst, der sie beseelte, konnten ja der Mistreß Wards nicht unbekannt sein; es war nicht anzunehmen, daß sie Zutritt zu Röschen erhielt, um sie warnen zu können. Ueberdies wollte er selbst strenge Wacht halten er kannte nun seinen Gegner in diesem Hause, es war ihm jetzt leicht, sich vor ihm zu schützen.

Die Frage, ob er der Mistreß Wards den Auftritt berichten solle, beantwortete er nach kurzer Ueberlegung mit: »Nein,« er würde sich dadurch in den Augen des Mädchens der Feigheit schuldig gemacht und ihren Rachedurst gereizt haben.

Wenn er nur eine Begegnung dieses verzweifelten Weibes mit Röschen verhüten konnte, so mußte jede andere Besorgniß schwinden; über die Drohung, daß ihr Dolch den Weg zu seinem Herzen finden solle, mußte er lachen.

Mistreß Wards fand den jungen Herrn bei ihrer Rückkehr so ruhig, wie sie ihn verlassen hatte.

»Sie ist vorbereitet,« sagte sie, »thun Sie nun das Ihrige.«

»Wie nahm sie es auf?« fragte Hermann.

»Jenun, diese junge Dame hat ein leidenschaftliches Temperament, aber vernünftigen Gründen verschließt sie ihr Ohr nicht.«

»So ist sie jetzt ruhig?«

»So weit man es hoffen und erwarten durfte!«

»Sie weichen mir aus.«

»Keineswegs, ich kann Ihnen nur sagen, daß ich mit dem Resultat meines ersten Schrittes ganz zufrieden bin.«

Hermann blickte sie forschend an, sie begegnete einem Blick mit einer Offenheit, die ihn an der Aufrichtigkeit ihrer Behauptungen nicht zweifeln ließ.

»So glauben Sie also, daß wir die Angelegenheit glatt und ohne besondere Schwierigkeiten ordnen werden?« fragte er.

»Ja, das glaube ich,« antwortete Mistreß Wards in einem festen, zuversichtlichen Tone. »Das Mädchen liebt Sie, und diese Liebe ist Ihr bester Verbündeter. Es ist wahr, das Fräulein besitzt einen sehr festen Charakter, und sie scheint Ehre und Unschuld als die höchsten Güter zu betrachten, an dieser Klippe würden alle Versuche scheitern, und deshalb müssen Sie eben zu besonderen Mitteln ihre Zuflucht nehmen. Sie haben in richtiger Würdigung der Person und der Verhältnisse das beste und sicherste Mittel gewählt, ich hege nicht die leiseste Besorgniß, daß es fehlschlagen wird.«

Der junge Herr war in Nachdenken versunken, die Zuversicht dieser Frau ließ ihn die früheren Besorgnisse völlig vergessen.

»Um so besser,« sagte er, aus seinen Sinnen erwachend, »ich werde nun auch meine Rolle spielen und denke die Komödie mit Ihrer Hülfe zu enden, wie ich es wünsche. Noch Eins, Madame! Fürchten Sie nicht, daß meine Braut gewarnt werden könnte?«

»Durch wen?« fragte Mistreß Wards ruhig.

»Hm, es sind mehrere junge Damen in diesem Hause, die auf demselben Wege hineingekommen sein dürften.«

»Darin haben Sie Recht, aber zu Besorgnissen ist kein Grund vorhanden.«

»Gehen Sie nicht so leicht darüber hinweg!«

»Ich kenne meine Leute.«

»Diese betrogenen Mädchen sind erbittert, rachsüchtig –«

»Sehr richtig, aber sie rächen sich nur an ihrem eigenen Geschlecht.«

»Inwiefern?«

»Sie finden eine Genugthuung darin, wenn sie eine Schicksalsgenossin erhalten, sie triumphiren über den Fall einer unschuldigen Schwester, und es bereitet ihnen Vergnügen, eine Leidensgefährtin trösten zu können.«

»Sprechen Sie aus Erfahrung?«

»Allerdings.«

»Sie könnten sich dennoch täuschen, Madame! Die Rachsucht könnte sich auch gegen Sie richten, es wäre möglich, daß die eine oder andere dieser jungen Damen

sich verpflichtet hielt, meine Braut zu schützen und unsere Pläne zu durchkreuzen.«

Mistreß Wards blickte befremdet den jungen Herrn an.

»Haben Sie vielleicht schon Beweise für diese Möglichkeit erhalten?« fragte sie.

»Das nicht, aber –«

»Dann seien Sie unbesorgt und vertrauen Sie auf meine Erfahrungen.«

Hermann schüttelte bedenklich das Haupt.

»Es wäre für alle Fälle gut, wenn meine Braut diesen Damen fern gehalten würde,« sagte er in einem sehr ernsten, fast befehlenden Tone, »schon die Toilette der letzteren könnte Anstoß erregen und Argwohn wecken.«

Ein seltsames, boshaftes Lächeln glitt über die Lippen der Mistreß Wards.

»Glauben Sie nicht, daß meine Gäste je mit meinen Damen in Berührung kommen,« antwortete sie spöttisch, »es sind Vorkehrungen getroffen, eine solche Begegnung zu vermeiden. Natürlich müssen auch Sie darüber wachen, ich kann meine Augen nicht überall haben und die Bewohner meines Hauses nicht abgesondert einsperren. Ich werde Sie unterstützen, und die junge Dame recht oft besuchen, um sie zu beschäftigen und die Langeweile ihr fern zu halten. Wollen Sie am Abend hieher kommen, werden Sie hier eine heitere Gesellschaft finden.«

Der junge Herr nickte, als wolle er entgegnen, er werde von dieser Einladung mit großem Vergnügen Gebrauch machen, dann verließ er das Spielzimmer, um in die ihm angewiesene Wohnung zurückzukehren.

Schluchzend sank das Prinzeßchen in seine Arme, sie hielt ihn fest umschlungen, als ob sie fürchte, daß sie auch ihn verlieren könne, wie sie den Vater verloren hatte.

Der Schurke hielt das schöne, blühende Mädchen an sich gedrückt und suchte sie zu trösten und zu beruhigen.

»Du siehst, er ist noch immer der Alte,« sagte er im Tone herzlichen Bedauerns, »er kann den Groll gegen seine Familie so rasch nicht überwinden, dieser Groll ist zu tief eingewurzelt. Er hat mit Mistreß Wards darüber ausführlich gesprochen und seine Verhältnisse ihr eingehender geschildert, als mir lieb ist. Er hat ihr gesagt, er sehe wohl, daß er uns Beide nicht mehr trennen dürfe, nachdem ich so viele schwere Opfer Dir und ihm gebracht habe, gleichwohl könne er nicht mit freudigem Herzen in unsere Verbindung einwilligen, denn er hasse meinen Vater, und ein Theil dieses Hasses treffe auch mich. Er wolle schon aus diesem Grunde die Gelegenheit zur Weiterreise, die sich so zufällig ihm biete, benutzen, Mistreß Wards möge mir sagen, wenn ich die Hochzeit mit Dir hier feiern wolle, so werde er die Thatsache anerkennen und mich später als seinen Schwiegersohn aufnehmen.«

Röschen hielt den Blick unverwandt auf das Billet gerichtet, welches Mistreß Wards ihr eingehändigt hatte, sie schüttelte ablehnend das Köpfchen.

»Es wäre ein trauriges Hochzeitsfest,« erwiderte sie leise. »Wie ganz anders habe ich dieses Fest mir gedacht!«

»Aber wir dürfen damit nicht zögern, Deine Ehre verlangt, daß Du als mein Weib die Reise gemeinsam mit mir fortsetzest.«

»Und Mistreß Wards sagt, es könne vier bis sechs Wochen währen, ehe eine Reisegelegenheit nach dem Westen sich biete.«

Hermann zuckte die Achseln, er wandte dem noch immer schluchzenden Mädchen den Rücken und trat an's Fenster.

»Mistreß Wards weiß das jedenfalls besser wie wir,« sagte er in einem so aufrichtigen, theilnehmenden Tone, daß in der Seele Röschen's kein Mißtrauen erwachen konnte, »sie hat mir versprochen, mich sofort zu benachrichtigen, wenn eine Reisegesellschaft nach dem Westen aufbrechen wolle. Sie will uns mit Rath und That zur Seite stehen, und so weit ich sie bis jetzt kennen gelernt habe, glaube ich, daß wir ihr volles Vertrauen schenken dürfen.«

Sein lauernder Blick streifte bei den letzten Worten verstohlen das bleiche Antlitz des Mädchens.

****

»Sie hat mir gesagt, es bedürfe keiner großen Vorkehrungen zur Hochzeitsfeier, binnen vierundzwanzig Stunden könne alles Nöthige geordnet sein. Es ist besser so, Röschen; ich hoffe, wir können schon bald nach der Hochzeit die Reise fortsetzen, dann darf Niemand mehr zwischen uns treten.«

Das Prinzeßchen schlug die schönen, thränenfeuchten Augen auf und blickte ihn flehend an, sie konnte sich mit

dem Gedanken, unter solchen drückenden Verhältnissen das schönste Fest ihres Lebens feiern zu sollen, nicht befreunden.

Aber jeden Einwurf, den sie erhob, wußte er zu beseitigen, jedem Bedenken stellte er Gründe entgegen, deren Triftigkeit sie anerkennen mußte, und die Liebe und Theilnahme, die er so vor trefflich zu heucheln verstand, ließen den früheren Argwohn nicht mehr aufkommen.

In der Abenddämmerung kam Mistreß Wards, um die Gedanken des Mädchens zu beschäftigen.

Sie erzählte ihr von dem alten Manne, sie sagte ihr dasselbe, was Hermann seiner Braut schon mitgetheilt hatte, und zeichnete den Vater Röschen's in seiner Redeweise und seinen Geberden so getreu, daß das Prinzeßchen den schändlichen Betrug nicht ahnen konnte, dessen Opfer sie war.

Den vereinten Bemühungen Hermann's und dieser Frau mußte es gelingen, das völlig verwirrte Mädchen ihren Wünschen geneigt zu machen, sie zu bestimmen, arglos in eine Falle zu gehen, von deren Schändlichkeit ihre edel denkende Seele keine Ahnung haben konnte.

Achtes Kapitel.

Konrad und der Referendar waren nach einer raschen und glücklichen Fahrt wohlbehalten in New-York angekommen. Sie erfuhren, daß das Schiff, welches das Prinzeßchen nach Amerika gebracht hatte, am Tage vorher

eingetroffen war, und erhielten gleichzeitig die Gewißheit, daß Röschen und der Sohn des Bankiers sich bereits in New-York befanden.

Der Beamte, an den sie sich sofort nach der Landung wandten, hatte das Paar bemerkt, er erinnerte sich des Anzugs der jungen Dame, und als er vernahm, weshalb die Beiden verfolgt wurden, erklärte er sich ohne Zögern bereit, die jungen Herren in ihren Nachforschungen zu unterstützen.

Er verhehlte ihnen nicht, daß diese Nachforschungen mit sehr großen Schwierigkeiten verknüpft seien; den Vorschlag Konrad's, in den Gasthöfen Erkundigungen einzuziehen, verwarf er, indem er die begründete Vermuthung äußerte, daß der Schurke, zumal er sich schon verfolgt wisse, schwerlich in einem Hôtel abgestiegen sein werde.

Er sagte ihnen, es gebe in New-York Häuser, in denen verfolgte Verbrecher ein sicheres Asyl fänden, diese Häuser dürfe die Polizei nur dann durchsuchen, wenn sie überzeugende Beweise habe, daß sie einen Flüchtling beherbergten.

Vor allen Dingen müsse man versuchen, den Kutscher ausfindig zu machen, der das Paar gefahren habe, aber selbst wenn auch dies gelinge, dürfe man sich einer zuversichtlichen Hoffnung noch immer nicht hingeben.

Konrad zitterte vor Ungeduld und Erregung, er fürchtete schon, Röschen nie, oder als eine Entehrte wiederzufinden; daß Hermann das Prinzeßchen heirathen werde, konnte er, in Hinblick auf den Charakter dieses Menschen, nicht glauben.

Der Referendar hingegen blieb ruhig, er setzte sein Vertrauen auf die Umsicht und Tüchtigkeit der Polizei, und hoffte mit Zuversicht, dem Schurken wenigstens einen Theil des geraubten Geldes wieder zu entreißen.

Es waren am Strande mehrere Personen, die sich des schönen Mädchens erinnerten, aber keine von diesen konnte eine Auskunft darüber geben, welchen Weg das Brautpaar genommen hatte.

»Gehen wir zur Central-Station,« wandte der Beamte sich endlich zu Wilhelm, »von dort aus müssen wir die Fäden aussenden. Wir finden dort mehrere Agenten, die uns unterstützen werden, wir schicken sie aus, den Kutscher zu suchen, der allein uns auf die rechte Fährte bringen kann.«

»Wollen Sie in den Gasthöfen nicht nachfragen lassen?« antwortete der Referendar. »Es wäre immerhin möglich, daß der Schuft in Ermangelung der Adresse eines anderen Hauses in einem Hôtel abgestiegen ist.«

»Auch das soll geschehen,« sagte der Beamte nachdenklich; »ich hoffe, wir haben bis heute Abend irgend etwas erfahren, was uns einen Haltpunkt bietet.«

Sie verließen den Strand und gingen in die Stadt, und mit jeder Minute wuchsen die Besorgnisse Konrad's, die nur zu sehr begründet waren. –

Röschen hatte eingewilligt, ihrem Bunde mit dem Verlobten den Segen der Kirche geben zu lassen.

Mistreß Wards schmückte das Zimmer mit Blumen und stellte mit gewinnender Freundlichkeit der schönen Braut eine reiche Garderobe zur Verfügung, in der sogar ein blitzender Brillantschmuck nicht fehlte.

Das Prinzeßchen lehnte dieses freundschaftliche Anerbieten ab, sie erwiderte, das Kleid, welches sie trage, sei auch für diesen Zweck elegant genug, zumal ja, außer Mistreß Wards, kein Zeuge zugegen sein werde.

Hermann pflichtete ihr bei, obgleich er sich erbot, ihr den kostbarsten Brautschmuck zu kaufen, wenn sie dies wünsche, er sagte ihr, sie sei in jedem Kleide ihm lieb und theuer, und eine glänzende Toilette könne ihre ihn entzückende Schönheit in seinen Augen nicht erhöhen.

Je näher die Stunde rückte, in der die Ceremonie stattfinden sollte, desto schwerer ward der Druck auf der Seele Röschen's.

Was sie beunruhigte und ängstigte, was es ihr unmöglich machte, der schönsten Lebensstunde mit Heiterkeit entgegenzusehen, wußte sie selbst nicht, sie meinte, dieses beklemmende Gefühl müsse jede Braut empfinden, und dachte nicht weiter über die Ursache desselben nach.

Sie hätte ja auch keinen Grund dafür finden können! Hermann zeigte ihr nur Liebe und Güte, an der Aufrichtigkeit seiner Gesinnungen zweifeln zu wollen, wäre ein Frevel an seiner Liebe gewesen, Mistreß Wards bewies ihr eine uneigennützige, aufopfernde Freundschaft, und die Gründe, welche ihren Vater bewogen hatten, seine Reise

unverzüglich fortzusetzen, erschienen ihr nun auch gerechtfertigt.

Sie liebte ja ihren Verlobten, und die Trauung fesselte ihn für Zeit und Ewigkeit an sie, – weshalb freute sie sich nicht recht herzlich darüber, daß die unauflöslichen Bande nun geknüpft werden sollten?

Sie wußte es nicht, sie hoffte, dieses beklemmende, beängstigende Gefühl werde der Freude Raum geben, wenn die Trauung vollzogen sei.

Mistreß Wards hatte ein kleines Festmahl für die Neuvermählten angerichtet, sie war als Gast geladen und so liebenswürdig gewesen, diese Einladung anzunehmen.

Man erwartete jetzt nur noch den Geistlichen; als er kam, traten Hermann und Röschen Hand in Hand vor den kleinen, mit Blumen geschmückten Altar, um das Gelübde ewiger Treue und Liebe abzulegen.

Das Prinzeßchen hielt die Wimpern gesenkt, ihr Blick hatte nur flüchtig den ehrwürdigen Greis gestreift, der als Diener Gottes vor ihr stand und in salbungsvollem Tone die Ceremonie begann.

Vielleicht, wenn sie ihn scharf beobachtet hätte, würde sie bemerkt haben, daß die Gaunerphysiognomie dieses Mannes schlecht mit seinem Beruf harmonirte, vielleicht würde ein entsetzlicher Verdacht in ihrer Seele aufgestiegen sein, wenn ihr Blick seinen tückischen Augen begegnet wäre. So hörte sie nur den Klang seiner Stimme, der keinen Argwohn in ihr wecken konnte und als das entscheidende »Ja« ausgesprochen war, meinte sie, nun sei

der Bann von ihr genommen, unter dessen Druck sie ihre Heiterkeit verloren hatte:

Der Geistliche sprach den Segen und entfernte sich rasch, die Einladung Hermann's, ein Glas Wein mit ihnen zu trinken lehnte er ab.

Mistreß Wards führte inzwischen die junge Frau in das Zimmer, in welchem das Mahl servirt war, sie wünschte ihr in einem so warmen, herzlichen Tone eine glückliche, segensreiche Zukunft, daß Röschen tiefbewegt sie in ihre Arme schloß und mit Thränen in den Augen ihr dankte für die Freundschaft, die sie in diesem Hause gefunden zu haben glaubte.

Ja, sie war glücklich, sie hatte das Ziel ihrer Wünsche erreicht, und alle früheren Zweifel und Besorgnisse waren nun geschwunden.

Sie nippte mit heiterm Lächeln an dem Glase, welches Hermann für sie gefüllt hatte, und stieß fröhlich mit Mistreß Wards an, die den Wunsch äußerte, in der schönen, jungen Frau eine Freundin für das ganze Leben gefunden zu haben.

»Wie könnte ich Ihnen je die Freundschaft vergessen, mit der Sie mich in Ihrem Hause aufgenommen haben!« erwiderte Röschen, indem sie der bejahrten Dame die Hand reichte. »Nein, das wäre schändlicher Undank, dessen ich mich nimmer schuldig machen werde.«

Mistreß Wards nickte befriedigt und drückte der jungen Frau die Hand, während sie gleichzeitig durch einen verstohlenen Blick Hermann aufforderte, die geleerten Gläser wieder zu füllen.

»Ich hoffe Sie werden auch ferner mit mir zufrieden sein, so lange Sie unter meinem Dache weilen,« sagte sie mit einem seltsamen Lächeln, »was an mir liegt, wird gewiß geschehen, Ihnen den Aufenthalt in meinem Hause angenehm zu machen.«

»Der hoffentlich sich nicht lange mehr hinausziehen wird!« warf Hermann ein.

»Ach, daß wir sagen müssen, Ihre baldige Abreise sei unser Wunsch!« seufzte Mistreß Wards, betrübt das Haupt schüttelnd. »Wie gern möchte ich Sie recht lange bei mir behalten! Aber freilich, vor dem Vater muß ich zurückstehen und ich kann als Ihre Freundin nur wünschen, daß Sie den Vater bald wiedersehen mögen! Der gute, liebe Mann! Er sehnte sich so sehr nach seinem Kinde!«

»Wir werden ihn bald wieder sehen,« sagte Hermann, seine junge Frau umarmend, »sobald eine Reisegelegenheit sich bietet, eilen wir zu ihm.«

Mistreß Wards hatte sich von ihrem Sitz erhoben.

»Bis dies geschieht, sind Sie meine Gäste,« antwortete sie, noch einmal dem Prinzeßchen die Hand reichend, »möge es Ihnen unter meinem Dache gefallen.«

Sie nickte den Beiden freundlich zu, und wieder umspielte das seltsame, fast boshafte Lächeln ihre Lippen, während ihre anscheinend treuherzigen Augen die junge Frau mit herzlicher Theilnahme anblickten.

Dann ging sie hinaus, und Hermann schloß hinter ihr die Thüre. Er umarmte seine schöne Frau und küßte sie, und Röschen schmiegte sich so fest und innig an ihn, als

ob sie Angst vor einer nahenden Gefahr empfinde und bei ihm Schutz und Hülfe suchen wolle.

Er schloß sie in seine Arme und schritt mit ihr der Thüre zu, die das Schlafgemach mit dem Wohnzimmer verband.

Eine dunkle, brennende Gluth übergoß das schöne Antlitz Röschen's bis zu den Schläfen, fast unwillkürlich blieb sie stehen, als ob sie sich weigern wolle, weiter mit ihm zu gehen, und als sie nun flehend zu ihm aufschaute, erschrak sie vor der verzehrenden Gluth, die in seinen Augen loderte.

Fast gewaltsam zog er sie mit sich fort, mit zitternder Hand öffnete er hastig die Thüre, um in der nächsten Secunde bestürzt zurück zu weichen vor der hochaufgerichteten, drohenden Gestalt des Mädchens, welches am Tage vorher ihn gewarnt hatte.

Sie stand auf der Schwelle des Zimmers, und das Licht der Kerzen fiel voll auf ihr bleiches, zürnendes Gesicht, welches heute der Schminke gänzlich entbehrte.

Auch Röschen war erschreckt zurückgetreten, es war das erste Mal, daß sie diesem Mädchen begegnete, dessen drohende, feindselige Haltung ihr nur Furcht einflößen konnte.

Hermann hatte rasch seine Fassung wieder gefunden.

»Was wollen Sie hier?« fragte er trotzig. »Was berechtigt Sie, in meine Wohnung einzudringen?«

»Das Recht, mit welchem jeder Mensch einen Schurken entlarven darf,« erwiderte das Mädchen in einem so festen, entschiedenen Tone, daß Röschen ihren Gatten

betroffen anschauen mußte, in der bangen Ahnung er sei der »Schurke,« der jetzt entlarvt werden solle. »Dieser elende Mensch betrügt Sie,« wandte sie sich zu dem Prinzeßchen, »Sie haben keine Ahnung davon, in welchem Hause Sie sich befinden –«

»Das Weib ist irrsinnig,« fiel Hermann ihr schneidend in's Wort, »ich werde Mistreß Wards rufen.«

»Sie werden hier bleiben!« rief das Mädchen, ihm den Weg vertretend. »Sie werden hören, was ich von Ihnen fordere. Mein Fräulein, glauben Sie nicht, Sie seien die rechtmäßige Gattin dieses Mannes, nicht ein Geistlicher hat Ihrem Bunde den Segen der Kirche gegeben, ein Werkzeug der Mistreß Wards, ein oft bestrafter Gauner hat die Rolle eines Geistlichen in diesem Bubenstück übernommen!«

Entsetzt zog Röschen ihren Arm aus dem Arme des Schurken, der zitternd vor Wuth das Mädchen mit glühenden Augen anstarrte, wie ein Schreckbild, welches plötzlich vor ihm aus dem Boden aufgestiegen war.

»Das ist eine schwere Anklage,« sagte sie mit bebender Stimme, und auch ihre Augen ruhten starr und unverwandt auf dem bleichen Antlitz der Anklägerin. »Wehe mir, wenn Sie dieselbe beweisen können, wehe Ihnen, wenn Sie es nicht vermögen.«

»Daß ich es kann, weiß er,« erwiderte das Mädchen mit einem flammenden Blick auf den jungen Mann, »keine Macht der Erde soll mich abhalten, es zu thun, wenn er sich weigert, meine Forderung zu erfüllen. – O, sie ist leicht zu erfüllen, denn für Gold ist dem schändlichen

Weibe in diesem Hause Alles feil, Gold wird uns Beiden die Thüren dieses entsetzlichen Gefängnisses öffnen. Er soll uns hinausführen und die Mittel uns geben, allein, ohne ihn nach Europa zurück zu kehren, dann will ich schweigen. Thut er es nicht, dann morde ich ihn vor den Augen derer –«

»Hinaus mit der Wahnsinnigen!« schrie Hermann, unfähig, seiner Wuth länger zu gebieten, und schon wollte er sich auf das Mädchen stürzen, als Röschen rasch zwischen die Beiden trat.

Das alte Mißtrauen war in ihrer Seele wieder erwacht, die Ruhe dieses Mädchens, die Sicherheit, mit der sie die Anklage erhob, und im Gegensatze hierzu die Erregtheit Hermann's, seine Wuth und das offenbare Bestreben, weiteren Enthüllungen selbst durch Gewaltmittel vorzubeugen, das Alles mußte im Verein mit der Erinnerung an die Enttäuschungen der jüngsten Tage ihren Argwohn bestätigen.

Aber trotz alledem konnte sie so rasch nicht an die Verworfenheit des Mannes glauben, dem sie ihre Liebe und ihr Vertrauen geschenkt, ihr ganzes Denken und Empfinden gewidmet hatte.

Nein, sie konnte nicht glauben an diese Verruchtheit, vor der ihre reine Seele Grauen empfand, sie konnte nicht einmal an die Möglichkeit eines solchen Betruges, einer solchen Infamie glauben.

»Beweisen Sie Ihre Anklage,« sagte sie mit mühsam erzwungener Fassung, »erklären Sie mir, in welchem Hause

wir uns befinden; so lange Sie diesen Beweis mir schuldig bleiben, muß ich Sie für eine Irrsinnige oder eine Verleumderin halten.«

»Ich werde es thun, wenn – – halt, mein Herr, nicht von der Stelle!«

Mit einer raschen Wendung hatte das Mädchen Röschen beiseite geschoben, aber in demselben Augenblicke stürzte Hermann sich auf sie mit der Gereiztheit und Wildheit eines nach Blut lechzenden Tigers.

Er griff mit seinen mageren Händen nach ihrem Halse, behend wich sie zur Seite, mit einem Schrei der Wuth wiederholte er seinen Angriff; aber im nächsten Augenblicke taumelte er zurück, er griff nach dem Herzen und sank auf den Teppich nieder.

Das Alles war das Werk eines kurzen Moments gewesen, noch begriff Röschen nicht, wie Alles gekommen war, jetzt aber fiel ihr Blick auf die blutige Klinge des Dolches, dessen Griff die Hand des Mädchens umklammert hielt.

»Sie haben ihn gemordet!« rief sie in wildem Schmerz; dann aber verstummte sie vor dem racheglühenden Blick des Mädchens, welches rasch ihre Hand erfaßte und sie mit sich in's Wohnzimmer zog.

»Still!« flüsterte das Mädchen mit heiserer Stimme. »Wenn auch die Mauern in diesem Hause so dick sind, daß sie selbst einen lauten Schrei nicht durchlassen, so wäre es dennoch möglich, daß die Alte draußen horchte, um zu erforschen, was hier vorgeht. Und dann, mein armes Kind, wären Sie unrettbar verloren.«

Röschen wollte gewaltsam sich von ihr befreien und zu dem Verwundeten zurückkehren, aber es gelang ihr nicht, das Mädchen zwang sie, ihr zu folgen.

»Was ich Ihnen gesagt, und wessen ich jenen Schurken beschuldigt habe, stützt sich auf Wahrheit,« fuhr die Letztere fort, indem sie schaudernd den blutbefleckten Dolch auf den mit Schüsseln, Flaschen und Gläsern reich besetzten Tisch warf. »Ich habe ihn gewarnt, er hat auf meine Warnung nicht gehört, meine Drohung nicht beachtet, da mußten die Folgen ihn treffen, wie ich es ihm voraussagte. Kümmern Sie sich nicht um ihn, er ist todt und nicht werth, daß Sie eine Thräne seinetwegen vergießen. Ach, auch ich kam vor Jahren als eine Unschuldige in dieses Haus, auch mich hatte man unter falschen Vorspiegelungen hieher gelockt, und wissen Sie, was ich hier geworden bin?«

Mit Furcht und Schrecken betrachtete Röschen das Mädchen, die Ahnung, daß entsetzliche Enthüllungen dieser Frage folgen würden, dämmerte in ihr auf, aber was sie vernahm, übertraf weit ihre Befürchtungen.

Sie bedeckte das Antlitz mit den Händen und sah dennoch die entsetzlichen, Grauen erregenden Bilder, welche das Mädchen heraufbeschwor, um ihre That zu rechtfertigen; oft wollte sie von ihrem Sitz aufspringen und ihr zurufen, das Alles seien Lügen, Hirngespinnste einer Wahnsinnigen, es sei nicht möglich, daß ein Menschenherz eine solche Fülle von Bosheit, Sünde und Ruchlosigkeit bergen könne, und vorzüglich Mistreß Wards halte sie solcher Verruchtheit nicht fähig.

Aber die Mittheilungen des Mädchens trugen zu deutlich den Stempel der Wahrheit, Röschen konnte ihnen nicht entgegentreten, zumal ja auch ihr früheres Mißtrauen gegen den Ermordeten diesen Mittheilungen einen fruchtbaren Boden bereitete.

Sie sah jetzt ein, daß sie eine Thörin gewesen war, als sie den Gründen Glauben schenkte, mit denen Hermann die Weiterreise ihres Vaters rechtfertigen wollte, es ward ihr immer klarer, daß der Mann, dem sie ihre theuersten Güter anvertraut hatte, ein Schurke gewesen war.

»Nun wissen Sie, wo Sie sind,« schloß das Mädchen ihre Mittheilungen, »nun werden Sie an der Wahrheit meiner Anklage nicht mehr zweifeln. Ich sah Sie gestern, als Sie ankamen, und fühlte mich zu Ihnen hingezogen, ich wußte, welches Loos Ihnen hier bereitet werden sollte, und beschloß, Sie zu retten.«

»Und welches Loos erwartete mich hier?« fragte Röschen mit wachsendem Entsetzen.

»Der Schurke würde nach einigen Wochen Sie verlassen haben, und Sie wären als eine Gefangene hier zurückgeblieben, als eine Sklavin des Satans, den Sie Ihre Freundin nennen. Ich habe Ihnen gezeigt, welche Mittel dieses Weib anwendet, um ihre Zwecke zu erreichen, und mit welcher Bosheit sie Tugend, Unschuld und Ehre in den Staub tritt. Nur der Tod hätte Sie aus der Gewalt dieses Satans befreien können, aber der Tod ist grausam, er verschont Die, welche ihn herbeisehnen, und –«

»Giebt es denn keinen Weg aus diesem Hause?« fiel Röschen ihr zitternd vor Angst in's Wort. »Und konnten

Sie kein anderes Mittel finden, um mich zu warnen und zu beschützen?«

»Nein,« erwiderte das Mädchen, und ein herber Zug umzuckte ihre Lippen, ein Zug der Bitterkeit, der Verachtung und des glühendsten Hasses. »Wenn es mir möglich gewesen wäre, würde ich Sie gewarnt haben, aber das Weib bewachte mich mit Argusaugen. Niemand, außer ihr selbst, durfte sich diesen Gemächern nähern, und wie wir, die jungen Mädchen im Hause, bewacht wurden, so waren auch Sie bewacht. Ich habe nur einen Theil der Unterredung Ihres Bräutigams mit dem Weibe vernommen, aber was ich hörte, genügte, mich erkennen zu lassen, daß Sie verloren waren, wenn ich nicht die schändlichen Pläne dieses Gesindels durchkreuzte. Unter dem Vorwande einer starken Erkältung verschaffte ich mir die Erlaubniß, heute in meinem Zimmer bleiben zu dürfen, und während der Trauung ward es mir möglich, mich in Ihr Schlafgemach zu schleichen, in welchem ich mich auf den entscheidenden Augenblick vorbereitete. Wüßte das Weib, was hier vorgefallen ist, so würde sie gewaltsam die Thüre sprengen, ich erhielte die Peitsche, die Leiche des Ermordeten verschwände spurlos, und Sie könnten in einem finstern Kerker Ihre letzten Hoffnungen zu Grabe tragen.«

»Hat dieses Weib solche Gewalt?« fragte das Prinzeßchen, vergeblich nach Fassung ringend. »Was wird morgen geschehen? O mein Gott, ich fühle mich dem Wahnsinn nahe die Leiche nebenan – die Angst vor dieser Frau – schützen, retten Sie mich! Aber wie können Sie mich

schützen? Sie werden ja selbst verfolgt – o, meinetwegen haben Sie ein Verbrechen begangen, ein Verbrechen, welches Sie auf das Blutgerüst bringen wird!«

In fieberhafter Erregung hatte Röschen sich erhoben, eine unwiderstehliche Gewalt drängte sie, in das Schlafgemach zu eilen, aber der Gedanke an die Leiche hielt sie zurück.

»Was liegt an meinem Leben?« antwortete das Mädchen bitter. »Mag es die Schuld sühnen, die Furcht vor dem Tode hätte mich nicht abhalten können, dem Schurken den Dolch in das falsche Herz zu stoßen! Das Leben hat für mich jeden Werth verloren, ich werfe es ab wie eine Bürde deren man überdrüssig ist! Ueberdies dürfen wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Alte der Polizei keine Anzeige von dem Vorfall machen wird, um nicht selbst in Conflict mit ihr zu kommen. Ihre Creaturen werden die Leiche fortschaffen, und alle späteren Nachforschungen nach dem spurlos Verschwundenen vergeblich sein. Denken wir jetzt nur darüber nach, wie wir aus diesem Hause entkommen können, ich hoffe, wir werden bei dem Schurken genügende Mittel finden, die uns die Rückreise nach Europa ermöglichen. Alsdann mögen unsere Wege sich wieder trennen, Sie kehren zu Ihren Angehörigen zurück, ich werde versuchen, durch meiner Hände Arbeit mein Dasein zu fristen.«

Verwirrt, betäubt, ihrer Sinne nicht mehr mächtig, saß Röschen da, den starren Blick auf das Mädchen geheftet, dessen Muth und Ruhe sie bewundert haben würde,

wenn nicht Furcht, Schrecken und Entsetzen sie unfähig für jede andere Empfindung gemacht hätten.

»Es giebt nur einen Weg,« fuhr das Mädchen fort, »er ist beschwerlich und auch mit Gefahren verknüpft, aber ich denke, auch Sie ziehen den Tod der Schande vor.«

»Gewiß!«

»Wohlan, wir müssen aus dem Material, welches wir hier finden, einen Strick, oder besser eine Strickleiter drehen und uns durch das Fenster in den Garten hinunterlassen. Durch das Haus können wir nicht, alle Thüren, die hinausführen, sind geschlossen, und die Alte trennt sich nie von den Schlüsseln; wenn Jemand Einlaß begehrt, öffnet sie selbst. Im Garten angekommen, müssen wir versuchen, die Mauer zu übersteigen, es sind da mehrere schadhafte Stellen, die uns diesen Versuch hoffentlich ermöglichen werden. Sind Sie bereit, mich auf diesem Wege zu begleiten?«

»Ohne Bedenken,« erwiderte Röschen lebhaft.

»So wollen wir das Werk beginnen,« sagte das Mädchen mit der ihr eigenen, fast beängstigenden Ruhe, indem sie sich einer Portière näherte und die Schnüre herunterriß.

Das Prinzeßchen warf noch einmal einen scheuen Blick auf das anstoßende Gemach, strich dann hastig mit der Hand mehrmals über Stirne und Augen, und folgte danach dem Beispiel ihrer Beschützerin, die geschäftig das Material herbeiholte, dessen sie zur Ausführung ihres kühnen Planes bedurfte.

In derselben Stunde pochten drei Männer, Einlaß begehrend, an der Hausthüre, und da die Art des Pochens einen Gast kennzeichnete, der mit den Geheimnissen dieses Hauses vertraut war, so trug Mistreß Wards kein Bedenken, die Thüre zu öffnen.

Die Eintretenden waren Konrad, Wilhelm und ein Polizei-Agent, und da Mistreß Wards keinen dieser Herren kannte, wohl aber in den beiden Ersteren Fremde erkannte, so glaubte sie, einige Goldvögel gefangen zu haben, die das Bedürfniß fühlten, ihrer goldenen Federn beraubt zu werden.

Sie führte sie in das Spielzimmer, in welchem sie von jungen Damen empfangen und an den grünen Tisch begleitet wurden; aber der Agent bemerkte kaum, daß unter der Gesellschaft sich nur zwei Herren befanden, als er dem Referendar befahl, die Thüren zu schließen und Jeden niederzuschießen, der einen Versuch mache, dieses Zimmer zu verlassen.

Die Damen stießen einen Schreckensruf aus, die Herren erhoben sich trotzig und machten die Revolver, welche sie aus der Brusttasche zogen, schußfertig.

Mistreß Wards aber eilte in eine Ecke des Gemachs, und schon hatte sie den Arm ausgestreckt, um eine rothe Schnur zu ergreifen, die von der Decke niederhing, als der Beamte ihr mit seinem Stabe einen heftigen Schlag auf die Hand versetzte.

Im nächsten Augenblicke stand der Agent schon vor der Schnur, mit einem triumphirenden Blick das Weib anschauend, welches in drohender, feindseliger Haltung,

wie zu einem Kampfe auf Tod und Leben gerüstet, vor ihm stand.

»Vor allen Dingen mache ich Sie darauf aufmerksam, daß meine Leute vor dem Hause angewiesen sind, beim ersten Schuß die Thüre gewaltsam zu erbrechen,« sagte er; »überdies sind wir Drei, wie Sie sehen, gut bewaffnet, und die beiden ersten Kugeln aus dem Revolver strecken Sie, meine Herren, so sicher nieder, wie Sie mich augenblicklich vor sich sehen. Wollen Sie es darauf ankommen lassen, so beginnen Sie den Kampf, der Ihnen unter allen Umständen das Leben kosten wird. Glauben Sie nicht, daß ich ein solches Haus unvorbereitet betrete, ich kenne die Bedeutung solcher Schnüre und bin durchaus kein Freund von einem Kampf in der Finsterniß.«

Die letzten Worte waren an Mistreß Wards gerichtet, die jetzt ihre Fassung und zugleich ihren Trotz wiedergefunden hatte.

»Was suchen Sie hier?« fragte das Weib, ihre Spießgesellen durch einen bedeutungsvollen Blick ermahnend, Frieden zu halten. »Sie haben kein Recht, in meine Wohnung einzudringen!«

»Was ich hier suche, hoffe ich auch zu finden,« erwiderte der Beamte ruhig, während seine Begleiter jede Bewegung der Anwesenden beobachteten. »Sie haben gestern fremde Gäste aufgenommen!«

»Wissen Sie das so genau?« fragte Mistreß Wards höhnisch.

»Ja, der Kutscher, der die Gäste brachte, hat es mir mitgetheilt, und ich habe keinen Grund, die Wahrheit seiner Aussage zu bezweifeln.«

»Nun, die Wahrheit ist, daß diese Gäste schon gestern Abend mein Haus wieder verlassen haben,« sagte das Weib trotzig; aber das spöttische Lächeln des Beamten mußte ihr beweisen, daß er sehr wohl wußte, welchen Werth er auf diese Antwort legen durfte.

»So rasch verlassen die Gäste, welche Ihr Haus aufsuchen, dasselbe nicht wieder,« erwiderte er gemessen, »der Zweck, der sie bewegt, hier einzukehren – – – Herr Bauerband, nehmen Sie den Burschen mit dem blonden Bart scharf auf's Korn, bei der geringsten verdächtigen Bewegung schießen Sie ihn nieder, die Verantwortung übernehme ich.«

Da Konrad kein Englisch verstand, woran der Agent in diesem Augenblicke wohl nicht denken mochte, so übersetzte der Referendar ihm diese Worte, und in seiner fieberhaften Erregung würde der junge Mann kein Bedenken getragen haben, diesen Befehl prompt auszuführen, wenn der Betreffende ihm dazu Anlaß gegeben hätte.

Mistreß Wards ermahnte ihre Kreaturen abermals durch einen Blick zur Ruhe, dann wiederholte sie in einem sehr festen und entschiedenen Tone, die Gäste seien schon seit vierundzwanzig Stunden wieder abgereist.

»Sie werden mir erlauben, das so lange zu bezweifeln, bis ich mich durch den Augenschein überzeugt habe,«

entgegnete der Agent, seine Ruhe bewahrend, »Sie werden meinen Leuten Ihr Haus öffnen und mir gestatten, Haussuchung zu halten

»Nimmermehr!« rief das Weib wüthend. »Ich gestatte Ihnen nichts, wozu Ihr Amt Sie nicht berechtigt!«

»Wir werden sehen!«

Mit diesen Worten drängte der Beamte Mistreß Wards, indem er ihren Arm ergriff, vor sich her zur Thüre, mit lauter Stimme seinen Begleitern befehlend, alle Anordnungen, die er ihnen gegeben habe, pünktlich und ohne Furcht vor den Folgen zu beobachten.

»Wollen Sie öffnen, oder nicht?« fragte er das Weib auf der Schwelle dies Zimmers, und wieder verneinte sie in demselben entschiedenen Tone, aber dieses »Nein« war kaum über ihre Lippen, als draußen ungestüm angepocht wurde.

Der Beamte eilte zur Thüre, Mistreß Wards mit sich fortziehend.

»Was giebt's?« rief er.

»Man versucht, aus einem Zimmer an der Gartenseite zu entfliehen,« lautete die Antwort.

»Drei Mann übersteigen die Mauer und erwarten im Garten die Flüchtlinge!« rief der Agent. »Alle Uebrigen hieher zu mir! Jetzt die Schlüssel, Madame, oder ich entreiße sie Ihnen mit Gewalt, der Scherz hat ein Ende, der Ernst beginnt!«

Noch immer weigerte Mistreß Wards sich, aber der Beamte machte kurzen Proceß; während er sie so fest umschlungen hielt, daß sie sich nicht wehren konnte, durchsuchte er ihre Taschen, und bald darauf war die Hausthüre geöffnet. Vier Beamte besetzten das Spielzimmer, zwei andere begleiteten mit Konrad und Wilhelm den Agenten, der hastig die Treppe hinauf eilte.

Oben angelangt, rief Konrad, überwältigt von seiner Angst, den Namen Röschen's, ein nur schwach vernehmbarer Schrei antwortete ihm, aber dieser Schrei genügte, den Rettern zu zeigen, wo sie die Bedrohte suchen mußten.

Gleich daran wurde eine Thüre geöffnet, mit einer brennenden Kerze in der Hand stürzte Röschen den Freunden entgegen und brach bewußtlos in den Armen Konrad's zusammen.

Wilhelm und der Beamte eilten in das Zimmer, sie fanden hier die Leiche Hermann's, und neben ihr das Mädchen, welches den Schurken gemordet hatte.

Ruhig und furchtlos nannte das Mädchen die Gründe ihrer That, und die Enthüllungen, welche sie machte, berechtigten den Beamten, nicht allein sie und Mistreß Wards, sondern auch alle übrigen Bewohner dieses Hauses zu verhaften.

Unter diesen Verhafteten befand sich auch das Subject, welches die Rolle des Geistlichen gespielt hatte, Röschen würde ihn nicht wiedererkannt haben, aber er selbst

rühmte sich mit frecher Stirne seiner ehrlosen Handlungen und wälzte die Verantwortung für dieselben auf Mistreß Wards, deren Werkzeug er war.

****

Fest und innig hielt Konrad die Gerettete umschlungen, überwältigt von den Gefühlen, die auf ihn einstürmten, küßte er sie unzählige Male, und Röschen, schaudernd vor dem Abgrunde, vor dem sie gestanden hatte, und dessen Schrecken erst jetzt ihr völlig klar wurden, ließ es geschehen. Die Liebe, die sie stets zu ihm im Herzen getragen hatte, erwachte wieder, sie schlang ihre duftenden Blüthenketten um diese beiden Herzen und fesselte sie für Zeit und Ewigkeit aneinander.

Während Röschen ihrem Vetter die Ereignisse der jüngsten Wochen berichtete, und er ihr mittheilte, daß ihr Vater freigesprochen sei, durchsuchte Wilhelm die Taschen und das Gepäck des Ermordeten. Er fand außer den Werthpapieren, die dem Bankier entwendet worden waren, noch eine namhafte Summe in Gold und Banknoten, er nahm dies Alles an sich, um es dem rechtmäßigen Eigenthümer zu überbringen.

Mit Thränen in den Augen nahm Röschen Abschied von dem Mädchen, welches mit Muth und Fassung ihrem Schicksal entgegenging. Ueber die Folgen des Mordes beruhigte der Beamte sie, indem er sagte, im Hinblick auf die Verhältnisse, unter denen die That begangen worden sei, werde sie keine schwere Strafe treffen.

Röschen bat sie, zu ihr zu kommen, sobald die Strafe abgebüßt sei, das Mädchen versprach ihr, der Einladung zu folgen. Darauf verließen Alle das Haus, in welchem nur die Leiche zurückblieb, für deren Beerdigung der Beamte, mit Berücksichtigung aller darauf bezüglichen Wünsche Wilhelm's, Sorge tragen wollte.

Mistreß Wards, die bald darauf zu lebenslänglicher Gefängnißhaft verurtheilt wurde, sah Röschen nicht wieder.

Neuntes Kapitel.

Wie Theodor Bauerband es am Tage der Abreise des Referendars vorausgesehen hatte, so traf es auch ein.

Nachdem der Buchhalter die Bilanz gezogen hatte, stellte es sich heraus, daß der stolze Bankier plötzlich ein Bettler geworden war, der kaum noch die Mittel besaß, den Forderungen seiner Gläubiger gerecht zu werden.

Wer dies zuerst in die Oeffentlichkeit gebracht hatte, wußte Niemand, aber Thatsache war es, daß schon nach wenigen Tagen Jedermann über den nahen Bankerott des vordem so angesehenen Bankhauses sprach.

Das plötzliche und spurlose Verschwinden des Rittergutsbesitzers, die Verhaftung Fanny's,und die Entdeckung, daß Letztere die Schwester des Abenteurers war, die Flucht Hermann's, über deren Ursache und Zweck mancherlei dunkle Gerüchte in's Publikum drangen – alles dies mußte dazu beitragen, das schonungslose Urtheil der öffentlichen Meinung zu bestätigen, und

es waren nur Wenige, die Mitleid mit dem Bankier empfanden. Man konnte dreist behaupten, daß diese Wenigen sich auf Mathias Bauerband, Eleonore, den kleinen Rentner und den Buchhalter beschränkten, denn Freunde hatte der Bankier nie besessen, und selbst Madame Bauerband, geborne von Wurzer, hatte nur Vorwürfe und Klagen für ihren unglücklichen Gatten.

Den Schwur, den sie einst am Altare abgelegt hatte, schien sie plötzlich vergessen zu haben, sie half ihm nicht, die schwere Last zu tragen, die das Schicksal ihm auferlegte, sie warf ihm vor, er habe auf ihre Warnungen nicht gehört, einem Schwindler Vertrauen geschenkt und diesem Schwindler zu Liebe ihre Pläne durchkreuzt, die ihn zum Millionär gemacht und mit Orden und Titel überhäuft haben würden.

Was half es ihm, daß er sich vor ihr zu rechtfertigen suchte? Er konnte es nicht, seine geistige Kraft war gebrochen, und die triftigsten Gründe würden bei der erbitterten, gefühllosen Frau keinen Anklang gefunden haben.

Sie erinnerte sich plötzlich, daß sie einem ihrer adligen Verwandten schon seit längerer Zeit einen Besuch schuldete, sie reiste ab, ohne auf die Bitten Eleonore's zu hören, und nahm von ihrem Gatten in einer Weise Abschied, die ihre Herzlosigkeit so scharf und deutlich hervortreten ließ, daß Theodor Bauerband sie ohne Bedauern scheiden sah.

Und nun, nachdem auch sie das schiffbrüchige Wrack verlassen hatte, stürmte Alles auf den Bankier ein.

Die Gläubiger verlangten Zahlung, die früheren Eigenthümer der im Auftrage Wollheim's angekauften Ländereien forderten die Kaufschillinge und Sicherstellung ihrer Capitalien, die Inhaber der Wechsel Wollheim's drangen auf Deckung. Jeder wollte zuerst das Seinige retten, Keiner sich so lange gedulden, bis der Schuldner seine Ausstände eingezogen hatte.

Eleonore bewies in diesen schweren Tagen dem Vater, wie sehr er sich in ihr getäuscht hatte, als er ihr Mangel an Gefühl und Kindesliebe vorwarf.

Sie wich nicht von seiner Seite, sie saß im Cabinet bei ihm, tröstend und ermuthigend, so oft die Verzweiflung sich seiner bemächtigen wollte.

Sie hielt die Hoffnung wach in ihm, daß es dem Referendar gelingen werde, dem Flüchtling den Raub abzujagen, und so oft sie über diesen Punkt mit ihm redete, mußte er aus ihren Worten, aus dem Aufleuchten ihrer dunklen Augen erkennen, daß eine starke, innige Liebe zu dem jungen Manne in ihrem Herzen Wurzel gefaßt hatte.

Der Rentner Beier zeigte sich ebenfalls als ein treuer und aufrichtiger Freund.

Er suchte im Verein mit dem alten Buchhalter, dessen Thatkraft der unerwartete, schwere Schicksalsschlag gelähmt hatte, die Gläubiger zu beschwichtigen, er scheute weder Mühe noch Zeit, um das Schwerste von dem tiefgebeugten Manne abzuwenden, aber auch seine Bemühungen waren vergeblich, in dem Kampfe mit der Selbstsucht derer, die nicht das kleinste Opfer bringen wollten,

um einen bisher geachteten, redlichen Mann vor der Verzweiflung, der Schande und Armuth zu bewahren, mußte er unterliegen.

Theodor Bauerband sah sich bald genöthigt, seine Zahlungen einzustellen, die Gläubiger ernannten aus ihrer Mitte einen Curator, der das Geschäft liquidiren und ihre Forderungen allmälig tilgen sollte.

Der Bankier zog sich in seine Privatwohnung zurück, er war zerfallen mit der Menschheit, außer Eleonore und dem Rentner wollte er Niemand sehen.

Aber so sehr auch seine Frau und sein Sohn an ihm gesündigt hatten, kam doch keine Klage gegen sie über seine Lippen, er nannte nie ihre Namen, erwähnte ihrer nie mit einer Silbe, sie schienen Beide für ihn todt und vergessen zu sein.

Mathias Bauerband, der ihn besuchen wollte, wurde abgewiesen, durch seine Tochter erfuhr der Bankier, daß der Maler sich auf der Besserung befinde, und Meister Mathias durch die Schande und das schmähliche Ende seines Sohnes tief niedergebeugt sei.

Er nahm kaum Interesse daran, das eigene Unglück stumpfte ihn ab gegen den Kummer und die Sorgen Anderer.

Er hörte ferner, daß Katharina Weller, alias Fanny Wilde unter polizeilicher Begleitung eine Reise nach dem Süden Deutschlands angetreten habe, um dort sich wegen früher verübter Betrügereien zu verantworten, daß laut eingetroffener Nachrichten der Bruder dieser Betrügerin, Herr Rittergutsbesitzer von Wollheim, sich glücklich nach

Amerika eingeschifft habe, und wenig Hoffnung vorhanden sei, sich dort seiner Person zu bemächtigen.

Das Alles erzählte ihm der kleine Rentner in seiner lebhaften Weise, manche beißende Bemerkung über dieses saubere Geschwisterpaar einflechtend, während er zahllose Seifenbecken ausschüttete und dazwischen unzählige Prisen nahm.

Beier sagte ihm auch, in der Brust des genesenden Malers lodre noch immer der alte, glühende Haß, der durch die Erinnerung an die Entführung seines Kindes täglich genährt werde.

Das schreckte den alten Mann aus seinem dumpfen Brüten auf, er blickte irr mit seinen unstäten Augen den kleinen Herrn an und nickte dann, als ob er sagen wolle, es könne ja nicht anders sein, dieser Haß sei gerechtfertigt, es würde ihn in hohem Grade wundern, wenn sein Bruder ihm die Hand zur Versöhnung bieten wolle.

Aber es schien ihn dennoch schwer getroffen zu haben, denn er seufzte tief und schmerzlich auf, wie einer, der unter dem Druck einer schweren Last stöhnt, die er nicht abzuwerfen vermag.

So lagen die Dinge, als eines Tages ein Telegramm aus Hamburg eintraf, in welchem Wilhelm dem Bankier anzeigte, daß er mit guter Botschaft bald heimkehren werde.

Der Curator des Geschäfts hatte dieses Telegramm geöffnet, er brachte es dem alten Herrn und verlangte zu wissen, worauf die »gute Botschaft« sich beziehe.

Theodor Bauerband sah sich durch diese Frage gezwungen, seinen Sohn des Diebstahls zu beschuldigen, es war das erste Mal seit der Abreise Hermann's, daß er den Namen desselben nannte.

Seine Mittheilung rief einen unangenehmen Auftritt hervor. Der Curator, ein Mensch, dessen ganzes Sinnen und Streben nur darauf gerichtet war, Schätze zu sammeln und sich, gleichviel durch welche Mittel, zu bereichern, machte dem alten Manne den beleidigenden Vorwurf, er habe die Flucht seines Sohnes begünstigt, selbst ihm die Summen eingehändigt, um etwas aus dem Schiffbruch für sich zu retten, und als Theodor Bauerband mit Entrüstung diesen ungerechten Vorwurf zurückwies, mußte er Worte hören, wie sie bisher nur sein Bruder Hugo im Uebermaß seines glühenden Hasses ihm gesagt hatte.

Eleonore, empört über dieses rohe, herzlose Benehmen, trat dem Manne, der so wenig Achtung vor fremdem Unglück zeigte, energisch entgegen; auch sie erntete nur Hohn und Beleidigungen, und der Curator entfernte sich mit der Drohung, daß er ihnen binnen wenig Tagen das Haus über dem Kopfe versteigern lassen werde, um die Ansprüche der betrogenen Gläubiger zu befriedigen.

Dieser Auftritt brachte den alten Mann der Verzweiflung nahe, jetzt erst trat mit allen ihren Schrecken die Frage an ihn heran, wie seine Zukunft sich gestalten werde?

Er war ein Bettler, es wäre Thorheit gewesen, zu hoffen, daß er aus dem Schiffbruch etwas retten werde.

Ja, er war ein Bettler, und wenn sein Bruder Mathias sich nicht seiner annahm, so blieb ihm nichts übrig, als mit dem Bettelsack von Thüre zu Thüre zu gehen.

Er fragte sich, ob es ihm möglich sein werde, durch Arbeit sein Dasein, wenn auch kümmerlich, zu fristen, die Antwort lautete verneinend.

An Leib und Seele gebrochen, fühlte er sich zur Arbeit nicht mehr fähig, und der Rest seines Stolzes empörte sich dagegen, nur gehorchen und dienen zu sollen, nachdem er so lange geherrscht hatte.

In dieser trüben, verzweifelten Stimmung traf Wilhelm ihn bei seiner Heimkehr.

Der alte Mann hatte nicht die Kraft, sich vom Sessel zu erheben und ihm entgegen zu gehen, er mußte es seiner Tochter überlassen, den Eintretenden zu empfangen, aber während sie es that, beobachtete er scharf die Beiden, und ein Ausdruck der Befriedigung breitete sich über sein bleiches, welkes Gesicht, als er das freudige Aufleuchten in den Augen Beider bemerkte.

Wilhelm reichte ihm die Hand und äußerte die Hoffnung, daß der günstige Erfolg seiner Reise das Schlimmste abwenden und den schwankenden Boden wieder befestigen werde.

Theodor Bauerband schüttelte das Haupt, und der Blick, den er dabei dem jungen Manne zuwarf, ließ diesen erkennen, daß der Stern der Hoffnung längst und für immer untergegangen war in der finstern Nacht, die den Unglücklichen umgab.

Der Referendar legte die Werthpapiere in die welken Hände Bauerband's und forderte ihn auf, sie mit der Liste, die er damals von ihm erhalten habe, zu vergleichen, aber wieder schüttelte der alte Mann das Haupt, und das Paketchen hinlegend, erwiderte er, es sei Sache des Curators der Fallitmasse, diese Prüfung vorzunehmen, er wolle dem mißtrauischen Manne nicht vorgreifen.

Dann fragte er nach seinem Sohne, er verlangte zu wissen, wo, und unter welchen Verhältnissen der Referendar ihn angetroffen und verlassen habe, und da Wilhelm mit der Antwort zögerte, bat er ihn, ohne Hehl die Wahrheit zu sagen und nichts zu verschweigen.

Nun hatte Wilhelm freilich sich vorgenommen, den alten Herrn allmälig auf die Hiobspost vorzubereiten und vorher mit Eleonore über das Schicksal ihres Bruders zu reden, damit auch sie dazu beitragen könne, daß der harte Schlag nicht so plötzlich den alten Mann treffe; aber es regten sich jetzt Bedenken in ihm, die ihn in seinem Entschlusse wankend machten.

Röschen und Konrad waren gleichzeitig mit ihm heimgekehrt, wie nahe lag die Möglichkeit, daß der Maler sich von seiner Wuth über den an seinem Kinde verübten Betrug hinreißen ließ, ohne Verzug zu dem Bruder zu eilen, ihm um über ihn die Schale seines Hasses auszugießen!

Es war besser, wenn er dem alten Manne ohne Rückhalt die Ereignisse in New-York mittheilte, Theodor Bauerband mußte ja im Grunde genommen in dem Tode seines verlorenen Sohnes eine Beruhigung finden.

Theodor Bauerband hörte ihm zu, den starren, ausdruckslosen Blick unverwandt auf ihn gerichtet, und während in dem todesbleichen Antlitz Eleonore's Entrüstung und wachsendes Entsetzen sich spiegelten, verrieth kein Zug in seinem Gesicht, was seine Seele bei diesen Mittheilungen empfand. Wie aus einem tiefen Traume fuhr er empor, als der Referendar schwieg, Eleonore hielt ihn umschlungen und blickte den jungen Mann zürnend an, während ihre schönen Augen sich mit Thränen füllten.

»Das war der letzte und wohl der schwerste Schlag,« sagte der alte Mann, tief aufseufzend, indem er mit der Hand langsam über die Stirne strich. »Eleonore, sei so gut und laß mich mit dem Herrn Referendar allein, ich werde läuten, wenn ich Deiner bedarf. Nein, nein, besorge nichts, ich bin ruhig und gefaßt, geh, ich bitte Dich darum.«

Und als ob plötzlich ein unerwarteter Glücksfall ihn betroffen habe, der allen Sorgen, allem Gram ein Ende mache, richtete er sich nach diesen Worten empor, seine Augen erhielten wieder Glanz, und ein Zug der Entschlossenheit umspielte seine Lippen. Er faßte seine Tochter an der Hand und begleitete sie zur Thüre, dann kehrte er zu dem jungen Mann zurück, der sein Erstaunen über diese plötzliche und nach seinem Urtheil völlig ungerechtfertigte Umwandlung nicht verhehlen konnte.

****

»Das war der letzte Schlag,« wiederholte er, »und wenn ich's recht bedenke, so muß ich dem Himmel dafür danken, daß er der Laufbahn des verlorenen Sohnes ein Ziel gesetzt hat, ehe sie in's Zuchthaus führte. Hermann war so tief gesunken, daß es für ihn keine Rettung mehr gab, der Dolch der Mörderin bewahrte ihn vor neuen Verbrechen, die er nie hätte sühnen können! Wohl, nun weiß ich ihn versorgt, die Frage, wie seine Zukunft sich gestalten werde, foltert mein brechendes Herz nicht mehr. Meine Frau hat mich verlassen – – das ist das Ende einer Ehe ohn Liebe!«

Wieder strich er mit der Hand über die Stirne, dann bedeckte er mit ihr eine kurze Weile seine Augen.

»Sie haben noch Eleonore,« erwiderte Wilhelm bewegt, »dieses Kind wird Ihnen ersetzen, was Sie verloren haben.«

»Wen aber hat sie?« fragte der alte Mann mit einem raschen, prüfenden Blick auf die Züge des jungen Herrn. »Einen Bettler, den zu ernähren sie gesetzlich verpflichtet ist. Es war keine schlechte und thörichte Sitte bei unseren Vorfahren, daß die Greise, wenn sie schwach und zur Arbeit untauglich wurden, sich die Adern öffneten, – nein, es war eine vernünftige Sitte, man haut ja auch die alten Bäume um, wenn sie absterben, um an ihre Stelle junge Stämme zu pflanzen. Ich bin zur Arbeit untauglich geworden, Herr Referendar, ich bin geistig und körperlich erlahmt, ich kann mich überdies nicht dazu bequemen, der Sklave Anderer zu werden. Wenn ich nur mein armes, gutes Kind versorgt wüßte! Soll ich sie der Gnade meiner

Verwandten empfehlen? Soll ich mich mit der Hoffnung beruhigen, die pflichtvergessene Mutter – – o, das wäre eine erbärmliche Existenz, erbärmlicher, wie die eines Bettlers! Eleonore ist nicht so stark, so muthig, so ruhig und freudig in der Entsagung, wie das Prinzeßchen; sie wird sich nicht glücklich fühlen können in einer armseligen Dachstube, sie wird langsam hinsiechen, wenn sie durch ihrer Hände Arbeit ihr Brod verdienen soll.«

Er sah bei diesen Worten, die er im Tone tiefster Betrübniß sprach den jungen Mann flehend an, als ob er bei ihm Trost und Hülfe suchen wolle, dann seine Hand ergreifend, fuhr er mit seltsamer Hast fort:

»Eleonore ist arm, aber ich darf behaupten, ihr edles, treues Herz wiegt die fehlende Mitgift auf. Ja, sie hat ein edles Herz, und dieses Herz wird den Mann, den es liebt, glücklich machen.«

Betroffen blickte Wilhelm zu dem alten Herrn auf, er wußte nicht, wie er diese Worte deuten durfte, sie weckten in seiner Seele Hoffnungen und Zweifel.

»Wissen Sie, wen dieses Herz liebt?« fragte Theodor Bauerband nach einer Pause. »Ich habe geschwiegen und beobachtet, ich weiß, daß es mit inniger Liebe an dem Manne hängt, der es vor namenlosem Leid, vor Schande und Elend so ritterlich beschützte.«

Eine brennende Gluth ergoß sich über das Antlitz des jungen Mannes, so nahe hatte er sich dem heiß ersehnten Ziele nicht geglaubt, die Freude drohte ihn zu überwältigen.

»Wenn dies die Wahrheit ist, dann haben Sie mir das höchste Glück des Lebens verkündet,« sagte er mit zitternder Stimme, indem er dem Bankier die Hand drückte, »ein Glück, auf welches ich nicht zu hoffen wagte, weil ich glaubte, es liege mir unerreichbar fern.«

Ueber die Lippen Bauerband's glitt ein Lächeln innerer Befriedigung.

»Ja, es ist die Wahrheit,« antwortete er, »Eleonore liebt Sie, und ich würde nicht gewagt haben, Ihnen das zu sagen, wenn ich nicht gewissermaßen die Ueberzeugung gehegt hätte, daß Sie diese Liebe erwidern. Ich frage Sie nicht, ob Sie meinem Kinde ein treuer, liebevoller Gatte sein wollen, ich weiß, daß Sie Eleonore so glücklich machen werden, wie sie es verdient. Ah – wie viel größer würde meine Freude sein, wenn ich meinem Kinde am Hochzeitstage eine namhafte Summe überreichen könnte!«

»Glauben Sie, daß dies unser Glück erhöhen würde?« fragte der Referendar, aus dessen Augen eine reiche Fülle von Glück und Freude leuchtete. »Ich hoffe nach wenigen Monaten eine einträgliche Advocatur zu besitzen, sollten meine Einkünfte nicht ausreichen, die Kosten der Haushaltung zu bestreiten, so wird die nicht unbedeutende Rente meines Vaters den nöthigen Zuschuß geben.«

Theodor Bauerband hatte, während der junge Mann dies sagte, an der Glockenschnur gezogen, gleich darauf trat Eleonore ein. Ahnte sie, las sie in dem strahlenden Gesicht Wilhelm's und in den freudig leuchtenden Augen

des Vaters, was die beiden Herren mit einander besprochen hatten?

Ueber und über erglühend, senkte sie vor dem strahlenden Blicke des Referendars die Augen, um sie im nächsten Moment fragend zu dem Vater aufzuschlagen, der lächelnd ihre Hand erfaßte und sie in die Hand des jungen Mannes legte.

»Ich hoffe, daß Du diese Wahl billigen wirst,« sagte er mit bewegter Stimme; »seid glücklich, Kinder, möge der Himmel Euch mit seinem reichsten Segen überschütten!«

Er ging hinaus und überließ die Liebenden ihrem Glück und ihrer Freude; er saß im Nebenzimmer am Fenster und blickte, das Haupt auf die Hand gestützt, nachdenklich hinaus.

Er gedachte der Stunde, in der auch er um die Hand seiner künftigen Gattin geworden hatte.

Ja, um die Hand – nicht um das Herz, seine Seele hatte bei dem ersten Kuß nichts empfunden.

Nicht die Liebe hatte das fesselnde Band um die Herzen geschlungen, damals nicht, und auch später nicht, Stolz und Selbstsucht hatten die Herzen beider Gatten so sehr erfüllt, daß die Liebe keinen Raum in ihnen fand.

Wie konnte es ihn nun wundern, daß das Band so rasch zerrissen war? –

Die Seligkeit, welche die Beiden in dieser Stunde empfanden, in dieser Stunde, die jedes liebende und geliebte Herz die schönste seines Lebens nennt, hatte er nie gekannt, und nie entbehrt; jetzt erst, als das Schicksal ihm die Binde von den Augen nahm und ihn erkennen ließ,

daß Gold allein des Lebens Glück nicht begründen kann, und daß in jedem Menschenleben Stunden kommen, in denen das Herz sich nach anderen, herrlicheren Gütern, als dem todten, kalten Mammon sehnt, jetzt erst sah er ein, daß er nie des süßesten Erdenglückes theilhaftig geworden war. Lange saß er da, in Sinnen versunken, den Blick auf die mannigfach wechselnden Bilder der Vergangenheit gerichtet, die seinem geistigen Auge vorüberzogen. Und als er endlich in das andere Zimmer zurückkehrte, traten die Liebenden ihm Hand in Hand heiter und glücklich lächelnd, wie sorglose Kinder, entgegen.

Er umarmte sie, dann bat er Wilhelm, ihn mit seiner Tochter allein zu lassen.

Er begleitete ihn hinaus und äußerte den Wunsch, daß die Verlobung bis zum nächsten Tage geheim bleiben möge.

»Es wäre mir nicht lieb, wenn ich heute noch den Besuch theilnehmender Freunde und Verwandten empfangen müßte,« sagte er, »Sie werden mich verstehen. Diesen Brief haben Sie wohl die Güte, morgen früh meinem Bruder Mathias zu übergeben, aber nicht vor morgen, mein lieber Sohn, ich will heute mit meinem Kinde und meinen Gedanken allein sein.«

Er überreichte ihm den Brief, den Wilhelm in sein Portefeuille legte, und schloß ihn dann noch einmal in seine Arme.

»Sie werden mein gutes Kind glücklich machen,« sagte er, seltsam bewegt, »Gott segne Sie dafür. Leben Sie wohl!«

Hastig eilte er nach diesen Worten in seine Gemächer zurück, und befremdet über dieses sonderbare Benehmen verließ der Referendar bald darauf das Haus. –

In dem Hause des Meisters Mathias herrschte großer Jubel über die Rückkehr des Prinzeßchens.

Selbst Mathias Bauerband und dessen Frau vergaßen für einige Stunden den Schmerz, der bei jeder Erinnerung an Rudolf sie durchzuckte, um die Freude des Malers zu theilen, der nicht Worte genug finden konnte, dem Retter seines Kindes zu danken.

Ha – wie grimmig der hagere Mann auffuhr, als Röschen ihm ihre Erlebnisse erzählte! Wild schüttelte er die grauen Mähnen, und der hell auflodernde Haß gegen den Bankier und dessen Brut schoß flammende Blitze aus den Augen des leidenschaftlich erregten Mannes.

Aber die sanften Worte des Prinzeßchens beschworen diese Stürme, und die Erinnerung an das Ende des Schurken söhnte ihn einigermaßen mit den Verbrechen desselben aus.

Meister Mathias machte ihn darauf aufmerksam, daß ihr Bruder nun so elend sei, daß man nur Mitleid mit ihm empfinden könne, und der kleine Rentner, der sich auch eingefunden hatte, um das Prinzeßchen zu begrüßen, schilderte das Elend des einst so stolzen Bankiers mit so grellen Farben, daß selbst der Maler sich ergriffen fühlte.

Was Röschen an diesem Abend in einer späteren, vertraulichen Unterredung ihrem Vater mittheilte, erfuhr Niemand, aber am nächsten Morgen konnte die Familie

des Meisters Mathias den Inhalt dieser Unterredung ahnen.

Der hagere Mann fragte in seiner offenherzigen, kurz angebundenen Weise Konrad im Beisein Aller, ob es wahr sei, daß er auf der Rückreise aus Amerika dem Prinzeßchen gesagt habe, es wäre sein Tod gewesen, wenn er Röschen nicht wiedergefunden hätte, und ais Konrad diese Frage bejahte, erwiderte der Maler, in diesem Falle könne er über die Zukunft seines Kindes beruhigt sein, wenn er sie einem so treuliebenden Manne anvertraue.

Jubelnd vor Freude umarmte Röschen den Vater, um darauf in die Arme des Geliebten zu eilen; wie Eleonore hatte auch sie jetzt das Glück ihres Lebens gefunden, und die Erinnerung an die erschütternden Ereignisse der Vergangenheit war nun erloschen.

Da drängte eine Frage die andere, – weshalb Konrad nicht schon vor einem Jahre seine Liebe gestanden habe? wie es gekommen sei, daß sie einem Andern ihr Jawort habe geben können, während sie doch gewußt habe, daß ihr Herz einem Andern angehört habe? Unzählige Fragen wurden aufgeworfen, und fast eine jede dieser Fragen war ein dunkles Räthsel, welches Niemand lösen konnte. Man beschäftigte sich noch mit ihnen, als Wilhelm, begleitet von seinem Vater eintrat und dem Meister Mathias den Brief des Bankiers einhändigte.

Der kleine Rentner berichtete, während er energisch ein Seifenbecken ausschüttete, die Verlobung seines Sohnes mit Eleonore, darüber vergaß Meister Mathias fast, den Brief zu öffnen.

Wilhelm erinnerte ihn endlich daran, nachdem er die Glückwünsche Aller empfangen hatte, der alte Mann erbrach das Siegel und hüllte sich, während er den Brief las immer dichter in Rauchwolken ein.

Es währte lange bis er den Inhalt dieses Schriftstücks in sich aufgenommen hatte, und als er nun aufblickte, lag ein ungewöhnlicher Ernst über seine Züge gebreitet

Er forderte seinen Bruder auf, ihm zu folgen, und führte ihn in ein anderes Zimmer:

»Du hattest Recht,« sagte er, »alle Vorwürfe, welche Du seit dem Tode des Vaters unserm Bruder Theodor machtest, waren begründet.«

Der hagere Mann warf das Haupt zurück, als ob er erwidern wolle, er habe erwartet, diese Genugthuung zu erhalten, aber Meister Mathias ließ ihn nicht zu Worte kommen.

»In diesem Briefe bekennt er seine Schuld,« fuhr er fort, »er hat gewußt wo das Versteck sich befand, in welchem der Vater seine Schätze aufbewahrte, er kaufte das elterliche Haus, um diese Schätze sich anzueignen!«

»Der Schuft!«

»Sprich nun nicht mehr so, Hugo, der Haß möge nun getilgt sein! Das Geld hat ihm keinen Segen gebracht.«

»Ich hab's ja immer gesagt, daß unrecht Gut nicht gedeihen kann!« warf der Maler, seine Mähnen schüttelnd, ein.

»Er bittet um Verzeihung, und nicht wahr, wir wollen sie ihm gewähren?«

Meister Mathias blickte bei dieser Frage seinen Bruder treuherzig an, und nach kurzem Bedenken nickte der hagere Mann zustimmend.

»So komm,« fuhr Mathias Bauerband fort, »wenn ein Unglücklicher um Versöhnung bittet, so darf sie ihm nicht verweigert werden.

Der Maler war nach kurzem Zögern bereit, der alte Groll wollte wieder erwachen, aber Meister Mathias beschwor den Sturm und zog den Bruder mit sich fort.

»Wenn wir nicht vergeben können, so wird auch uns nicht vergeben werden,« sagte er, als sie das Haus des Bankiers erreicht hatten, »und so schuldlos ist kein Mensch, daß er nicht der Vergebung bedürfte! Was sein Kind verbrochen hat, darfst Du ihm, dem Vater, nicht anrechnen, und für die eigene Schuld hat er schwer gebüßt.«

»Nicht schwer genug,« erwiderte der hagere Mann dumpf, während sie die Treppen hinaufstiegen. »Aber sei es, ich will ihm verzeihen, wenn ich auch so rasch nicht vergessen kann!«

Eleonore konnte ihre Bestürzung nicht verbergen, als sie den Maler eintreten sah, vor dem ihr Vater, wie er ihr oft gesagt hatte, so große Furcht empfand.

Aber er wünschte ihr in einer so freundlichen, theilnehmenden Weise Glück zu ihrer Verlobung, daß ihre Besorgnisse rasch wieder schwanden; sie konnte nicht glauben, daß er gekommen sein solle, um sich in niedriger Rachsucht an dem Unglück ihres Vaters zu weiden.

Meister Mathias sagte ihr, daß ihr Vater ihm geschrieben habe und er gekommen sei, um persönlich die Antwort ihm zu bringen; Eleonore erwiderte ihm, ihr Vater habe sein Schlafzimmer noch nicht verlassen, aber sie wolle nachsehen, ob er schon aufgestanden sei.

Sie fand die Thüre nicht geschlossen; aber kaum war sie in dem Zimmer, als ein durchdringender Schrei den beiden Männern verrieth, daß ein Unglück sich ereignet haben mußte.

Meister Mathias wollte sofort in das Gemach eilen, auf der Schwelle begegnete ihm Eleonore todesbleich mit entstellten Zügen.

»Er ist todt!« schrie sie, außer sich vor Schmerz; der alte Mann umfaßte sie und führte sie zum Divan, dann bat er seinen Bruder, einen Arzt zu holen.

****

Er redete ihr zu, sie dürfe die Hoffnung nicht verlieren, so lange sie noch hoffen könne; wenn aber ihre Befürchtung begründet sei, dann möge sie sich mit dem Gedanken trösten, daß der Tod zur rechten Zeit dem nagenden Gram und den schweren Sorgen eines Unglücklichen ein Ende gemacht habe.

Er sagte ihr, wenn der alte Herr hinübergegangen sei, so habe er doch noch vor seinem Tode die Freude erlebt, die Zukunft seines Kindes gesichert zu sehen, und sein letzter Gedanke sei gewiß ein Segensspruch für sie gewesen.

Das weinende Mädchen hörte ihm zu, ohne seine Worte zu verstehen, der Schmerz hatte ihre Sinne betäubt.

Der Maler hatte, in richtiger Erkennung der Verhältnisse und wohl auch von einer dunklen Ahnung getrieben, den Hausarzt seines Bruders Mathias geholt. Eleonore wollte die Herren in's Schlafzimmer begleiten, aber der Arzt bat sie in einem so ernsten, dringenden Tone, zurückzubleiben, daß sie nicht den Muth hatte, bei ihrem Vorsatze zu beharren.

Da lag der einst so stolze, vornehme Herr unter der seidenen Decke, und ein Blick auf die starren entstellten Züge genügte, erkennen zu lassen, daß das Leben in ihm erloschen war.

Der Arzt beugte sich über die Leiche, dann nahm er von dem Nachttischchen neben dem Bette ein kleines Fläschchen, welches er rasch in seine Tasche steckte.

»Es braucht wohl nicht Jeder zu erfahren, daß Ihr Herr Bruder selbst seinem Leben ein Ende gemacht hat,« sagte er leise, »das würde in dem Herzen seines Kindes das Andenken an ihn entheiligen. Sagen wir also ein Schlagfluß habe ihn plötzlich hinweggerafft.«

Mathias blickte den Maler bedeutungsvoll an, dann drückten beide Brüder die Hand des Todten, die auf der Decke lag – sie hatten ihm vergeben. –

Madame Bauerband, geborne von Wurzer, kehrte erst nach der Beerdigung ihres Gatten heim, nicht, um ihr Kind zu trösten und der Waise sich anzunehmen, sondern um mit den Gläubigern einen Proceß zu beginnen, um Ansprüche an die Hinterlassenschaft geltend zu machen, die keine gesetzliche Begründung hatten und aus diesem Grunde später vom Gericht zurückgewiesen wurden.

Sie war entrüstet über die Verlobung ihrer Tochter mit dem Referendar, ihre beleidigenden Vorwürfe trieben das Mädchen aus dem elterlichen Hause, welches wenige Tage später sammt allem übrigen Immobiliar und Mobiliar des verstorbenen Bankiers unter den Hammer kam.

Eleonore fand eine Zuflucht im Hause ihres Oheims Mathias, hier, in dem Kreise schlichter, treuherziger Menschen fühlte sie sich bald heimisch. Eine innige Freundschaft verband sie mit Helene und dem Prinzeßchen, und unter der praktischen Leitung ihrer Tante lernte sie rasch die Führung des Hauswesens, die im elterlichen Hause stets den Dienstboten anvertraut gewesen war.

Madame Bauerband kehrte zu ihren adligen Verwandten zurück, ihr Groll gegen Eleonore wurzelte noch nach einem Jahre so tief, daß sie die Einladung zur Hochzeit ihres Kindes unerbrochen zurückschickte.

Mochte dieser Groll auch dann und wann einen Schatten auf das Glück der schönen jungen Frau werfen, so waren es doch nur leichte Wolken, die an der Sonne des Glücks flüchtig vorüberzogen.

So war nach vielen schweren Stürmen der Friede zurückgekehrt! Meister Mathias Bauerband und seine Käthe lebten neu auf im Kreise ihrer geliebten Kinder, und auch den Maler söhnte das Glück seines Kindes mit der Menschheit wieder aus. Von seinem Künstlerruhme wollte er nichts mehr wissen, und wenn ja einmal in seiner

Gegenwart die Rede auf die Kunst, auf Gemälde und berühmte Meister gebracht wurde, dann schüttelte er energisch die grauen Mähnen, und nichts konnte ihn bewegen, an solchem Gespräch theilzunehmen.

Nur einmal noch zeigte er die ganze Wildheit und Leidenschaftlichkeit seines Temperaments, in der Stunde, in der er durch seine Aussagen die Anklage gegen Frau Wiedemann unterstützen und bekräftigen sollte. Es war ihm nicht genug, daß das Weib zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt wurde, er behauptete, sie habe verdient, auf dem Schaffot zu enden.

Das Prinzeßchen war und blieb der Mittelpunkt des ganzen Familienkreises, dem nun auch der kleine Rentner und der Advocat Beier angehörten.

Sie blieb das »Prinzeßchen«; auch dann noch, als eine fröhliche Kinderschaar sie umspielte, und als nach mehreren Jahren das Mädchen aus New-York ankam, dem sie die Rettung ihrer Unschuld und Ehre, ja, ihr ganzes Lebensglück verdankte, da ruhte sie nicht, bis auch dieser Unglücklichen der Glaube an die Menschheit zurückgegeben und eine sorgenfreie Existenz gesichert war.